



ELEAGABAL KUPERUS



Karl Hans Strobl

Karl Hans Strobl

Eleagabal Kuperus

© e-artnow, 2018

Kontakt: info@e-artnow.org

ISBN 978-80-268-8342-5

Editorische Notiz: Dieses eBuch folgt dem Originaltext.

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil. Die würgende Hand

Das Haus des Eleagabal Kuperus und die Witwe des Dichters

Waldmenschen

Adalbert Semilasso entdeckt die Welt

Thomas Bezug bekommt einen Schwiegersohn und kauft einen lebendigen Dichter

Vom Türmer Palingenius

Die Komödianten. Bezug entdeckt einen Star

Von einem Gefangenen, der den Menschen sucht

Bei armen Leuten. Emma Rößler schließt einen Bund

Im Gasthausgarten »Zum General Laudon«. Adalbert tritt in die Kreise des Eleagabal Kuperus. Ein Gespräch über die Zukunft der Menschheit und eines über Tod und Leben

Die ›Gesellschaft zur Verwertung der Erdoberfläche‹ hält eine Sitzung ab. Eine kleine Auseinandersetzung zwischen Bezug und seinem Schwiegersohn

Das Verlobungsfest

Das Puppenspiel, der Affenmensch und ein kleines Experiment über die Wirkung der Kunst

Elisabeth will nach Antothrake. Ein Abschied

Auf Antothrake

Zweiter Teil. Höllenfahrt

Zwei Feinde nähern sich. Meer und Weib. Elisabeth bekommt Besuch

Desponsamus te mare

Ein Mann geht über Bord und ein Boot wird übersegelt
Ein Vermißter kehrt zurück. Looping the Loop
Ein Todesflug
Nellas Tagebuch
Der Gefangene befreit sich. Hainx macht einen letzten Versuch
Der Klub der babylonischen Jungfrauen
In Enzbergers Mühle. Die Sonnenfinsternis
Der Terror
Am Gnadenort
Der Taumel beginnt
Die Aufzeichnungen des Astronomen
Die Brüder vom roten Tode
Adalbert und Regina. Der Kampf um die Ordnung
Gemetzelt. Das Wunder
Bezugs neue Pläne. Johannas Lebensgeschichte. Aktschlüsse

Erster Teil.

Die würgende Hand

[Inhaltsverzeichnis](#)

Das Haus des Eleagabal Kuperus und die Witwe des Dichters

Inhaltsverzeichnis

Hinter dem Dom, wo sich die Dächer der kleinen Häuser um enge Höfe zusammendrängen, verlieren die Gäßchen ihre Richtung und weichen, von alten grauen Fronten beengt, vor plötzlich vortretenden Ecken zur Seite, steigen über Stufen hinab und hinauf, bis sie, auf allen Seiten von den Häusern umstellt, in irgendeinem Winkel enden. In diesem innersten Kern der Stadt hat die neue Zeit, die an der Erweiterung des Umkreises arbeitet, noch nichts geändert, und unter dunklen Torbogen, in düsteren Nischen, vor deren schwarzen Heiligenbildern zitternde Lämpchen brennen, kauert die Vergangenheit. Die Stufen, an denen die Häuser hinabsinken und emporsteigen, sind von vielen Tritten glatt und schlüpfrig geworden, daß die alten Weiblein zur Winterszeit nur zaghaft und unter Stoßgebeten zum Dom zu gehen wagen. Was an Freude und Leid über diese Stiegen getragen wurde, hat gleichermaßen an den runden Löchern in ihrem Granit gearbeitet, in denen nach sommerlichen Regengüssen kleine Wasserlachen stehen und im Winter länger als anderswo Eiskrusten knistern. Versonnen und manchmal ein wenig verdrießlich sehen die alten Häuser aus kleinen Fenstern nach den wenigen Menschen, die hier mit Bedacht über das holprige Pflaster gehen, als hätte die Hast und Unruhe, die dem Domberg vorbeibraust, noch keine Macht über sie. Man sieht hier sehr viele alte Leute. Das Leben scheint sich in diesen stillen krummen Gäßchen länger hinzudehnen als anderswo. Und wenn man Sonntags alle diese alten Männlein und Weiblein zum Dom wandern sieht, dann ist es wie im Reiche der Erinnerung, wo die Schatten des Gewesenen umhergehen. Doch die Jugend lebt mitten unter den alten Leuten grausam, unbändig und lärmend wie draußen und trotzts mit dem Recht der Gegenwart zwischen den grauen Häusern, tobt über Stiegen auf und ab und läßt sich gleich dem Sonnenschein nicht daran hindern, das Glück der Kraft zu spenden. Die

Alten sehen zu und lächeln, denn hier sind Vergangenheit und Gegenwart noch nicht im Streite. Darum liebt das Alter auch grüne Pflanzen und weiße Gardinen, und viele der kleinen vielscheibigen Fenster leben von einem grünen Flor. Im Sommer nicken die blutroten Knospen der Fuchsien über hölzerne Gitter, und breitblättrige Pelargonien stehen würdig im Hintergrund. Dann gibt's auch ganze Fenster voll von blühenden Hyazinthen, die in allen Farben prahlen, und beim Rahmenmacher, der auch Tiere hält und Vögel ausstopft, kann man ausländische Blattpflanzen und wunderliche Orchideen sehen, daß alle Kinder weit umher gezwungen sind, vor seinen Fenstern stehenzubleiben und mit ihren Fingern gegen die Scheiben zu tupfen. An großen Festtagen im Sommer stellt er seine Passionsblume aus, die schöne und traurige Blüte, die alle Werkzeuge der Marter Christi zeigt, die Nägel und den Hammer und sogar die gräßliche Dornenkrone. Hier hält man noch etwas auf Festtage, hebt sie unter den Tagen der Arbeit hervor, und sogar die Häuser ändern ihr Gesicht zur Osterzeit, zu Pfingsten oder am Fronleichnamstage. Wenn der Umzug durch die engen Gäßchen kommt, wenn die Glöckchen bimmeln und der weiße Weihrauch in breiten Wolken über den Köpfen der Priester schwimmt, dann flackern Reihen von Kerzen in den Fenstern, und Heiligenbilder schauen aus verschlafenen Augen in das viele Licht. Und zur Pfingstzeit fehlt die grüne Birke an keiner Tür, so daß es aussieht, als habe der Frühling jedem Haus einen Strauß an die Brust gesteckt. Dann schaut alles so hell und heiter in die Welt, daß man fast nicht glaubt, wie viele sonderbare Geschichten hinter den altersbraunen Türen und kleinen Fenstern schlafen; heimliche und unheimliche Geschichten, die an trüben Tagen und in den langen Winternächten erwachen.

Nahe dem Hauptaufgang zum Dom, den zwei steinerne Heilige mit kalten, leeren Augen bewachen, steht ein Haus, um das sich viele solcher Geschichten spinnen. Denn hier wohnt Eleagabal Kuperus, von dem man sich in den Häusern um den Dom höchst merkwürdige Dinge erzählt, der in der Phantasie der Jugend vom fahlen Glanz des Geheimnisses umgeben ist und dem die alten Weiblein scheu ausweichen, wenn er ihren Weg zum Dom kreuzt.

Sein Haus ist sicher das älteste hierherum und hat einen schiefen Giebel auf seinem faltigen braunen Gesicht sitzen, wie einen alten Hut. Bei trockenem Wetter scheint seine Front staubig und zerfurcht, wenn aber der Regen gegen seine Wände schlägt, dann kommen auf ihnen uralte Bilder hervor: Isaaks Opferung, das Urteil Salomos, der Durchzug der Juden durch das rote Meer und viele andere, denen die Leute hier oben keine Deutung wissen. Wie eine geheime Schrift durch die Sonne oder das Wasser geweckt wird, so tauchen diese Bilder aus der Feuchtigkeit, recken sich über alle Flächen zwischen den Fenstern und zeigen sich, untereinander mit Ranken aus Pflanzen und Tierleibern und mit unleserlichen Sprüchen verbunden. Über der Tür aber, die reich geschnitzt und mit rostigen Eisenbändern beschlagen ist, wird dann eine Gestalt sichtbar, die im Gewande einer fernen Zeit dasteht, in einer Hand ein Schwert und in der andern Hand einen Schlüssel hält. Aus ihrem Munde geht ein Band hervor, auf dem in altertümlichen Buchstaben geschrieben steht: »Glaube dem Wunder«. Das Seltsame an dieser Gestalt und das Seltsamste am ganzen Haus aber ist dies, daß die Hand, die den Schlüssel hält, aus der Mauer hervorragt in wirklicher, greifbarer Form, eine Hand, die mit ihren gekrümmten Fingern, mit den Sehnen und den deutlichen Adern dazwischen so sehr der lebendigen Hand eines Menschen gleicht, daß man die große Kunst ihres Bildners bewundern muß. Wenn der Regen in seinen Furchen verrieselt und die Sonne die Wand getrocknet hat, dann sind die Bilder und Sprüche verschwunden, und nur die Hand hält über der Tür ihren Schlüssel, als wachse sie aus der Mauer hervor und wolle anzeigen, daß hier ein Verschlossenes und nur durch sie zu Öffnendes sei. Und auch diese Tür – sie ist der Schrecken und das nie ausgeschöpfte Rätsel der Kinder, denn ihr Schnitzwerk zeigt den Besuch Sauls bei der Hexe von Endor. Das lebt rund um den Helden von mißgestalteten Leibern, von greulichen Fratzen und von Lindwürmern. Oben speit ein Drache Feuer aus, und unten schwimmt der Leviathan in einem Meer von lauter spitzen Wellen und bläst aus seinen Nasenlöchern mächtige Wasserstrahlen.

Unter all den Leuten, die Absonderliches von Eleagabal Kuperus und seinem Haus zu erzählen wissen, zeichnet sich die alte Frau Swoboda aus,

die im Dome schlanke Kerzchen für die Seelen im Fegefeuer anzündet. Sie ist es, die in einer Mondscheinnacht gesehen hat, wie die Finger der Hand über der Tür sich einzeln vom Schlüssel lösten und ausstreckten, genau wie die Finger einer Menschenhand, die einen Krampf überwinden will. Und sie ist es, die im Morgenrauen eines trüben Wintertages deutlich gesehen hat, wie die Drachen und Ungetüme der geschnitzten Tür durcheinanderwimmelten und wie Saul den Arm erhob, um sie zu bannen. Nun schwört sie darauf, daß Eleagabal Kuperus ein Zauberer sei, und eine Legion alter Weiber steht hinter ihr, die dasselbe behaupten. Aber auch die Männer, die über dieses Geschwätz nur lachen, meiden doch den alten Mann in dem geheimnisvollen Haus, und wenn ihm einer in der Dämmerung der schlecht beleuchteten Gassen begegnen soll, dann geht er lieber auf die andere Seite. Selten nur schrillt die Klingel unter der Hand mit dem Schlüssel, und immer ist es ein Fremder, irgendein Mensch aus der brausenden Stadt dort unten, der den Eleagabal Kuperus in seiner Burg besucht.

Die Frau, die an einem von schwerem Dunst und geheimen Stimmen erfüllten Winterabend über die große Stiege heraufkam und langsam über den kleinen Platz vor dem Dom schritt, zögerte ein wenig vor der Tür des Hauses, in welchem Kuperus wohnte. Hier oben waren nur noch wenige Lichter wach, und eines von ihnen stand unbeweglich wie ein starres Auge in der Stirn dieses Hauses. Frau Swoboda, die aus der Sakristei des Domes kam, sah, wie vor der Tür des Kuperus eine dunkle Gestalt nach der Klingel tastete, und schickte erschauernd ein kurzes Gebet um das Heil dieser armen Seele, die sich hier dem Bösen überantwortete, zum Himmel. Als sie um die Ecke des Gäßchens gekommen war, hörte sie das Gekreisch der Glocke, und frierend und der eigenen Gottgefälligkeit froh hüllte sie sich fester in ihr großes Umschlagetuch.

Die Frau, die zu Eleagabal Kuperus eingelassen sein wollte, hatte eine Weile zu warten, bevor sich die schwere Tür öffnete. Die von dem Kampf mit dem Nebel ermatteten Strahlen einer nahen Gaslaterne regten das Schnitzwerk der Tür zu ringelndem Geranke auf, glitten über die Hand mit dem Schlüssel hin und strandeten an dem Ufer des Dunkels, das schwer

über dem Ende des Gäßchens lag. Leise ging die Pforte auf. Ein langer Gang ließ die Frau in das Innere des Hauses, in dem sie lautlos über weiche Teppiche schritt. Links und rechts gaben leuchtende Buchstaben, die sich zu Worten ohne begreiflichen Sinn vereinigten, Hieroglyphen, Keilschriftzeichen und glitzernde Symbole so viel von einer beunruhigenden Dämmerung, daß hohe, dunkle Bilder und Statuen zu erkennen waren, die längs des Ganges den Eintretenden begleiteten, wie eine wehmütige Melodie plätscherte ein Springbrunnen in einem rot beleuchteten Raume, in dem sich die Bilder rings an den Wänden sammelten, hier wartete ein Diener, dessen behaarter Kopf, dessen kleine spitze Ohren und dessen böse glimmende Augen ihn einem Wolfe ähnlich machten, und hob die Hand zu einer schweigenden Gebärde. Die Frau folgte ihm durch einen schmalen Weg zwischen zwei Wänden von Büchern, bis er aus einem Becken eine Kugel nahm und sie mit silbernem Klang wieder zurückfallen ließ. Aus den Falten eines Vorhangs, die kühl um ihr heißes Gesicht wehten, trat sie unter eine Kuppel aus Glas, die sich über einem Zimmer aus Marmor wölbte. Wie in einem Tempel strebten zwei Reihen von Säulen empor, aber auf ihren breiten Kapitälern, von denen Tierköpfe zwischen Schnörkeln herabsahen, lastete kein Gebälk. Sie waren scheinbar zwecklos, nur um ihrer selbst willen in diesen Raum gestellt, dessen unteren Teil sie gliederten, während sich die Kuppel ungestützt und frei darüberspannte wie ein Symbol der Unendlichkeit des Himmels. Alle Arten von Marmor setzten die Buntheit dieses Gemaches zusammen, vom weißen Marmor der Tiroler Brüche bis zu den geflammten, gezackten, gestirnten Farbenwundern der seltensten Abarten. Über die Wände rieselten rote Bäche, als ob dort oben aus einer verborgenen Öffnung ein kleiner Blutstrahl hervorkäme, der, sich verzweigend, über die glatte Fläche fließt; daneben waren Platten, die wie Landkarten bemalt waren, dann schienen zarte Farne, Moose oder kleine Bäumchen in den Stein eingeschlossen, nun blühten Korallen und ließen ihre Äste weit auseinandergehen, als ob sie alle herrlichen Kräfte ungefesselten Wachstums entfalteteten. Leuchtend ergossen die weißen, gelblichen und elfenbeinfarbenen Marmorarten ihre makellosen Flächen und machten den Blick zur Erfassung neuer Farbenspiele fähig.

Dieses Gemach zeigte eine starre Leblosigkeit, die gleichwohl vom heftigsten Leben sprühte, eine Ruhe, in der eine unbändige Bewegung brauste, es glich einem Kopf, in dem verworrene Gedanken stürmen, in dem die seltsamsten Einfälle wohnen, von denen keiner laut wird oder in wirkliches Leben tritt. Über diesem Gewirr lag die Kuppel fest aufgeschraubt, damit nichts davon nach außen dringe, gewölbt und gläsern wie die Hornhaut eines Auges, auf dessen Netzhaut die köstlichsten und wunderbarsten Farben spielen.

An dem Marmortisch in der Mitte, von den beiden Säulenreihen rechts und links bewacht, saß Eleagabal Kuperus. Seine Hand lag auf dem Tische, seine Finger folgten irgendeiner Ader des Marmors, seine Lippen bewegten sich. Nun sah er auf und sein Blick hüllte die fremde Frau in einen Schleier von Fragen. Tief innen in einem Kopf, der ebensoviel von einem alten Patriarchen als von einem alten Raubtier hatte, lagen diese fragenden Augen. Über ihnen ging eine hohe Stirne empor, die in so viele gleichlaufende Falten gezogen war, daß man bei einem andern darüber gelacht hätte, unter ihnen begann ein weißer wilder Bart, ein verworrenes Gestrüpp, das nach allen Seiten auseinanderstrebte, doch in eine Richtung gezwungen, auf die Brust niederfiel. Zwischen dem Gestrüpp klaffte die dunkle Höhle eines Mundes, aus dem zwei Eberhauer hervortraten. Die Schneidezähne waren verlorengegangen, aber die Eckzähne des oberen Kiefers hatten sich zu seltener Kraft entwickelt, und wenn Eleagabal Kuperus lachte, so krochen sie wie krumme Messer aus ihrer Scheide. Um den kahlen Schädel lag ein dünner Kranz von weißen Haaren, der sich bei starken Affekten wie unter elektrischen Wirkungen zu sträuben schien.

Zögernd trat die Frau auf ihn zu und legte ein rundliches Paket, das sie unter ihrem Mantel getragen hatte, vor ihn auf den Tisch.

»Sie sind mir willkommen«, sagte Eleagabal Kuperus und winkte dem Diener mit dem Wolfsgesicht, der hinter der Frau in der vorgebeugten Haltung eines Raubtiers gelauert hatte, daß er sich entferne. »Sie sind mir willkommen«, sagte Eleagabal Kuperus noch einmal, und die Frau fühlte, wie sein Blick sie durchdrang. Dann fügte er hinzu, und seine Hand deutete nach dem rundlichen Paket: »Sie bringen mir den Kopf Ihres Mannes.«

Ein Zittern kam über die Frau, und der Tisch, an dem Eleagabal Kuperus saß, begann sich schnell um seine Achse zu drehen, so schnell, daß es schien, als ob sich der Mann vor ihr vervielfache. Schwindelnd griff sie nach einer der Säulen, aber sie zog ihre Finger rasch zurück, denn der Stein war so heiß, daß er ihr fast die Haut verbrannte.

»Nehmen Sie die Dinge so, wie sie nun einmal sind. Der Tod ist ein mächtiger Herr, fast so mächtig wie das Leben, und manchmal ist es, als ob er es überwinde. Ich ehre Ihren Schmerz, und ich will Ihren Wunsch erfüllen.«

»Sie wissen, was ich Ihnen vortragen wollte?«

»Ich weiß es. Ihre Liebe war groß, und ich beuge mich vor der Liebe.«

Da brach die Frau in ein Weinen aus und sah verzweifelnd um sich, denn sie fühlte sich so schwach, daß sie einer Stütze bedurfte. Eleagabal Kuperus erhob sich und trat zu ihr; er legte einen Arm um ihre Schultern, und es geschah das Seltsame, daß Frau Emma Rößler, die mit Grauen und Angst zu diesem verrufenen Greis, zu diesem unheimlichen Mann gekommen war, den Kopf in das dichte Gestrüpp seines Bartes verbarg. So standen sie beide ganz still, und das Schweigen knisterte wie eine blaue schmale Flamme. Dann führte er sie zu seinem Stuhl an dem Marmortisch und ließ sie niedersetzen.

»Erzählen Sie mir von Ihrem Gatten, der ein Dichter war und nur eines nicht zu gestalten verstand – sein Leben.«

»Es scheint, daß Sie ihn kannten,« – Eleagabal Kuperus lächelte und die beiden Eberzähne krochen aus der Höhle seines Mundes, während seine Hand ihr bedeutete, fortzufahren – »sein Name war in aller Leute Mund, und seine Zukunft stand glänzend und wunderbar vor ihm. Aber trotz aller Verheißungen und Versprechungen blieb seine Gegenwart trüb und düster. Er verstand es nicht, sich auf den Markt zu stellen und seine Werke mit prahlerischen Gebärden auszurufen. Man gab ihm immer wieder Hoffnungen auf den Weg und erkannte sein Talent an. Ah, er hatte nicht einmal den stolzen Trost, verkannt zu werden. Aber man kaufte seine Bücher nur gerade so viel, daß wir in einer bürgerlichen Behaglichkeit leben konnten, während er nach einem Überfluß dürstete, der seinen

Künstlerlaunen gestattet hätte, sich zu entfalten und noch Schöneres, Unerhörtes hervorzubringen. Wir waren nicht reich genug, um uns über die Mittelmäßigkeit zu erheben, und nicht arm genug, um vom Los des Dichters sprechen zu können. Mit den Blicken auf einen fernen Gipfel ging er gleichmäßigen, zuletzt schon ein wenig müden Schrittes eine Straße, die weder genug beschwerlich, noch genug von Wundern begleitet war. So rann sein Leben dahin. Er konnte nicht Kämpfer genannt werden, aber er war auch kein Glückskind, dem Sterne in den Schoß fallen. Mit ruhiger, besonnener Arbeit erwarb er gerade genug, um ein Leben zu führen, das dem von Tausenden gleicht, bis er am Ende versank ohne allzu großen Schmerz, ohne eine Spur von Tragik, außer der, daß hier einer verstummte, dem das Schicksal hätte gestatten sollen, sein Letztes auszusprechen.«

Eleagabal Kuperus stand vor der Frau und hörte ihr zu, indem er mit der Hand über den langen Bart hinstrich, wie ein Gärtner, der seine Büsche streichelt. Die Falten seiner hohen Stirn bewegten sich. Es war, als ob Gedanken über sie hinliefen. »Sein Leben und sein Sterben ist nicht so trostlos, wie es Ihrer Liebe erscheint. Sein Leben hätte nicht glänzender sein dürfen, denn ich weiß es, daß dann seine Kraft in weicher Dämmerung zerfließen wäre. Aber er hätte es reicher und tiefer machen können, denn er hatte ja Ihre Liebe. Und darum sagte ich, daß er es nicht zu gestalten verstand. Aus der Tiefe kommt alles Glück. Und sein Sterben war nicht trostlos, denn er war am Ende dessen, was ihm der Welt zu geben bestimmt war. Sein Andenken darf Ihnen heilig sein, denn es ist keine Verminderung seines Wertes, wenn ich Ihnen sage, daß er ›kein Letztes‹ mehr zu geben hatte, daß er nur noch Fortsetzungen, nicht Steigerungen geschaffen hätte. Um sein Haupt strahlte die Glorie jener bescheidenen Unsterblichkeit, die Menschen zu vergeben haben. Hätte die Welt sein Letztes erwarten müssen, so wäre sie ungeduldig geworden und hätte ihm auch den Ruhm für das bestritten, was er an Werten in sie gesetzt hat. Aber Sie sprachen mir von ihm, nun sprechen Sie noch von sich selbst.«

»Von mir ist nichts zu sagen, als daß ich ihn liebte.«

»Die Liebe ist nur eine. Aber ihre Erscheinungen sind so vielfach und wechselvoll wie die bunten Bilder der Welt, und nie wird die Natur

ermüden, ihre Blüten in immer neuen Gestalten zu erwecken. Es ist das Spiel ihrer festlichen Tage.«

Die Glaskuppel wölbte sich höher empor, und ein köstliches Verstummen sank von ihr herab, das an glatten Marmorwänden wie Silber erklang. Dann begann die Frau, und ihre Hände strichen mit spitzen Fingern über die kühle Fläche des Tisches: »Er hat mich emporgehoben, als ich nahe daran war, zu fallen. Meine Jugend habe ich unter fremden Leuten zugebracht, in deren Häusern ich verzogene Kinder zu unterrichten hatte. Man duldete mich am Tische, damit man nicht durch die Unarten der Jungen und die kecken Fragen der kleinen Mädchen allzusehr gestört wurde. Aber man vergaß niemals, mich fühlen zu lassen, ein wie gutes Werk es sei, sich meiner Arbeit zu bedienen. Die erwachsenen Söhne und die Herren des Hauses verwandelten sich oft genug in zärtliche Werber, wenn sie mit mir allein waren; sie brachten kleine Geschenke und Blumen, die sie mich baten, vor ihren Müttern und Gattinnen zu verstecken. Und da ich nicht gesonnen war, ihre Winke und Wünsche zu verstehen, so konnte ich nirgends eine Heimat finden. Die Wanderung machte mich müde, und in dem Hause, das mich zuletzt aufnahm, ermattete mein Widerstand an dem ungestümen Drängen des Herrn, der mit einer unheimlichen Macht über seine ganze Umgebung begabt war. Ein furchtbarer Herr, der etwas von der Grausamkeit und Lüsternheit assyrischer Eroberer hatte. Es war ein Abend in einem stillen Park, an dem ich nach einem schweren Sturm fühlte, daß meine Kraft gebrochen sei und daß ich bald unter seinem Willen stehen würde. Schwäne zogen auf einem schmalen Fluß, und von weither kamen die Töne einer Musik, wie blaue Vögel mit großen Schwingen. Da sprach mich ein junger Mann an, und seine ersten Worte sagten mir, daß ein Dichter neben mir stehe. Er fühlte sich in meine Seele ein und las meine Verzweiflung und meine Bedrängnis. So gut war jedes seiner Worte, die mich mit weichen Händen zu streicheln schienen, daß ich ihm nichts verbergen konnte. Da bot er mir an, sein Glück und sein karges Leben zu teilen, und ich nahm es an wie ein Geschenk eines alten Freundes. Er führte mich aus dem Hause meines Bedrängers fort, schlug seine Drohungen in den Wind und ließ sich nicht durch dessen Zähneknirschen und

Wutgebärden einschüchtern. Dann lebten wir sechs Jahre in einem Traum und ... waren ... glücklich.«

Der lange Bart des Eleagabal Kuperus zitterte auf seiner Brust. Sein Finger folgte einer roten Marmorader des Tisches, an dem eine junge blonde Frau saß, deren Augen von einem schon versunkenen Glanz noch geblendet schienen. Das dunkle Tuch war von Kopf und Schultern auf den Schoß zurückgesunken, und alles Licht des Raumes, das aus unsichtbaren Quellen floß, schien sich auf ihrem blassen Gesicht zu sammeln und strahlte verklärend von ihm zurück.

»Haben Sie mir alles gesagt?« fragte Eleagabal Kuperus.

»Ich habe eine Summe gezogen. Sie heißt: wir waren glücklich.«

»Warum verschweigen Sie mir, daß Sie Ihr Gatte betrogen hat?«

»Es war sein Recht als Dichter, und indem er immer zu mir zurückkehrte, erhöhte er nur meinen Triumph.«

Da neigte sich Eleagabal Kuperus vor und küßte die junge Frau auf die Stirne, und sie sah ihm ruhig in die Augen, als er sie bei der Hand faßte. »Nun will ich gerne Ihren Wunsch erfüllen.«

»Er sprach von Ihnen mit Verehrung und entwarf viele Pläne, wie er sich Ihnen nähern wollte. Von Ihrem Leben ging eine große Macht über ihn aus. Dieser hat die Kraft und den Mut, sagte er oft, alles von sich abzuschütteln, was ihm nicht taugt. Er hat seine Insel geschaffen, an der die Welt vorüber muß. Hohe Dämme zog er um sein Leben, und nur schmale Wege führen zu ihm. Nun kommt er selbst auf einem schmalen Weg. Es war sein Wunsch, seinen Kopf zu bewahren. Wollen Sie ihm Ihre Kunst verweigern?«

»Ich wartete auf ihn, und er kam nicht. Nun will ich ihm meine Kunst nicht verweigern. Folgen Sie mir.«

Eleagabal nahm die Hand der Frau und schritt mit ihr auf die marmorne Wand zu. Keine Tür war sichtbar, und die Frau schrak zurück, als ihre Stirne fast den Stein berührte. Da sah sie, daß das grüne und rote Geäder des Marmors wie Ranken über einer klaren Durchsichtigkeit hing, daß es sich als feines Nesselwerk vor eine Öffnung spannte; und als die Hand des Mannes hineingriff und die Ranken aufhob, schritt sie hindurch. Ein anderer

Raum lag vor ihr, eine Art Laboratorium mit marmornen Wänden, wie der Kuppelsaal mit einer Reihe von Säulen, von demselben milden, versöhnlichen Licht erfüllt, das aus unsichtbaren Quellen kam. Rings an den Wänden standen marmorne Postamente, auf denen unter Glasscheiben menschliche Gliedmaßen lagen, Arme, Beine, Hände mit dem Anschein des Lebens, deren Schnittfläche noch frisch und blutig schien. Eleagabal Kuperus hob eines der Gläser ab und lud die Frau ein, den Arm, einen runden schönen Frauenarm, zu berühren. Emma folgte ohne Grauen und Ekel und fühlte, daß die Haut weich und schmiegsam war, daß das Fleisch unter dem Druck ihrer Finger nachgab. »Dieser Arm ist dreißig Jahre alt, er gehörte meiner Tochter Konstanze«, sagte Eleagabal. »Ich habe lange darüber nachgedacht und geforscht, bis ich diese Art erfand, das Leben vor dem Tode zu erretten. Die alten Ägypter bewahrten die Leiber ihrer Toten für das Leben in der Unterwelt. Aber diese vertrockneten, zusammengeschrumpften Körper, deren Höhlung man mit Spezereien füllte, die man mit endlosen Binden unwickelte, sind schrecklicher als die Verwesung, denn sie haben das nicht mehr, was das Leben so wunderbar macht, den schönen Schein der Form.« Er wies in eine Ecke, in der aus verwittertem Holz sarg ein mit schwarzer runzlicher Haut überzogener Kopf sah, um dessen Stirne ein schmaler Goldreifen zu glühen schien. Emma erschrak und wandte sich rasch ab, um Eleagabal zu folgen, der ihr mit Erklärungen voranschritt. Von Postament zu Postament leitete sie sein Wort, von einem Andenken an seine Lieben zum andern, und überall bewunderte sie die Vollkommenheit dieser Kunst, die Vollkommenheit ihres Sieges über den Tod. Verwandte und Freunde hatten Teile ihrer Leiber in dieses merkwürdige Museum abgegeben, und so viel Jahrzehnte auch seit ihrem Tode verflossen waren, ihre Glieder hatten sich hier in unveränderter Frische erhalten. Vor einem Glassturz blieben die beiden stehen, unter dem der Kopf eines Negers auf glänzender Spiegelscheibe lag: »Der Kopf war nicht das Beste an meinem Hassan,« sagte Eleagabal Kuperus, »aber es war ein starker Schädel, der dicke Bretter zersplitterte und der mehr als einmal Hiebe, die mir galten, selbst auffing.« Die Bewegung, mit der Eleagabal in den dichten Haarpolster griff, hatte etwas schmeichelnd Zärtliches, die

Weichheit der Liebkosung, die man einem treuen Hund zuteil werden läßt. Emma empfand, daß es schön war, von diesem Mann geliebt zu werden. Ein wenig vom Hauch der Ewigkeit, von einer durch den Tod ununterbrochenen Fortdauer sympathischer Beziehungen lag in diesem Raume, dessen Postamente ringsum in gemessenen Abständen die Versicherung wiederholten, daß das Vergessen hier unbekannt sei. Tempelfrieden und Heimatsruhe gaben hier ein tiefes Glück. Hier konnte sich nichts mehr ereignen, die Zeit war festgehalten, gestaut, und floß nur in jenem Maße, in dem es dem Herrn des Ortes gefällig war, langsam und ohne Wellenschlag. Ihre Wasser, die draußen den Geruch der Kloaken mit sich führen, die oft den Schmutz menschlicher Unzulänglichkeit, die Kadaver verfehlter Wünsche treiben, waren hier geläutert und klar, durch ein Machtgebot von allen Unsauberkeiten gereinigt. So losgelöst von allen Beziehungen, gleichsam in sich selbst und durch sich schwebend, eine Welt im Raume, lag hier die Ruhe, und so fremd die Dinge der jungen Frau waren, so seltsam ihr Äußeres vor sie trat, so zufrieden und unbedenklich gab sie sich ihnen hin. Während sie dies in sich weiterspann und immer weiter in Unendlichkeiten hinausglitt, veränderte sich das milde Licht des Zimmers, wurde stärker und strahlender, und es schien, als ob rötliche Lichtbündel von den Säulen ausgingen, bis die Marmorwände in einem glühenden Rot lagen. Wie durch Rubinglas blutete das Licht, und alle Gliedmaßen auf den Postamenten zuckten in diesen starken lebendigen Strahlen.

Mit einem langen Blick nahm Eleagabal Kuperus von den Andenken seiner Toten Abschied und wandte sich zu einem Tisch, der in der Mitte des Raumes sonderbare Instrumente, Gläser und Retorten trug. Zwischen funkelnden Messern, Lanzetten und Klammern, so scharf und sicher wie die Erkenntnis der Wahrheit, lag der verhüllte Kopf des Dichters, von dem Emma in diesem Augenblick wußte, daß er doch auf dem Marmortische des Kuppelsaales zurückgeblieben war. Aber es blieb ihr nicht Zeit, nachzusinnen, wie er hier hereingekommen sein mochte, denn der Greis hatte den runden Pack mit einer sanften Zärtlichkeit aufgenommen und begann die Hüllen zu entfernen. Als das geliebte Haupt zum Vorschein

kam, wollte der Schmerz ätzend aus Tiefen aufsteigen, aber er wich unter dem guten und wundertätigen Blick des Alten. Schon hatte die Verwesung die Schatten der Zerstörung vorausgesandt. Die Augen lagen tiefer, der Mund klaffte offen und war von einem trüben Schaum benetzt. Mit geronnenem Blut klebte die Schnittfläche des Halses an der Leinwand. Unter der gleichmachenden Arbeit des Todes hatte dieser Kopf alle Bedeutsamkeit verloren und zeigte nunmehr die arme, trübe Menschlichkeit, die ein reicher und feiner Geist einst zu überwinden bestrebt gewesen war. Die behutsamen Finger des Kuperus hoben die Lider von den Augen des Toten. Die Gattin, die sich dem Tun der Leichenwäscherinnen widersetzt hatte, die deren handwerksmäßiges Gebaren wie eine Schändung empfand, sah dies mit der Rührung an, mit der man es hinnimmt, wenn der Freund das liebkost, was man selbst am liebsten hat.

»Du bist mir willkommen, armer Dichter, willkommener, als je einer von denen, deren Leib meiner Kunst unterworfen wurde. Nun bist du bewahrt davor,« und nach kurzem Besinnen fügte Eleagabal Kuperus mit einer Sentenz aus einem Werke des Toten hinzu: »die Blöcke eigener Größe zu Schottersteinen für die Landstraßen des Publikums zu zerschlagen.«

Staunend stand die Gattin: »Sie kennen seine Worte.«

»Ich lebe nicht in der Welt, doch ich lebe mit ihr. Soll ich Ihnen ein Gleichnis sagen? Ewig unbewegt bleibt der Punkt, in dem sich gleiche Kräfte kreuzen, die nach entgegengesetzten Richtungen streben. Er beharrt in allen Strömen, die ihn wechselnd durchfließen und nimmt an allem Anteil. In diesem Punkte lebe ich, in der Möglichkeit, mich überallhin zu ergießen. Doch das Beste und Feinste ist der Ruhe vorbehalten. Alles kommt zu mir und immer tiefer wird mir die Welt.«

Er hob die Hand: »Geh, meine liebe Freundin. Du brachtest einen Strom von Schönheit und Liebe. Meine sorgfältigste Kunst wird dir das Andenken an den Gatten erhalten. Dir muß ich nicht erst auftragen, was bei den andern not tut: daß du nie dies Teuere von dir gibst, denn nur in den Händen der Liebe wird die Unsterblichkeit bewahrt.«

Irgendwo in der Marmorwand raffte er das Rankenwerk der Adern auf und ließ die Frau in den Kuppelsaal treten, wo der Diener mit dem Wolfskopf wartete, um sie aus dem Hause zu geleiten.

* * *

Vor der Tür stand sie kurze Zeit still und sah nach dem Dom hinüber, dessen ungeheures Gewicht, von der Nacht und ihren schweren, unbewegten Nebeln verstärkt, den Hügel, auf dem er stand, einzudrücken schien. Die von mühsam flackernden, einsamen Gaslaternen bekämpfte Dunkelheit kroch dem Fuße des Domes zu und zog sich an seinen Mauern empor, als ob sie wirklich vom Erdboden verschlungen würden. Von dem Gedanken erfaßt, daß sie in diesen menschenleeren Gassen leicht dem Angriff eines Betrunknen ausgesetzt sei und noch mehr von der Vorstellung des sinkenden Domes geängstigt, wagte sich die Frau nicht von der Tür des Eleagabal Kuperus weg. Über der von den unbehaglichen Spielen der Dunkelheit und des trübseligen Lichtes zu einer steinernen Fratze verzauberten Front des Domes mit dem breiten, redseligen nun verschlossenen Maul, mit der barocken Estrade darüber und den wie verwunderte Augen hochgezogenen Fenstern reckten sich zwei ungleich hohe, stumpfe, gedrungene Türme. So unorganisch und wesensfremd wuchsen sie aus dem wuchtigen Schiff, wie Finger, die aus einem Kopfe entspringen. Nach dem Eindruck harmonischer Ruhe und weiser Bescheidung, den Emma in dem Kuppelsaal und dem Museum des Eleagabal Kuperus empfangen hatte, schien ihr dieser Dom seinem Hause gegenüber ein lauerndes Ungetüm aus Stein, mit einer hochmütigen, verzerrten Grimasse auf die Hand über der Tür hinschielend, bereit, irgendeinen furchtbaren mörderischen Anschlag auszuführen. Wie die Masken kriegerischer Völkerschaften, die gräßlich bemalten Schilde, die Medusenhäupter auf den Harnischen, die aufgesperzten Rachen der Helme, bannte und verzauberte der Anblick dieses in der Finsternis versinkenden

Domes. Die freundliche Gebärde der Gastlichkeit, mit der er am Tage die Beladenen zu sich winkte, hatte sich in dieser von unruhig murmelnden Stimmen erfüllten Nacht in einen Zug abscheulicher Schadenfreude, widerwärtiger Heimtücke verwandelt, die darauf bedacht schien, Furcht und Entsetzen zu verbreiten. Und nun kam – immer deutlicher aus dem Gewirr der Stimmen anschwellend – eine traurige und unerbittliche Melodie, ein langhingedehnter, trostloser Gesang, der, auf wenigen Tönen verweilend, auf und ab stieg, als wolle er sich um so eindringlicher einbohren. Etwas Wüstes und Ödes lag in ihm, wie Hauch, der über unermeßliche Ebenen herkommt, aus denen ein Zauberwort alles Leben getilgt hat, etwas Giftiges und Erregendes, wie ein Wind, der über Schlachtfelder fegt. Dieser Gesang, dieses unerträglich einförmige Summen, schien zwischen dem festgeschlossenen Mund des Domes hervorzudringen, als suche eine darin eingeschlossene Stimme den Ausgang. Anschwellend und ersterbend wellte dieses monotone Summen, und wenn es sich auch im Nebel bis zum Flüstern verlor, so verließ es die bebende Frau doch nicht einen Augenblick. Sie wußte, daß dies einen Bezug auf ihr Leben hatte, daß sie in ihrer jüngsten Vergangenheit unter diesem Gesang gelitten hatte, aber sie war unfähig, sich zurechtzufinden und vermochte nicht einmal zu sagen, ob dies ein Erlebnis der Wirklichkeit oder des Traumes war. Noch immer stand sie an der Schwelle des Eleagabal Kuperus und hielt sich an dem eisernen Ring, der aus den Schnitzereien der Tür vorsprang. Irgendein Aberglaube hatte sich in ihr festgesetzt und ließ sie befürchten, daß sie einer feindlichen Macht verfallen sei, wenn sie den Domplatz betrete.

Aus dem Dunkel des Gäßchens kamen langsame Schritte, die von einem dumpfen Widerhall an den Hausmauern verdoppelt wurden. Die Nacht hatte Füße bekommen und wandelte über den Domberg. Es war aber nur ein Wachmann, der mit schweren Beinen, vom langen Dienst ermüdet, durch den Nebel kam; seine Bewegungen waren schlaftrunken und schienen im dichter gezogenen Nebel planlos wie die Fahrt eines Schiffes, das die Richtung verloren hat. Er ging an der Frau vorüber, sah ihr scharf ins Gesicht, mit jenem prüfenden Blick, den Wachleute zur Nachtzeit einsam wandelnden Frauenspersonen gegenüber anwenden; dann schritt er zögernd

weiter und blieb unter der einsamen Straßenlaterne stehen, bereit, mit aller Strenge seines Amtes zu walten. Seine Helmspitze begann unter einem Strahl zu glimmen, als ob sie ein blaues Flämmchen trüge. Sein Erscheinen durchbrach den Bann dieses Platzes. Nun faßte Emma wieder Mut. Sie ließ den Ring, an dessen Kälte ihre Finger erstarrt waren, los. Dann überschritt sie den Platz, und zwischen den beiden mürrischen Heiligen aus Stein, um deren erhobene Arme sich der Nebel sammelte, stieg sie zur Stadt hinab. Die kalten, leeren Augen der Heiligen und die verdoppelten Schritte des Wachmannes folgten ihr.

Als sie nach Hause kam, war die Nacht weit vorgeschritten, und in der Bäckerei, deren Kellerfenster erleuchtet waren, sah sie die Jungen mit Schwingen bereit stehen, während die dicke Meisterin ihnen die Semmeln für den Morgengang zuzählte. Schon regte es sich hie und da in dem weitläufigen Gebäude, jenes erste frühe Geräusch war erwacht, mit dem verschlafene Mägde ihre Unlust zur Arbeit und ihre Empörung über alle, die noch nicht ihre Betten verlassen müssen, kundzugeben pflegen. Auf der Treppe zum dritten Stock erschrak sie vor dem Lehrjungen des Schusters, der aus irgendeiner Mägdekammer von verbotenen Freuden kam. Dann schloß sie die Tür ihrer Wohnung auf, in der noch der aufdringliche Geruch von Totenkränzen und von Weihrauch mit dem schrecklichen Duft der beginnenden Verwesung stritt. Sie öffnete eines der Fenster im Schlafzimmer und ließ mit der nebelerfüllten Luft des Wintermorgens die ersten leisen Geräusche der Straße herein. In dem großen Lehnstuhl, in dem der Verstorbene auszuruhen pflegte, erneuerte sie noch einmal die Erlebnisse dieser Nacht. Nun, da sie nicht mehr durch die Nähe des Eleagabal Kuperus geschützt war, erschien ihr alles wundersam und schreckhaft; sie entsann sich kleiner Einzelheiten, die, aus dem Zusammenhang gerissen, den Eindruck grausamer Träume hinterließen. Der Diener mit dem Wolfskopf, dessen schleichenden Tritt sie wie eine Gefahr hinter sich fühlte; der Negerkopf, dessen Haut im roten Lichte wie violetter Samt erschien; und die Mumie mit den brüchigen gelben Binden und der runzeligen schwarzen Stirn. Und plötzlich war wieder jene wüste, trostlose, einförmige Melodie da, unter deren unaufhörlich an- und

abschwellenden Tonfolgen sie alle Martern der Angst erduldet hatte. Sie ging ihr mit dem Entschlusse nach, sich von ihr zu befreien, indem sie feststellte, woher sie ihr gekommen war. Die Worte, die Worte ... sie konnte die Worte nicht finden, es mußten Worte in einer fremden Sprache sein. Ja, es waren lateinische Worte, und nun wußte sie es auf einmal, daß es die Worte eines Psalmes waren, den ein bartstoppelig, feister Priester am Sarge ihres Gatten gesungen hatte, während er den Leichnam mit geweihtem Wasser besprengte. Diese Worte hallten in allen Domen; diese Melodie war die Stimme menschenleerer Kirchen; eine endlose Litanei von den Schrecken des Todes, die den Lebenden unaufhörlich die Seele erfüllte. Niemand war sicher davor, diese Melodie plötzlich laut und drohend vor seinem Ohre zu hören, wenn ihm einer seiner Lieben starb; wo sich diese Worte einmal zu ihrem traurigen Zuge erhoben hatten, dort prägten sie sich den Wänden ein; sie sogen sich in Möbel und Kleider und waren Herrscher über den Raum. Sie mischten sich mit dem Duft der Totenkränze und der Verwesung, siegten über das Leben und ermatteten es durch die unablässige Erinnerung an den Tod. Müde hingen die Arme der Frau über die Lehne des Stuhles, in genau derselben Haltung, wie sie ihr oft bei ihrem Gatten aufgefallen war. Als sie dies bemerkte, schauderte sie zurück und nahm eine andere Lage ein. Dann schlief sie ein. Draußen aber wurde das Leben der Straße immer lauter und drängender und steigerte verlangend seine Kraft.

Als die Bedienerin pochte, schlief Emma so schwer, daß sie nicht sogleich erwachte. Frau Fodermayr begann schon zu fürchten, daß sich die Witwe etwas angetan haben könnte. In ihren Vorstellungen, die von der Phantasie der illustrierten Extrablätter beängstigt waren, stellte sich ein fürchterliches Familiendrama mit sehr viel Blut dar. Endlich öffnete sich die Tür. Frau Fodermayr, die bleichen Angesichts und mit erstarrten Fingern am Pfosten lehnte, begrüßte Frau Emma wie ein treuer Hund. Die Augen der Witwe waren noch vom Schlaf verschleiert, und ihre Glieder waren von der unbequemen Lage im Lehnstuhl steif geworden. Jetzt kam etwas Wärme in sie. Die unverstellte Herzlichkeit der Dienerin tat Emma wohl. Gerührt antwortete sie auf die besorgten Fragen nach ihrem Befinden. Dann kam Frau Fodermayr wieder mit dem Trost der alten Weiber: daß man nicht

wissen könne, ob Gott nicht den Toten vor schwereren Leiden dadurch bewahren wollte, daß er ihn zu sich genommen habe. Heute fand Emma in diesem Gerede eine seltsame Übereinstimmung mit den Worten des Eleagabal Kuperus. Zwischen ihrem Besuch bei ihm und jetzt lag der Schlaf. Ihr Erlebnis mit ihm erschien ihr in der Entfernung, in der sich die Märchen und Legenden abspielen. Es erschien ihr ganz unglaubwürdig und jenseits aller Möglichkeiten, daß sie den Mut gefunden hatte, ihm ihr Anliegen vorzubringen und daß sie einige Stunden in seinem Haus gewesen war.

Nachdem sie sich gewaschen und das Haar geordnet hatte, trat sie auf die hölzerne Galerie hinaus, die außen von Tür zu Tür um den ganzen Hof dieses im Viereck erbauten Hauses lief.

In diesem Stadtviertel von kasernenartigen Miethäusern war dieses Haus eines der größten und belebtesten. Hundertzwanzig Mietpartien teilten sich in seine Räume. Es gab alle Arten von Wohnungen hier, von den kammerartigen Behausungen armer Arbeit bis zur verhältnismäßigen bürgerlichen Bequemlichkeit der Wohnung Emmas, eine Stufenleiter des Wohlstandes und der Behaglichkeit.

Dieses Haus, das, vierkantig und schwer, aus dem Bedürfnis der Großstadt gewachsen schien, schloß in seinem Hof eine lärmende Republik von Kindern ein. Niemals war der Hof im Sommer von trocknender Wäsche leer; sie hing an langen Stricken, die von einem der verkümmerten Bäumchen zum andern gezogen waren. Nun standen die Stämme kahl und trugen auf ihrer Rinde die tiefen Narben der scheuernden Stricke. Der Nebel verfang sich hoch oben zwischen den feuchten, schadhaften Dächern und sank in breiten Schichten zum Pflaster des Hofes nieder, wo die Kinder in den Winkeln mit den nassen Resten des Schnees spielten. Dieses Haus war so lange ihr Heim gewesen und diese Menschen ihre Nachbarn. Nichts anderes hatte die Welt ihrem Gatten, dem Schöpfer neuer Schönheitswerte, zu bieten gehabt. Aber es war immerhin ein Heim. Wie aber würde sich die Zukunft gestalten? Sie hatte noch nicht daran gedacht, was aus ihr werden sollte. Schwer und bang stieg sie jetzt durch die Trümmer ihres Glückes zu dieser Frage empor, wie zu einer Warte, von der aus erst der ganze Umfang

der Verwüstung zu übersehen ist. Sie wurde sich nun auch der Pflichten gegen sich selbst bewußt. Während des Aufräumens bemühte sich Frau Fodermayr, sie durch viele Worte zu zerstreuen; Emma ging indessen im Arbeitszimmer ihres Gatten ruhelos auf und ab, nahm ein Buch aus den breitgedehnten Wandregalen und stellte es wieder an seinen Platz, ohne auch nur den Titel gelesen zu haben. Trümmer ringsum und nicht ein Hauch neuen Lebens.

Dem Briefträger, der einige Schreiben brachte, sah Frau Emma ohne Erregung entgegen. Was anderes konnte er bringen als leere Beileidsworte über den Tod des Gatten? Aber unter den Visitenkarten stak ein Kuvert größeren Formates. Es war der Brief eines Verlegers, um dessen Gunst sich der Lebende vergebens beworben hatte und der sich nun nach dem Nachlaß des Toten erkundigte. Er sicherte sorgfältige Bearbeitung zu und zeigte die Bereitwilligkeit an, eine Gesamtausgabe aller Werke zu veranstalten. Der Witwe war ein Honorar zugesichert, mit dem sie bescheidenen Bedürfnissen genügen konnte. Die Freude über die Wendung blieb aus, denn stärker als der Triumph über die Anerkennung war die Bitterkeit, daß sie so spät kam. Frau Emma entschloß sich, die Freunde ihres Gatten um Rat zu fragen; aber gegen jeden Namen, den sie sich nannte, erhoben sich Bedenken, bis sie endlich bei einem stehenblieb, der den Lebenden nicht gekannt hatte und der dem Toten ein strenger Richter war, und der trotzdem ihr ganzes Vertrauen hatte: Eleagabal Kuperus.

Einigermaßen beruhigt begann sie sich die Einzelheiten ihrer Zukunft auszumalen, als Frau Fodermayr einen Herrn meldete, der sie zu sprechen wünsche. »Gnädige Frau,« begann der kleine bartlose Mann, der der Bedienerin sofort folgte, als ob er eine Abweisung unmöglich machen wolle, »ich habe mir bereits gestern erlaubt, Sie aufzusuchen, aber ich traf Sie nicht zu Hause und erlaube mir deshalb, meinen Besuch zu wiederholen. Ich bin Berichterstatter« – er nannte den Namen einer großen Zeitung – »und komme, um Sie über eine sensationelle Nachricht zu befragen, die in den gestrigen Abendblättern mit dem Namen Ihres verstorbenen Gatten in Verbindung gebracht wurde.«

Frau Emma stand wortlos und bleich und brachte es nicht über sich, den Frager zum Sitzen einzuladen. Sie empfand sein Eindringen schamlos, seine Worte, die aus einem nervös lächelnden, großen Mund kamen, wie Schläge, und fühlte, wie seine Unruhe, dieses hastige Spüren nach sensationellen Geschichten ihr mühsam erworbenes Gleichgewicht gefährdete. Sie war entschlossen, den Lästigen von sich zu weisen; aber sie wünschte doch den Eintritt eines Ereignisses, das es ihr ersparte, zu handeln. Indessen fuhr der Journalist fort, sie mit Erkundigungen zu bedrängen; seine Fragen tasteten an offenen Wunden. Zu welchem Zwecke der Verstorbene verfügt habe, daß sein Kopf aufzubewahren sei? Auf welche Weise sie den Kopf konservieren werde? Ob sie schon irgendeine Anordnung getroffen habe? Ob dieser Wunsch des Gatten der Eitelkeit oder irgendeiner anderen Schwäche entsprungen sei? Und ob sie nicht geneigt wäre, einen Gipsabguß des Kopfes machen zu lassen? An den Schreibtisch des Gatten gelehnt, sah Frau Emma dem kleinen bartlosen Mann mit seinem verbindlichen Lächeln so fest in die grauen Augen, daß alles übrige verschwand. Sie wünschte diesen Blick, der unablässig von ihr zu prüfenden und zudringlichen Flügen über den Raum und seine Einrichtung fortstrebte, festzuhalten. Und indem sie bannen wollte, wurde sie selbst gebannt, als ob sie in einen Trichter sähe, in dem ein häßliches, wirres Leben wirbelte. Die Macht, welcher der Fremde diene, stellte sich ihr in einer Menge von Bildern dar; Maschinen stampften und ein wüster Lärm kam aus unterirdischen Räumen. Alle Begebenheiten der Zeit wurden hier zu "Nachrichten" zermahlen; alle Größe wurde zurechtgeschnitten, und aus Wäldern von Gedanken kreischten die Sägen eines erbarmungslosen Volkes von Zwergen. Wie Kobolde sprangen die Typen empor, Worte der Schönheit und Würde platzten zu schwarzen metallenen Buchstaben auseinander; torkelnd fielen ganze Reihen von Sätzen nieder, um sich in einer Verdrehung ihres Sinnes wieder zusammenzufügen. Zwischen schwirrenden Rädern wurden schmutzige Hände mit verkrüppelten Fingern sichtbar, die nach den zappelnden Lettern griffen und sie mit festem Druck erstarren machten, während endlose Rollen von Papier zwischen Walzen verschwanden. Kein Stillstand, kein Ruhepunkt unterbrach die taumelnde Geschäftigkeit. Die

Kolonnen der Buchstaben zogen wie Heere von Arbeitern hintereinander her, unaufhörlich von den surrenden Maschinen angezogen, die sie gegen das Papier preßten, daß sich ihre metallenen Leiber in die weißen Massen eingruben. Immer toller wurde das Gewimmel. Die suchenden Hände vervielfältigten sich, vergriffen sich an zarten und hoheitsvollen Worten, zerrten den Sinn der Einsamen zur Menge herab, trieben das Leben aus dem Lebendigen, indem sie es schwarz auf weiß festhielten. Die Maschinen spien aus breiten Mäulern bedruckte Bogen aus, die sich zu Bergen anhäuften, zu Säulen auftürmten und mit der vertausendfachen Wiederholung derselben nichtigen und kleinlichen Nachrichten, derselben geschändeten und zurechtgestutzten Gedanken, derselben mordenden und von Bosheiten erfüllten Sätze die Welt zu ersticken drohten. Aus großen Höhen senkten sich Krane herab, deren Eisenklammern die Ballen anpackten und aus dem wirbelnden Trichter hoben, während die Maschinen weiterstampften und die kaum aus ihrem Gefüge gelösten Lettern neuerlich zum Dienste gezwungen wurden wie schwarze Erdgeister, die ein mächtiger Zauberer zu Sklaven gemacht hat.

Der Haß ihres Gatten gegen die betriebsame und neugierige Welt der Zeitungen brannte in Frau Emma, die den Wert eines Interviews nicht zu schätzen wußte. Und plötzlich ließ sie den Journalisten mitten im Geschwirr seiner Fragen stehen und ging in das Schlafzimmer, indem sie die Portieren mit jener runden, ein wenig scherzenden Handbewegung aufhob, die sie so oft bei ihrem Gatten gesehen hatte. Im Lehnstuhl sann sie darüber nach, wie es kam, daß sie in die Gewohnheiten ihres Toten hineinwuchs, wie in Hüllen, die abgefallen sind und auf einen neuen Kern warten. War es wirklich so, wie er oft in Dämmerstunden phantasiert hatte, daß die Taten und Wirkungen eines Menschen, alle seine Worte und selbst seine kleinen Alltagsbräuche nach seinem Tode, eine Art von Astralleib, zurückblieben und sein Leben fortsetzten? Unsichtbar wie Gedanken, aus seelischen Ausstrahlungen gewoben, körperlos und feinsten Nerven doch fühlbar wie magnetische Wirkungen oder Mondstrahlen, behaupteten sie dieses Menschen Platz in der Welt, aus der die gröbere Erscheinung seiner Materie schon gewichen war.

Nebenan hörte sie das Räuspern des Journalisten, der entschlossen schien, sie zu belagern, bis sie sich seinen Fragen ergeben hätte. Dann aber hörte sie staunend ein Gespräch zwischen ihm und einer anderen Männerstimme. Der Tonfall seiner Worte war weich und verbindlich. Die andere Stimme sprach gedämpft, doch hart und befehlend dazwischen. Eben fuhr ein Lastwagen mit klirrendem und polterndem Eisenzeug draußen vor den zitternden Fenstern vorbei, so daß der Sinn der Worte im Lärm erstickte. Aber es schien Emma, als ob die dringenden Befehle des anderen ihren Belagerer zum Weichen zwängen, und als der Wagen vorüber war, lag das Arbeitszimmer im Schweigen. Frau Emma erhob sich und trat auf die Schwelle. Da saß ein fremder Mann vor dem Schreibtisch des Gatten, hatte ein Bein über das andere gelegt, die gefalteten Hände um das Bein geschlungen und betrachtete die Spitzen seiner Schuhe, als ob es hier im Zimmer nichts Interessanteres gäbe als die runde, tadellos gebaute Kuppe der glänzenden Stiefel. Die Eleganz des Dandy, die sich von dem englisch geschnittenen Gesicht über den schweren Knoten der Krawatte bis zu den Bügelfalten erstreckte, lag als Maske über einer anderen Schicht. Sie wußte: hier saß ein gefährlicherer Gegner als der, der sie eben verlassen hatte. Unbeweglich wie ein Götzenbild, hinter dessen steinerner Fratze wilde Lüsternheit lauert, schien er ganz in sich abgeschlossen, unangreifbar, von ganz aufs äußerste gespannten Kräften erfüllt. Aus dem reichen Schatz an Vorstellungen, die sie von einem Dichter geerbt hatte, verband sich augenblicks eine von ihnen mit diesem Mann: so mußten die Sendboten aussehen, die asiatische Despoten, Herrscher über Millionen von Sklaven aneinander abschickten, um zu unterhandeln.

Der Vorhang bewegte sich ein wenig, der Fremde sah hin, gab ohne Verlegenheit seine bequeme Haltung auf und erhob sich: »Man hat mich nicht angemeldet, gnädige Frau, ich heiße Rudolf Hainx.«

Frau Emma zwang sich zu einem Kopfnicken und mit einem Lächeln, das die Mundwinkel nur ein wenig hob, fuhr er fort: »Ich bin kein Journalist, das muß ich vorausschicken, denn ich habe hier einen Herrn von der Presse gefunden, wenn ich gleichwohl in einer Angelegenheit komme,

die mit der seinen in einem gewissen Zusammenhang zu stehen scheint, so muß ich Sie bitten, mich anzuhören.«

»Ich bin bereit, Sie zu hören.«

»Im vornehmsten Viertel unserer Stadt, dort, wo schon die Landschaft in die Stadt dringt, steht in einem großen Garten eine Villa, die mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet ist. Die Treppen sind von parischem Marmor und über die Wände verzweigt sich Goldintarsia. Die Möbel haben die Vereinigten Werkstätten nach Entwürfen von Riemerschmidt geliefert, die Gläser auf den Kredenzkasten sind von Tiffany in Neuyork. In einem kleinen Zimmer, dessen Fenster in allen Farben des Regenbogens schimmern, finden Sie einen Kasten, der in seinen Fächern Schmucksachen von Lalique aufbewahrt. Ein Vorraum, der wie ein Atrium ein Viereck aus dem Himmel schneidet, wird im Sommer durch einen von Hermann Obrist gestalteten Brunnen gekühlt, und da ich weiß, daß Sie Gemälde lieben, so will ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß in die einzelnen Gemächer Bilder von Böcklin, Thoma, Manet und Leibl verteilt sind, während Klingersche Plastiken auf den Absätzen der Treppen und in den Vorhallen stehen. Ein Zimmer ist mit Originalen Hokusais, den Sie so lieben, geschmückt, und für Dämmerungen, in denen Sie Ihren Träumen nachhängen wollen, ist ein Kabinett mit Gemälden und Radierungen Rembrandts bestimmt. Alle Künste haben ihre besten Kräfte in dieses fürstliche Heim strömen lassen. Sie finden ein Musikzimmer und eine reiche Bibliothek mit seltenen Drucken und Inkunabeln, ein altrömisches Bad und einen Pferdestall mit englischen und arabischen Rassepferden. Sie werden in einem Jahre nicht alles ausschöpfen, was dieses Haus an Kostbarkeiten enthält. Es ist nicht vergessen worden, daß der Überfluß Sammlerneigungen erweckt, und darum ist in einer Halle eine Waffensammlung, in einer andern eine wohlgeordnete Sammlung von Briefmarken untergebracht. Wenn Sie durch eine Flucht von Gemächern gehen, so durchwandern Sie die Stile und Kulturen aller Zeiten, vom alten Assyrien bis zur Epoche des Biedermeier, und ich will hinzufügen, daß die Möbel und Geräte dieser Zimmer nicht geschickte Nachahmungen, sondern Originalarbeiten sind. Der Garten um dieses Haus zerfällt in einzelne

Abteilungen, die Sie durch alle Gartenbaukünste und Vergangenheit entzücken werden. Sie werden die hängenden Gärten der Semiramis und die verschlungenen und gezierten Bosketts von Trianon erneuert finden. Eine Schar von Dienern wird Ihren Wünschen gefügig sein ...«

»Ich habe Sie angehört; wozu erzählen Sie mir das?«

»Auf einer Insel im Adriatischen Meer, die den Winter nicht kennt und alle Wunder des Paradieses in die Gegenwart trägt, ist ein anderes Haus, in der heiteren Freiheit Griechenlands gebildet, von dem Säulengang sehen Sie das Meer, das hier schöner ist als anderswo, beweglicher, launischer und das viele verschlafene Farben in sich trägt, die am Morgen und am Abend erwachend ihre Spiele treiben. Ein Altan, hoch über rauschenden Wipfeln, gibt den Blick nach allen Seiten frei und die schwerste und drängendste Sehnsucht wird dort oben leicht und flügelständig. Nichts steht dem entgegen, sich dort in köstlicher Einsamkeit oder mit guten Freunden einem bunten Hellenentum zu ergeben, im Angesicht des Meeres und des Himmels die Sprache der unverzagten Freude wiederzufinden und sich über allen Trümmern der Vergangenheit leuchtendere Tempel zu erbauen. Eine Barke schwankt im kleinen Hafen und rote Purpursegel schimmern durch die Wipfel der Pinien. Diese Barke gleicht dem Prunkschiff der Agrippina und wie dieses drängt sie die seltensten Kostbarkeiten auf engstem Raum zusammen.«

»Wozu erzählen Sie mir das?«

»Weil ich komme, um Ihnen das Haus vor der Stadt und jene Insel anzubieten.«

Frau Emma wand sich unter den Gedanken, die auf sie herabzustürzen schienen, von blinden und sinnlosen Gewalten aus ihren festen Lagern gerissen. Was für Bilder waren dies? Woher kam dieses Gewirr von Farben und Glanz in ihre Zukunft? Schon die Schilderung dieser Pracht war gefährlich. Und daß dieses Angebot kein Scherz war, sah sie an der ernsthaften und unbewegten Maske des Mannes, der nun ein längliches Papier aus seiner Brusttasche zog und es auf dem Schreibtisch ausbreitete. »Es ist selbstverständlich, daß ich dieses Anerbieten nicht machen darf, ohne Ihnen den sorglosen Überfluß zu gewähren, der es möglich macht,

unbesorgt das Leben zu führen, das diesem Geschenke entspricht. Nennen Sie mir die Summe, die Sie für notwendig halten und seien Sie nicht bescheiden. Mein Auftrag zieht nur eine Grenze nach unten, aber keine nach oben. Bieten Sie Ihre Phantasie auf, um ein Märchen von Gold zu ersinnen. Ich bin ermächtigt, jede Zahl, die Sie nennen, auf diesen Scheck zu schreiben.«

»Sie bieten mir ungeheure Schätze an. Ich muß gestehen, daß mich dies alles verwirrt. Was wollen Sie von mir? Sie sprechen von einem Auftrag. In wessen Auftrag kommen Sie? Sehen Sie um sich, und Sie werden meine Vergangenheit erblicken. Was soll ich dazu sagen, daß Sie mich in eine solche Zukunft drängen wollen? Ist Ihr Angebot ein Geschenk? Wessen Geschenk? Und was ... mein Gott! ...«

»Sie können mein Angebot ein Geschenk nennen. Denn was Sie dafür leisten sollen, ist im Verhältnis so gering, daß es dagegen nicht in Anschlag kommt. Viele andere würden sich nicht besinnen, es um Geringeres zu geben. Ihnen aber mußten Millionen geboten werden. Bevor ich Ihnen sage, was verlangt wird, gebe ich Ihnen noch eines zu bedenken: hängt das Andenken unserer Vergangenheit an Gegenständen, an realen Dingen oder nicht vielmehr an dem zarten und unverteilbaren Leben wacher Erinnerungen? Hätte Cäsar seinen Kriegsrhm verloren, wäre seine glorreiche Vergangenheit ausgelöscht, wenn das Manuskript seiner Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg in einem Brande vernichtet worden wäre, wenn ein Dieb die Rüstung, die der Feldherr im Kampf gegen Vercingetorix getragen, gestohlen hätte? Ist Timurlenks Laufbahn deshalb verändert, kann er die schönen Siegergefühle nicht mehr erneuern, wenn die Schädel seiner besiegten Feinde zermürbt und vermodert von den Lanzenspitzen fallen und wieder zu Staub werden?«

»Schweigen Sie, schweigen Sie, ich ahne ...«

»Sie haben versprochen, mich anzuhören. Man weiß es aus den Zeitungen, daß Ihr Gatte eine eigentümliche Anordnung bezüglich seines Kopfes getroffen hat. Man weiß auch, daß Eleagabal Kuperus imstande ist, den Wunsch des Toten zu erfüllen. Mein Auftrag besteht darin, Ihnen für

diesen Kopf alles das zu bieten, was ich vorhin bemüht war, Ihnen mit wenigen Worten zu umschreiben.«

»Ah!«

Um die schwere Bronzesphynx, die auf dem Schreibtisch lag, spielten die zitternden Finger Emmas, aber die Augen des Rudolf Hainx lohten wie plötzlich aufflammende Sterne und zwangen ihren Blick nieder. Sie wagte es nicht mehr, ihm ins Gesicht zu sehen und ließ es geschehen, daß er sich setzte, die Feder ergriff und sich bereit machte, zu schreiben. Steil stand diese Feder, mit der ein Dichter noch zuletzt ein schwermütiges Sonett über diese Vergänglichkeit geschrieben hatte, in der Hand des Fremden. Nie noch hatte Emma eine solche Hand gesehen. Es war eine kalte, magere Hand, deren Sehnen sich von der Handwurzel plötzlich ausbreiteten, als könnten sie es nicht erwarten, zu den Fingern zu gelangen und ihnen ihre Impulse mitzuteilen. Die Finger waren gekrümmt und spitz, auf den ersten Gliedern wuchsen Haarbüschel zwischen den Runzeln einer faltigen Haut wie Gebüsche in Felsenrissen und Haarbüschel saßen unterhalb der gelblichen Knöchel. An der nur für den Zweck gebildeten Hand schien alles Weiche und Vermittelnde, die schönen Rundungen des Fleisches, die sanften Schwellungen des Fettes entfernt, um das Spiel des Ergreifens und Umklammerns nicht zu behindern. Eine Herrscherhand lag auf dem länglichen Papier, das seine Linien weithin dehnte, um eine endlose Reihe von Zahlen aufzunehmen. Böse Augen brannten wie verderbliche Gestirne über der Entscheidung dieses Augenblicks.

»Sie sagten, daß Sie in jemandes Auftrag kommen. Wollen Sie mir nicht sagen, wer Ihnen diesen Auftrag erteilt hat?«

»Ich sehe ein, daß es Ihnen wichtig ist, dies zu wissen. Sie sollen sehen, daß mein Auftraggeber die Macht hat, seine Versprechungen zu erfüllen, aber auch, daß es in seiner Macht steht, den Ungehorsam gegen seine Wünsche schwer entgelten zu lassen. Man hat mir befohlen, den Namen nur im äußersten Notfall zu nennen. Ich erweise Ihnen die Ehre, Ihr Sträuben als so schwer zu nehmen, daß dieser äußerste Notfall eingetreten ist. – Herr Bezug hat mich zu Ihnen geschickt.«

Da sprang die Frau auf den Boten los, riß ihm die Feder aus der Hand und warf sie zu Boden, daß sie zitternd inmitten eines schwarzen Kleckses steckenblieb. »Hinaus,« schrie sie, »hinaus«, und wagte es, dem Mann in die Augen zu sehen; nun hatte er keine Macht mehr über sie. Rudolf Hainx nahm seine taubengrauen Handschuhe vom Stuhl und griff nach seinem Hut: »Sie werden es bereuen!«

Frau Emma sah um sich, als suchte sie nach Waffen gegen ihn. Dann rannte sie zur Tür nach der Hofgalerie und lehnte sich gegen das eiserne Geländer, das unter ihrem Körper wankte. Sie schien bereit, das ganze Haus zu Hilfe zu rufen und gegen den Boten alle Nachbarinnen aufzubieten. Rudolf Hainx schritt an ihr vorüber, ohne sie anzusehen, ein Gesandter, der die Verhandlung abgebrochen hat und fortgeht, um den Krieg zu verkünden. Zwischen den abgeschabten schmutzigen Wänden der Treppe, die seiner tadellosen, glatten Eleganz einen Augenblick den Rahmen gaben, stieg er hinab und kam nur noch einmal zum Vorschein, um unten über den Hof hinwegschreitend im breiten Maul des Haustores zu verschwinden.

Waldmensen

Inhaltsverzeichnis

Andreas Semilasso hatte es vor einem halben Jahrhundert aufgegeben, unter Menschen zu wohnen. Seine Gewohnheiten widersprachen den Gesetzen der Allgemeinheit so sehr, daß sein Leben ein beständiger Kampf war. Und so sehr er am Kampfe seine Freude hatte, so wenig sagte es ihm zu, sich durch die stärkere Mehrheit unaufhörlich besiegt zu sehen. Die Kräfte waren zu ungleich verteilt, und es war der stärksten Persönlichkeit unmöglich, sich gegen die geschriebenen Gesetze und gegen die Vorschriften der Sitte durchzuringen. Nachdem man lange genug über die Torheiten des Andreas Semilasso gelacht und über seine Extravaganzen den Kopf geschüttelt hatte, begann man die Gefährlichkeit seines Beispiels einzusehen, und das Lächeln verschwand unter Falten des Zornes. Man hatte erkannt, daß der Gesellschaft nicht ohne schlimme Wirkung ungestraft widersprochen werden durfte, und daß ein Mensch, der inmitten der übrigen durchaus nur nach eigenen wilden und unbesonnen Trieben lebte, ein Herd der Revolution, der Empörung gegen die Sitte sei. Es war, als ob eine schöne ungezähmte Bestie frei herumliefe; in ihren Zähnen und Klauen, in ihrer unbändigen Kraft lag eine unbändige Bedrohung friedlicher Bürger. Das Gesetz übersah zuerst großmütig die kleinen Verfehlungen des Andreas Semilasso, als er aber einmal einen Steuerexekutor über die Treppe hinabwarf, daß dieser ein Bein brach, bemächtigte es sich des Ungeberdigen und steckte ihn eine Zeitlang hinter sichere Mauern.

Nachdem Andreas Semilasso freigelassen worden war, überschlug er noch einmal Für und Wider und fand den Nachteil allzusehr auf seiner Seite. Er war gewiß, daß man nun, nachdem man ihn einmal überwältigt hatte, strenger gegen ihn verfahren würde und beschloß, der Übermacht zu weichen. Es war unmöglich, unter diesen verkrüppelten Menschen, denen alle Instinkte abhanden gekommen waren, sich selbst zu leben. Und da er niemals darauf ausgegangen war, Schüler zu gewinnen oder sich von der

Öffentlichkeit anstaunen zu lassen, tat er, was er schon längst hätte tun sollen: er gab seinen Wohnsitz unter Menschen auf. Mit seinen wenigen Habseligkeiten, die er einem Esel auflud, zog er, einen weiten grauen, strickumgürteten Wollkittel am Leib, Sandalen an den Füßen, zur Stadt hinaus. Auf seinem Kopf saß zum Schutz des Gesichtes gegen die Sonne eine breite Strohkrempe, der Rest eines Panamahutes, von dem er den Oberteil entfernt hatte, daß die schwarzen Haare struppig hervorsahen. Wie ein massiver Heiligenschein rundete sich das gelbe Stroh um sein grimmiges Gesicht, und wie ein wandernder Apostel, streitbar und allem Luxus feind, zog er durch die Straßen der Stadt ab, von einer Horde johlender Straßenjungen verfolgt. Andreas Semilasso ließ sie hinter sich schreien und toben, als sich aber vor der Stadt ein Fleischergeselle aufstellte und ihm höhnende Worte nachrief, wandte er sich um und warf ihm einen Stein an den Kopf. So nahm er Abschied von der Kultur und bezog eine Höhle im Wald, die er auf einem seiner tagelangen Streifzüge entdeckt hatte. Nun hatte er die Einsamkeit gewonnen, nun schlossen ihn nicht mehr niedere Zimmer ein, nun war er frei, über und unter der Erde nach Gefallen zu leben. Von seiner Höhle, in deren vorderem Teil er zwei behagliche Kammern mit Fenstern, Türen und Ofen versah, leiteten verzweigte Gänge weit unter den Felsen hin zu einem Dom, dessen spitze Bogen sich hoch oben in Dunkelheiten bohrten, selbst wenn grelle Feuer in ihm brannten. Hier saß Andreas Semilasso oft in völliger Nacht auf einem Schutthügel, den herabgebrochenes Gestein gebildet hatte. Er lauschte auf die Stimmen der Tiefe. Irgendwo unten, in den Spalten des Kalkgesteins wurde ein Wasser laut, wie der Gesang des Blutes, das in den Adern kreist. Im Laufe der Jahre erforschte er seine Höhle und nannte ihre Gänge mit Namen, die wie aus alten Chroniken klangen. Der Gang des Rechtes hieß ihm einer, der, gewunden und lang hingedehnt, immer wieder im Kreise führte und sich endlich in zögernden Spiralen in der Dunkelheit verlor. Der Gang des Unrechts war ein anderer, der kurz und geradewegs zu einem Loch in der Felswand führte, von wo man einen Ausblick ins Tal hatte. In einer kleinen Kapelle, die er wegen ihrer weißen Tropfsteinbildungen die Kammer der glitzernden Pfeiler nannte, lag ein wuchtiger schwerer schwarzer Block und

der hieß: die Tat. Ein schwarzer Teich im Hintergrunde einer fernen Grotte, dessen kaltes Wasser auf seiner ebenholzschwarzen Oberfläche die Fackellichter wie spitze Flammen trug, hieß der Nimmersatt. Sein Wasser quoll irgendwo tief von unten auf, erfüllte einen abgründigen Schacht, und wenn im Frühling die Schneewässer herabströmten, trat er oft plötzlich aus und überschwemmte einen Teil der Höhle, daß Andreas Semilasso mehr als einmal in Lebensgefahr geriet. Darum liebte er diesen verräterischen Teich. Es war keine bloße Spielerei, was der Einsiedler mit diesen Benennungen ausdrücken wollte. Wenn ihm eine Geschichte zu Ohren kam, in der jemand durch die brutalen Gesetze der Mehrheit unterdrückt wurde, in der irgendein feineres Empfinden unter ihrem Zwang erstickte, dann ging er den Gang des Rechtes bis dorthin, wo die unerforschte Dunkelheit begann, und löschte seine Fackel aus, um zu warten, bis er die Finsternis lachen hörte. Die Kunde von einer raschen, kühnen Tat, die den Wünschen der Menge zuwider war, führte ihn in den Gang des Unrechts und zu dem Fenster, wo er dem Tal Grüße zuwinkte. Wenn er seinen Willen stärken wollte, so ging er in die Kammer der glitzernden Pfeiler und legte die Hand auf den feuchten schwarzen Block, bis er seine Kraft mächtiger und mächtiger und bereit fühlte. Alles, was ihm überflüssig und töricht dünkte, die entbehrlichen Gegenstände und die Reste seiner Mahlzeit, warf er in den Nimmersatt, und wenn er quälende Gedanken loswerden wollte, so bannte er sie mit Anspannung des Geistes in Steine, die er in den schwarzen Teich versenkte. Eines der liebsten Wunder dieses unterirdischen Reiches war ihm der Kamin Fliegempor, den er aufsuchte, wenn er heiteren Geistes werden wollte. Hier führte ein schmaler Spalt zur Oberwelt. Tannen standen über seiner Mündung und langsam sickerten Wassertropfen. Jedes Rauschen des Windes in den Ästen war hier ein wildes Brausen von seltsam schönem und bewegtem Rhythmus, wie Flügelschläge der erhabenen Engel der Schöpfung, und die fallenden Wassertropfen zählten zwischen diesem wundersamen Gesang der Ewigkeiten mit silbernem Klang die verrinnende Zeit.

Oft kam Andreas Semilasso wochenlang nicht aus seinen Gängen und Grotten ans Licht. Dann aber faßte ihn die Schönheit eines einfallenden

Lichtstrahles, das Grün der Bäume vor seiner Tür oder eine purpurne Abendröte, die er aus irgendeinem Spalt erblickte, mit solcher Macht, daß er die Unterwelt verließ und sich ganz den Wundern des Lichtes ergab. Nun begann das Leben im Walde und auf den einsamen heißen Bergwiesen, wo zwischen hohen Unkrautstauden vergessene Baumstämme lagen, aus deren Schnittflächen funkelndes Harz tropfte. Andreas Semilasso lag stundenlang neben den Stämmen, die er seine Brüder nannte, so still, daß die smaragdnen Eidechsen über seine Hände und seine Schultern krochen und züngelnd seinem Gesicht nahekamen. Was die Spechte in morschen Rinden klopfen, was die Habichte und Falken schrien, was die Walddauben gurgelten, war ihm vertraut, und die geschäftigen Ameisen, die räuberischen Laufkäfer hatten in Krieg und Frieden keine Geheimnisse vor ihm. Oft saß er nackt hoch oben auf Bäumen und fühlte sich der Sonne und dem Licht verwandt, oft stellte er sich unter den schmalen Fall eines Waldbachs und ließ die Tropfen über seinen Leib sprühen. Auf dem Bauche liegend, sah er den plumpen Schwimmkäfern in den Tümpeln am Rande des Teiches zu und fing mit stundenlanger Geduld die schlanken Grundeln in der hohlen Hand, um sie dann mit weitem Schwung in das Wasser zu schleudern. Über zackige Blöcke suchte er in mondhellen Sommernächten den Weg zum Grat des Hexensteins, wo schief gestellte und im Aufwellen geborstete Felsenplatten steinerne Abenteuer darboten. Grimmige Gesichter sahen aus den faltigen Krausen des Steins, Ratsherrnhäupter und grinsende Galgenvögel, ernsthafte Berggeister und liebenswürdige Mondscheinfrauen. In den Spalten lagen Baumwurzeln wie schlafende Riesenschlangen, und Alräunchen kicherten unter dem Moos. Von hier aus ging sein Blick über den schlafenden Wald, in dem um diese Zeit nur die alten Märchen hinter Gebüsch und unter Tannen wachten. Auf seinen Wegen fing sie Andreas Semilasso ein, stellte die schimmernden Dinger vor sich auf den Grat und ließ sich erzählen, bis der Tag begann. Im Morgengrauen liefen sie ihm davon und versteckten sich wieder in ihre heimlichen Winkel. Während die Tiefe sich immer gleichblieb, bot ihm der Wald den Wechsel der Jahreszeiten. Der Winter war dem Einsiedler nicht weniger lieb als der Sommer. Dann kleidete sich der Wald in weißen Stahl, und wenn der Wind

über ihn hinfuhr, klingelten und klirrten die Zieraten seiner Rüstung. Die Berge hatten Helme auf, die Bäche versteckten sich ganz hinter starken Panzerplatten, und alle Märchen standen nun in weiß. Da die Tage nun so kurz waren, so waren die Stunden des Lichtes um so köstlicher. Über tiefverschneite Halden hinaufzuklimmen und, oben angelangt, auf einem glatten Brett den mühsamen Weg in einem Augenblick wieder hinabzusausen, war ihm oft Arbeit und Vergnügen eines ganzen Tages. Er betrieb dies Geschäft mit einem Ernst und Eifer, als ob er Hochbedeutung vollbrächte ... Ganz der Gegenwart hingegeben und nur darauf bedacht, aus jeder Stunde die höchste Summe möglichen Genusses zu ziehen, stellte sich Semilasso immer ausschließlich auf das ein, was er unternommen hatte, und verjagte alle Bedenken, alle Zwiespälte und alle Unaufmerksamkeiten im Spiele. Der Wald stand herum und sah ernsthaft zu, wie einer, der gewohnt ist, im Scherz den tiefsten Sinn zu finden. In Kristallen entzündete die Sonne schlafende Farben.

Die Wege der Menschen waren Semilasso verhaßt. Er mied die Fahrstraßen und die Holzwege; und selbst die schmalen, kaum sichtbaren Jägersteige gebrauchte er nur selten, denn an niedergetretenen Gräsern, an geknickten Zweigen waren die Spuren der Menschen zu erkennen. Als eines Tages mitten durch seine schönste Wildnis die Markierung eines Touristenvereines geführt wurde und die Bäume, mit einem grellen Rot und Gelb geschmückt, allen Wanderern den Weg verrieten, geriet der Einsiedler in großen Zorn. Er faßte sein großes Schabmesser und ging den Zeichen nach. »Du da,« redete er eine hohe Fichte an, die sich über ihre Genossen erhob, als ob sie auf die grellen Farben wie auf eine Auszeichnung stolz sei, »ja du! Hörst du! Bist du wirklich so töricht, dir darauf etwas einzubilden, weil ein Schmierfink deinen schönen Stamm beschmutzt hat? Glaubst du, daß du nun mehr bist als die andern, die kein Ordensband tragen? Ich lasse es gerne gelten, wenn du dich freier erhebst, wenn du die Wipfel der andern überwipfelst, denn du bist schön gewachsen und hast das Un-Recht dazu. Deiner Gewalt gebe ich meine Ehrerbietung. Aber deinen Stolz auf das Gekleckse verlache ich.« Da die Fichte schwieg und sich hoch aufreckte, indem sie mit ihrer breiten Krone bloß dem Winde antwortete, als sähe sie

ihren alten Freund nicht, nahm Andreas Semilasso sehr zornig das Messer und schabte die grellen Farben samt der Rinde ab, daß die Schnitzel flogen. Und so ging Semilasso von einem der geschändeten Bäume zum andern und gab ihm seine vorige Anmut und Natürlichkeit wieder.

Zwanzig Jahre waren verflossen, seitdem der Einsiedler in den Wald gezogen war, zwanzig Jahre mit Sommer und Winter, mit dem Doppelleben zwischen Tiefe und Licht, und Andreas Semilasso war nun fünfzig Jahre alt. Sein Körper war wie das Holz der Eichen, seine Hände wie die klammernden Wurzeln der Fichten, die das Gestein zersprengen, sein Gesicht, das er von wucherndem Haarwuchs freihielt, wie die Felsgesichter des Hexensteins, seine Augen wie das Wasser des Waldteiches, blau, wenn es heiter, und graubraun wenn es stürmisch war. Die Bauern der Umgebung hatten sich an den Bewohner der Felsenhöhle gewöhnt, und da sie nicht wußten, welcher Heide er war, hielten sie ihn für einen Heiligen. Freilich war er ein sonderbarer Heiliger. In ihrem Verhältnis zu ihm war die Furcht stärker als die Verehrung, denn er nahm, was er zum Leben brauchte, ohne dafür zu bezahlen und beglich seine Rechnung auch nicht nach Art anderer Einsiedler durch Gebet, guten Rat oder heilende Tränkelein. Selbst die Weiber hatten sich daran gewöhnt, seine grimmigen Liebkosungen zu erdulden. Zuerst hatte es Kämpfe gegeben. Die streitbare Mannschaft eines Dorfes war ausgerückt, um Semilasso für seine Übergriffe zu züchtigen. Aber als sie vor die Höhle kamen, trat ihnen der Einsiedler mit einer jungen Fichte in der Hand entgegen, die er wie einen leichten Stab um den Kopf kreisen ließ, furchtbar anzusehen, als ob er vom Zorne Gottes ergriffen sei. Wie ein Prophet des Alten Testaments trat er unter sie und rief: »Wer wagt es, Hand an mich zu legen? Wißt ihr, wie sich der eine Gott in seinen Geschöpfen zeigt? Habt ihr noch Augen zu sehen, was Gott gefällig ist? Ich sage euch, was ich lebe, ist vor dem Ewigen wahrer als das, was euer Pfarrer predigt!« Seine Worte waren schwer und wild, und stürzten auf sie nieder wie Felsen. Sie verstanden ihn nicht, und darum schien es ihnen, als spräche Gott aus ihm. Scheu zogen sich die Nächsten zurück und nahmen den Hut ab, die Fernerstehenden folgten ihnen, und endlich verlor sich der Haufe im Wald, bis sein Gemurmel vom Rauschen der Wipfel aufgelöst

wurde. Noch einmal empörte sich einer gegen den Unbequemen. Dem geizigen Morbesser war es zuviel, als sich Semilasso in einer Woche zufällig aus seinem Hofe zweimal Hühner für seinen Tisch holte, und er zeigte den Diebstahl dem Gendarmen an. Am nächsten Morgen stürzte er von der morschen Leiter, die zum Heuboden führte, herab und blieb auf der Stelle tot. Dieses Zeichen verschloß allen Zeugen den Mund, und dem Gendarmen war es recht angenehm, daß alles zugunsten des Einsiedlers lag und daß er nicht gegen ihn einzuschreiten brauchte. Seit dieser Zeit breitete sich vollkommenes Stillschweigen über alles, was man für Semilasso tat; weder der Pfarrer noch die weltlichen Behörden erfuhren etwas davon, daß hier einige Dörfer einem Tyrannen zinsten. Semilasso erleichterte die Lasten, denn er bedurfte nur wenig für sich, und man gewöhnte sich daran, ihm wortlos seinen Tribut zu überlassen. So zerrissen alle Fäden zwischen ihm und der Welt, und man vergaß auch ihn.

Wenige Tage nach seinem fünfzigsten Geburtstag, dessen Eintritt Andreas Semilasso an den Kerben seines Annalenbaumes feststellte, brach ein furchtbares Unwetter los. Eine Familie landfahrender Akrobaten, die fern von menschlichen Wohnungen auf der Straße vom Gewitter überrascht wurde, verließ den in einem Augenblick unter Wasser gesetzten leinenüberdachten Wagen und suchte im Walde Zuflucht. Das Haupt der Familie, ein Mann, dem aus dem unbedingten Gehorsam der Seinigen eine unbedenkliche Rechthaberei als Rückgrat der Persönlichkeit gewachsen war, führte sie, das stolpernde Pferd am Halfter nach sich ziehend, im Walde umher, indem er vorgab, hier ein Waldhüterhaus zu wissen. Als die Nacht einbrach und das Unwetter nicht im mindesten nachließ, gestanden es sich alle außer dem Führer ein, daß sie irregegangen waren. Man konnte nicht einmal mehr die Landstraße wiederfinden. Endlich brachte sie der Zufall vor die Höhle des Andreas Semilasso, durch deren Fenster der behagliche Schein eines Feuers kam. Der Einsiedler trat auf seine Schwelle und schien bereit, die Verirrten mit grimmigen Worten davonzujagen. Da sah er im flackernden Licht der gepeitschten Fackel die jüngste Tochter des Landstreichers, der die durchnässten dünnen Kleider um einen wunderbaren Körper klebten. Er trat zurück und gab den Eingang frei. In dieser Nacht

teilte Nella das Bett des Semilasso. Und als am andern Morgen die Akrobaten sich aufmachten, um weiterzuziehen, erklärte Nella, bei dem Einsiedler in seiner Höhle bleiben zu wollen. Der Vater fluchte und drohte, die Mutter bat und weinte, denn jener wollte die geschickte Seiltänzerin und diese das Kind nicht verlieren. Doch da erhob sich Andreas vom Herde, wo er noch eine Mahlzeit für die Gäste bereitet hatte und trat vor die Eltern. Er nahm einen Strick von der Felswand und wand ihn rasch um sein eigenes und das Handgelenk Nellas. »Ich gebe ihr mein Haus und meinen Herd«, sagte er, »und mache sie zu meiner Gefährtin. Sie ist mir fester verbunden als durch den Segen und die Zeremonien der Menschen, denn ihr Blut ist dem meinen verwandt.« Da sahen die Eltern die Entschlossenheit der beiden und erschrakten vor der Größe und der Macht Semilassos. Sie gaben alle Hoffnung auf und ließen sich ohne Widerspruch von dem Einsiedler auf die Landstraße zurückbringen. Andreas Semilasso sah zu, wie das Pferd vor den Wagen gespannt wurde und stand, bis die weinenden Geschwister und die Eltern aufstiegen. Dann gab er allen die Hand und kehrte in die Höhle zurück, wo Nella den Steinboden mit frischen Fichtenreisern bedeckt hatte und wo ihr rotes Kopftuch als Schmuck der grauen Wand über dem Bette ausgespannt war.

Nun lebte Andreas Semilasso mit einer Gefährtin und führte sie in alle Wunder der Tiefe ein und gab ihr von allen Entzückungen des Lichts. Fünf Jahre waren wie einzelne Tage. Dann gebar ihm Nella einen Sohn. Andreas Semilasso nahm ihn auf den Arm und ging mit seinem Weibe auf den Hexenstein, wo der Blick nach allen Seiten frei war und von wo man ganz fern am Horizonte aus einem Kissen von Qualm Schornsteine und spitze Türme ragen sah. Er hob den Knaben zum Licht empor und nannte ihn Adalbert. Als Adalbert fünf Jahre alt war, bekam er eine Schwester, die den Namen der Mutter erbte. Die Spiele der Kinder waren von der Natur umkreist; Steine und Pflanzen wurden ihnen vertraut und Adalbert lernte von seinem Vater die Rufe der Habichte und Falken und die heiseren Laute der Krähen verstehen. Die Vermehrung der Bewohner zwang zu einer Erweiterung der Höhle, und eine dritte Kammer nahm Vorräte und Gerätschaften auf. Eine kleine Wirtschaft erwuchs unter den geschäftigen

Händen der Mutter, ein geordneter Platz trug allerlei Küchenpflanzen und eine Zucht von Hühnern gackerte im umzäunten Hof. Nun konnte Andreas Semilasso auf den Tribut der Dörfer verzichten. Man vergaß ihn ganz; nur unter den Holzfällern und Jägern lebte sein Dasein wie eine Sage. Den Kindern war der Wald der liebste Freund, und mit den Märchen, die in seinen heimlichen Winkeln versteckt waren, wechselten die Geschichten der Mutter, die von der Landstraße und vom Leben eines großen Ungetüms, das Stadt geheißen war, berichteten. Noch fürchteten sie die Tiefe und sahen mit Verwunderung, daß der Vater oft tagelang aus den finstern Schlünden nicht wiederkehrte, in denen sie ihn verschwinden sahen. Eng aneinandergeschmiegt, Schulter an Schulter und mit eng verschlungenen Händen, standen die Kinder am Rande der Finsternis und starrten hinab, ob sie nicht irgendwo tief unten die Fackel des Vaters sähen, lauschten, ob sie nicht den Widerhall seiner Schritte hörten. Das Geheimnis der Dunkelheit zog sie an und stand wie eine große Frage im kleinen Kreise ihrer Erlebnisse und Vorstellungen. Durch irgendeine seltsame Verkettung der Gedanken konnte Adalbert nicht davon loskommen, daß es im Innern der Erde aussehen müsse wie in einem Ameisenhaufen. Verwirrende Gänge, kreuz und quer, plötzliche Erweiterungen, in denen weiße, larvenähnliche Gestalten zu Hunderten übereinandergeschichtet sind, weiche Walzen mit ewig hungrigen, verlangenden, fressenden Mäulern. Das Gewimmel von arbeitenden Kobolden dazwischen, von raschen braunen Gesellen mit sechs Beinen und zwei scharfen Beißzangen anstatt eines Kopfes. Diesen Phantasien folgte Nella mit weit aufgerissenen Augen, und wenn sie sich vor Grauen schüttelte, dann bat sie den Bruder, aufzuhören und ihr Freundlicheres zu erzählen. Und Adalbert begann von den braunen Waldfrauen zu sprechen und vom verwunschenen Zaunkönig, der einmal über eine ganze Stadt geherrscht hatte und nun ganz klein geworden war, weil er sich früher im Übermut allzu groß gedünkt hatte.

Eines Abends trat der Vater hinzu und hörte die Geschichte vom Zaunkönig. Da faßte er den Jungen bei der Schulter und fragte, indem seine Augen ihr Blau in Graubraun wandelten, wer ihn diese Geschichte gelehrt habe. Adalbert sah fröhlich auf: »Niemand,« sagte er, »diese Geschichte

habe ich selbst erfunden.« An diesem Tage lernte der Knabe zum erstenmal den Atem der Finsternis kennen. Der Vater führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in einen jener Gänge, die Adalbert schon längst zu betreten gewünscht hatte. Zuerst war nur eine glückselige Neugierde in ihm, dann aber, als es immer tiefer in den Berg ging, als die Wände preßten und die Decke drückte, wuchs die Furcht, rasch wie ein unheimlicher Riesenpilz, in der Brust und legte sich feucht und rauh auf seine Lungen. Endlich blieb der Vater stehen und sagte: »Dein Märchen vom Zaunkönig ist ein Unsinn. Wer die Macht hat, soll Mut haben; wer Mut hat, soll auch Über-Mut haben, denn dieser ist die Blüte aller Kraft. Nur die Schwachen sind strafbar, und Reue und Sühne sind die schlimmsten Feinde des Menschen. Für die Schwäche deiner Gedanken strafe ich dich, indem ich dich die Nacht, die ich dir als Freundin zuzuführen dachte, zuerst als Feindin kennen lehre. Bleib hier, bis ich wiederkomme!« Dann ging der Vater fort und seine Fackel verschwand hinter den Felsen. Nun lernte Adalbert das Dunkel als Feind kennen. Es kroch klebrigen Leibes heran und tastete mit nassen großen Händen über sein Gesicht. Oft glaubte er ein Antlitz vor sich zu sehen, ein ungeheures, trauriges und doch grausames Antlitz. Dann fuhren Funken über sein Sehfeld, seine Augen begannen zu schmerzen und es schien ihm, als ob sie vor Anstrengung, einen Schimmer von Licht zu erhaschen, aus dem Kopf treten wollten. Mit beiden Fäusten preßte er sie in den Kopf zurück und rieb die Augäpfel, wütend vor Schmerz und von einer Angst vor dem Unbegreiflichen geschüttelt. Wispernde Stimmen kamen heran, und die Vorstellungen vom Leben der Tiefe erwachten in ihm, daß er mit einem Schrei die Hand zurückzog, als ob er eine der weichen, weißlichen, larvenähnlichen Gestalten berührt habe. Endlich kreisten seine Gedanken so toll, daß es ihm unmöglich war, einen von ihnen festzuhalten und nur ein Geschwirr, ein wüstes, verworrenes Getöse in seinem Kopf toste.

Von diesem Tage an hütete sich Adalbert, seine Geschichten zu erzählen, wenn er seinen Vater in der Nähe wußte. Denn es war ihm unbegreiflich, was sein Vater von ihm verlangte, und stets erschien ihm der Gang seiner Fabeln als das einzig Richtige und als das Selbstverständliche.

Aber Andreas Semilasso fand genug andere Anlässe, mit seinem Sohne unzufrieden zu sein. Bei jedem Gespräche, bei allen Hantierungen entdeckte er bei ihm eine von der seinen ganz verschiedene Art, eine weiche Hingebung, eine schwärmerische Anbetung der Milde und Güte, und immer klarer wurde es dem Alten, daß der Sohn nicht imstande sei, ihn zu verstehen und sein Leben fortzusetzen. Durch die Strafe der Finsternis nahm er dem Knaben nur die Offenheit und den Mut seiner Bekenntnisse, ohne ihm die stählernen Nerven und das harte Herz geben zu können, das er an seinem Sohne erziehen wollte.

Die Mutter litt unter diesen Szenen und unter den Vorwürfen Semilassos, der ihr seinen Verdacht nicht verhehlte, daß sie ihm das Blut der Kinder verdorben hätte. Wenn die kleine Nella ähnliche Anlagen zeigte, so kümmerte ihn das weniger, aber seinen Sohn hätte er gerne auf seinen eigenen Wegen gesehen.

Adalbert Semilasso aber war ein Dichter und sah die kleine Welt in seinem Kreise nicht mit den Augen des Herrschers, sondern mit den Augen des Geliebten. Er bezwang sie nicht, sondern gab sich ihr hin.

Als er zwanzig Jahre alt war, starb die Mutter, und Andreas begrub sie am Fuße des Hexensteins zwischen Brombeergebüschen und Schlehdorn. An dem Steine, den er über ihr Grab wälzte, wachte er eine lange Winternacht hindurch. Dann kam er in die Höhlenwohnung, und es war, als ob er niemals eine Gefährtin an seiner Seite gehabt hätte. Aber das unbändige Blut des Greises, das aus Wald und Felsen die Lebenskraft aufgenommen zu haben schien, brauste noch wild und stürmisch. Wie die Felsen schien er hart, unempfindlich und gegen die Zeit geschützt, nur für die geheimen Stimmen der Tiefe zugänglich. Seine Begierden reckten sich nun, da die Mutter tot war, nach der Tochter. Als Nella endlich die Sprache seiner Augen und seiner glühend zitternden Hände verstanden hatte, wich sie ihm aus, aber seine Angriffe erneuerten sich immer ungestümer und unbedenklicher. Dann kam eine Nacht, in der ihn sein Blut zur Anwendung von Gewalt zwang, und Nella rettete sich nur durch eine schnelle Flucht in den Wald. Zwei Tage lang kam sie nicht zurück. Am Abend des dritten Tages, als sich Semilasso eben entfernt hatte, um sie zu suchen, kam Nella

vorsichtig den Abhang über der Höhle herab. Der Bruder saß vor der Höhle auf einem Baumstumpf und war dabei, das Klopfen des Spechtes in Worte umzuprägen. Sie rief ihn an, er erhob sich, ging ihr entgegen und streckte ihr beide Hände hin.

»Ich muß dich verlassen, Brüderlein«, sagte Nella und küßte ihn.

»Du willst mich mit dem Vater allein lassen?«

»Es muß sein, ich kann nicht mehr hier bleiben.«

»Was willst du tun?«

»Ich habe die Landstraße gefunden und bin ins Dorf gekommen.«

»Du willst ins Dorf hinaus?«

»Ich will noch weiter. Ich will in die Stadt und vielleicht sogar noch weiter. Auf dem Dorfplatz fand ich die grünen Wagen mit den kleinen Fenstern, von denen uns die Mutter erzählt hat. Ein großer Mann stand dabei, und als ich den Zipfel eines Hauses von Leinwand hob, klopfte er mir scherzend auf den Rücken. Er nahm mich mit hinein und zeigte mir viele hölzerne Bänke und ein Gerüst, auf dem seine Leute alle Abende spielen. Auch die Kleider hat er mir gezeigt, dehnbare Häute, die man über die Beine zieht und die ganz glitzernd und silbern sind. Dann dünne Röcke aus einem Stoff, der ganz durchsichtig ist.«

»Das sind die Kostüme, nicht wahr? Mutter hat es Kostüme genannt.«

»Ja, und er nahm meine Arme, hob sie auf, schlug mit der Schneide der Hand hierher, er umfaßte meine Knöchel und hob mir die Röcke bis zum Knie. Und dann fragte er mich, ob ich mit ihnen gehen wolle und auch am Abend vor den Leuten tanzen und diese glitzernden Häute tragen.«

»Und du, und du?«

»Ich dachte an unsere Höhle und an den Vater, der so schrecklich ist, und da habe ich gesagt, daß ich mit ihnen gehen will.«

»Ich will mit dir gehen, Nella.«

»So komm.« Aber dann besann sie sich: »Der Vater ... soll er ganz allein bleiben? In seiner Einsamkeit ... Wird er das ertragen können ...?«

Da küßte Adalbert die Schwester und hielt sie mit keinem Wort mehr zurück.

»Weißt du, Brüderlein,« sagte Nella und legte den Arm um seinen Hals, »ich ziehe hinaus, und wenn ich alles gesehen habe, was es draußen zu sehen gibt, so komme ich wieder zurück und hole dich.«

»Versprich es mir!«

»Hier gebe ich dir meine Hand!« Nella küßte ihn noch einmal, gab ihm die Hand und ging mit einem Lebewohl davon. Langsam stieg sie wieder den Abhang hinan, winkte noch einmal, und dann griffen die grünen Büsche nach ihr, schlugen über ihr zusammen und verbargen sie. Nur noch ein leises Schwanken der Zweige war dort oben ...

Am nächsten Morgen kam der Vater und trug die Spuren der Nacht an seinen Kleidern und in seinem Gesicht. Adalbert, der auf seiner Streu von einem großen Tor geträumt hatte, das, von großen gelben und roten Blumen mit Menschengesichtern umwunden, auf Nella herabsah, die in einer glitzernden Haut hindurchschritt, Adalbert, der die Wünsche wie große Vögel rings um sein Bett sitzen sah, richtete sich auf und erkannte an der Miene des Vaters, daß er mit den Felsen und den Bäumen heimliche Zwiesprache gehalten hatte. Mit einem Blick nach der leeren Blätterstreu, auf der sonst Nella schlief, ging der Alte daran, die Morgenmahlzeit zu bereiten. Nicht mit einem Wort fragte er nach der Tochter, weder an diesem noch an einem der nächsten Tage. Stillschweigen deckte sich über ihre Flucht. Zuerst schien es, als ob der Vater, müder als sonst, seine Wucht und Schwere abgelegt hätte, aber bald raffte er sich wieder auf. In den Tagen seiner Erschlaffung hatte er einen neuen Annalenbaum für seine Tageskerbe erwählt, denn der alte war von mehr als Manneshöhe bis herab zur Wurzel mit den scharfen, tiefen Zeichen eines im Walde verbrachten Lebens bedeckt. Mit Erstaunen sah Adalbert, daß der Vater den neuen Baum weit tiefer unten einzukerben begann, als hoffte er nicht mehr auf die Fülle von Tagen, die den alten Baum genarbt und durch das herrische Leben des Einsiedlers getötet hatten. Zum erstenmal wurde sich Adalbert dessen bewußt, daß der Vater ein alter Mann war. Aber kaum hatte er sich an diesen Gedanken gewöhnt, als Andreas Semilasso eines Tages die Kerbe nicht unten an die Reihe der übrigen anfügte, sondern hoch oben in den Baum schnitt, in der Höhe, wo das erste Zeichen des alten Annalenbaumes

saß. Nun war es ihm klar, daß der Alte noch weiterzuleben gedachte, daß seine Müdigkeit die Instinkte und Gelüste seines noch immer kraftvollen Leibes nicht überwältigt hatte. Wieder ging Andreas in die Tiefen seiner Höhle und zu den Freunden im Walde, und da Adalbert lieber saß und träumte und klangvolle Worte aneinanderfügte, als daß er für das Haus gesorgt hätte, verfiel die Wirtschaft. Die Hühner liefen in den Wald, der Garten trug wunderliches Unkraut und üppige, grelle Blumen, und der Forst, der von ihm verdrängt worden war, reckte sich wieder nach ihm aus.

Vater und Sohn sprachen wenig miteinander. Es schien, daß der Alte es vermeiden wollte, seinen Sohn auf Wegen zu finden, die nach andern Zielen als den seinen führten. Andreas Semilasso frischte seine alten Hoheitsrechte auf, tyrannisierte wie früher die Dörfer der Umgebung und fand in der durch die Zeit ins Ungeheuerliche gewachsenen Sage von seiner furchtbaren Macht eine Bundesgenossin, die ihm die Bauern gefügig machte. Adalbert aber ging gesenkten Hauptes herum und weinte vor Glück über die Spiele des Lichtes in den Tautropfen oder über die bunten Kiesel und die zarten zitternden Wasserkringel des Baches. An weichen Sommerabenden aber weinte er aus einem unerträglich süßen Schmerz, dem er vergebens die Erlösung durch das Wort suchte. Es waren wunderbare Stunden mit zarten Schleiern, aus Sehnsucht und Wünschen gewoben; sie kamen und neigten sich alle zu ihm herab und küßten ihn auf die Stirne, die so heiß von Gedanken war, und auf das Herz, in dem das Blut sang. Und einmal, da er es am wenigsten erwartete, als er, ganz lang hin ins Gras gestreckt, nur die weißen wechselnden Wolkenränder betrachtete – Inseln voll Blütenschnee in einem ganz, ganz blauen Meer –, da kam eine Stunde und nahm ihn sachte bei der Hand und sprach: Du willst dein Schwesterlein. Nun war das Wort gefunden, und Adalbert wußte mit einem Male, daß ihm nichts fehlte als das geschwisterliche Herz, in das er sich ergösse. Seitdem lag er nicht mehr regungslos und träumerisch, um zu warten, bis sie ihm zurückkehrte, sondern er zog ungeduldig aus, und abwechselnd glaubte er, er ziehe ihr nach, und dann wieder, er ziehe ihr entgegen. Denn er war so voll von wundersamen Geschichten und klingenden Worten, daß er sie nicht mehr in sich verschließen konnte. Alles

in ihm drängte der Schwester entgegen. Aber er kam nicht weiter als bis in die nächsten Dörfer, und vergebens suchte er den grünen Wagen, die mit Leinwand umspannte Bühne und den großen Mann, dem die glitzernden Häute über dem Arm hingen, auf allen Plätzen. Die Dorfjugend, die erst vor ihm gewichen war, weil sie die Kraft des Vaters auch in dem Jungen fürchtete, lief hinter ihm drein, als sie erkannt hatte, daß er scheu und zaghaft war. Sie verhöhnten ihn und warfen ihm Steine nach. Adalbert aber ließ sich nicht abschrecken und suchte immer wieder die grünen Wagen auf den Plätzen der Dörfer.

Da spielte ihm die Bosheit der Buben einen schlimmen Streich. Sie lauerten ihm hinter Hecken auf, und als er, immer mit den Blicken in den Wolken, durch ihren Haufen schritt, brachte ihn ein über den Weg gespanntes Seil zu Fall. Er wollte sich aufraffen, aber ein langer Bengel stieß ihn wieder hin. Nun wurde es dunkel vor Adalberts Augen, er fühlte seine Größe und Kraft und den Schimpf, den ihm, dem werdenden Mann, die Kinder antaten. Mit plötzlicher Entfaltung seiner Stärke faßte er zwei der Quäler, stieß sie mit den Köpfen zusammen, daß die harten Bauernschädel krachten und warf sie wie Säcke hin. Die Buben flohen, aber von den Feldern und aus den Häusern stürzten die Bauernburschen, fielen über ihn her und zerschlugen ihn so derb, daß er, von Steinwürfen verfolgt, eiligst fliehen mußte. Den Hang hinan rannte er seinen Verstecken zu und fühlte, wie die schwankenden Äste der Birken seine Wunden peitschten. Endlich war er aus dem Bereiche seiner Feinde, die, wie über einen großen Sieg jubelnd, unten auf der Straße ins Dorf zurückzogen. Sein Körper schmerzte ihn, sein Kopf war schwer und die Augen von rieselndem Blut verschleiert. Es war schwerer, die Schwester zu finden, als er gedacht hatte. Ganz in seine Gedanken vertieft, ging er dem Sinn dieses schmerzlichen Erlebnisses nach, suchte seine Erfahrungen dem schönen Bild der Welt einzupassen, das er sich von ihr gemacht hatte, und überhörte dabei ein leises Rauschen in den Gebüsch. Nun sah er auf. Ein junges Mädchen stand neben ihm und legte, als er aufspringen wollte, die Hand auf seine Schulter. Ihre Augen waren gut, und ihre Hand tat wohl, obwohl sie von grober Arbeit zerrissen war. Sie hatte seinem Kampf und seiner Niederlage

zugesehen und kam nun, weil sie ihn vor der Einsamkeit retten wollte. Der Abend, die weichen, zitternden Farben des Horizontes, das blaue Grün der Wiesen oder das gedämpfte Brüllen einer Kuh, irgendeine vergessene Melodie, die sich nicht aus dem Meere des Unbewußten hob, irgend etwas, das der Güte und Milde der Natur nahe verwandt war, hatte ihr dies eingegeben.

Sie blieb bis zur sinkenden Nacht bei ihm und ließ ihn erst, als sie seine Wunden gewaschen und seine schmerzende Stirne geküßt hatte. Am nächsten Abend traf sie Adalbert am selben Platz und wieder umgab ihn ihre wunderreiche Sorgfalt. Die Wunden waren schon längst geheilt, und immer noch trafen sich Adalbert und Barbara an dem heiligen Ort ihrer Liebe. Mit leisen Händen nahm er die funkelnden Zeichen des Abends und steckte sie als Diadem in das Haar des Mädchens. Von der sinkenden Nacht löste er die Schleier und legte sie um ihre Schultern, daß sie die Verklärung des Geheimnisses noch höher hob. Alles was er den Tag über an schönen und blitzenden Worten gefunden hatte, die von ihm neuentdeckte Zauberei des Reimes, brachte er ihr zu, und das Bauernmädchen horchte verwundert, durch seine Liebe über die groben Blöcke ihres Lebens schwebend und ganz leicht, geadelt, der Art ihrer Eltern, ihrer Freundinnen entfremdet. Kein Hauch von Mißtrauen, von dem Haß der niedrigeren Welt gegen die höhere störte die Stunden, in denen sie, mit der rauhen Hand auf seiner Schulter, ihm zuhörte; sie verstand ihn mit dem Herzen.

Etwas wuchs in ihm, wie eine dunkle Blüte aus Glas; und wenn ihn das Mädchen küßte, dann klang die purpurne Blüte.

Eines Abends sagte er, als das Klingen ganz laut geworden war wie der Gesang großer, hallender Glocken: »Warum gehst du immer wieder ins Dorf zurück, wenn du bei mir gewesen bist?«

»Weil im Dorf meine Eltern und meine Geschwister wohnen.«

»Bin ich dir nicht mehr als dein Vater oder deine Mutter? Warum bleibst du nicht bei mir?«

Da begann Barbara davon zu reden, daß sich die Leute im Dorf dies nicht so einfach machten. Daß da Zeit verfließen müsse, daß der Pfarrer sich darum bekümmere und seinen Segen geben müsse. Aber Adalbert

Semilasso verstand nichts davon. Es war so ganz selbstverständlich, daß Barbara bei ihm blieb, da sie sich liebten. Die Höhle seines Vaters bot Raum genug. »Und du wirst den Garten wieder schön machen und die Hühner aus dem Wald holen. Alles wird sein wie damals, als meine Mutter und meine Schwester noch bei uns waren.« Eine schmerzliche und schöne Vorstellung von der Einfalt des Paradieses, der in Tiefen schlummernde Traum aus der Urzeit der Menschheit bewog Barbara, alle Bedenken von sich zu werfen. Sie vergaß auf die schweren Grabsteine, die über diesem Traum lagen, mit der Kraft des Erlösers sprengte er die Gruft und feierte eine strahlende Auferstehung.

Weinend küßte sie Adalbert und versprach ihm, morgen abend wiederzukommen und dann nicht mehr von ihm zu gehen. Denn heute wollte sie noch ihre Eltern sehen und ihre kleinen Schwestern küssen, morgen wollte sie ihre wenigen Kleider packen, und dann wollte sie kommen, ohne ein Wort zu sagen, ohne Abschied zu nehmen. Adalbert hielt sie fest bei der Hand und sann, wie er in diesem Augenblick Worte geben sollte. Und während er ihre warme rauhe Hand drückte, fiel ihm ein Sprüchlein ein, das seine Mutter aus ihrem Leben auf der Landstraße gerettet und ihm oft genug vorgesagt hatte, ein kleiner Vers, in dem das Gedächtnis eines großen Dichters unter Feuerschluckern und Seiltänzern weiterlebte:

»Ich bin dein und du bist mein,
des kannst du gewiß sein,
bist in mein Herz geschlossen,
bist ganz fest gefangen,
der Schlüssel ist verloren gangen,
und du mußt immer drinnen sein.«

Mit diesem Sprüchlein verlobte er sich das Mädchen. Er wußte es nicht anders.

Seinem Vater sagte er an diesem Abend, als sie im steinernen Zimmer beisammen saßen: »Vater, morgen bringe ich eine Freundin, die von jetzt an

immer bei mir bleiben wird.«

Der Alte sah ihn an und gab dem blechernen Geschirr, das auf dem Tisch vor ihm stand, einen Ruck: »Du willst ein zweites Leben an deines binden?«

»Ja, Vater!«

»Und sie will dir ohne weiteres folgen? Wer diese Höhle betritt, kann nicht mehr zu den Seinigen zurückkehren.«

»Ja, Vater!«

»So komm mit mir, ich habe dir etwas zu sagen!« Und der Alte erhob sich, nahm die Fackel von der Wand und ging seinem Sohn voran in die verzweigten Gänge, wo die Stimmen der Tiefen flüsterten. Ein kalter Tropfen fiel auf das heiße Gesicht Adalberts, daß er erschrak und die Finsternis hinter sich noch drängender und beängstigender fühlte wie einen Spalt, der sich lebendig um die schließen will, die ihn zu durchschreiten wagen. Nach einer Wanderung von einer halben Stunde kamen sie in die Kammer der glitzernden Pfeiler. Es war, als ob die Finsternis hier in wilden Phantasien sehnsüchtig vom Lichte träumte, alle Felszacken waren mit weißen, leuchtenden Schleiern behängt, alle Rinnen und Rillen von glimmernden Strömen ausgefüllt, schwere Silberkandelaber strebten zur Höhe, Vorhangfransen aus weißer Seide hingen von oben herab, und wo sich Kandelaber und Fransen vereinigt hatten, schienen Pfeiler das Gewölbe zu tragen. Mitten in diesem geschmückten Raum lag ein großer Block, wie eine Erinnerung an die Nacht, aus der diese Herrlichkeit geboren war.

»Mein Sohn,« sagte Andreas Semilasso und legte die Hand auf diesen Stein, »ich kann nicht sagen, daß ich viel Freude an dir erlebt habe. Du hast dich zuviel hingegeben und zu wenig behauptet. Nun aber, da du ein zweites Leben mit dem deinen vereinigt, bleibt mir das Letzte und Äußerste zu tun: die geheimen Kräfte dieses Steines anzurufen, die er im Wechselstrom von mir empfing und mir gab. An meinem Annalenbaum sah ich, daß du morgen fünfundzwanzig Jahre alt bist, nun bist du reif für seine Wirkungen.

»Was soll ich tun, mein Vater?«

»Ich sage dir, dieser Stein ist ein Altar; wie die Dinge, die uns umgeben, von unserem Leben annehmen, so ist dieser Stein lebendig geworden, da er mir in meinen erhabensten Stunden nahe war.«

»Was soll ich tun, mein Vater?«

»Tritt vor den Stein, lege die Hand auf ihn und sprich mir nach: Ich will nichts anderes, als mich behaupten, ich will das göttliche Tier in mir befreien, ich will mich in allen Schauern erleben, ich will nicht an Sternen und nicht an Menschen hängen, ich will die Welt nicht an den Sohlen tragen und bereit sein, abzuschütteln, was mir lästig ist. Allem will ich verwandt sein, aber mit keinem verbunden, alles will ich tief empfinden, aber jederzeit will ich bei Besinnung bleiben, um von mir zu stoßen, was mich ganz für sich haben möchte.«

Adalbert Semilasso sprach die schweren Worte langsam nach, er fühlte die Kälte des Steines bis an den Ellenbogen dringen, aber sonst fühlte er nichts. Der Stein blieb ihm Stein. Als die beiden wieder am Tisch des vorderen Zimmers saßen, forschte Andreas umsonst im Gesicht des Sohnes. Mit einer Handbewegung wies er nach dem andern Ende des Tisches, das seinem Sitz gegenüberlag: »Dort wird ihr Platz sein.«

Am andern Abend saß Barbara auf diesem Platze. Sie war gekommen, weinend, von innerlichem Schluchzen geschüttelt und doch in Erwartung eines großen Glückes. Nun fühlte sie den Wunsch nach brennenden Zärtlichkeiten, aber unter den Augen des Alten wagte sie Adalbert kaum anzusehen, denn diese Augen waren von wilden Flammen erhellt und brannten auf ihrem Gesicht, auf ihren Händen, auf der Rundung ihrer Schultern, und wenn sie sich erhob, fühlte sie heiße Ströme um ihre Gestalt. Irgendein Unerklärliches entfernte sie von dem Geliebten und löschte die Erinnerung an die wundersamen Abendstunden aus. Sie saßen bis tief in die Nacht, und so karg die Worte waren, so schnell flossen die Stunden. Als sie sich erhoben, und Adalbert die Hand des Mädchens nahm, um sie in das Nebenzimmer zu führen, trat der Alte zwischen die beiden und stieß den Sohn zurück. Mit einem Blick, vor dem der Sohn zu zittern begann, führte er Barbara zu seinem eigenen Lager und bedeutete ihr, sich zu entkleiden.

Dann wies er den Sohn aus dem Zimmer, und er folgte dem Befehl, ebenso wie seine Geliebte dem Befehl Folge leistete.

Keiner von beiden wagte Widerstand zu leisten, daß ihr Bund zerrissen wurde, daß der Vater nahm, was der Sohn erworben hatte. Nach dieser Nacht, die Adalbert, der durch das Fenster entflohen war, draußen im Wald wie ein Wolf heulend zubrachte, wagte er Barbara nicht anzusehen. Und als er endlich ihre Augen suchte, sah er, daß sie ihm fremd geworden war. Sie errötete nicht vor ihm, sie zeigte keine Furcht und keine Verlegenheit, sie nahm die Arbeiten des Haushaltes auf, als ob sie seit jeher nur darauf gesonnen hätte, die Wirtschaft dieser Höhlenwohnung zu besorgen. Alle Erinnerung war von ihr genommen. Adalbert begegnete sie mit einer liebevollen Freundlichkeit, wie eine neue Mutter dem erwachsenen Sohn begegnet. Mit Geschick vermied sie es, daß seine Vertraulichkeit in die Grenzen ihrer Zurückhaltung trat. Das Unbegreiflichste war geschehen. Der Greis von achtzig Jahren hatte über den Sohn gesiegt. In den Nächten, die Adalbert, jetzt immer fern vom Hause, auf dem Hexenstein, verbrachte, bemühte er sich vergebens, von allen tausend Fragen auch nur eine einzige zu beantworten.

Ringsum starrten die versteinerten Ratsherren, die Fratzen der Galgenvögel in den Mondschein, und aus ihrer Unbewegtheit kam ihm ein Verlangen nach Kühle, nach Erstarrung. Zaghaft schlichen sich die Märchen zu ihm heran und legten die durchsichtigen Hände auf seine Stirne; aber er stieß sie von sich, denn er wollte nichts anderes denken als diese rätselhafte Fremdheit. Wenn er an den in den Felsen gebannten Mondscheinfrauen vorbeiging und ihr heißes, bittendes Geflüster um Erlösung hörte, dann lachte er; und rings im Kreise lachten die unter dem Moos versteckten Alraunen. Eines Nachts kam die uralte Waldschlange daher, gerade über seinen Weg kroch sie. Auf ihrem Krötenkopf saß die goldene Krone, ihre grünen Augen zwinkerten, und auf dem endlos langen Leib rasselten die stählernen Schuppen, deren jede einen scharfen, sichelartig gekrümmten Dorn trug. Adalbert hatte einen so mächtigen Zorn in sich, daß er sich auf den Wurm stürzen wollte, um ihn mit bloßen Händen zu würgen. Es war ihm erwünscht, seine Arme zerfleischen zu lassen, seinen Kopf unter den

Zähnen der Schlange krachen zu hören. Aber die alte, kluge Schlange sah ihn an und schüttelte den Krötenkopf. Sie lachte, daß das breite Maul wie ein tiefer Spalt rund um den Kopf ging, daß die Krone zu schwanken begann und die langen Büschel hängenden Mooses um die Ohren flogen, aus denen die Erschütterung ganze Flocken feurigen Geifers warf. Raschelnd zog sie ihren langen Leib nach und verschwand in der Schlucht. Adalbert war über ihre Freundschaft erzürnt; er hatte sie als Zerstörerin, als Vernichterin gewünscht.

Dann kam ein Tag, an dem sein durch die schlaflosen Nächte, durch die unaufhörliche Unruhe geschwächter Wille die Verzweiflung nicht mehr dämmen konnte. Der Vater war in den Wald gegangen, Adalbert war mit Barbara allein. Als er sie mit ihren raschen, anmutigen Bewegungen am Herde beschäftigt sah, als sich die Haare ihres Nackens, die er so oft geküßt hatte, vom Luftzug bewegten, da schmolz seine Starrheit, sein Stolz und seine Besinnung gingen in einem Brausen unter. Keuchend und mit seiner heiseren Stimme irgendein Wort sinnlos wiederholend, faßte er sie um den Leib und riß sie an sich, indem er alle seine Kräfte anwandte. Erst als er mit blutender Stirn in einer Ecke lag, kam er zu sich, was war ihm geschehen? Sie hatte mit harten Fäusten in sein Gesicht gehämmert, sie hatte ihrem Leib die Spannkraft eines jungen Baumes gegeben, und aus seiner Umarmung schnellend, hatte sie ihn von sich gestoßen, daß er gegen eine Kante fiel. Nun war er allein und auf dem Steinboden rann ein schmales hellrotes Bächlein seines Blutes. Durch das Fenster sah er sie draußen im Garten beschäftigt, als ob nichts geschehen wäre. Sie war mit einer Hacke dabei, ein Beet umzuwerfen und von Unkraut zu säubern. Die Schwingungen ihrer kurzen Röcke, die schmalen Knöchel, sein Blut, das er warm und fade auf den Lippen verspürte, der Schmerz, der in seinem Kopf zurückgeblieben war, verwirrten ihn, und mit einem Schrei stürzte er auf das Weib los. Da richtete sie sich auf, sprang zurück und hob die Hacke. So standen sich die beiden einen Augenblick gegenüber, dann begann Adalbert wie ein Raubtier, dem sein Sprung unmöglich wird, nach rückwärts zu gehen und verkroch sich in seine Kammer.

Abends kam Andreas Semilasso zurück. Sein Weib hatte ihn am Rande des Waldes erwartet, faßte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, am Arm und führte ihn vor Adalbert, der zusammengekauert in einem Winkel saß und von Zeit zu Zeit winselte wie ein Hund.

»Dieser da«, sagte sie, und ihr Arm zeigte unerbittlich auf ihn, »trägt Verlangen nach mir.«

Der Alte sah ihn mit glühenden Augen an: »Ich freue mich, mein Sohn, daß du stark wirst. Aber ich rate dir, zu weichen, denn noch bin ich der Stärkere, und ich halte fest, was mein ist.«

Adalbert suchte sich zu erheben, und mit einiger Anstrengung stand er schwankend auf und ging zwischen seinem Vater und Barbara hindurch. In seinen Kinnladen war ein Krampf, und er sann darüber nach, ob seine Zähne stark und fest genug wären, um dem Weib die Gurgel zu durchbeißen. Aber da stand er auch schon vor der Tür draußen und lehnte sich zitternd an einen Baum. Nach einer Weile tastete er sich empor; er fühlte Kerben in der rauhen Rinde und er erkannte, daß er an des Vaters Annalenbaum lehnte. Der Stamm stand gerade und steil und schien in seiner schlanken Pracht noch viel Raum für unzählige Kerben zu bieten.

Dies war die letzte Nacht, die Adalbert in der Nähe Barbaras verbrachte. Als die beiden in der Höhlenwohnung schliefen, stahl Adalbert aus der Werkzeugkammer des Vaters eine Säge. Mit aller Vorsicht des Diebes ging er daran, den Baum zu zerschneiden und hockte stundenlang neben dem Stamm, immer lauschend, ob das Knirschen der Säge den Alten nicht geweckt habe. Dann schlich er davon. Der Morgenwind kam über den Hexenstein, faßte in die Krone der Bäume und zauste sie. Alle gaben sich den Spielen der frühen Dämmerung hin, schwankend und fröhlich und ihrer Kraft bewußt. Nur einer, dessen Leben durchschnitten war, konnte nicht wie sonst teilnehmen; er neigte sich immer mehr zur Seite und mit einem Ächzen krachte er schwer zu Boden. Vom Lärm erwachte Andreas Semilasso und trat vor die Tür. Da lag sein Annalenbaum, glatt durchschnitten, quer über den kleinen Garten und hatte im Sturz den Zaun zertrümmert und sich tief in die weiche Erde der Beete gegraben.

Adalbert Semilasso war zu dieser Zeit an den Saum des Waldes gelangt, wo der Hexenstein mit kahlen Hängen zur Landstraße hinabsteigt. Noch war es unten finster, nur oben, hoch oben hingen die ersten fahlen Lichter des Tages. Unter seinen Füßen fühlte er eine weiche, quatschige Masse, und als er die Landstraße betrat, sah er über ihren helleren Grund einen breiten schwarzen Streifen ziehen. Er wartete ab, bis ihm der Himmel mehr Licht gab, und erkannte mit immer wilderer Freude, daß der schwarze Streifen lebte, daß er aus Milliarden braunschwärzlicher Raupen bestand, die hier die Straße überquerten. Ein Heerzug von vernichtenden, gefräßigen kleinen Bestien, von Raupen des Prozessionsspinners wimmelte vor ihm, und die Richtung des Zuges ging auf den Wald, den Adalbert eben verlassen hatte. Er wußte, nichts würde diesen Zug aufhalten, er würde den Abhang erklettern, sich über den Wald ergießen und in das Reich des Vaters die Zerstörung tragen. Der Wald würde kahl und häßlich stehen, seine Wunder und Heimlichkeiten würden entblößt werden, und in seinen Teppich würden die rastlosen Zangen der Raupen Löcher reißen, bis er von ekelhaftem Gewürm überfüllt, vom Geruch der Verwesung verpestet, und seine Schönheit und Majestät durch Abscheu und Grauen entstellt sein würde.

Adalbert schrie auf. Er schrie wie ein Falke, dessen Kriegsruf er in einsamen Stunden gelernt hatte. Dann watete er durch den unaufhaltsamen Strom der Raupen und ging seinen neuen Weg.

Adalbert Semilasso entdeckt die Welt

Inhaltsverzeichnis

Durch schlafende Dörfer führte dieser neue Weg der Welt zu. Adalbert Semilasso trug sein Herz auf den Händen und seine Wünsche auf der Zunge. Er sprach in einem Übermaß des Glückes jedermann an, dem er begegnete: Eine Katze, die mit gekrümmtem Rücken auf einem Zaun saß, ließ sich von ihm streicheln, mit einem Hofhund, der ein verschlafenes Bauernhaus bewachte, sprach er einige Worte, und er freute sich darüber, daß der Hund sein Verständnis durch Wedeln bewies. Zu dem Gebrüll der erwachenden Kühe, zu den halblauten Rufen frühe geschäftiger Knechte kamen hoch oben die ersten Lerchentriller, wie goldene Pünktchen auf einer Wand von blauer Seide. Als er aber erst aus dem Kreis der Dörfer kam, wo man seine seltsame Pilgerkleidung und sein Wesen gewöhnt war, als mit dem Aufgang der Sonne die Menschen hervorkamen, da hörte er ein Lachen um sich. Er sprach einen Mann an, der vor einem Gehöft zwei große Hunde an den Milchkarren spannte: »Höre du, wo geht der Weg in die Stadt?« Der Mann sah den Frager an, seine Augen wurden weit offen und starr, und dann brach er, ohne zu antworten, in ein unbändiges Gelächter aus. Mit einem Achselzucken ging Adalbert weiter. Aber das Gelächter um ihn wurde immer lauter, und schon rief man ihm Worte nach, die er nicht verstand.

Nun wagte er nicht mehr zu fragen, sondern ging die einmal eingeschlagene Straße weiter. Er hatte, vom Hexenstein herabsteigend, ungefähr jene Richtung genommen, in der er an klaren Tagen die Stadt liegen sah; und als er endlich gegen Abend Türme und Schornsteine über einem Kissen von Qualm und Dunst erblickte, freute er sich des Wiedersehens. In den grauen Vorhang hoben sich hohe Dächer, und die Landschaft leitete sanft ansteigend mit kleinen Häuschen längs der Straße zu diesem gewaltigen Hintergrund. Immer mächtiger trat die Stadt hervor, und als Adalbert in die Vorstadtgassen kam, merkte er nichts von dem

Dunst und Qualm. In seinen Vorstellungen hatte ein schwerer Rauch die ganze Stadt erfüllt und lag wie ein Tuch über allen Dingen. Er war entzückt, daß die Abendsonne so grell und scharf in blanken Fenstern flammte, daß die kleinen Gärtchen vor den Häusern so sauber waren. Vor einem gutgepflegten Rasenplatz stand er still und bewunderte die Glaskugeln an den Stöcken der Rosenbäumchen. Diese blaue, rote, grüne, blitzende Herrlichkeit war das Schönste, was er bis jetzt gesehen hatte. Er kam den Kugeln ganz nahe und fuhr zurück, als er sein Gesicht in breiter Verzerrung in ihnen sah. Sah er so aus? Der Bach hatte ihm anderes gezeigt! Dann mußte er aber herzlich lachen, denn er erkannte, daß alle Dinge so sonderbar wurden, wenn sie sich den Kugeln näherten. Sein Finger lief plötzlich gegen die Spitze zu an als ob er eine Geschwulst zu tragen hätte. Jetzt wußte er auch, was diese Kugeln zu bedeuten hatten. Es waren lauter köstliche Späße, runde, glitzernde Scherze, die für die öffentliche Heiterkeit sorgten.

Während er bewundernd vor den Glaskugeln stand, hatte sich hinter ihm eine Menge von Menschen angesammelt. Zuerst hielt er ihr Lachen für einen Chor zu dem seinen, für die Wirkung der lustigen Kugeln und freute sich umso mehr, so daß er noch herzlicher zu lachen begann. Nun aber mischte sich der schrille Klang des Hohnes und der Bosheit hinein, für den sein Ohr nun schon Empfindung gewonnen hatte, und er fühlte, wie man hinten an seiner Kutte zupfte. Er wandte sich um. Da stand die Menge und gaffte ihm lachend ins Gesicht. Adalbert Semilasso schämte sich plötzlich und wurde um so verwirrter, weil er sich nicht sagen konnte, wofür er sich schämte. Ein wenig Angst überkam ihn mit dem Gedanken, daß diese da am Ende über ihn herfallen könnten, wie damals die Burschen des Dorfes. Aber er rettete sich rasch in das Gefühl der Sicherheit: nun war er ja in der Welt, wohin seine Schwester verlangt hatte. Die wäre ja zurückgekommen, um ihn zu warnen, wenn die Stadt grausam und schlecht wäre.

Seine Verlegenheit hatte sich wieder zu einem Lächeln durchgerungen; er trug es leichter, daß man hinter ihm dreinlief. Vor einem Laden blieb er stehen, in dessen Fenster braune Brotlaibe und gelbe Semmeln lagen. Im Anblick dieser Dinge empfand er zuerst, daß ihn hungerte. Sein

Tagesmarsch, der Wunsch, die Stadt zu erreichen, hatten ihm keine Zeit gelassen, daran zu denken.

Er betrat den Laden, in dem, eine Strickerei im Schoß, eine dicke Frau sanft schlummerte. Die Klingel schrillte die Schlafende auf und sie erhob sich, indem ihr ungestützter Busen in der leichten Bluse auf und ab schwankte. Fast erschreckt sah Adalbert Semilasso auf die ungeheuren Massen und die roten aufgequollenen Arme, die sich wie Pranken auf den Ladentisch stützten, während die Augen weitgeöffnet und starr mit dem Blick, den er nun schon so gut kannte, auf ihn gerichtet waren. Eine Katze war vom Schoß der Frau gesprungen und rieb schnurrend ihren Rücken an Adalberts Beinen. In einem runden, fast körperlich greifbaren Sonnenstrahl, der, wie aus einem Rohre geschossen, in den Laden drang und, sich trichterartig verbreitend auf die Körbe des Tisches fiel, lagen goldig glänzende Semmeln. Adalbert nahm zwei von ihnen, dankte und ging. Schon hatte er die Tür erreicht, als die Frau, die sich jetzt erst erholte, ihm nachrief: »He, Sie da!« Mit freundlichem Lächeln sah Adalbert zurück.

»Und bezahlen?« schrie die Frau, und ihr Busen schwankte bewegt auf und ab. »Und bezahlen? Bezahlen – nicht?«

Die Semmeln in der Hand, trat er auf sie zu: »Wie? Was willst du?«

»Jesus Mariataferl! Nimmt die Semmeln und geht! Ist so was schon dagewesen? Nimmt die Semmeln und will gehen? Johann! Johann!!«

Johann kam aus dem Nebenzimmer, ein breiter, dicker Kerl, der bis auf den Busen völlig seiner Mutter glich und die gleichen roten, aufgequollenen Pranken aus aufgestülpten Hemdärmeln streckte.

»Der da nimmt ganz einfach die Semmeln und will gehen, ohne zu zahlen! War so was schon da? Was sagst du dazu?«

»So ein Lump, ein verdammter!« Und schon faßte Johann den Fremden beim Kragen. »Geld her oder ich rufe die Polizei.«

Wie ein wandelnder Turm war die Mutter inzwischen zur Ladentür gewankt und riß sie weit auf, eben als ein Wachmann, den die Ansammlung vor der Bäckerei angelockt hatte, schon die Stufen heraufkam.

»Kommen S' nur, Wachmann, kommen S'. Der Herr da nimmt zwei Semmeln und will gehen, aber von Zahlen keine Spur.«

Alle Würde der Obrigkeit vernichtete den jungen Dichter. »Herr,« schnaubte der Wachmann unter dem hängenden Gebüsch seines Schnurrbartes, »also was ist denn wieder das?«

»Ich weiß nicht; was diese Frau von mir will?«

»Geld will ich! Sonst nichts; Geld!«

»Ich habe kein Geld!«

»Dann darf man auch keine Semmeln wollen.« Und Johann riß Adalbert die Semmeln aus der Hand und warf sie zu den übrigen in den Korb zurück.

Dem Wachmann war so etwas noch nicht vorgekommen: »Also Sie, machen Sie keine Witze. Und überhaupt – kommen Sie mit mir!«

Nun zog Adalbert Semilasso in die Stadt ein, einen Wachmann zur Seite, während eine sich immer vergrößernde Menschenmasse dem Spektakel folgte. Der Lärm der Straßen um ihn schwoll an, die Häuser schossen auf beiden Seiten in die Höhe, immer drohender und beängstigender wurden diese Massen von Stein, und als die Dämmerung kam, erhellten sie sich immer mehr, daß Adalbert vor Staunen sich selbst verlor. Es war ganz wie im Traum, sein Wille schlief und seine Phantasie entzückte sich an unerhörten Wundern. Durch einen hohen düsteren Torweg, in dem viele Männer standen, die glitzernde Helme und Säbel trugen wie sein Begleiter, kam er in ein kahles Zimmer mit eisernen Betten. Auf die Fragen des Mannes, der vor einem mit Papieren bedeckten Tisch saß, wußte Adalbert nichts anderes zu antworten, als seinen Namen. Endlich stand der Mann ungeduldig auf und sagte zu dem Begleiter Adalberts: »Ausschlafen lassen. Er ist entweder betrunken oder verrückt.«

Das Zimmer, in das man Adalbert nun brachte, war noch kahler als das erste und hatte ein einziges vergittertes Fenster auf einen Hof, in dem schon die Nacht lag. Auf den niederen Betten ringsum an den Wänden saßen und lagen einige Männer, die in ein lautes Gelächter ausbrachen, als sie den neuen Genossen erblickten. »Hörst du,« sagte ein schwarzer Mensch, dessen Gesicht von Blatternarben entstellt war, »du pilgerst wohl zum heiligen Grabe? Sind deine Sünden gar so schwer?«

Adalbert fühlte sich hier heimisch; man sprach ihn mit Du an und war, als sich die Verwunderung über sein Aussehen erst gelegt hatte, recht

freundlich zu ihm. Hier war er wie unter Brüdern, und mit Ausnahme eines Betrunkenen, der in seinen beschmutzten Kleidern selbst wie ein Fetzen auf seiner Pritsche in der Ecke lag, und eines Mannes, der, den Kopf in die Hände vergraben, in einer andern Ecke saß, nahmen bald alle am Gespräch teil. Die Öllampe an der Decke brannte trübe, von Zeit zu Zeit wurde die Luke in der Tür geöffnet, und jemand sah in das Zimmer. Dann streckte der Blatternarbige stets eine ungeheure weißliche Zunge heraus, indem er in der Richtung der Tür grinste. Trotzdem die Luft Adalbert schwer und beizend in seine Lungen drang, trotzdem eine ungeheure Traurigkeit von den Wänden auszugehen schien, von der Decke herabsank und aus dem Boden aufstieg, trotzdem er jedesmal erschrak, wenn er aus dem Fenster in die vollkommen gestaltlose Dunkelheit des Hofes sah, gefiel ihm der lustige Ton der Gesellschaft. Vieles von dem, was die anderen besprachen, viele ihrer Fragen verstand er nicht, aber er bemühte sich tapfer um den Sinn dieser neuen Welt, in die er nun schon einmal gedrungen war. Er merkte, daß ihm vieles fehlte, was den anderen geläufig war und wonach zu fragen nur ihr Gelächter erweckt hätte. Seine ganze Aufmerksamkeit war darauf gestellt, zu erfahren, wo sie sich hier eigentlich befanden. Man hatte sie doch hier wohl kaum zusammengebracht, um sich zu unterhalten. Keine Angst um seine Zukunft, nur eine Neugierde nach den nächsten Erlebnissen quälte ihn.

Nachdem man eine Zeitlang von Dingen gesprochen hatte, von denen Adalbert nur wenig verstand, wandte sich der Blatternarbige mit der Frage an ihn, warum man ihn eigentlich hierhergebracht hatte. Adalbert erzählte die Geschichte von den Semmeln. Ein schallendes Gelächter brach los.

»Aber, junger Mann, wie kannst du dich an fremdem Eigentum vergreifen?« Der Blatternarbige gebrauchte eine andere Ausdrucksweise und einen andern Tonfall, wenn er mit Adalbert, als wenn er mit den übrigen sprach. Seine Worte gingen wie auf Stelzen.

»Was ist das, Eigentum?« fragte Adalbert.

Man lachte wieder, noch lauter als zuvor. »Eigentum ist stets das, was die andern haben.«

»Eigentum ist das, was man gerne haben möchte und was man nicht nehmen darf.« Der Mann in der Ecke sah auf und warf lange schwarze Haarsträhnen mit einem Ruck aus dem Gesicht. Eine dünne rote Krawatte saß hoch an seinem Halse, als ob hier ein Blutstreifen den Kopf vom Rumpfe trennte. »Eigentum ist Diebstahl,« sagte er mit einer Gebärde, die zur Empörung aufzufordern schien. Es war ein Volksredner, der heute abend wegen einer aufrührerischen Rede verhaftet worden war.

»Und was ist Diebstahl? Diebstahl ist Notwehr. Also ist Eigentum Notwehr!« Herausfordernd sah sich der kleine Mann mit dem roten Gesicht, der dies gesagt hatte, im Kreise um.

»Du bist ein Konfusionsrat!« sagte der Blatternarbige.

»Ich bin ein Sophist,« und der kleine Mann schlug mit der Faust auf den Tisch. »In Logik war ich auf dem Gymnasium immer der Erste!«

Adalbert wagte die Frage nach dem Sinn des Wortes Geld. Nun geriet alles in Aufregung, als ob er eine Zauberformel ausgesprochen hätte.

»O Geld! Geld ist Jugend, Schönheit, Vergnügen.«

»Geld ist unsere Sehnsucht.«

»Geld ist ... Geld ... ist Geld!«

Ein gewaltiger Respekt vor diesem mächtigen Wort blieb in Adalbert zurück. Sehr gespannt auf das, was der morgige Tag bringen würde, legte er sich auf eines der Betten neben den Mann mit den langen schwarzen Haaren und der roten Krawatte, als die andern sich gähnend zur Ruhe begaben. Ganz neue Begriffe hatten sich in sein Denken gedrängt und erschütterten alle Vorstellungen. Immer sonderbarer und verwickelter erschienen ihm die Beziehungen der Welt, in die er mit einem Male geraten war. Noch hörte er das Gelächter der Menschen und einmal fuhr er jäh empor, weil er wieder fühlte, wie ihn Johann am Kragen faßte; dann glitt er in einen traumlosen Schlaf.

Um Mitternacht gab es Lärm und Unruhe. Ein Frauenzimmer wurde gebracht, ein Weib mit einer roten Bluse und einem schief sitzenden Hut, von dem schwarze Federn baumelten. Sie sah den schlafenden Männern ins Gesicht, als ob sie Bekannte suchte.

»Servus, Annerl,« sagte der Blatternarbige von seinem Bette her. »O je! Haben s' dich schon wieder?«

»Ja, ich feier' heute mein fünfundzwanzigstes Jubiläum.«

Adalbert hörte noch das Lachen des Weibes, dann war er wieder im Dunkel des Schlafes versunken.

Am Morgen, der trüb und zögernd in das von den Ausdünstungen schlafender Menschen erfüllte Zimmer kam, wurde Adalbert vor einen jungen Mann gebracht, der ihn verwundert betrachtete und sich vergebens bemühte, gelassen zu erscheinen. Die Fragen von gestern abend wiederholten sich und Adalbert konnte keine besseren Antworten geben als gestern. »Hören Sie,« sagte der Beamte, »zuerst fordere ich Sie auf, nicht Du zu mir zu sagen. Das ist eine unverschämte Frechheit.« Adalbert nahm sich vor, seinem Wunsch zu folgen. Aber seine Auskünfte wurden darum nicht klarer.

»Aber Sie müssen doch wissen, ob Sie ledig oder verheiratet sind. Ob Sie eine Frau haben oder nicht.«

Da kam die Erinnerung an Barbara zurück, und Adalbert wollte schon die Geschichte seiner Liebe erzählen, als der Beamte fortfuhr: »Und Sie sollten doch auch wissen, welche Religion Sie haben. Sie machen nicht den Eindruck eines gänzlich unintelligenten Menschen. Und das wissen doch selbst die stupidesten Kerle.«

Nachdem der Beamte sich lange genug in Geduld geübt hatte, rief er einen Wachmann: »Sagen Sie dem Herrn Doktor, er möchte einen Augenblick herüberkommen und nehmen Sie den Mann einstweilen ins Nebenzimmer.«

Adalbert wartete in einem kleinen Raum, der an das Zimmer von heute Nacht erinnerte und auch ein wenig wieder an das andere Zimmer mahnte, das er eben verlassen hatte. Hohe Schränke, in denen verstaubte Stöße alten Papiere lagen, schwer von Gewicht, so daß sich die Bretter bogen, standen an den Wänden. Als Adalbert eine Stunde lang umsonst gewartet hatte und vor Langeweile schon verzweifeln wollte, ging er durch die Nebentür, kam auf einen langen Gang, stieg einige Treppen hinauf und hinab, kreuzte einen Hof und gelangte endlich auf eine Straße. Er ging immer weiter und

ließ das Leben der Stadt auf sich eindringen. Mit Bewunderung sah er die Wagen der Straßenbahn, die von einer unerklärlichen Kraft bewegt wurden, die Laden voll von seltsamen Dingen, deren Zweck ihm fremd war. Vor einem Eisenwarengeschäft stand er lange Zeit und begrüßte die Geräte, Hammer, Schaufel, Haue und Säge, wie alte Freunde. In einem Park rastete er auf einer Bank und sah die Spaziergänger an sich vorübergehen. Seinen Hunger, der sich trotz des Frühstücks, das man ihm in seinem Nachtquartier gegeben hatte, bald wieder wild erhob, versuchte er durch das Kauen von Pflanzenblättern zu beschwichtigen. Solange er das geheimnisvolle, mächtige Geld nicht hatte, wollte er keinen Laden betreten, um eine Wiederholung des gestrigen Auftritts zu vermeiden. Gegen das verwunderte Lachen der Menschen abgestumpft, blind gegen die sonderbaren Grimassen der Begegnenden, wanderte er weiter und weiter, bis er abends, einer breiten Straße folgend, zu den niederen Vorstadthäusern kam. Das freie Feld lag vor ihm und er lief allerlei Wege vor der Stadt kreuz und quer, ein wenig eingeschüchtert und ein wenig verdrossen, daß er in dieser Welt, die er ausgesucht hatte, nicht festen Fuß fassen konnte. Von einem Hügel aus sah er in der Ferne, blau am Horizont, den Rücken des Hexensteines. Dort hatten nun die Raupen ihr Werk begonnen. Fast beneidete er die Tiere um diesen ungeheuren Vorrat an Nahrung, der selbst einem Heer von solcher Gefräßigkeit auf lange Zeit genügte. Ein einsamer Spaziergänger kam über den Hügel. Adalbert trat ihm in den Weg und fragte ihn, ob er ihm nicht Geld geben könne. Mit einem Stoß vor die Brust machte sich der Mann frei und rannte abwärts, der Stadt zu. Noch lange sah ihn Adalbert auf den Feldwegen laufen. An diesem seltsamen Benehmen verstörten sich seine Gedanken und als er in ein Gewirr von Erdhügeln, Gräben und Schutthaufen geriet, war er entschlossen, nicht mehr in die Stadt zurückzukehren, sondern hier zu übernachten. Während er nach einem passenden Platz suchte, hörte er hinter einem der Erdhügel Stimmen und sah, näher kommend, einige Hütten. Unter einem Dach, das sich schräg auf Pfosten stützte, saßen Männer um ein Feuer, über dem ein Kessel hing. Eine scheußliche alte Frau wie aus bösen Träumen schöpfte ihnen einen Brei in blecherne Schalen. Abseits saßen zwei von ihnen in einem Kreis von

Zuschauern und streckten mit rasender Geschwindigkeit die Finger ihrer Hände gegeneinander aus, indem sie dazu ebenso rasch Worte in einer unverständlichen Sprache riefen.

Adalbert trat unter sie. Unter breitkrepfigen Hüten sahen braune Gesichter mit dunklen Augen nach ihm. Man umringte ihn und fragte ihn in einer fremden Sprache aus. Ratlos stand der Dichter da und ermaß den Raum, der ihn von dem Kessel trennte, an dem seine Sehnsucht hing. Als die Italiener bemerkten, daß der Fremde kein Wort ihrer Sprache verstehe, holten sie den Partieführer, der schon in einer der Hütten lag und schlief. Mit den wenigen Worten der deutschen Sprache, die dem schwarzen Kerl bekannt waren, mehr noch mit Gebärden zimmerte ihre Anteilnahme eine Brücke der Verständigung. Endlich wurde es ihnen klar, daß Adalbert hungerte, und nun bildete sich rasch ein weiter Kreis um den Kessel, aus dem die alte Frau für den Fremden Brei schöpfte. Die Moraspieler ließen ihre Unterhaltung und setzten sich zu den andern, die dem Schauspiel dieser Sättigung zusahen. Diesen Menschen, die ferne von ihrer Heimat der harten Arbeit lebten, war es eine Freude, einem ganz Heimatlosen Gastfreundschaft gewähren zu können. Unter ihrem Dach, an ihrem Feuer saß ein Fremder, dessen Gebaren und Tracht von der Art der Menschen abwich, und wie in einem geheimen Einverständnis erkannten sie ihn als Verwandten an einem tief in seinen Blicken verborgenen Schimmer. Die Kerle verloren für Adalbert ihre räubermäßige Ruppigkeit, die alte Hexe war durchaus nicht so scheußlich, die Sprache klang nicht umsonst so fremd, der Brei schmeckte besser als irgendeine andere Speise, die Adalbert jemals gegessen hatte. Er legte den Löffel aus der Hand und freute sich, als ihn die Alte wie belobend auf die Schulter klopfte. Ganz leise begann einer ein venetianisches Lied zu singen, mit einer Stimme, die wie Seufzer verliebter Mädchen über Wassern schwebte, die andern schlossen sich an und ein schlankes Volkslied stand mitten unter ihnen. Dann sang Adalbert von der Einsamkeit, er sann den Worten nicht lange nach, sie kamen ihm von selbst auf die Zunge und die Töne waren zugleich mit ihnen da. Vom Wald und vom Hexenstein erzählte sein Lied und schmerzlich trübe wurde seine helle, frische Farbe, als er dazu kam, wie seine Liebe vernichtet

worden war. Nun kroch es heran, wimmelnd, tausendbeinig, Wort, Rhythmus und Ton drückten eine Gefahr aus. Aber nun befreite es sich und flog weiter, mit kühneren Worten der Welt entgegen, entschlossen, ihr Widerstreben zu besiegen. Die Italiener ahnten den Sinn der unverständenen Worte und waren still, solange Adalbert sang. Als er geendet hatte, dankten sie ihm durch ein anderes Lied, und so hielt sie ein Wechselgesang bis mitten in die Nacht wach. Als Adalbert sich erhob, um mit ihnen in die Hütten zu gehen, war der Himmel hell von Sternen. Die Erde lag in ehrfürchtiger Finsternis und schwieg vor den Erhabenheiten der Nacht, deren Perlenketten bis ganz tief herabhingen, daß ihre Enden über die fernen Bergwälder zu schleifen schienen.

Es fügte sich ganz von selbst, daß Adalbert in die Reihen der Italiener eintrat und an ihren Arbeiten teilnahm. Man gab ihm den Anzug eines gestorbenen Arbeiters, und der Partieführer meldete ihn bei den Leitern des Baues als Ersatz für den Toten an. Nun baute Adalbert mit den andern an dem Werke, das die Stadt mit Wasser versorgen sollte. Wenn er, tief unten in einem engen Schacht eingekeilt, den harten Widerstand der Erde empfand, wenn er, mit Lehm beschmiert und von Grundwasser durchnäßt, seine Haue schwang, richtete er sich oft auf und sah den Himmel als schmales blaues Band über seinem Kopf. So war jetzt sein Leben: die Aussicht auf ein wenig Licht, das mit geraden, unerbittlichen Linien von der Welt abgeschnitten war. Aber es war wenig Zeit, zu träumen, denn die Italiener sahen darauf, daß die übernommene Arbeit zum bestimmten Endpunkt fertig werde, damit sie in die Heimat zurückkehren könnten. Adalbert lernte nun viele neue Begriffe. Am sonderbarsten war ihm die Handvoll runder Dinger, die er am Ende jeder Woche erhielt und in denen er das Geld erkennen mußte. Langsam wuchs sein Verständnis für das Leben der Welt, die sich an tausend Punkten selbst fesselte, indem sie sich an Worte band. Einmal kam ein Vogel aus dem Walde und erzählte ihm so wunderbare Geschichten, daß Adalbert seine Haue still niederlegte und aus dem engen Schacht kroch, um ihn besser zu verstehen. Alle Märchen des Waldes begannen zu klingen, daß der Dichter seine Brust mit beiden Händen drückte, um den Schmerz darinnen nicht zu fühlen. Gerade als der

Vogel von den traurigen Mondscheinfrauen sang, war es, als ob der Boden unter Adalbert erzitterte, und ein Schrei unterbrach das Gezwitscher. Adalbert rannte zum Schachte zurück, aber er sah ihn mit Erdmassen ausgefüllt, und rieselnd stürzte der Sand der Oberfläche den großen Schollen nach. Eine Erdrutschung hatte die Kameraden, die da unten mit Adalbert gearbeitet hatten, verschüttet. Nach vielen Stunden hastiger Arbeit stieß man auf ihre Körper. Drei von ihnen waren tot, der vierte lebte noch eine Nacht und starb am nächsten Morgen. Nach dem Begräbnis nahm der Partieführer ein Papier und schrieb ihre Namen zu einigen anderen, die schon auf der Liste standen, machte zu jedem ein Kreuz und merkte den Betrag an, der als ihr Guthaben den Angehörigen auszuzahlen war. An diesem Tage war Adalbert sehr still und sah öfter nach dem blauen Himmelsband als sonst.

Trotzdem er die Sprache der Arbeiter schon genügend kannte, um sich unter ihnen wohl zu fühlen, trotzdem sie ihn liebten und freundlich behandelten, war Adalbert von da an verstört und nicht geneigt zur Arbeit. Die Gefahr, die er nicht kannte und nicht einmal ahnte, hatte ihre Schleier zerrissen und war vor ihn getreten. Ach er hatte nicht Lust, von der Erde verschüttet zu werden oder seinen Weg in die Welt durch einen Sturz in einen Schacht zu beenden. Immer sah er die Toten vor sich mit den zerquetschten Leibern, den eingedrückten Brustkasten und den verrenkten, aus den Lagern gerissenen Gliedern, mit den Augen, in deren Winkeln noch Spuren vom Sand waren, und den Lippen, auf denen sich blutiger Schaum mit Lehm zu einem Brei vermenget hatte. Einer der gekrümmten Finger Beppos hatte sich in den Rock Adalberts eingekrallt, als dieser ihn mit andern davontrug, und als man ihn nun niedersetzen wollte, hielt ihn der Finger wie ein Haken fest. Mit einem Schlag auf die Hand des Toten hatte sich Adalbert befreit. Aber manchmal fühlte er es wie ein leichtes Zupfen an seinem Rock, und mit Grauen empfand er dies als eine Mahnung.

Nun kam er darauf, sich zu befreien und zur Welt zurückzufinden, die er nur von ferne wie durch Gitterstäbe betrachten durfte. Am besten wäre es gewesen, einfach davonzugehen, aber seine Dankbarkeit verpflichtete ihn, vor sich selbst eine Entschuldigung zu suchen.

Sonntags gingen die Erdarbeiter auf die umliegenden Dörfer, um sich mit ihren Samtröcken, den breiten Hosen und großen Hüten zu zeigen. Den Burschen, die auf den Tanzunterhaltungen die Herrschaft ausübten, waren sie wenig willkommen. Oft genug gab es Raufereien, wenn es die Italiener wagten sich in die Fröhlichkeit der andern zu mischen. Meist blieben sie ja unter sich, in einen Haufen zusammengerottet und sahen nur von ihrer Ecke aus dem Tanz zu. Aber unter ihnen waren auch jüngere Burschen, verwegene Kerle mit blitzenden Augen, die, von dem Takt der Musik verführt, von dem Duft der Mädchenröcke und der Leiber erhitzt, ihren Anteil an der Lust begehrten. Da sie sonst mäßig waren und ihre Kräfte zu keinem Genuß anspannten oder darin erschlafften, wirkte hier Klang und Schwang um so aufreizender. Alle in ihnen gesammelte und bewahrte Fähigkeit, zu lieben, und ihre rasche und berauschte Art, zu werben, brach bei solchen Gelegenheiten hervor. Und die Mädchen, die von der langsamen und stumpfen und plumpen Art ihrer Burschen genug hatten, denen die südliche Beweglichkeit, das deutlich fühlbare Feuer der Italiener gefiel, warfen sich gern den Überlegenen in die Arme. Das Fremdartige zog sie an: die braunen Samtröcke und Gesichter, die seltsam geformten Hosen, in deren Taschen – das wußten sie – die Messer locker genug saßen. Darüber wurden die Burschen um so erzürnter, und die Jugend aller Dörfer verband bald eine allgemeine Verschwörung, deren Anzeichen und Vorbereitungen die gelegentlichen Raufereien waren.

An dem Sonntag, der Adalbert von seinen Freunden befreien sollte, einem schönen Sonntag des Spätsommers, zog er mit ihnen zum Kirchweihfest eines benachbarten Dorfes. Über die kahlen Felder, die ganz von den silbernen Fäden des Altweibersommers übersponnen waren, kam die Musik des Festes und schien, von dem leuchtenden Netz gefangen, nahe dem Erdboden schweben zu bleiben. Um den Baum, der in der Mitte des Dorfplatzes, mit Reisig und Papierblumen geschmückt, den Mittelpunkt des Festes bezeichnete, standen die Mädchen in doppelten Reihen. Sie hielten sich bei den Händen und zogen immerfort um den Baum in einer Gegenbewegung des äußeren und des inneren Ringes, indem sie dazu ein altes Tanzlied sangen. Ihre steifen, weit abstehenden Röcke, unter denen

noch eine Unzahl von Unterröcken Wohlstand und dörfliche Eleganz anzeigten, waren aus einem besonderen schillernden Stoff, der neben einer grellen Hauptfarbe noch eine ganze Leiter von Nebentönen trug. Die bunten Kopftücher und Spenser, die weißen, bauschigen, um den Hals gekrausten Hemden verbreiteten einen Geruch nach neuem Kattun und gestärkter Leinwand. Im Kreise der Mädchen gingen die Festordner umher, Burschen, deren Hüte dicht mit ganzen Türmen von umbänderten Blumen, Papiertüten, Bildern und Glasstückchen besetzt waren, und trugen ihren Ballschönen in Blechgefäßen Bier zu. Dann begann wieder die Musik, und nachdem die Vortänzer ihre Einzeltouren getanzt hatten, lösten sich die Ringe der Mädchen in Paare auf. Von einem kleinen Hügel aus sahen die Italiener dem Wirbel zu. Schon hatte sie die Ansteckung erfaßt, schon war Begehren in ihren Augen, und einige von ihnen glitten hinunter, um den Mädchen zu folgen, die sie sich erwählt hatten. Adalbert sah in seiner Sonntagskleidung, die er um ein wenig seines Ersparnisse aus dem Nachlaß eines Toten erstanden hatte, aus wie einer seiner Kameraden, aber er hütete sich, ihrem Beispiel zu folgen; seiner Besonnenheit entging es nicht, daß hier etwas gegen sie im Werke war. Abseits vom Tanzplatz standen Gruppen von Burschen, die sich nicht am Tanze beteiligten und auf irgendein anderes Geschäft zu warten schienen, während Adalbert einen von ihnen beobachtete, der, mit wütenden Gebärden nach der kleinen Schar von Fremden hin und nach den Mädchen, die andern aufzureizen schien, entstand in dem Wirbel der Tanzenden ein Getümmel. Irgendein Anlaß hatte den Haß entfesselt. Man schlug sich dort unten. Nun ging es im Laufschrift den Hügel hinab, unter das Gewühl. Im ersten Ansturm befreite man die Überfallenen, von denen einer schon übel zugerichtet war. Aber auch einer der Bauernburschen blutete von einem Messerstich in die Hand. Er hob die blutenden Finger hoch, schüttelte sie, daß die roten Tropfen auf die weißen Hemden der Mädchen spritzten, und schrie wie ein Besessener. Die Mädchen liefen davon und in den Rücken der Italiener brachen die bereitgehaltenen Verstärkungen. Mit Knütteln und Stecken, die von den nächsten Zäunen gerissen wurden, fielen die Burschen über sie her und mieden die Messer der Feinde durch fürchterliche Hiebe auf Arme und

Hände. Adalbert rannte einen Festordner nieder, nahm ihm seinen Knüttel ab und schlug brav um sich, vom Tanzplatz stieg der Staub in dichten Wolken auf und ließ den Verlauf des Kampfes nur nach dem fürchterlichen Geschrei ahnen. Wenn es einem der Italiener gelang, den Gegner zu unterlaufen, so stach er, an seinen Hals gekrallt und fürchterliche Flüche zwischen den Zähnen murmelnd, blind in Gesicht und Brust darauflos, weit öfter als nötig war, um den Feind unschädlich zu machen. Wie eine wütende Katze in sein Opfer verbissen, ließ er sich von dessen Freunden niederschlagen. Die Burschen raufte planvoller, mit mehr Überlegung, ruhiger, fast sachlich. Ihre Taktik ging dahin, den geschlossenen Haufen der Feinde zu zersprengen. Adalbert wurde mit andern gegen ein Haus gedrängt. Ab und zu sah er durch den Staub einen verwundeten vorüberwanken. Es war, als ob ihn das alles nichts angehe. In ihm war das Blut der Angreifer und ließ ihn, während er fürchterliche Hiebe nach links und rechts austeilte, die Lage erwägen. Zwischen zwei Häusern war ein schmaler Weg, der an Gartenzäunen hin ins freie Feld führte. Er rief seinen Kameraden zu, hier zu flüchten und trat mit seinem Knüttel in den Engpaß. Vor seiner entschlossenen Miene und seinen schrecklichen Gebärden wichen die Verfolger zurück. »Esel,« rief er ihnen in ihrer Sprache zu, »jetzt ist es genug mit diesen Dummheiten. Zum Teufel auch, ihr habt brav gerauft und jetzt ist Schluß!«

»Was tust du bei den Katzelmachern?« schrie einer.

»Geht euch das was an, Schafsköpfe!« Und Adalbert schlug einen, der auf ihn lossprang und ihm den Knüttel entreißen wollte, über den Kopf, daß es krachte. Die andern überlegten, und Adalbert sah, daß der Zorn des Kampfes von ihnen wich. Langsam zog er sich zwischen den Gartenzäunen zurück, und als er das freie Feld erreicht hatte, lief er auf den Trupp der Kameraden zu, die hier draußen, durch Zuzug aus dem Lager verstärkt, die Flüchtenden aufnahmen. Noch zeigten sich einige besonders entbrannte Verfolger, aber sie begnügten sich damit, schreiend mit den Knütteln zu drohen. Man zog sich geordnet zurück.

Abends gab es Not um Leinwandbinden im Lager der Italiener. Die alte Köchin verband bis tief in die Nacht hinein Köpfe und Hände, renkte Arme

ein und spuckte unter Gebeten dreimal auf den Leib der innerlich Verletzten. An ihren Fingern klebten schwärzliche Klumpen und ihr Gesicht war mit Blut beschmiert, daß sie noch scheußlicher aussah als sonst, eine Hexe, die in Leichen wühlt. Aus dem schwarzen dick verfilzten Haar des Partieführers, das wie eine grobe Decke über einer klaffenden Kopfwunde lag, zog sie mit spitzen Fingern einen Knochensplitter. »Ich danke dir,« sagte der Mann mit schief gezogenen Mundwinkeln zu Adalbert, der vor ihm stand, »du hast die Schlacht entschieden.« Und mit der Höflichkeit des Italieners setzte er hinzu: »Unsere Dankbarkeit ist tausendfach, du bist ein Held, du wärest würdig, ein Italiener zu sein.«

Adalbert drückte seine Hand. Dann ging er in seine Hütte, zog den Arbeitsanzug an und verließ das Lager, gerade als der Gendarm eintraf, um sich nach dem Hergang der Rauferei zu erkundigen. Nun war er von den Freunden frei und kehrte zurück, um die Welt zu suchen.

Einige Tage lang lebte er nur im Anschauen der Wunder in der Stadt. Es machte ihm Vergnügen, die Macht des Geldes zu erproben und von seinen Ersparnissen allerlei unnötigen Kram anzuschaffen, mit dem er seine Taschen füllte: Porzellanfigürchen, Metall Dosen, Löschrollen und einen Damengürtel aus schwarzem Leder. Abends hielt er sich gerne in einer der Hauptstraßen auf, wo vor den hellerleuchteten Geschäftsläden schöne Damen vorbeingingen. Adalbert starrte sie an und ahnte nicht, daß er mit seinem Gelde eine von ihnen hätte kaufen können.

Aber dieses Geld schmolz zusammen, und bald mußte er sich zu dem Entschlusse verstehen, wieder zu arbeiten. Er trat in ein Bureau, über dem zu lesen war: »Städtisches Arbeitsvermittlungsammt«, hier gab es wieder Fragen nach seiner Beschäftigung und seiner Vergangenheit, denen Adalbert die Antwort nicht verweigern mußte; denn nun hatte er sich ja schon eine Vergangenheit erobert. Endlich sagte man ihm – der dicke Herr schmunzelte und blinzelte dabei seinem Schreiber zu –, er solle sich in der Tuchfabrik von A. Weißgerber & Sohn melden. »Wenn Sie auch nicht in Tuch gearbeitet haben, so wird man Sie doch gut aufnehmen, wenigstens vorläufig werden Sie willkommen sein.« Das Lächeln des Beamten wurde immer spöttischer, als sich Adalbert weitläufig bedankte, und als er ging,

hörte er die beiden hinter sich in Lachen ausbrechen. Was gab es da zu lachen, wenn einer arbeiten wollte? Empört suchte Adalbert die Fabrik von A. Weißgerber & Sohn auf, und entschlossen schritt er auf das große Hoftor zu, als er plötzlich von einem Mann angehalten wurde.

»Hören Sie,« sagte der Mann und legte eine breite Hand mit abgenagten Fingernägeln, über die das Fleisch vorquoll, auf die Schulter Adalberts, »wohin gehen Sie denn?«

»Hier in die Fabrik hinein, wie Sie sehen. Lassen Sie mich los!«

»Was suchen Sie denn hier in der Fabrik, Sie ...«

»Ich suche Arbeit. Und jetzt ...!«

»Das gibt's nicht«, schrie der Mann, und aus der Gruppe, die sich rasch um die beiden gebildet hatte, fuhren Fäuste vor und drohendes Geschrei erhob sich: »Hu! Hu!«

»Lassen Sie mich aus. Was wollen Sie von mir?«

»Du wirst nicht arbeiten, das sag' ich dir. Wir dulden das nicht. Nicht wahr, Genossen!«

»Nein! Gibt es nicht!«

»Mit Streikbrechern machen wir kurzen Prozeß.«

»Wir lassen uns nicht unterkriegen.«

»Die Verräter soll man erschlagen.«

Adalbert verstand von dem Geschrei, von den Drohungen, von dem Getümmel um ihn nur so viel, daß man ihn verhindern wollte, Arbeit zu suchen, und indem er den Mann mit den abgebissenen Nägeln von sich stieß, sprang er auf einen Eckstein und schrie »Ruhe«. Den Arbeitern, die an die Begebenheiten der Volksversammlungen, an die Art der öffentlichen Redner gewöhnt waren, brachten seine gebieterischen Gesten mit einem Male Achtung bei, und Adalbert konnte sprechen. »Was wollt ihr von mir? Warum hindert ihr mich? Ich weiß nicht, um was es hier geht. Ich weiß nur, daß ich Arbeit suche. Warum? Weil ich gelernt habe, daß man durch Arbeit Geld verdient und daß man verhungert, wenn man kein Geld hat.«

»Sehr richtig, sehr richtig«, schrien einige in dem Haufen gegen die übrigen an.

»Ich will leben, und so unangenehm die Arbeit ist« – hier hatte der Redner allgemeine Zustimmung –, »so ist sie doch notwendig. Ich bitte euch, laßt mich weitergehen und haltet mich nicht länger auf.«

Einige Arbeiter, ernste, gesetzte Männer mit breiten Schultern und wuchtigen Fäusten, brachen aus der Menge zu Adalbert durch und nahmen ihn in ihre Mitte. »Recht hat er! Recht hat er!«

»Meine Kinder haben Hunger.«

»Mein Weib ist krank.«

»Der Kaufmann borgt mir nichts mehr.«

»Wir brauchen Geld.«

»Wir wollen arbeiten.«

Die andern drangen empört auf die Abtrünnigen ein und wollten Adalbert herabreißen. Ein Kampf entspann sich, eine allgemeine Verwirrung warf die Gegner durcheinander. Man hieb sich mit Faustschlägen die Hüte vom Kopf, man zerzte sich herum, man wälzte sich auf dem Boden. Plötzlich klirrten Fensterscheiben. Wie ein elektrischer Schlag fiel das in die Menge und wendete ihren gemeinsamen Zorn gegen die Fabrik. Irgend jemand behauptete, daß der Fabrikant hinter den Fenstern stehe und zusehe, wie sich seine Arbeiter untereinander prügeln. »Was, während wir uns hier erschlagen, steht er oben und reibt sich die Hände!« Und in einem Augenblick waren die grimmigen Gegner versöhnt, alle Besonnenheit war fort, die Rufe der Not gingen in einem Geschrei unter, das die Forderungen der Arbeiter in Schlagworten, schwer wie Steine, gegen die Fenster schleuderte. Der Gedanke, daß der Fabrikant in gesicherter Ruhe warten konnte, bis sie sich in vergeblichem Zorn verzehrt hätten, bis sie, von Hunger erschöpft, von Uneinigkeit zerrissen, demütig um Arbeit betteln würden, machte sie rasend. Von Minute zu Minute stieg die Hitze dieses Körpers von tausend Köpfen. Die Steine flogen immer dichter, Eisenstäbe und Ziegel zertrümmerten die Fensterrahmen, man riß die Firmentafel herab und zerschlug sie auf dem Pflaster.

Adalbert stand unter den andern und staunte über diesen Anfall von Wahnsinn. Da fühlte er, wie ihn der Strom der Menge zur Seite riß. Pferdehufe klapperten auf dem Pflaster und über den Köpfen der Arbeiter

erschieden berittene Polizisten, die mit den Säbeln dreinschlugen. Die Menge wich in die Seitenstraßen zurück und räumte den Platz vor der Fabrik. Infanterie zog auf und besetzte die Eingänge des übel zugerichteten Gebäudes, während eine Kompanie mit gefällten Bajonetten daran ging, die Straßen zu säubern.

»Gesindel!« schrie der Mann mit den abgenagten Fingernägeln, »Kommißbrotfresser!« Steine prasselten und trafen. Einem Soldaten fiel das Gewehr aus der Hand, ein anderer stürzte plötzlich hin, als habe man ihm die Beine abgeschnitten. Ein drohendes Kommandowort des Offiziers war machtlos gegen das Gebrüll der Arbeiter. »Ach, was beißt mich!« Der Anführer schleuderte einen Stein und traf den blutjungen Offizier an der Schulter. »Schlagt sie tot, die Hunde!«

»Feuer!«

In der engen Straße krachte die Salve gegen die dichtgedrängte Masse, und die Kugeln drangen mit einem dumpfen Ton ein, wie wenn ein Wollsack mit einem Knüttel geschlagen würde. Adalbert, der weit hinten stand, wunderte sich darüber, daß zwei Menschen neben ihm niedersanken, als sei ihren Körpern plötzlich der Halt entzogen. Heulend flohen die Arbeiter, von den Bajonetten der Soldaten verfolgt, und Adalbert rannte mit den andern, von einer schrecklichen Angst ergriffen, die von den Kameraden auf ihn überging. Vollkommen gleich war er mit diesen fremden Menschen vor dem drohenden Tode; er nahm sie als seine Schicksalsgenossen an und fühlte das allgemeine Entsetzen auch in sich. Draußen vor der Stadt, wo die Gemüsegärten beginnen und die Ziehbrunnen mit ihrem einen dünnen, im Gelenk scharf gebogenen Arm in den Abendhimmel stachen, hielten sie an, ein geschlagenes Heer, in dem jeder einzelne nur auf seine Rettung bedacht ist. An einen morschen Gartenzaun gelehnt, sah Adalbert einen alten Mann mit einem breiten Gärtnerhut bei seiner friedlichen Beschäftigung. Mit vorsichtigen Schritten ging er zwischen späten Blumen, den Überresten des Sommers, umher und begann schon mit den Vorbereitungen, um die Fruchtbarkeit eines künftigen Sommers zu fördern und zu bändigen. Adalbert begann tiefe Zusammenhänge zu ahnen, und sein Inneres schluchzte, nun, da sich der

Schrecken in Wehmut und Sehnsucht aufzulösen begann. Mit einem Herzen voll schwerer und hallender Glocken schritt er längs der Zäune unter einem opalfarbenen Himmel dahin und dachte an nichts. Hinter einem Strauch hörte er ein leises Wimmern. Da lag ein Mann, tot, mit zerrissenen und blutbefleckten Kleidern, einer, der sich schwerverwundet hierher geschleppt hatte, um zu sterben. Sein Weib lag über ihm; ihre Hände, die zu beiden Seiten des Toten im Gras halb versteckt waren, schlossen sich manchmal im Krampf ihres Schmerzes. Adalbert erkannte in dem Mann einen der Arbeiter, die ihn schützend umringt hatten und gleich ihm ihr Recht auf Arbeit vertraten. Es war der Mann, der gerufen hatte: »Meine Kinder haben Hunger.« Zuerst wollte Adalbert neben dem Weib niederknien und, über ihren Leib gebeugt, Gutes und Liebes sprechen, dann aber sah er ein, daß seine Worte vor diesem Schmerz klein und armselig waren, und in dem Wunsche, sich dem Toten dankbar zu erweisen, legte er den größten Teil seines Geldes neben die verkrampfte Rechte der Frau.

Als er in die Stadt zurückkehrte, durchschritt er in den Vorstädten eine Zone hellster Erregung. Das Ereignis des Nachmittags wurde in verschüchterten Gruppen besprochen, das Gerücht vergrößerte die Zahl der Toten und der Verwundeten ins Fabelhafte, und Arbeiter, die dabei gewesen waren, schilderten die Vorgänge mit lebhaften Gesten. Adalbert glaubte jeden von ihnen an einem gemeinsamen Zuge zu erkennen, an einer Verwunderung, daß er noch am Leben sei und an einem immer wieder aufgerüttelten Entsetzen, das sie aus ihren Schilderungen auffahren ließ, als hörten sie plötzlich Trommelwirbel und Kommandorufe. Diesen Leuten, denen nichts ferner lag als der Gedanke an Empörung und Revolution, war dies alles so überraschend gekommen, daß sie ganz verwirrt nach Zusammenhängen suchten und sich abmühten, Erklärungen zu finden. Die innere Stadt trug die gleichgültige Maske ihres Verkehrs und Geschäftslebens, aber doch war auch hier unter der immer gleichen Oberfläche ein Nachhall der Infanteriesalven und des Geschreies der Verwundeten. Auf dem Bahnhof, wohin Adalbert auf seiner ziellosen Wanderung geriet, sprach man von dem blutig beendeten Streik, und wenn er sich näherte, schwieg man mit einem Blick scheuen Staunens auf sein

Arbeitergewand. Man betrachtete ihn wie eine Sehenswürdigkeit, und die ganz Klugen reimten sich zusammen, daß man hier einen Anführer der Empörung vor sich habe, der vor seiner Verhaftung zu entkommen suche. Mit langen, schleichenden Schritten ging ein Mann in einem grauen Überrock hinter ihm her; Adalbert fühlte sich bewacht und wollte gehen, als er bemerkte, daß sich die Reisenden vor einem Schalter drängten und dann, mit Koffern und Schachteln bepackt, die Wartehalle verließen. Aus einem Gespräch erfuhr er, daß man hier für Geld Entfernungen kaufen könne; für den Rest seiner Ersparnisse, den er auf das Brett des Schalters legte, gab ihm der Beamte ohne zu fragen eine Karte, und Adalbert folgte dem Strom der Reisenden zu einer Reihe niedriger schwarzer Häuschen mit vielen Fenstern. Bescheiden drückte er sich in eine dunkle Ecke und ließ seine Zukunft an sich herankommen ohne zu fragen, selbst ohne irgendeine Neugierde nach ihrem Verlaufe zu fühlen. Er begann etwas ganz Köstliches zu erleben: sein eigenes Schicksal wurde ihm wie das eines Dritten, wie eine Geschichte, die man abends weglegt und morgens vielleicht wieder aufnimmt, wenn man gerade nichts anderes zu tun hat. Ein heiterer Gleichmut strahlte auf seine Erlebnisse, der Augenblick wurde ihm wieder wichtig genug, um seinetwillen den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Zukunft zu unterbrechen. Er sah auf den beleuchteten Perron hinaus, auf dem verspätete Reisende, von keuchenden, schwer bepackten Dienstmännern gefolgt, zum Zuge rannten. Nahe der offen stehenden Restaurationstür saß ein Stammgast, von diensteifrigen Kellnern umtänzelt, und sah mit dem Behagen des Nichtstuers auf die Wichtigtuerei der andern. Dem fühlte sich Adalbert verwandt; er war Zuschauer gleich ihm – auf einem Punkte vollkommenen Gleichgewichtes, absoluter Beharrung, wo er jedem Anstoß von außen, gleichgültig aus welcher Richtung er kam, ohne weiteres folgen konnte. Die Scheiben des Waggonfensters trübten sich von dem hier immer dichter werdenden Qualm und Dunst, und es schien, als ob das Licht draußen um den Körper des ruhigen Stammgastes erhöhte farbige Ränder lege. Das Signal zur Abfahrt wurde gegeben, und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Bahnhof glitt vorüber, auf den Wechseln stieß und schüttelte der Wagen, und immer

rascher schossen die Signallichter quer über die Fenster. Wohltuend empfand Adalbert die rasche Bewegung und folgte dem Rhythmus der Fahrt mit seinem ganzen Körper.

Im Waggon saß eine Anzahl von Bauern und schlichten Städtern, die sich in lauten Worten unterhielten. Ein paar junge Burschen scherzten mit dem Bauernmädels, das, ihre steifen, knisternden Röcke immer wieder verlegen niederdrückend, neben Adalbert Platz genommen hatte. Der Geruch der frisch gestärkten Kleider wollte ihn zu einer Vergangenheit führen, in der sich mit diesem Geruch die Erinnerung an schöne Sommerabende verband; aber Adalbert beharrte in der Gegenwart und ließ sein Glück und seinen Schmerz weit dahinten. Die Stationen der Strecke folgten einander, die Reisenden wechselten und die lauten Reden wurden schläfriges Gemurmel. Nur ein junger Mann mit einem Klumpfuß sang unaufhörlich laut vor sich hin, wie um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und zu beweisen, daß er durchaus nicht trüben Gemütes war. Vor den Fenstern lag eine bleierne Finsternis, in der man weite ebene und nun ganz totenstille Flächen ahnen konnte. Mit dem Kopf des eingeschlafenen Mädchens auf seiner Schulter, sah Adalbert hinaus und war frei von Wünschen und von Sehnsucht. Dann schlief auch er ein und lag starr mit zurückgelegtem Kopf und halboffenem Mund im gelblichen Lichtkreis der Deckenlampe.

Jemand schrie. Adalbert erwachte und sah das Mädchen neben sich, halb aufgerichtet, beide Hände an die Schläfen gepreßt, mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen. Auch die übrigen Mitreisenden waren aufgesprungen, und der junge Mann mit dem Klumpfuß hatte ein Fenster geöffnet und hing mit halbem Leib aus dem Wagen. Gellende Pfiffe kamen von draußen, ein Geschrei, und unter Adalbert schien ein Gekreisch den Boden des Waggons zu erschüttern.

»Jesus Maria!« schrie das Mädchen.

Es krachte, als ob im Körper eines Riesen alle Knochen zerbrochen würden. Nun hob sich plötzlich der vordere Teil des Wagens, alle taumelten zurück, ein Stoß von rückwärts warf sie nach vorn, das Licht an der Decke

verlosch und Adalbert fühlte sich in eine Finsternis geschleudert, die von Ächzen, Krachen und Geschrei erfüllt war.

Als er die Besinnung wiedererlangte, schüttelte ihn die Kälte der Herbstnacht. Er lag auf freiem Felde und sah kleine Lichter in der Dunkelheit wandern. Ferne brannte der entgleiste Zug. Man hob ihn und andere Verletzte auf und brachte sie in das Wirtshaus eines nahen Dorfes, wo man aus Bänken und Stroh Lager bereitet hatte. Die Lampe an der Decke schwang leise zu dem Wimmern der Menschen, und an der Wand hing ein gekreuzigter Christus, scheußlich und schmutzig wie ein Verbrecher, blutrünstig und qualverzerrt, mit herabgesunkenem Kopf, als ob er sich ganz in den eigenen Schmerz vertiefte, um den Schmerz der andern nicht zu sehen. Vor dem Gitter, hinter dem der Wirt sich und seine Schnapsflaschen verwahrte, standen die Träger und ließen sich in großen Gläsern einen gelblichen Schnaps geben. Das plötzliche Aufhören eines Stöhnens neben ihm ließ Adalbert den blutenden Kopf wenden. Hier lag das Bauernmädchen mit vorgewälzten, starren Augen, eingezogenen Beinen und herabgerissenen Kleidern. In ihrem Unterleib stak ein großer Holzsplitter, dessen Ende zwischen dem zerfetzten Hemd hervorsah. Ihre Haut war dort, wo sie nicht von Blut bedeckt war, seltsam weiß. Sie war eben gestorben. Ein Stück weiter saß der sangeslustige junge Mann auf einer Bank und ließ den Klumpfuß lose herabbaumeln.

»Sehen Sie,« sagte er, als er Adalbert erkannte, »nun ist der Fuß ganz zum Teufel!« Dann begann er wieder leise zu summen.

Diese ganze Szene, das öde Wirtshauszimmer, die Männer vor dem Schankgitter des Wirtes, der verzweifelte Christus an der Wand, das Gewinsel der Verwundeten, prägte sich in Adalbert ein und gerann in ein Bild, dessen Bedeutung ihm bis jetzt noch fremd schien, dessen Sinn er aber nachzugehen entschlossen war.

Drei Männer traten ein. Der Arzt, dessen linke Wange von einer tiefen Narbe zerschnitten war, machte sich sofort daran, die Verwundeten zu untersuchen und notdürftig zu verbinden. Sein Begleiter stand dabei, sah zu und richtete Fragen an die Verletzten. Seine Kleidung war im Gegensatz zu der des Arztes sehr sorgfältig, und der Knoten seiner Krawatte tadellos, als

ob er zu einem Ball ginge; seine Stiefel so sauber und glänzend, als wäre er nicht über schmutzige Feldwege, sondern über glattes Asphalt gekommen. Im Lichte der Handlaterne, die der Gehilfe des Arztes zu dessen Hantierungen bald hob, bald senkte, sah sein Gesicht so starr und leblos aus wie ein Schnitzwerk aus Holz. Indem er mit gelüpfen Hosen, deren Bügelfalten er sorgfältig vor Zerknitterung bewahrte, zwischen den Verwundeten umherging und den Blutspuren, die sich mit dem Staub des Fußbodens zu einem roten Kot vermischt hatten, auswich, störte er das Bild, das sich Adalbert gemacht hatte; er ließ ihn an eine der steinernen Fratzen vom Kamm des Hexensteines denken, als ob die herabgestiegen sei und nun doch trotz allen Anscheines vom Leben im Gesicht die Kälte des Steines bewahrt hätte. Nun standen die Männer vor Adalbert. Der Gehilfe hielt die Handlaterne hoch, und der Arzt fragte wie einer, zu dessen Geschäft das viele Fragen gehört, und dem deshalb jedes Wort wichtig ist: »Was gibt's?«

»Schulter und Kopf!«

»Leuchten!«

Mit seinen großen roten Händen tat der Arzt schmerzhaft Griffe an Adalbert, denen dieser mit zusammengebissenen Zähnen standhielt.

»Es ist nichts,« sagte der Untersuchende, »Kopf: Fleischwunde, Schulter: Quetschung und Verrenkung.« In ein paar Minuten hatte er den Riß an Adalberts Kopf zusammengenäht und seinen Arm in einen festen Verband gepreßt. »Sie können aufstehen und gehen!«

Adalbert erhob sich, und es war ihm, als müßte er sich seiner Weichlichkeit schämen, daß er hier gelegen und sich als Schwerverwundeter betrachtet hatte, während er doch aufstehen und gehen konnte. Seine Schwäche verdroß ihn, und obwohl seine Beine unter ihm zitterten, versuchte er, um seine Willenskraft zu erproben, einige Male auf und ab zu gehen. Aber er mußte sich nach der vierten Durchquerung des Zimmers auf eine Bank setzen, die eben frei geworden war; den Mann, der auf ihr gestorben war, hatte man zu den andern Toten in den nebenan liegenden Tanzsaal getragen.

»Sie sind schwerer verletzt, als Sie glauben«, sagte der elegante Mann, indem er neben Adalbert trat und ihn mit seinen kalten Augen ansah.

»Ach was!«

»Oft sieht so was ganz ungefährlich aus, und die schlimmen Folgen kommen erst viel später hinterdrein.«

Das also war der Trost, den der Fremde den Verletzten spendete. Aber das paßte zu den grauen Augen und dem steinernen Gesicht, und irgend etwas – Adalbert konnte sich selbst darüber nicht klar werden – erinnerte ihn an den Vater. Trotz seiner Abneigung gegen den Mann, die sich in Gebärden und Worten des Unwillens äußerte, folgte er seiner Aufforderung, ihn vor das Haus zu begleiten. Da saßen sie und sahen von dem Hügel auf den Bahndamm hinüber, wo Arbeiter bei Fackelbeleuchtung mit der Wegschaffung der Trümmer und der Ausbesserung der Strecke beschäftigt waren. Schwarze Gestalten wimmelten dort scheinbar planlos vor den rötlichen zitternden Lichtkreisen, und auf seltsamen Wegen glitt Adalberts Erinnerung zu der Zeit zurück, wo ihn sein Vater in eine von ähnlich bewegten Flammen und von brausenden Stimmen erfüllte Finsternis gebracht hatte. Drinnen in der Wirtsstube schrie ein Weib in einem unaufhörlich auf einer Höhe verharrenden Ton. Neben Adalbert saß der Fremde, schweigsam und dunkel wie ein Bestandteil der Nacht selbst, und seine Nähe wirkte auf ihn wie die Ahnung einer Gefahr.

»Nun wird der Hilfszug bald ankommen und Sie mit den andern in die Stadt zurückbringen«, sagte der Fremde nach einem langen Schweigen, in dem die fernen Rufe der Arbeiter und das Geschrei des Weibes doppelt laut waren.

Adalbert lachte.

»Sie lachen? Sie sind ein Philosoph.«

»Ich lache, weil ich es sonderbar finde, daß ich mir mit meinem letzten Geld nur Wunden an Kopf und Schulter gekauft habe.«

»Wohin wollten Sie fahren? Sie haben doch irgendeinen bestimmten Plan gehabt?«

»Nein, ich habe keinen bestimmten Plan gehabt! Ich habe kein Ziel.«

»Erlauben Sie! Sie müssen doch wissen, was Sie wollen. Nur wer Geld genug hat, kann sich erlauben, nicht zu wissen, was er will. Die andern sind alle Sklaven ihrer Zwecke.«

»Ich habe keinen Zweck. Ich will die Welt kennenlernen, möglichst viel von ihr kennenlernen. Aber nicht nur so oberflächlich hin, sondern tiefer, eindringlicher, bis dorthin, wo man etwas über ihr eigentliches Wesen erfahren kann. Es gibt so viele Dinge, die man gerne wissen möchte. Warum leben wir? Wohin treibt das alles? Ist es mit dem Tod vorbei?«

»Ihrem Rock nach sind Sie ein Arbeiter, Ihren Worten nach sind Sie ein Philosoph und Dichter. Was sind Sie eigentlich?«

Da sah Adalbert eine große blühende Halde vor sich, ganz mit weißem Wiesenschaumkraut, goldgelben Butterblumen und roten Pechnelken durchwirkt. Den Rand säumten schwarzgrüne Tannen und mitten darauf stand wie verwundert und ein wenig verschämt, weil sie so allein war, eine weiße schlanke Birke, deren lichtgrüner Wipfel nach den weißen Wolken sah. Es schien ihm, als drücke diese Wiese das aus, was er selbst über sich nicht zu sagen wußte.

Die rot verhangenen Fenster des Wirtshauses ließen ein trübes Licht durch, das von dem Blut der Verwundeten dort drinnen gefärbt schien und langsam über den Hang in die Finsternis versickerte. Nach einer Weile begann die Stimme neben Adalbert in der Dunkelheit: »Sie haben gesagt, daß Sie leben, um die Welt schauen zu lernen, aber Sie haben auch gesagt, daß Sie Ihr letztes Geld an diese Fahrt gewendet haben. Wie wollen Sie also Ihren Wunsch verwirklichen, wenn Ihnen das wichtigste fehlt: die goldene Brücke in die Welt, die goldene Hand, um Ihre verschlossenen Wunder aufzuschließen.«

»Ich werde mir von neuem Geld durch meine Arbeit erwerben.«

Nun lachte der Fremde: »Man sieht, daß Sie ein Dichter sind. Sie glauben an Märchen und haben das Vertrauen weltfremder Sonderlinge. Es gibt nur einen Weg, Geld zu haben, so viel Geld, daß es sich der Mühe verlohnt, davon zu sprechen, und das ist: sich selbst so teuer als möglich zu verkaufen. Nicht an die Arbeit zu verkaufen, denn die Arbeit ist ein Geizhals, der schlecht zahlt, nur gerade so viel, daß man nicht verhungert. Sie müssen sich dem verkaufen, der zahlen kann. Und um den höchsten Preis, den sie erzielen können.«

»Ich verstehe Sie nicht. Ist es denn erlaubt, Menschen zu kaufen?«

»Wer wollte es dem verbieten, der das Geld dazu hat?«

»Und wem sollte etwas daran liegen, etwa mich zu kaufen?«

»Sie sind ein Dichter. Die Dichter sind im Preis gestiegen, seitdem alle Welt begonnen hat, Bücher zu schreiben.«

»Ein Dichter? Gut! Es ist ... es ist ... wer sollte ... ich verstehe Sie noch immer nicht.«

»Nun also: ich reise in der Welt herum, um einen lebendigen Dichter zu kaufen.«

»Sie?«

»Jawohl. Ich! Ich biete Ihnen ein gutes, bequemes Leben mit allem, was Sie nur wünschen können. Sie werden Gelegenheit haben, viel zu sehen. Sie werden die Welt kennenlernen, wie Sie es nie könnten, wenn Sie trotzig dabeibleiben, sich auf sich selbst zu verlassen.«

»Und was habe ich dafür zu tun? Es ist doch nicht umsonst ...«

»Sie müssen sich meinem Herrn mit Haut und Haaren verkaufen. Solange Sie leben, gehören Sie ihm, mit allem, was Sie noch ersinnen werden und vielleicht einmal der Welt geben. Nach dem Tod können Sie mit Ihrer unsterblichen Seele anfangen, was Sie wollen. Ihr geschätzter Kadaver gehört Herrn Thomas Bezug. Aber das kann Ihnen ja gleichgültig sein.«

»Und ich werde ... ich soll alle diese wunderbaren Dinge genau sehen – ich werde Zeit haben, das Licht des Tages und die Abenddämmerung zu bewundern. Es ist wahr, wer arbeiten muß, hat dazu niemals Zeit. Und ich werde das Leben der Menschen kennenlernen?«

»Mehr als Ihnen lieb ist.«

»Und ich bin ganz an Ihren Herrn gebunden?«

»Nur in Ihren Gedanken sind Sie frei, wenn er nicht inzwischen eine Methode ersonnen hat, um auch Ihre Gedanken sich zu unterwerfen.«

Adalbert sann über die Worte des fremden Herrn nach. Was er da gehört hatte, war das Seltsamste unter all den Unbegreiflichkeiten der Welt, und verwirrte ihn mehr, als irgendein anderes seiner bisherigen Erlebnisse. War es möglich, sich so völlig zu verkaufen? Aber wenn er es tat, so waren dann alle Hindernisse weggeräumt, er konnte seine Träume in die Wirklichkeit

heben, er konnte bis an die Grenzen des Erreichbaren vorrücken, und er würde, im Besitz des goldenen Zepters, über die Welt herrschen.

Von ferne hörte man einen Zug mit gellendem Pfeifen und Rasseln herankommen. Die Tür des Wirtshauses flog auf, und zugleich fiel das Licht breit und grell auf die vertretenen, wackligen Steinstufen, über die jetzt die Bahren mit den Verwundeten herabgehoben wurden. Den Trägern, die sich an dem Schnaps des Wirtes übernommen hatten, waren die Lasten jetzt zu schwer, und fluchend und ungehalten traten sie, wenig rücksichtsvoll, ihren Dienst an. Sie ordneten sich zu einem Zug, der von dem angeführt wurde, dessen Zorn am größten war.

Rudolf Hainx stand aufgerichtet neben Adalbert Semilasso und hielt ihm die Hand hin: »Schlagen Sie ein, Dichter! Kommen Sie mit mir zu meinem Herrn.«

»Ich gehe mit Ihnen«, sagte Adalbert und faßte eine kalte, magere Hand, in der ein seltsames Zucken alle Sehnen spielen ließ, eine Hand, die mit einem plötzlichen Druck seine Finger einschloß, als wollte sie ihn nicht mehr freigeben.

Thomas Bezug bekommt einen Schwiegersohn und kauft einen lebendigen Dichter

[Inhaltsverzeichnis](#)

Nirgends empfand der bescheidene Bürger aus dem Viertel hinter dem Dom mehr Hochachtung bei gleichzeitiger Herabminderung des eigenen Selbstgefühles als in dem Stadtteil, der sich in den letzten Jahren immer näher an den großen öffentlichen Park im Norden herangezogen hatte. In langen Straßenzügen schienen die großen vornehmen Häuser näher zu rücken, nahmen die grüne Insel in ihre Mitte und umgaben sie, so groß sie war, mit steinernen Wällen, daß ihr Atem unruhig und ängstlich wurde. Die steinernen Augen der Häuser sahen gleichgültig und gelangweilt über die grünen Schultern der Bäume, und mit ihren wohlfrisierten Fassaden mit dem hängenden und aufgeklebten Schmuck von Schnörkeln und Fruchtgirlanden, mit den Vorsprüngen aus Blech und Stuck standen sie da wie eine Hofgesellschaft, die von einer unbegreiflichen Laune des Fürsten dazu gezwungen worden ist, die Natur zu betrachten. Die ganze übertragene Ornamentik, diese kümmerlichen Reste aus besseren Zeiten des Geschmackes, diese zusammengeklebten Fragmente aus Rokoko, Barock und Renaissance empörten sich gegen die aufdringliche Ehrlichkeit dieses Parkes. Allen Säulchen und Voluten, allen Simschen und Karyatidchen, den Blumengewinden aus Gips, den Balkonen mit den gewaltigen Bäuchen, den Türmchen mit den Knäuflein und Fähnlein konnte man es ansehen, daß ihnen das Rauschen der Bäume hier unten äußerst widerwärtig war; ein Spötter sagte, er höre das steinerne Froufrou, mit dem diese geschminkten alten Jungfern ihre Entrüstung kundgeben, und ein anderer erklärte, eine von ihnen ziehe den Balkon wie eine aufgeworfene Oberlippe hinauf, daß unten der Schlitz des Haustores sichtbar werde wie ein zahnloser Mund, gerade so, als wolle sie *shoking* ausrufen. Aber die Spötter, die sich des geringgeschätzten Parkes annahmen, waren selten in diesem Viertel, waren

die Ausnahmen unter einem Chor von Lobpreisern und Verehrern. Die kleinen Bürgersleute verstummten hier vor Ehrfurcht, denn hier wohnten die reichen Leute, die Fabrikanten und Bankiers, die Menschen, denen nichts unmöglich war, und wenn sie Sonntags im Park spazierten, zog es sie immer wieder an dessen äußersten Umkreis, wo sie die gelangweilten Grimassen der hohen Herrschaften bewundern konnten.

Eines dieser Häuser war den andern an Vornehmheit noch voran. Wenn die Bürger aus dem Viertel hinter dem Dom an diesem Haus vorübergingen, so wagten sie nur zu flüstern. Denn hier wohnte der Herr Bezug, der Mann, dessen Vermögen alle Begriffe überstieg, dem alle diese Häuser rund um den Park gehörten, der über den größten Teil der benachbarten Straßen, fast über den ganzen neuen Stadtteil, im ganzen über zweiundneunzig Häuser herrschte. Seine Fabriken weit hinten im verräucherten Viertel der Arbeit sandten aus einem Wald von Schornsteinen Rauchwolken aus, und auch andere Wälder waren sein, rauschende grüne Wälder, fast alle die blauen Höhen im Umkreis, die man von dem hohen Turm seines Herrscherhauses erblicken konnte. In diesem Turm sollten die wunderbarsten Dinge zu sehen sein. Wandkarten hingen da herab, auf denen seine ungeheuren Besitzungen dargestellt waren, in schweinsledernen Folianten mit Schlössern aus Gold und Silber war sein Vermögen genau verzeichnet, und ein dickes Buch enthielt die Namen aller Arbeiter, die er beschäftigte, aller Geschäftsleute, die von ihm abhängig waren. In einem anderen kleineren Buch standen die Namen aller Frauen, die er besessen hatte. Die Blätter dieses Buches waren aus Seide, sein Einband aus einem Stoff, der mit dem Saft der Purpurschnecke gefärbt war, und die Schließen waren mit Edelsteinen besetzt. Die Seide war ein Geschenk des Kaisers von China, der Purpurstoff stammte aus Syrien, und die Schließen waren aus Agraffen gebildet, die man einst im Schatz des Sultans Soliman gefunden hatte. Er hatte die Macht über Glück und Unglück, ja über Leben und Tod von Hunderten, und man sagte von ihm, daß er danach strebe, die ganze Welt seinem Willen zu unterwerfen. Von seinen Abenteuern und seinen Erfolgen erzählte man die wunderlichsten Geschichten; das Gold rauschte in Strömen um ihn und

sammelte sich bei ihm, wie in einem ungeheuren Behältnis, das alle Zuflüsse auffängt.

Unter den Zuschauern, die vor dem Trauerhause des Joseph Hoppe standen, erhob sich ein Gemurmel, als Herr Bezug nun in Begleitung eines jungen Mannes aus der Türe trat und sich in seinen Wagen setzte. Das Interesse für ihn war fast noch größer als das Interesse für den toten Joseph Hoppe. Und das war nicht wenig, denn auch Joseph Hoppe war ein steinreicher Mann gewesen, und auch von ihm berichtete man recht Sonderbares. Es war ein Geheimnis, das man auf den Straßen und in den Wirtshäusern ganz laut erzählen hören konnte, daß Joseph Hoppe vor ungefähr zwanzig Jahren an einigen ganz unglaublich kühnen Bankeinbrüchen beteiligt gewesen war und damals den Grundstock seines Vermögens gelegt hatte. Unter den Bankräubern war er einer der verwegensten gewesen, aber er hatte seine Spuren mit solcher Meisterschaft zu verwischen gewußt, daß ihn kein noch so schlauer Untersuchungsrichter fangen konnte. Trotzdem er einige Male vor Gericht stand, gelang es niemals, ihn zu überführen. An seiner ehernen Stirn, an seinem ganz scharfen Kombinationsvermögen, mit dem er eine einmal eingeleitete Verantwortung mit verbrecherischer Logik bis in die letzten Folgerungen durchführte, wurden alle hergebrachten Schlauheiten der Gerichtspersonen zunichte; mit seiner gutgespielten Biederkeit, seinem offenen Gesicht und seinem schon damals grauen, ehrwürdigen Kopf täuschte er die Geschworenen, als ob er, ein trefflicher Schauspieler, vor Leuten stünde, denen alle Kniffe des Theaters fremd sind. Er konnte zehn eingestellte Untersuchungen und sechs Freisprüche aufzählen. Als er genug erworben hatte, begab er sich auf weniger gefährliche Gebiete und vermehrte sein Vermögen in kurzer Zeit so sehr, daß man ihn gleich hinter Thomas Bezug zu nennen begann. Man mußte zugeben, daß er ein musterhafter Gatte und Familienvater war, und man bewunderte seine Freigebigkeit gegen wohltätige Anstalten, seine freudige Schenkerlaune gegen alle Welt. Nun war Joseph Hoppe gestorben, und das ganze neue Stadtviertel folgte den nächsten Leidtragenden in einer endlosen Reihe von Wagen, während die neugierige Menge, von Wachleuten zurückgehalten und bedrängt, die

Pracht des vergoldeten Sarges, die nickenden Federbüsche der acht Trauerpferde, die Würde des in schwarze Seide gekleideten Kutschers und den Aufzug der Priester bestaute.

Der Zug nahm den Weg durch die Stadt, um auch denen, die daran sich vor dem Trauerhause nicht eingefunden hatten, zu zeigen, wer mit Joseph Hoppe gestorben war. Man sah den Veteranenverein, dessen Ehrenmitglied der Tote gewesen war, im Zuge, man konnte sich an der strammen Haltung der Feuerwehrleute, an der unabsehbaren Masse schwarzer Gehröcke und an den leichtrollenden Wagen der vornehmen Trauergäste nicht satt schauen. In einer der kleinen zerzogenen Gassen hinter dem Dom gab es einen Hof, der, zwischen zwei niederen Häuschen eingekeilt, gleich von der Gasse aus zugänglich war, als wäre er ein nun abgeschnürter, von der Habsucht der Anwohner an sich gerissener Teil des öffentlichen Weges gewesen. Dieser Hof lag hoch oben auf den Resten der einstigen Stadtmauer, und die Nachbarn hatten sich alle hier versammelt, weil man von da den Trauerzug tief unten in aller Bequemlichkeit betrachten konnte. Die Geschwätzigkeit der Frau Swoboda, des Kerzenweibes aus dem Dom, begleitete jeden Wagen und seine Insassen mit einem Rinnsal von Bemerkungen, Ausrufen, und sie war so vollständig hingeeben, so ganz in ein reines Glück befriedigter Schaulust versunken, daß sie nicht bemerkte, wie die Rangen vom Dreifaltigkeitsschuster an den Zipfel ihres Umschlagtuches ein schmutziges Papier anhefteten. Dem Rahmenmacher, der auch Vögel ausstopfte und Passionsblumen züchtete, wurde es schwer, ihr zu antworten, denn er stotterte heute vor Aufregung mehr als sonst. Für die alten Männer und Weiblein, die sich an der morschen Mauer des Hofes drängten, war dieser glanzvolle Aufzug da unten, diese Prozession zum Reich des Todes ein Fest, und nicht minder festlich fühlten sich die Kinder, die hinter dem Rücken der Alten allerlei Unfug verübten. Was die Leute dieser Gegend von dem Treiben der vornehmen Gesellschaft zu sehen bekamen, beschränkte sich auf das feierliche Auftreten, die Schaustellungen bei besonderen Gelegenheiten, bei denen es hergebracht ist, die Öffentlichkeit an den Ereignissen teilnehmen zu lassen. Nun drängten sie sich, um nichts zu versäumen, und auf einmal schrie der bucklige

Tapezierer auf, dessen Rippen stark gegen den scharfen Rand der Mauer gepreßt wurden. Alle waren empört. »Ruhig,« schrie die Frau Swoboda, »der Herr Bezug ... der Herr Bezug schaut herauf.«

Bezug sagte unten im Wagen zu seinem Begleiter: »Altes Gerümpel da oben hinter dem Dom. Das sollte man alles niederreißen.«

»Sie haben wenig Respekt vor der Vergangenheit und vor historischen Erinnerungen.«

»Jawohl! Sie haben recht: ich habe keinen Respekt vor ihnen.« –

Joseph Hoppes Leichnam in seinem vergoldeten Sarge genoß die Ehre, von allen Teilnehmern des Zuges bis zum Grabe geleitet zu werden. Keiner der Wagen entfernte sich links oder rechts in einer der Seitenstraßen, keiner der Vereine verschwand nach kurzer Verabredung unauffällig und vergnügt in einem günstig gelegenen Wirtshaus, wie es sonst vorzukommen pflegte; und als der Sarg von sechs ehrwürdigen Veteranen vom Wagen gehoben wurde, drängte sich alles herbei, um der trauernden Familie zu Gesicht zu kommen. Die grünschillernden Federbüsche der Veteranen nickten im Takt, und der Sarg zog auf ihren Schultern durch die Torhalle in den Friedhof ein. Obzwar die anwesenden Vertreter der Presse bemüht waren, in der Nähe der Familie des Joseph Hoppe ihre eigene Ergriffenheit zu zeigen, achteten sie sorgsam auf die Trauergäste und die Vereine und kitzelten ihre Bemerkungen in Notizbücher oder auf Manschetten. Nun stand die Menge wie eine Mauer um das offene Grab, und der Geistliche erhob seine Stimme zu einem Hymnus auf die edle Menschlichkeit des Dahingegangenen. Mit Bruchstücken aus älteren Predigten verband er schwungvolle Wendungen, die er eigens für diesen Zweck geprägt und geschliffen hatte, und versäumte nicht, an geeigneten Stellen durch Pausen dem Schluchzen der Menge wirksam Raum zu geben. Immer höher wuchs das Bild des Verstorbenen empor; immer glänzender waren die Edelsteine der Tugenden, mit denen er sein Andenken verbrämte; immer leuchtender wurde die Gloriole über seinem Haupt. Das Amen schloß die Rede ab, wie ein Siegel eine Urkunde, mit der dem Toten der Himmel ganz sicher ist; und das leise Gebet, das der Geistliche mit emporgewandten Augen sprach, sammelte alle andächtigen Empfindungen zu sanftem Ausklang. Dann polterten die Schollen. Nach der

Familie ergriff Herr Bezug als erster den Spaten und sagte, indem er dreimal Erde in das Grab warf: »Die Erde werde dir leicht.«

Als er aber mit seinem Begleiter in den Wagen stieg, sagte er: »Schwindel!« und dann, nachdem er dem Kutscher seine Befehle gegeben hatte: »So, Herr Doktor, und nun zu unseren Geschäften.«

»Ich ziehe es vor, bei dieser Erörterung ganz ungestört zu sein.«

»Wie Sie wünschen. Theodor, vorwärts!«

In dem Schweigen, das die beiden Männer bis zum Hause Bezugs bewahrten, sammelte sich jeder wie zu einem bevorstehenden Kampf. Aus den verborgenen Kraftquellen holte Doktor Hecht seine ganze Energie, und Herr Bezug machte sich bereit, gelassen jeden Angriff, jede unbequeme Forderung abzuweisen. Aufs äußerste gespannt, verließen sie den Wagen und stiegen die Treppen zu dem Turmzimmer hinauf. Dem Doktor wurde es schwer, in dieser seltsamen Atmosphäre des von starken Gerüchen und bunten Farbenwundern erfüllten Hauses seinen Gleichmut zu bewahren. So oft er diese endlosen Hallen durchschritt, so oft er die schweren Vorhänge aus kostbaren Geweben mit der Hand aufhob, so oft er das Klingen der mechanischen Spielwerke hörte, stürzte seine Festigkeit, und seine Hände begannen zu zittern. Manchmal schlich er an einem kostbaren Schmuckstück, das scheinbar unbeachtet in einem Winkel stand, vorbei und konnte kaum seinem Verlangen widerstehen, es zu sich zu stecken. Manchmal hätte er eine der alten venetianischen Glasvasen zur Erde schleudern mögen, um auf den knirschenden Trümmern zu tanzen. Seine Triebe erwachten, schlugen um sich und waren kaum zu bändigen, seine Sinne verwirrten sich im Anblick dieses Überflusses und peitschten seine Wünsche auf, nach gleichem Überfluß zu verlangen. Dabei war er immer auf der Suche nach den Spuren der Tochter Bezugs, die eiskalt und schön wie eine der gehaßten und geliebten venetianischen Glasvasen, spinnwebfein wie die Gewebe indischer Künstler, für Hecht nur ein Allerweltslächeln und ein paar flüchtige Worte hatte. Schließlich wurden ihm der Geist dieser von verruchtem Luxus erfüllten Räume und dieses schlanke Weib eins, und er vermochte nicht mehr eines ohne das andere zu begehren.

Als er nun hinter Bezug die Treppen zum Turm hinaufstieg, bemühte er sich, weder links noch rechts zu sehen, um von seiner Sammlung nichts zu verlieren; aber er konnte es nicht verhindern, daß er weniger fest und zuversichtlich in das Turmzimmer eintrat, als er es sich vorgenommen hatte.

Auf dem Tisch, dessen Ebenholzplatte in eingelegter Arbeit, zu der sich Gold und Elfenbein vereinigt hatten, die Hingabe Danaes an den Goldregen zeigte, lagen einige Telegramme. Der schöne, elfenbeinweiße Leib des Weibes war mit den häßlichen, viereckig gefalteten Papieren fast bedeckt. Nur ein Stück der Brust schimmerte hindurch und dann einzelne der goldenen runden Münzen, die hier wie aus dem Schoß der Nacht mit plötzlichen, grellen Blitzen hervorbrachen. Die ganze Geschichte schien hier unter den deckenden Papieren auf ihre brutalen Grundelemente: Fleisch und Gold zurückgeführt; und deutlicher als im vollständig sichtbaren Kunstwerk sprach sich in dieser Verstümmelung das Wesen des Kaufes aus. Rund um den Rand des Tisches lief ein Band, in dem Satyrn fliehenden Nymphen nachjagten, die immer wiederkehrenden Bewegungen des Laufens und des Haschens gaben dem Abschluß den Eindruck einer hastenden Unruhe, einer widerwärtigen Gier; die kreisförmige Geschlossenheit deutete auf die endlose Dauer der Jagd. Über der Fläche hatte ein Strahl der tiefstehenden Herbstsonne den Endpfeiler einer Brücke aufgebaut, deren Bogen zum Fenster hinaus, über die Stadt hinaus in den Abend zu leiten schien. In diesem Augenblick wollte dem Doktor sein Unternehmen so töricht, so aussichtslos vorkommen, daß er sich von hier wegwünschte und dem Sonnenstrahl sehnsüchtig nachsah.

Inzwischen war Bezug an den Tisch herangetreten und hatte die Telegramme aufgenommen. Er brach eines nach dem andern auf und warf sie nach einem flüchtigen Blick wieder hin, ohne irgendeine Miene zu verziehen. Erst bei dem letzten hielt er an, las es noch einmal genauer und steckte es dann in die Tasche, indem er murmelte: »Also doch, also endlich!« Dann zündete er sich eine Zigarre an, reichte auch dem Gaste das Mosaikkästchen und setzte sich in einen Stuhl: »Nun?«

Dem Doktor war es gelungen, sich zur Festigung des Willens durchzuringen. Er fand die Grundpfeiler seines Charakters: seine Hartnäckigkeit im Verfolgen eines Zieles, seine zähe Schlauheit, die begehrlische Frechheit unerschüttert und richtete sich an ihnen auf. Nun stand er im Allerheiligsten, von dem märchenhafte Gerüchte umgingen, am Beginn der Szene, die er hundertmal in allen Nuancen durchgeprobt hatte, um bei keiner plötzlichen Wendung zu versagen. Als er erst seine Verwirrung über die schwere, drückende Pracht dieses Zimmers, über die herrschsüchtige Hoheit seiner strengen Farben und über die wie mit Trophäen von hundert großen Siegen geschmückten Wände überwunden hatte, fühlte er sich wieder stark. Wie zum Kampfe trat er vor Bezug, der in einem Lehnstuhl lag, dessen Arme mit Schlangen geschmückt waren, und holte zum ersten Hieb aus: »Unser Geschäft beginnt damit, daß ich Sie bitte, mir Ihre Tochter Elisabeth zur Frau zu geben.«

Während Bezug dem blauen Rauch seiner Zigarre nachsah, der den Sonnenbrückenbogen mit wirbelnder Unruhe unterbrach, spielten seine Hände auf den Armen seines Lehnstuhls, mit ausgestreckten Beinen und vortretendem Bauch lag er fast horizontal und sagte, die Zigarre zwischen den Zähnen: »Wenn ich Sie nicht hinausbefördern lasse, junger Mann, so geschieht es nur deshalb, weil Sie mich amüsieren. Ich will Ihnen etwas sagen. Sie sind das uneheliche Kind eines Majors. Ihre Mutter war Kantineurstochter und ist jetzt Tabaktrafikanterin an der Ecke der Brunnen- und der Rittergasse und betreibt nebenbei unter der Hand das Geschäft einer Dienstbotenvermittlerin. Das Auskommen, das die alte Frau findet, ist kümmerlich, denn Sie tragen nichts dazu bei, haben im Gegenteil bis vor kurzer Zeit noch, ehe Sie die Stelle als Supplent erhielten, auf ihrer Tasche gelegen. Aber das ist unser gutes Recht, zu nehmen, wo wir etwas bekommen. Es fällt mir nicht ein, Ihnen das zu verübeln. Ich sage Ihnen das bloß, damit Sie sehen, wie groß Ihre Verwegenheit ist. Sie haben unter den Entbehrungen Ihrer Mutter das Gymnasium besucht, und man sagt, daß Ihre Fähigkeiten in allen naturwissenschaftlichen Fächern Aufsehen erregt haben. Dann haben Sie studiert und, wie man mir versichert hat, mehr die Bücher als die Welt kennen gelernt. Mit Ihren Kenntnissen standen Sie nun

da, mit herabhängenden Händen und gesenktem Kopf, weil Sie nicht wußten, wie man es anzustellen hat, um den Erfolg zu zwingen. Oder war es, weil Sie warteten, bis sich etwas Besseres bieten würde, als der erbärmliche Ausweg eines Berufes? Endlich mußten Sie doch dem Zufall dankbar sein, der Ihnen den armseligen Posten eines Supplenten vergönnte. Ihre Laufbahn hat so gar nichts Aufregendes, sie trägt den Typus der Gewöhnlichkeit von Anfang bis zu Ende. Sie sehen, daß ich Ihre Vergangenheit so genau kenne, um auch Ihre Zukunft voraussagen zu können: sie wird genau so sein wie die Vergangenheit, ein langsames und mühseliges Aufwärtsklettern ohne alle Überraschungen, ohne besondere Ereignisse, bei denen man über irgend etwas staunen könnte. Was haben Sie mir darauf zu erwidern?«

»Ich bitte Sie um Ihre Tochter.«

Mit der Miene eines Mannes, der von einer Sache ungemein belustigt wird, die er eigentlich ernst zu nehmen hätte, richtete sich Bezug etwas auf, um dem jungen Mann ins Gesicht zu sehen. Er gab sich keine Mühe, Verstecken zu spielen, und zeigte in dem Zwinkern der Augen, in dem verächtlichen Blähen der Nasenflügel und in dem Herabsenken der Schnurrbartspitzen wie durch ein Schaufenster alle Ausdrucksformen einer geringschätzigen Verwunderung. Es flackerte in den leeren Stellen um seine Augen, die mit ihrem stumpfen Grau den Eindruck von Salzseen inmitten der Steppe machten, es zuckte in dem Gebüsch über den schmalen Lippen, und endlich schlug sich Herr Bezug mit beiden Händen auf die Schenkel, indem er zugleich den Oberkörper zurückwarf: »Bravo, bravo, Sie sind ein mutiger Mann, Herr Doktor, das gefällt mir! Sie sind der größte Frechling, der mir untergekommen ist.«

»Oh, bitte!«

»Jawohl, mein Herr! Sie unterhalten mich ... wirklich! Ich setze Ihnen auseinander, daß Sie ein Nichts sind, ein armseliger Lehrer, ein Bettler, daß ich Sie mit einem Druck zermalmen kann, daß ich nur zu winken brauche und Sie liegen auf der Straße draußen, ohne Brot wie ein Vagabund, und Sie antworten mir darauf – .«

»Geben Sie mir Ihre Tochter!«

Dies war der Augenblick der höchsten Spannung, der Moment, in dem sich der weitere Verlauf der Szene entscheiden mußte, wo das Gelingen auf haarscharfer Schneide schwankte. Bis hierher, bis zu diesem Punkte, an dem Bezug die dreimal wiederholte Forderung endlich ernst zu nehmen gezwungen war, hatte Doktor Hecht sicher zu kommen gehofft, aber wenn er in seinem Entwurf von da ab weiter zu denken gewagt hatte, so hatte ein wüster Wirbelwind seine Hoffnungen und Vorstellungen durcheinandergedregelt. Er hatte es endlich unterlassen, sich diesen Sturm genauer auszumalen, und in seiner Vorbereitung erst wieder jenseits dieses Getöses, dieses Schreiens, Aufstampfens und Herumzerrens begonnen, indem er annahm, daß er es vielleicht doch überstehen würde. Nun sah er auf die Wanduhr hin, über deren Zifferblatt ein großer, schwarzer Geier langsam im Takt des Pendels mit den Flügeln schlug, als ob er mit seinem krummen Schnabel, den zum Anpacken und Zerreißen bereiten Fängen und den glühenden Augen die Zeit selbst wäre, die hier auf Opfer lauerte. Drei ... vier ... fünf Schläge – und das Geschrei blieb noch immer aus, niemand faßte ihn an der Brust, und er hörte keinen Sessel zu Boden werfen. Sechs ... sieben ... acht ... neun Flügelschläge der Zeit und noch nichts ... Hecht konnte nicht mehr an sich halten, wandte den Kopf und sah, wie Bezug ihn mit einem Blick anschaute, der wie glühendes Erz brannte. Unter diesem Blick zerging er wie im Feuer eines Hochofens, schmolz dahin und fühlte die Wollust eines vollständigen Unterganges. Aber Bezug sah von ihm fort, nahm den Bann dieses schrecklichen, kalten und doch versengenden Blickes von ihm und ließ ihn zu sich selbst kommen. Was war das? War die Krisis überwunden und der furchtbare Augenblick überstanden, sollte das stumme Hinstarren Bezugs, sein nachdenkliches Schweigen ein Gelingen des Angriffs vobedeuten? Zwei dicke, aufgedunsene Hände mit braunen Leberflecken lagen auf den Schlangen der Armlehne, als ob sie die grünschillernden Köpfe streicheln wollten. Unter den heraufgezogenen Ärmeln begann ein weißlicher, von Fettpolstern gerundeten Arm, dessen Haut an die Farbe tagscheuer Tiere erinnert, die wie Grottenolme in Tiefen wohnen. In dem halb abgewendeten Gesicht lagen die Augen wie Salzseen, aber Seen, die plötzlich durch ein abenteuerliches Spiel der Natur alles

Wasser in flüssige Lava verwandeln, die brodelnd an den Rändern schwillt. Sie lagen in einem seltsam leeren Teil des Gesichtes, der sich wie eine Wüste um sie herumzog. In dieser Wüste lebte nicht ein Muskel, zuckte nicht der kleinste Nerv, und selbst das Spiel von Licht und Schatten schien in dieser vollkommen glatten und unbewegten Fläche zwischen dem Gebüsch der Oberlippe und dem ansteigenden Wulst der haarlosen Augenbrauen gestorben. Zwischen leblosen, niemals zwinkernden Lidern lagen die Augen wie graue Tümpel, die nur vom Feuer in ihrer Tiefe, niemals aber von den hellen Wundern des Himmels verändert werden. Der Geier über der Wanduhr hatte schon eine Weile mit den Flügeln geschlagen, und Hecht hatte es – immer sicherer werdend, je länger Bezugs Schweigen andauerte – aufgegeben, die Schläge zu zählen.

»Nun, mein Freund,« begann Bezug, und die dicken Finger tasteten an den Smaragdaugen der Schlangenköpfe, an den Schuppen aus grün angelaufenem Kupfer und den vorgestreckten gespaltenen Zungen aus roten Korallen, »sagen Sie mir, was Sie mir als Gegenleistung anbieten.«

Doktor Hecht war nach einem verzweifelten Sturz durch Wolkenschichten, nach einem Flug durch Nebel auf festem Boden angelangt, ergriff einen Sessel, zog ihn heran und setzte sich Bezug gegenüber: »Sie erlauben.«

Zwei gleichberechtigte Parteien waren hier im Begriff miteinander zu verhandeln, zwei Geschäftsleute, von denen der eine auf einer durch Erfahrung und die Gewohnheit des Sieges erreichten Höhe stand, der andere seinen ersten und über alle Zukunft entscheidenden Kampf auszufechten hatte; einen Kampf, für den er mit kaltem Blut und einem stählernen Willen ausgerüstet war.

»Ich nehme an,« sagte Bezug, »daß Sie nicht wahnsinnig sind und daß Sie mir also wohl etwas anzubieten haben werden, wenn Sie mit einem so ungeheuerlichen Verlangen kommen. Sie haben von einem Geschäft gesprochen. Wollen Sie mir sagen, um welches Geschäft es sich handelt. Zuvor aber möchte ich Ihnen mitteilen – falls Sie dies noch nicht wissen sollten – daß ich unter den abgewiesenen Bewerbern um meine Tochter dreizehn Herzoge, drei regierende Fürsten und zwei amerikanische

Milliardäre anführen kann, um von geringeren Namen oder Vermögen ganz zu schweigen.«

»Das ist mir ganz wohl bekannt und ich weiß auch, daß Sie einen Weltkrieg des Geldes herbeiführen wollen, in dem sich schließlich neben Ihnen bloß ein einziger behaupten wird. Diesem Stärksten Ihrer Gegner werden Sie Ihre Tochter geben, um eine absolute Regierung der Milliarden, einen Despotismus des Reichtums herbeizuführen, der so doch in Ihrer Familie bleiben wird. Was ich Ihnen anbiete, macht diesen Kampf, die Teilung der Herrschaft, die Anerkennung eines gleich Starken unnötig und sichert Ihnen mit dem vollkommensten Sieg die vollkommenste Macht, der keine andere gleichkommt. Niemand wird sich gegen Sie auflehnen, die ganze Erde, so weit sie von Menschen bewohnt ist, wird Ihnen steuerpflichtig werden, und über aller Oberhoheit des Staates wird man Sie als den Kaiser dieser Erde anerkennen müssen.«

»Ihre Einleitung gefällt mir. Sie zeugt von Scharfblick und von Verständnis für meine Pläne. Ich erwarte Ihre Ausführungen.«

»Es handelt sich bloß darum, ein unbedingt zum Leben notwendiges Gut, ein bisher gemeinsames Eigentum aller zu Ihrem ausschließlichen Eigentum zu machen, das die andern nun von Ihnen kaufen müssen.«

Bezug anerkannte die Richtigkeit des Gedankens, indem er seine ausgestreckte Lage verließ: »Und dies gemeinsame Eigentum aller ... Ah, Sie wissen es? Sie haben denselben Weg eingeschlagen, wie ich in langen ...«, er schwieg.

»Dies gemeinsame Eigentum aller, das Sie an sich reißen müssen, ist die Luft. Oder besser gesagt, der zum Atmen nötige Sauerstoff der Luft. Kein Gesetz verhindert Sie bis jetzt daran, den Sauerstoff der Luft zu Ihrem Monopol zu machen, denn bis jetzt lag diese Möglichkeit außer dem Gedankenkreis der Gesetzgeber. Es wird Ihre Aufgabe sein, sich dieses bisher gemeinsamen Gutes, an dem es kein Eigentum gibt, zu bemächtigen, ehe das Gesetz Sie daran verhindern kann; denn wenn Sie einmal dessen Herr sind, so ist nur das Gesetz, was Sie selbst gelten lassen wollen, und die Staaten sind genau so in Ihrer Hand wie die einzelnen. Keiner darf etwas anderes wollen, als Sie ihm zu wollen gestatten.«

Schwer schlugen die Flügel des Zeitgeiers in die Stille. Das Zimmer wurde weit und wich in entlegene Fernen. Bezug stand auf und trat an das Fenster, indem er beide Hände über die Stadt und den in der Tiefe grünenden Park ausstreckte, mit einer Gebärde der Gier, die seine dicken Finger zittern machte. Von den weißlichen Armen mit der Haut der Grottenolme zogen sich die Rockärmel weit zurück. »Und Sie kennen den Weg dazu?« sagte er, ohne sich umzuwenden.

»Er ist im Grunde ebenso einfach, wie dieser Gedanke selbst. Sie wissen, daß das Bestehen der richtigen Mischung in der Atmosphäre auf der Tätigkeit der Pflanzen beruht. Die Pflanzen nehmen den Kohlenstoff der Luft auf und atmen Sauerstoff zur Erneuerung aus. Wenn es nun gelingt, die Lebensbedingungen der Pflanzen so zu verändern, daß sie keinen oder nur sehr wenig Sauerstoff ausatmen, so fehlt diese unbedingt notwendige Erneuerung. Der vorhandene Vorrat muß durch die unaufhörliche Tätigkeit von fünfzehnhundert Millionen Menschenlungen – die Lungen der Tiere ganz abgerechnet – in kurzer Zeit verbraucht werden. Wenn man nun durch ungeheure Apparate, die der Luft den Sauerstoff entziehen, diesen Prozeß beschleunigt, so sind Sie in kurzer Zeit an ihrem Ziel, ein unentbehrliches Element des Lebens zu ihrem Eigentum gemacht zu haben.«

»Ihr Gedanke ist kühn, aber ich zweifle daran, daß er durchzuführen ist. Die Lebensbedingungen der Pflanzen zu verändern ist unmöglich.«

»Wir Europäer hielten es bis vor kurzem für unmöglich, was man von indischen Fakiren erzählte. Nun hat sich die Wissenschaft davon überzeugt, daß es Menschen gibt, die nach ihrem Belieben die Funktionen des Lebens einstellen, die nicht verdauen, nicht atmen und doch nicht zugrunde gehen. Etwas Ähnliches bedeutet meine Entdeckung für die Pflanzen. In einen noch tieferen Schlaf als den des Winters versenkt, stellen sie ihre Tätigkeit ein. Der durch die Verdunstung des Wassers freiwerdende Sauerstoff wird durch unsere Apparate eingefangen und die Bildung neuen Wassers ist unterbrochen. Wir verändern die atmosphärische Luft, die Witterung, die Wasserverhältnisse auf der ganzen Erde, das Leben selbst. Wir stellen die Atmung der Pflanzen ein, wir trocknen die Flüsse, Seen und Meere aus, wir reißen durch ungeheuerliche Oxydationsprozesse allen Sauerstoff an uns,

wir binden ihn indem wir ganze Eisenberge verrostet lassen, und vernichten ihn in unermesslich großen Verbrennungsvorgängen so lange, bis die Menschheit, der unser Vorhaben bis jetzt ein Rätsel war, den furchtbaren Sinn erkennt und schwer atmend, keuchend, von unerträglicher Angst gehetzt, zu Ihren Füßen um das Leben winselt. So mache ich Sie zum Herrn der Erde!«

Dann, als Bezug noch immer schweigend aus dem Fenster sah, setzte er hinzu: »Und verlange nichts als Ihre Tochter Elisabeth und meinen Anteil an Ihrer Macht, einen Anteil, der nur im Genuß der Güter besteht. Die Ausübung der Macht soll Ihnen vorbehalten sein. Bis in die entlegenen Inseln der Südsee und die Wüsten Innerafrikas soll man Sie fürchten wie Gott und Ihnen zinsbar sein. Sie sollen die Macht haben, Leben zu geben und zu nehmen, und von Ihrem Willen soll es abhängen, ob sich das Antlitz der Erde verändert oder nicht. An Ihren Mienen werden Scharen von Propheten hängen, Scharlatane der Wissenschaft, die behaupten werden, daß sie die Umwälzungen Ihrer Laune vorhersagen können und daß sie die Gesetze Ihrer Veränderlichkeiten gefunden haben. Man wird Sie studieren, beobachten, wie jetzt die rissige Haut des Mondes oder die Hitzpusteln der Sonne, denn Sie werden ja die Stelle dieser Götter einnehmen. Nach Ihrem Willen wird es sich richten, ob Ihnen, der Sie mächtiger sein werden als Jehova, als Wischnu, als Zeus, als Baal oder Wotan, die Erstgeburt geopfert werden muß, oder ob sie leben darf. Wenn sich Ihr Angesicht verfinstert, dann wird die Welt zittern, als ob der Erdball aus seinen Angeln gerissen würde, wenn Sie freundlich mit der Hand winken, wird alles in Blüten und Singen geraten. Nach Ihrem Belieben werden Sie den Menschen die silbernen Stufen der Himmelsleiter oder die roten Feuerhunde der Hölle zeigen, denn Sie sind wie Gott unfassbar in Ihren Entschlüssen und Äußerungen. Nichts kann Sie daran hindern, sich rings auf der ganzen Erde Altäre errichten zu lassen und die Menschen zur Anbetung zu zwingen; so langsam wirkend oft die Mittel Gottes sind, so langmütig seine Geduld ist, daß ihrer der freche Sünder mit Lachen spottet, so schnell und furchtbar werden Ihre Strafen sein. Durch die ungeheueren Luftpumpen, durch die riesigen Maschinen zur Entfernung des Sauerstoffes wird eine ganze Stadt,

eine Provinz, ein Reich bald zur Verzweiflung gebracht sein. Mit hervorgewälzten Augen, keuchendem Atem, außer sich vor Entsetzen werden die Massen vor Sie hinstürzen und, während sie die Kleider von der ringenden Brust reißen und mit den Händen nach dem zugeschnürten Hals greifen, werden Sie den Namen dessen zu wissen verlangen, der Ihren Zorn erregte. Ein Wort von Ihnen und der Empörer wird von den wütenden Brüdern zu Tode gehetzt, in Stücke zerrissen und seine Reste werden auf Ihren Altären verbrannt werden. Denken Sie diese Möglichkeiten zu Ende. Nirgends stoßen Sie auf eine Schranke. Es gibt für Ihre Macht keine Begrenzung, für Ihre Herrlichkeit kein Ende – als das allen Menschen gemeine. Wollen Sie einen Thron besteigen, kein Kaiser darf Ihnen den seinen verweigern, wollen Sie sich das Schauspiel einer Hungersnot, eines grauenhaften Hinsterbens von Hunderttausenden verschaffen, wollen Sie alle Pracht und Grausamkeit einer Naturgewalt, eines zerstörenden Elementes empfinden, die Menschen werden vor Ihnen fallen wie Fliegen. Zwei Staaten hassen sich und greifen zu den Waffen. Armeen erheben die Fahnen und ziehen gegeneinander. Aber Sie regen den Finger und die schon begonnene Schlacht muß eingestellt werden. Die ganze Erde liegt im Bereiche Ihres Armes. Alles was Rücksicht und Sitte heißt, darf von Ihnen abfallen. Sie werden es nicht mehr nötig haben, alten Schurken, wie diesem Joseph Hoppe, Erdschollen und ein Gemurmel des Beileids zu spenden. Sie können offen verachten, und Sie werden sagen: es war ein Lump, aber keiner von denen, die man bewundern kann. Sie werden auch, um ganze Stadtviertel niederzulegen, um Ihren Haß gegen alle Historie zu beweisen, um die Vergangenheit eines einzelnen oder eines Volkes vollkommen auszulöschen, nicht mehr an die Bewilligung einer hohen Obrigkeit gebunden sein. Ich sah heute Ihren Verdruß über das Gewinkel und Gerümpel des Viertels hinter dem Dom. Niemand wird Sie, wenn Sie zum Gott der Erde geworden sind, daran hindern können, Gänge unter diese alten Häuser zu graben, sie mit ganzen Tonnen Melinit anzufüllen und dieses Viertel mitsamt dem Dom in die Luft zu sprengen. Wenn Sie schamlos sein wollen, so werden Sie schamlos sein, wenn Sie ein Weib begehren, so ist es, als gehörte sie schon Ihnen, und wenn Sie die Kräfte

Ihres Körpers weise verwalten, wird aus den Bänden mit den Namen der besiegten Frauen eine kleine Bibliothek anwachsen. Ich bin am Ende; meine Phantasie reicht nicht aus, um auch nur anzudeuten, was sich Ihnen alles erfüllen wird. Die Wirklichkeit wird reicher und strahlender sein als alle Träume.«

Bezug wandte sich um und kam auf Hecht zu. In den grauen Tümpeln seiner Augen zischte das Feuer der Tiefe und, während er sich auf den Tisch stützte, um das Zittern seiner Hände zu verbergen, sagte er: »Sie sind der gefährlichste Gauner, den es jemals gegeben hat.«

»Nach Ihnen, Herr Bezug, nach Ihnen.«

Bezugs dicke Finger lagen über dem weißen Leib der Danae und es sah aus, als wolle er das Fleisch dieses Körpers erfassen und kneten: »Sie sprechen mir vom Erfolg, von den Wirkungen. Sprechen Sie jetzt auch von den Mitteln und Wegen!«

»Es wird vor allem nötig sein, sich, soweit dies möglich ist, der Vegetation der Erde zu bemächtigen. Sie müssen alle Wälder und Steppen, alle Felder und Wiesen ankaufen oder doch ihre Besitzer in Abhängigkeit bringen. Gründen Sie inzwischen als Übergang ein Konsortium der Großgrundbesitzer zur rationellen Bewirtschaftung der Erdoberfläche. Dies ist eine Sache der Ausdauer, der Schlauheit und der Geldkraft. Sind Sie stark genug dazu?«

»Ich bin stark genug dazu!«

»Gut. Inzwischen bauen wir die Maschinen zur Entfernung des Sauerstoffes aus der atmosphärischen Luft. Wir geben vor, chemisch-technische Zwecke zu verfolgen, und können der Unterstützung aller Staaten gewiß sein.«

»Auch dies ist durchführbar.«

»Dann reißen Sie die Leitung in Ihrem Konsortium der Großgrundbesitzer an sich, und dann beginnt meine Aufgabe, die Atmung der Pflanzen einzustellen.«

»Wenn man aber dahinterkommt, was wir wollen, wenn man uns durch Gesetze niederringt, wenn uns der Pöbel überfällt und erschlägt.«

»Man wird uns nicht niederringen und nicht erschlagen, denn die Menschheit als Ganzes ist blind und vertrauensselig. Und sobald nur ein Teil unseres Planes gelungen ist, ist er durchaus gelungen. Wie wir die Pflanzen in den Zustand der Lebensstarre überführen ist unser Geheimnis, und es ist unser Geheimnis, wie wir sie wieder lebendig machen.«

»Unser Geheimnis?«

»Das heißt, Herr Bezug ... mein Geheimnis!«

Von der Wanduhr herab schlug der Geier mit langsamen Flügeln und krächzte die sechste Stunde aus, mit einem heiseren Geschrei, als sei er im Horste gestört worden, als empöre er sich über einen Eindringling. Bezug preßte seine Finger fester gegen den weißen Leib der Danae. Dann sagte er: »Ich gebe Ihnen meine Tochter Elisabeth.«

Doktor Hecht erhob sich: »Wir sind also einig, Schwiegervater«, und trat auf ihn zu, um ihn zu umarmen, aber in diesem Augenblick erschrak er vor den Augen Bezugs, als sähe er in ihrem stumpfen Grau eine drohende Gefahr. Er blieb stehen und verneigte sich: »Sie werden mich rufen, sobald Sie es an der Zeit halten, zu beginnen.«

»Wir brauchen einander, Herr Doktor Hecht.«

»Jawohl, keiner ohne den andern.« Dann ging er aus dem Turmzimmer.

Bezug umkreiste den Tisch, sah noch einige Male aus dem Fenster über die Dächer der Stadt hin, bohrte den Blick in die grüne Insel des Parkes und begann endlich sein Haus zu durchwandern. In einer Halle, deren Jaspissäulen sich auf den bunten Hintergrund eines Parkes öffneten, saß Elisabeth, im weißen Eisbärenfell eines Schaukelstuhles fast vergraben, hielt die Hände unter dem Kopf und sah zur Decke hinauf, von der opalisierende Beleuchtungskörper an Perlenschnüren herabhingen. Sie saß zwischen den goldenen Ranken der um die Jaspissäulen gewundenen Ornamente, die sich aus dem wirren Strauchwerk herzudehnen schienen, als hätten sie dort ihre Wurzeln und hätten sich nur in Gold verwandelt, als sie dieses Haus berührten; wie alles was mit ihm zu tun hatte, schienen sie ihre Natur aufgegeben zu haben um sich einem barbarischen Triumph des Goldes zu unterwerfen. Elisabeth hörte ihren Vater kommen, hob aber nicht

den Kopf. Nur ihre Knie zuckten unter dem engen, angespannten weißen Rock.

»Höre,« sagte Bezug, der geradenwegs auf sie zugegangen war, »du wirst dich darauf vorzubereiten haben, daß du bald heiraten wirst.«

Mit unverwandtem Blick schien Elisabeth die Tropfen der Perlenschnüre zu zählen: »Du hast doch hoffentlich ein gutes Geschäft gemacht!«

»Es wird sich zeigen.«

»So bist du nicht von vornherein sicher? Ich wundere mich darüber, denn ich weiß, daß du sonst vorsichtig bist.«

»Gerade bei den großen Geschäften muß man auch etwas wagen.«

»Du hast recht.«

»Bist du nicht neugierig, den Namen deines Bräutigams zu erfahren?«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Weil ich ihn nicht früher zu wissen brauche, als bis es an der Zeit ist.«

Unter dem dunkeln Haar lösten sich die verschlungenen Hände und legten sich auf dem Schoß des weißen Rockes neuerdings ineinander; es schien ein dunkler, weicher Schimmer von ihnen auszugehen, eine Art nächtlichen Glanzes, den sie aus dem Haar mitgebracht hatten. Dieser Gebärde einer namenlosen Langweile, eines bis zum Überdruß gesteigerten Widerwillens, einer königlichen Lässigkeit gegenüber allem Erleben konnte Bezug nicht widerstehen. Mit zusammengebissenen Zähnen und geschlossenem Mund, über dem sich das Gebüsch seines Schnurrbartes sträubte, zog er sich zurück. Er durchwanderte wieder sein Haus, strich an den Marmorstatuen seiner Antikensammlung so nahe vorbei, daß er einen kleinen Hermes fast vom Sockel geworfen hätte, und begab sich schließlich in den Park, der vom Herbst ganz still geworden war. Zu den Wundern der Kunst hatten sich hier die brennendsten Farbenwunder des Sterbens gefügt, und ein Bäumchen stand ganz nahe an der weißen Marmorwand, so daß es aussah, als klebten seine roten Blätter am kalten Stein – grelle brünstige Schreie aus der Seele eines eben zum Geschlecht erwachten Kindes. Aus dem Knäuel seiner aneinanderklebenden Gedanken suchte Bezug den einen

oder den andern loszulösen. Sonst hatte er alles hübsch in Register geteilt und vermochte wie Cäsar an sieben Dinge zugleich zu denken, weil er ihre Ordnung sorgfältig bewahrte. Nun war seine Ordnung zerstört, seine Register waren durcheinandergeworfen, seine Gedanken und Wünsche brausten wirr in neuen Furchen, die sie gewaltig eingerissen hatten. Vor einer Tür, an der er sonst immer stehen blieb, ging er auch diesmal nicht vorüber und horchte auf das Geplapper und Geplärr, auf den von Gelächter unterbrochenen Singsang. Aber nichts davon drang unter die Oberfläche des Bewußtseins, und der Schmerz, der sich sonst hier einstellte, blieb aus.

Er erinnerte sich daran, daß sich die Helden der Schauspiele auf der Bühne in solchen Augenblicken durch Monologe über ihre Lage klar werden, aber er suchte vergeblich nach den befreienden Worten. Als er auf seiner Wanderung in den Empfangsraum trat, fand er zwei Herren, die hier auf ihn warteten. Rudolf Hainx hatte Adalbert Semilasso mit sich gebracht. Ein Tag hatte genügt, um den Dichter seinem neuen Leben gemäß zu kleiden. Nun setzte Rudolf Hainx seine Verdienste in das hellste Licht. Dieser da war kein gewöhnlicher Dichter, keiner jener beklagenswerten, vom Kampf ermatteten Menschen, die wie zerschundene Karrengäule nur noch die Sehnsucht nach dem Stall haben. Es war kein Verhungertes, dem angesichts der Verzweiflung nur noch der Weg zu gehen übrigblieb, den ihm Hainx gewiesen hatte, sondern ein Aufrechter, in dem noch die Kraft lebte. Dann war er auch in dem Sinne von andern seines Namens verschieden, als er sich noch nicht an das Publikum verschenkt hatte. Man hatte noch kein Buch von ihm gelesen, man hatte seine Verse weder gelobt noch getadelt, er war weder in den Himmel gehoben noch in den Abgrund getreten worden. Mit aller Morgenfrühe seines Talentes trat er in den Dienst Bezugs und wünschte nichts, als sich bei ihm entfalten zu können. Das Posaunengeheul der ekstatischen Menge war ihm ebenso fremd als das gelbe Gezisch des Neides, das Gekrächz der Schadenfreude. Unverwöhnt und unverdorben war er bereit, seine ersten Erfolge unter Bezugs Herrschaft zu erleben und seine Kränze seinem Herrn darzubringen.

Nach dieser langen Rede, die Adalbert Semilasso mit großem Erstaunen angehört hatte, lachte Bezug ein wenig und fragte: »Der Mann hat also

nichts geschrieben, nichts gedichtet, und doch bringen Sie ihn mir, mein lieber Hainx und behaupten, daß er ein Dichter sei. Woher wissen Sie das mit solcher Sicherheit?«

»Er hat mir die Geschichte seines Lebens erzählt. Und sie ist so wunderbar, daß sie nur von einem Dichter so erlebt werden konnte, daß der, der sie erlebt hat, ein Dichter sein muß.« Und nun wiederholte Hainx, was ihm Adalbert von seinem Leben im Wald, von Barbara, von den Tiefen im Felsen und den Verzückungen des Lichtes über bunten Waldwiesen, von seinen Abenteuern in der Stadt erzählt hatte. Verwundert hörte Adalbert zu, und nie war ihm seine Jugend so seltsam erschienen als nun, da er von einem fremden Mann einem anderen fremden Mann über sie berichten hörte. Sie rückte von ihm fort. Sie erschien in einem anderen Licht. In diesem Raum, dessen unerhörte Pracht so über alle Maßen verwirrend war, daß alles in farbigen Streifen um ihn zu fließen schien, war diese Erzählung wie eine bekannte Melodie. Aber sie war unfassbar wie eine Melodie, nichts Wirkliches, nichts Greifbares, nichts, dem man sein Vertrauen und seine Dankbarkeit bezeigen konnte.

»Ich bin mit Ihnen zufrieden, Hainx,« sagte Bezug, »Sie haben etwas ganz Apartes gefunden, eine Sensation, die in meinem Haus am richtigen Platz ist.«

Dann wandte er sich zu Semilasso und reichte ihm die Hand: »Ich heiße Sie hier willkommen. Sie sollen sehen, ein wie guter Herr ich meinen treuen Dienern bin. Nicht wahr, Hainx?«

Hainx verneigte sich. Als er den Kopf wieder hob, war sein Blick stumpf und verhüllte seine Gedanken. »Haben Sie alles vorbereitet, Hainx?« fuhr Bezug fort.

»Gewiß! der Vertrag ist zur Unterschrift fertig!«

»Dann wollen wir gehen, um unseren Bund zu schließen, Herr Semilasso, den Bund zwischen einem Fürsten des Geistes und einem armseligen Feldherrn des Geldes. Gehen Sie voran ... ich bitte Sie ... hier ..«

Und während Adalbert einen Vorhang zurückschlug und die Tür öffnete, die ihm Bezug gewiesen hatte, flüsterte dieser Hainx zu: »Die große

Zeremonie, verstanden, die wirkt auf solche Kinder am meisten ...«

Durch das Haus, dessen Pracht ungestüm auf Adalbert eindrang, führte ein Weg in die Tiefe. Sie kamen durch die Säulenhalle, in der noch immer Elisabeth im Rahmen zweier Jaspissäulen saß, mit dem nun schon dämmerigen Garten im Hintergrund, so daß sie auf dem weißen Eisbärfell wie auf einer Wolke zu ruhen schien. Adalbert, der die Schönheit verehrte, neigte sich vor ihr und sah nichts von dem leise zuckenden Erstaunen ihres Blickes und der Bewegung der Knie unter dem weißen Tennisrock. Kammern, die von Rubinen und Granaten funkelten, wurden durchschritten. Dann kamen Zimmer, die im grünen Lichte von innen bestrahlter Smaragde die Wunder indischer Nächte darboten. In andern Räumen, in denen Amethyste mit ihrem kühlen Violett herrschten, schien alles kalt und eisig wie unter den Strahlen des Nordlichts. Nun brannten wieder Karfunkelsteine. Jetzt hüllten Topase und Bergkristalle die Wanderer in ein Gemisch von weißen und gelben Wolken. Andere Zimmer schienen wie das Innere von milchigen Opalen zu schimmern. Alle Farben flossen durcheinander, vereinigten sich zu neuen Strahlenbündeln ohne Namen, strebten aus der Vermischung fort zu Klärung und Reinheit, fanden wieder neue Beziehungen und wechselten mit jedem Schritt von Dämmerung zu grellem Licht.

Es ging tiefer hinab. Granitene Mauern liefen nebenher, wie unerbittliche Wächter, deren Aufgabe es ist, bei jedem Schritt an die Gefangenschaft zu erinnern. Über den Köpfen drückten Wölbungen, an denen in weißen Steinen das Monogramm Bezugs sich immer wiederholte. Aus Nischen voll lauernden Dunkels brachen dieselben verschlungenen Buchstaben, sie fanden sich an den glattpolierten Porphyrsäulen, sie fügten sich endlich an den Wänden zu langhingedehnten Reihen von Ornamenten und sanken auf den Fußboden herab, um hier ein seltsames Mosaik über den Felsen auszustreuen. Diese immer wiederholten beiden Buchstaben T und B, die sich aneinanderschlossen, hintereinander herkamen, sich von überallher aufdrängten, beunruhigten schließlich den ganzen Raum wie ein wimmelndes Heer von weißen Tieren.

Es ging tiefer hinab. Die Mauern wichen vor dem nackten Gestein, ein Labyrinth von Stollen breitete sich aus, die in den Felsen selbst eingesprengt waren. Das Monogramm Bezugs zeigte den Weg an. Seltener wurden die an schwachen Drähten herabbaumelnden Glühlampen, immer seltener trieb der Stein die Blüte des Lichtes. Tiefer rauschte die Dämmerung. Schon schlich aus den seitlich einmündenden Stollen die Nacht heran. Dann stand Bezug vor einer Felswand still, die den Weg versperrte. Als Adalbert noch dem Beginnen des Führers zusah, der mit spitzem Finger an dem Stein tastete, hörte er das Knirschen von Felsen, die sich übereinanderschieben, und an Stelle der Wand klaffte ein Loch, durch das man eintrat. In dem Raum lag ein blasses Licht, ein blasses krankes Licht, das nichts mehr mit dem Tag und mit den künstlichen Lichtquellen der Menschen gemein zu haben schien. Rings an den Wänden standen eiserne Kassen, in Blöcken türmte sich ungemünztes Silber, und inmitten der Schätze saß eine Gestalt, ein ungeheurer Riese, ganz aus Gold. Adalbert Semilasso zitterte. Die Wanderung durch die Gänge hatte mit der Erwartung seine Furcht gesteigert, und daß er hier unter der Erde mit den beiden fremden Menschen und einem unbegreiflichen Popanz allein war, entzündete seine Vorstellungen von Gefahr, die Phantasie eines noch eng mit der Natur verbundenen Menschen. Er sah das Menschliche in einer scheußlichen Verzerrung, unheimlicher als allen Spuk des Hexensteines, gräßlicher selbst als das Wunder der alten Waldschlange. Er sah diesen Kopf, der doch nicht ein Kopf war, sondern nur ein breites Maul mit Kinnladen wie Zangen, den Rumpf, der sich ohne Hals an diesen Kopf schloß, die plumpen Elefantenbeine, deren Zehen sich wie Schnäbel nach oben krümmten, und die langen Affenhände, an deren Ende ungeheure Fäuste hingen, schwere Hämmer an einem dünnen Stiel, der ihrer Wucht zu schwach schien.

Vor dem goldenen Riesen stand ein kleines Tischchen mit Schreibzeug und Papier.

Während Adalbert noch dastand und auf den ungeheuren Popanz starrte, sprangen plötzlich an den Wänden Hunderte von Flämmchen auf. Sie schienen in einem mäanderartigen Zug angeordnet, flackerten und

flamnten, als ob sie von demselben kühlen Lufthauch bewegt würden, der jetzt über Adalberts Gesicht hinstrich. Zugleich begann eine leise, sanfte, süße Musik, die schmeichelnd und werbend daherkam und Adalberts Lippen zu küssen schien.

Rudolf Hainx stand hinter Adalbert und sah mit einem spöttischen Lächeln, wie der naive Apparat auf den jungen Mann zu wirken begann. Er sah es an dem Zucken der Achseln, an den unwillkürlichen Bewegungen der Ellenbogen, an dem Erblassen der Wangen, das er jetzt wahrte, als er sich ein wenig vorbeugte.

Bezug nickte seinem Vertrauten zu. Und dieses Nicken sagte, daß der Herr zufrieden sei. »Dieser Götze«, sagte Bezug nach einer Weile mit feierlicher Stimme, »stammt aus den Ausgrabungen in einer assyrischen Stadt. Er ist vor allen Räuhereien der Jahrhunderte bewahrt worden, um den Weg in meinen Palast zu finden. Ich weiß nicht, wo er einen würdigeren Platz hätte finden können als in den Kellern dieses Gebäudes. Er dient mir als Symbol. Beachten Sie wohl, daß an diesem leblosen Bildwerk der Glaube unzähliger Generationen an die Macht des Goldes haftet, daß sich Millionen von Menschen vor ihm niedergeworfen haben, um in ihm den Gedanken zu verehren, daß das Geld der Regent dieser Erde ist. Das ist die älteste aller Religionen, diejenige, die am meisten Ehrfurcht gebietet und zugleich am meisten praktische Vorteile bringt. Es ist also nicht ohne tiefe Beziehungen, wenn ich diesen Götzen zum Zeugen der Verträge nehme, mit denen ich dieser Religion neue Bekenner zuführe.«

Adalbert Semilasso hörte Worte rauschen. Die Absonderlichkeiten, denen er hier begegnete, hatten ihn befangen gemacht und seinen Willen gelähmt. Sein allem Phantastischen geneigter Sinn war von Verwandten berührt und gab sich ohne Bedingung hin. Der Götze vor ihm erhob sich riesenhoch, schien gegen das Gewölbe zu stoßen, es zu zersprengen und in schauerlicher Erhabenheit in die Dunkelheit des Weltalls zu ragen.

»Unterschreiben Sie!« sagte Rudolf Hainx und führte Adalbert zu dem kleinen Tischchen. Da lag im grellen Lichtkreis einer elektrischen Lampe ein beschriebenes Papier. Eine goldene Feder lag quer über dem Tintenfaß.

»Es ist der Vertrag«, sagte Thomas Bezug. »Unterschreiben Sie! Die Bedingungen hat Ihnen Hainx schon gesagt.«

Einen Augenblick lang zögerte Adalbert. Eine alte Sage kam ihm ins Gedächtnis, die er von seiner Mutter gehört hatte. Die Geschichte von einem Teufelsbündnis, in dem ein Pakt mit Blut unterschrieben wurde. Er hätte sich gar nicht gewundert, wenn man das jetzt von ihm verlangt hätte. Aber die Feder, die ihm Hainx reichte, war in gewöhnliche Tinte getaucht.

Er setzte an und unterschrieb mit langsamen, großen Strichen, so wie er seinen Namen zu malen pflegte.

»Die gesetzlichen Formalitäten können wir morgen nachholen,« sagte Bezug, »die sind weiter nicht von Belang.«

Dann gingen sie, das Heiligtum des Goldes schloß sich hinter ihnen, und die weißen Namenszeichen Bezugs leiteten sie durch das Labyrinth der Felsen, glitten längs der granitene Mauern und führten sie in den Palast zurück.

Bezug entließ seine Begleiter und stieg in das Turmzimmer hinauf. Es war Nacht geworden. Der schwarze Geier über der Wanduhr sah mit gekrümmtem Halse nach dem Herrn des Turmes und peitschte die Finsternis mit langsamen, gleichmäßigen Flügelschlägen. Ein Licht sprang auf. Aus einem Wandschrank, der sich in die kunstreiche Vertäfelung aus mit Silber ausgelegtem Ebenholz fügte, nahm Bezug eine Karaffe aus Rubinglas und schenkte einen schlanken, kleinen Kelch, ein Wunder altflorentinischer Goldschmiedekunst, voll einer grünen Flüssigkeit. Er trank und seine matten Augen begannen zu glimmen. Mit rascherem Schritt trat er auf die Galerie des Turmes und sah auf die dunkelrauschende Insel des Parkes und die Dächer der Stadt. Da lag das Stück Welt, das seine Macht zunächst und unmittelbar empfinden sollte, und es schien, als ob es unter dem Blick seines Herrn kaum zu atmen wagte, als hätte es in Angst vor der lauenden Gefahr alle seine Lichter ausgelöscht. Nur aus dem Viertel hinter dem Dome, hoch oben über alle Dächer her, kam ein greller, unbewegter Schein, ein beobachtendes, ruhiges Auge, das dem Blick Bezugs ohne Zucken begegnete, ein klares, sicheres Licht, das kein Flackern kannte. Während sich alle Häuser unter Bezugs Füßen duckten,

richtete sich dort ihm gegenüber ein gleich Starker auf und sah ihm entgegen, und es war, als ob sich an ihm die kleinen, bescheidenen Häuschen des alten Viertels anhielten und, von ihm aufgereizt, zum Widerstand erheben. Lange starrte Bezug auf das Licht in Eleagabal Kuperus' Haus, und er bemühte sich, vor diesem Auge, das über der Stadt zu wachen schien, nicht zu zwinkern. »Ah«, sagte er und hob die Faust gegen den schwarzen Rücken des Domberges, in dessen Mitte das Licht saß wie der Karfunkel im Zauberschilde. »Ah, ich werde auch mit dir schon fertig werden!« Dann aber faßte ihn eine plötzliche Wut, die nach einem Ausdruck rang. Und als sich mit leisem Knacken ein Stück Mörtel von der Wand löste und ihm vor die Füße kollerte, faßte er es und schleuderte es gegen das ruhige Licht, als wolle er es mit diesem Wurf auslöschen, während er einen Schrei ausstieß, der, weit über die ruhende Stadt getragen, die Träume der Schlafenden verwirrte und ihre Wanderungen in den Mohnfeldern der Nacht beängstigte.

Vom Türmer Palingenius

Inhaltsverzeichnis

Auf dem höheren der beiden Türme des Domes über dem alten verräucherten Viertel, hauste Heinrich Palingenius, der Türmer, mit seiner Tochter Regina und der alten Johanna. Er »hauste«, denn nach der Art der Eulen und Krähen hatte er sein Nest unzugänglich zu machen gewußt, zu einem Horst, in den er – mit einer einzigen Ausnahme – keinen Fremden zuließ. Wie er von der Welt verlangte, daß sie seine Ruhe nicht störe, ebenso trug auch er kein Verlangen, von seinem Turm hinabzusteigen, und seit er zum letztenmal in der Stadt unten gewesen war, waren dreizehn Jahre verflossen. Damals begleitete er den Sarg seines Weibes hinaus, und als er finster und ohne eine Träne zurückkehrte, zählte er die Stufen bis zur Höhe seines Horstes. Über der hundertsten malte er ein schwarzes Kreuz an die Wand und bis zu diesem Kreuze hinab erstreckte sich von nun an sein Reich. Bis zu dieser hundertsten Stufe hinan ging noch die Brandung der Welt, durch die Fensterluken der Treppe, durch die alten, an Luntbüchsen und bleierne Feldschlangen erinnernden Schießscharten drang der Lärm der Straße, das Gebimmel der elektrischen Bahn, das Geschrei des Marktes, das, wiewohl durch das stillere Viertel um den Dom gedämpft, dennoch über diese Zone hinweg zu einem gleichmäßigen, starken Schwall verwoben den Atem der Stadt bis hierher trug. Von der hundertsten Stufe an aber wurde das Brausen zu einem Summen und ganz oben war es nicht anders wie das Gemurmel eines fernen Meeres, dem keine Macht mehr gegeben ist, die Ruhe aufzurütteln. Seitdem war der Turm einmal innen und außen restauriert worden, und die Maurer hatten sich besondere Mühe gegeben, das unheimliche Kreuz, dessen Bedeutung ihnen fremd war, zu übertünchen. Als sie aber mit der Arbeit zu Ende waren, ging Heinrich Palingenius bis zu den Grenzen seines Reiches hinab und erneuerte sein Grenzzeichen, daß es noch heller als zuvor von der weißen Wand abstach. Wenn seine Tochter und die alte Johanna zur Stadt hinabstiegen, um das

Grab der Mutter auf dem großen Friedhof der Stadt zu besuchen, folgte ihnen der Türmer mit seinem Fernrohr. Durch das auf der Brüstung der Turmgalerie angeschraubte Rohr beobachtete Palingenius die Straße, die aus dem Gewirr der Vorstädte zum Friedhof führte. Dort mußten die beiden, die er in den Gassen unten verloren hatte, wieder auftauchen. Und in dem Augenblick, in dem sie in das Gesichtsfeld des Fernrohres traten, wandten die zwei den Kopf und grüßten den Alten mit einem Nicken und einem Winken der Hand. Heinrich Palingenius nickte und winkte zurück, obzwar er wußte, daß man nichts von seinem Gruße sehen konnte. Dann folgte er ihnen mit dem Fernrohr, begleitete sie auf dem Weg bis zum Friedhof, sah sie an dem Einkehrwirthshaus, vor dem immer die Wagen der Bauern standen, vorbeigehen, sah die Wagen der elektrischen Bahn an ihnen vorbeierollen und ging mit ihnen bis zu dem weißen Hause des Totengräbers, unter dessen Torbogen sie verschwanden; sah sie dann wieder zwischen Gräbern hervorkommen, die Straßen der Toten entlanggehen und endlich vor einem Grab stehen bleiben. Er wußte genau, ob über diesem Grab schon der Flieder blühte, ob die Blumen auf dem Hügel schön standen, ob die Blätter über das schlichte Eisenkreuz hintanzten und ob der Schnee nicht allzu schwer drückte. Die Zurückkehrenden brauchten ihm darum nichts zu erzählen. Aber niemals versäumte es Regina, zu dem Vater hinzutreten und ihn mit warmen Lippen auf die Stirne zu küssen. Sie brachte ihm den Gruß der Toten.

Heinrich Palingenius liebte seine Tochter und die alte Johanna mit der großen Liebe, die er nun nicht mehr seinem Weib zuwenden konnte. Aber neben ihnen liebte er auch seinen Turm, wie man die Heimat liebt, die man niemals verlassen hat. Wie man die Erde liebt, aus der man hervorgegangen ist. Seit er denken konnte, wohnte er hier oben, und seine frühesten Erinnerungen sahen ihn neben dem Vater den Horizont absuchen, ob nirgends ein Feuer den Besitz der Menschen da unten bedrohe. Es war ihm, als sei er ein Geschöpf des Turmes, und auch Regina und die alte Johanna umschloß die gemeinsame Verwandtschaft. Die Geschichte des Turmes war ihm ein Stück seiner eigenen Vergangenheit. Er hatte alle Aufzeichnungen gesammelt, die über ihn zu finden waren, die kurzen Hindeutungen der

Chroniken, die Sagen, die sich an seine Erbauung knüpften, von der Wette, die dem Baumeister das Leben gekostet hatte, von dem Rind, das man lebend in das Fundament eingemauert hatte, um dem Turm Bestand zu geben, und dessen Wimmern man in den stürmischen Nächten des Herbstäquinoktiums noch immer hören konnte, von dem pflichtvergessenen Türmer, der im Schläfe eines schweren Rausches ein Feuer nicht gemeldet hatte, das nächtlings um sich greifend die halbe Stadt in Trümmer legte. Man hat ihn gebunden in den Uhrkasten gelegt, wo er von den ungeheuren Rädern mit den grimmigen Zähnen gepackt und zermahlen, von den schweren Gewichten zerstampft wurde. Seine zerbrochenen Knochen, sein zerfetztes Fleisch hatte man vom Turm hinabgeworfen und die Hunde hatten sich um die Bissen gebalgt. Aber in der Dreikönigsnacht konnte man im Uhrkasten noch immer das Brechen der Knochen, das Röcheln des Gemarterten hören, während die Uhr ihren gleichmäßigen, schweren Schlag weiter ging. Auch die Geheimnisse der Glocken waren in diesem Buche, aus dem Palingenius an Winterabenden vorzulesen pflegte, aufgezeichnet: von der großen Susanna, die mit Blut getauft worden war, von der Viktoriaglocke, die aus dem Metall erbeuteter schwedischer Kanonen gegossen war.

Damals war der Turm noch höher gewesen als heute, und er mußte mit dem hohen Helm machtvoll hinausgesehen haben, wenn selbst sein Stumpf noch so stolz über die Stadt aufstieg. Aber die schwedischen Kanonen, dieselben, die dann ihr Metall für die Viktoriaglocken geben mußten, hatten, nachdem sie den Zwillingsbruder des Turmes fast bis an das Schiff des Domes herab abgetragen hatten, auch den stolzen Helm herabgeschossen und die Mauern durchlöchert. Nach dem Sieg begann man wohl wieder an seiner Herstellung zu arbeiten, aber das Geld war rar geworden in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, den Bauherren ging der Atem aus, Feuersbrünste leckten dreimal an seinen Quadern, und wenn sie auch den Turm selbst nicht stürzen konnten, so vernichteten sie doch einen Teil des schon Erbauten. Alles das stand in des Heinrich Palingenius' großem Folioband vom Turme, und die Rechnungen der Baumeister, die

Pläne für die Wiederherstellung lagen bei jedem Punkte dabei wie in einem mit äußerster Sorgfalt geführten Archive.

Ein seltsamer Brauch gab dem Turm ein seltsames Aussehen. So oft einer der Domherren starb, wurde eine der Quadern an der Außenseite des Turmes weiß gestrichen. Nun sah der Turm mit seinen weißen Würfeln einem großen Kasten gleich, dessen Flächen von ungeheuren Schachbrettern gebildet sind. Heinrich Palingenius ließ es sich nicht nehmen, wenn er das Zünglein geläutet und nach drei Tagen für den Verstorbenen den Donner der großen Susanna gelöst hatte, selbst auf das schwankende Brett hinauszukriechen und, an den schaukelnden Seiten von einer Fensterluke aus festgehalten, mit grobem Pinsel die Quader des neuen Toten zu überweißen. Dieser Arbeit widmete er eine treue Sorgfalt. Nichts kam der stillen Wehmut gleich, mit der er von seinem Sitze auf die gewürfelten Mauern unter ihm herabsah, die in einer Flucht von stürzenden Linien zur Erde zu sinken und das Andenken an alle diese Hunderte von Toten mit sich hinabzureißen schienen, als gäbe selbst dieser unverwüsthche Bau keine Ewigkeit des Gedächtnisses. Auch dies stand in dem Buche vom Turm: wer alle die Toten waren, um deren willen man die Quadern des Turmes weiß getüncht hatte. Mit allen ihren Namen, Würden und Verdiensten standen sie hier verzeichnet; und hinter jedem von ihnen sagte ein kleines schwarzes Kreuz dasselbe, das Wort vom gemeinsamen Schicksal aller, so daß es war, als lese man eine Liste ab, eine Litanei, auf die mit eintöniger Stimme immer das gleiche geantwortet werde. Dann stand eine Zahl daneben, und die zeigte an, welche Quader dem Toten gehörte. So genau wußte Heinrich Palingenius in diesem Verzeichnis Bescheid, daß er, aus dem Schlaf aufgeweckt, zu jeder Zahl sofort den dazugehörigen Namen, zu jedem Namen augenblicks seine Zahl genannt hätte.

Aber neben dem Turm gab es noch eines, das ihn erfüllte. Heinrich Palingenius war ein Genie der Mechanik. Seinem Vater hatte er an langen Winterabenden tausend Kunstgriffe und Geschicklichkeiten abgelernt, zu denen er eigene Erfahrungen und Verbesserungen fügte, so daß er jetzt darin die Meisterschaft erreicht hatte. Wenn der Vater noch bloß zur

Unterhaltung, zum Vertreib müßiger Stunden harmlose Spielereien angefertigt hatte, so waren die kleinen Kunstwerke des Sohnes fast niemals ohne tieferen Sinn. Hier saß er, oben, hoch über der Stadt und hatte schon dreizehn Jahre die durch ein schwarzes Kreuz bezeichnete Grenze seines Reiches nicht überschritten. Aber seine mechanischen Figuren, die geheimnisvollen Maschinen, die Kästchen, die mit Walzen, Rädern, Spulen und Triebfedern erfüllt waren, hatten Beziehung auf die Bedürfnisse der Menschen da unten, auf ihre Wünsche und ihre Bestrebungen. Manchmal erfuhr Palingenius durch seine Tochter oder die alte Johanna, die ihn mit der Welt verbanden, von neuen Erfindungen, durch die man wieder einmal verblüfft war. Das waren Augenblicke des Triumphes. Nie war der Türmer glücklicher, als wenn er, nachdem er schmunzelnd den Bericht bis zu Ende gehört hatte, aus seinen Schätzen ein Modell hervorholen konnte, um daran nachzuweisen, daß er diese Erfindung schon vorher gemacht hatte. Ihm offenbarte sich die geheime Kette der Assoziationen, in denen die Erfindungen vorwärts schreiten, und er vermochte, als sei ihm der Gang der Entwicklung klar aufgedeckt, vorherzusagen, was nun an der Reihe sei, erfunden zu werden. Das Zimmer neben dem Wohnraum war Werkstatt und Museum. Im beschränkten Raum lagen die Maschinen und Modelle in den Ecken übereinander, die feineren Kunstwerke waren in Glasschränken aufbewahrt, von der Decke hingen die seltsamsten Dinge herab, und wenn die Spitze des Turmes im Gewitter bebte, dann schwankten die hängenden Maschinen und schlugen gegeneinander, daß Holz und Eisen klapperten. Für die elektrischen Batterien hatte Palingenius Nischen in den Wänden angebracht, und ein höchst sinnreiches System von Schachtelungen erlaubte ihm in diesem Zimmer dreimal so viel unterzubringen, als eigentlich darin hätte Platz finden können. Nachdem Palingenius einmal die Triumphe seines Prophetentums in Angelegenheiten der Mechanik gekostet hatte, trieb ihn der Ehrgeiz immer weiter. Nun arbeitete er schon seit Jahren an der Flugmaschine. Er war entschlossen, sie früher zu erfinden als die Menschen da unten, und oft genug stand er, wenn er schon einen ganzen Tag in seiner Werkstatt gearbeitet hatte, auch nachts auf, um eine Idee des Traumes aufzuzeichnen. Der Traum vom Fliegen, das seltene Glück anderer

Menschen, war bei ihm das Ereignis fast einer jeden Nacht. Immer erwachte er durch einen Sturz, aber er beeilte sich, rasch festzuhalten, was er an neuen Eindrücken aus diesem Traum gewonnen hatte. Und er übertrug die Erfahrungen seiner Träume in die Wirklichkeit, so daß in der Werkstatt langsam eine Art Vogel entstand, ein Gestell mit Flügeln, Rädern und Schrauben, das umso komplizierter wurde, je länger Palingenius daran arbeitete.

In diesem von Sagen durchwisperten Turm, inmitten der sinnreichen und absonderlichen Spielereien des Großvaters und des Vaters wuchs Regina auf. Sie gewöhnte sich daran, die Welt aus der Perspektive großer Höhen zu betrachten, und nahm gleich dem Vater den Aufenthalt unten nur als eine Unterbrechung ihres Daseins auf dem Turme hin. Als wäre sie in die ungewohnte Atmosphäre eines fremden Sternes versetzt, atmete sie unten schwerer, wie unter einem Druck, und folgte gern der alten Johanna, die gleichfalls nichts sehnlicher wünschte, als rasch wieder zum Horst aufzusteigen. Nur ungern besorgten die beiden die notwendigen Gänge. Wenn die alte Johanna sich anschickte hinabzusteigen, betrachtete sie ihr Stelzbein mit wehmütigen Blicken, als wäre es der Gefahr ausgesetzt, zu brechen. Und wenn sie dann wieder zurückgekehrt waren, dann saß sie in ihrem weichgepolsterten Sessel und rieb das hölzerne Bein mit einer Miene, als müsse sie es für eine besondere Leistung belohnen. Nachdem Regina in ihrem siebenten Jahr die Mutter – eine stille; immer kränkliche Frau, deren Herz den Aufenthalt in dieser Höhe nicht vertrug – verloren hatte, waren der Vater und die alte Johanna fast ihr einziger Umgang. Ab und zu kamen Fremde. Da mußte Regina die Glocken zeigen, die Feuermeldeapparate erklären und das Uhrwerk öffnen, wobei sie es nie versäumte, schauernd die Sage vom pflichtvergessenen Türmer zu erwähnen. Dann führte sie die Fremden auf die Galerie, die sich um den Turm zog, und wies auf die Stadt und das Land hin, die dort unten einen Teppich mit reichster Ornamentik webten. Wenn dann aber die Besucher nach der Wohnung des Türmers fragten, so mußte ihnen Regina auf Befehl des Vaters den Eintritt verwehren.

Heinrich Palingenius hielt sich – mit einer Ausnahme – die Menschen fern. Diese Ausnahme war sein Freund Eleagabal Kuperus, der Mann, der schon seines Vaters Freund gewesen war. Manchmal verließ Eleagabal das alte Haus mit dem schiefen Giebel auf dem faltigen, braunen Gesicht, stieg zu dem Türmer hinauf und war dem Einsiedler immer herzlich willkommen.

Als er an diesem kalten, nassen Herbstabend in das Wohnzimmer des Freundes trat, fand er die Menschen dieses kleinen Reiches um das große Buch vom Turm versammelt. Auf dem Tisch stand eine helle Lampe, deren Schirm aus beweglichen, durchscheinenden Bildern bestand, die in reicher Mannigfaltigkeit zu den schweren, gebräunten Worten des Buches paßten, indem sie Ansichten alter Städte, Trachten vergangener Zeiten, das ganze bunte Leben vorführten, wie es sich auf alten Holzschnitten findet.

Eleagabal Kuperus hing seinen Mantel, der auf dem kurzen Weg über den Domplatz tüchtig naß geworden war, in die Ecke und folgte der Einladung des Freundes, einen Stuhl zum Tisch zu rücken. Heinrich Palingenius aber fuhr fort: »Aus diesem Jahre 1423 aber ist noch eine andere Geschichte zu berichten, nämlich wie die große Glocke Susanna mit Blut getauft ward. Sie ist vom Chronisten ausgezeichnet als Warnung für alle ungetreuen Verweser, und damit man ersehe, wie scharf das Gericht mit denen ins Werk ging, die sich am gemeinen Wesen versündigten. Damals war Bürgermeister Andreas Guggenreuter, ein überaus stolzer Mann aus dem vornehmsten Geschlecht, der kühn und unerschrocken genug, aber auch unbedacht und leichtsinnig war. So tapfer er in der Schlacht war und so mutig er die Gerechtsame der Stadt gegen die Übergriffe des Markgrafen verteidigte, so viel Verwirrung und Zwietracht brachte er durch sein barsches, hochfahrendes und unbändiges Wesen in die Gemeinde. Anstatt daß er den Widerstreit der Zünfte gegen die Geschlechter durch kluge Worte, durch Geduld, Langmut und Nachgiebigkeit besänftigt hätte, verschärfte er ihn noch durch allerlei spitze Reden und durch seine unbändige Hoffart, die, wenn sie den Zünften zu Ohren kam, hellen Zorn entfachte. Aber auch bei den Geschlechtern war er unbeliebt, denn er stellte seine Abkunft über die aller anderen, und man sprach davon, daß er damit

umgehe, die Würde des Bürgermeisters seiner Familie auf ewige Zeiten zu verbinden. Dazu war er noch, bei aller sonstigen Tüchtigkeit, vom hellen Teufel des Spieles besessen. Kein Einsatz schreckte ihn ab, und wenn er noch so hoch war, das Spiel aufzunehmen, und zumeist glückte ihm sein Wagnis, so daß er in seiner Verblendung sich immer Mehreres und Unsinnigeres vermaß. Das Sprichwort »Wer wagt, gewinnt« führte er allewege im Munde und nie noch hatte sich dieses Wort so bewährt wie bei dem Bürgermeister Andreas Guggenreuter. Unfromm, wie er war, ritt er oft während hoher Feste über Land, während die Bürgerschaft im Dome Gottes Wort zu vernehmen sich drängte, kehrte bei den befreundeten Rittern im Umkreis ein, zog von Burg zu Burg, schüttelte überall den Würfelbecher und gewann, ja verschmähte es nicht in Schenken zu verweilen, wo wenig gutes Volk verkehrt, wenn er nur gewiß war, dort Genossen und Freunde des Würfels zu finden. Und als ihm einmal einer seiner eigenen Sippe dieses Treiben vorhielt, entgegnete er ihm lachend: »So ist es doch gut, daß die Bürgerschaft mit Gott derweilen in der Kirchen ist, weil der Teufel doch um so freier kann draußen sich herumtreiben und beim Spiel seine Prätzen mit drinnen haben.« Am Fronleichnamstag dieses Jahres 1423, während des die Bürger ihre besten Kleider anlegten, um in den Dom zu gehen, ließ der Bürgermeister sein braunes Roß satteln und ritt durch das Judentor hinaus, um seine Freunde aufzusuchen und nach einem herzhaften Spiel zu fragen. Indem er so über den Kreuzweg ritt, kam ihm ein anderer Reitender entgegen, der kam aus dem dicksten Walde zwischen Büschen und Bäumen hervor, als sei dort gebahnter Weg, und saß auf einem schwarzen Roß, so groß und schwer wie Andreas Guggenreuter sein Lebtag noch keines gesehen. »Holla!« rief ihm der Fremde entgegen und fragte ihn, wohin sein Weg gehe. Auf die Antwort des Bürgermeisters, daß er Gefährten zum Spiel suche, gab ihm der Fremde trefflichen Bescheid, daß hier ganz in der Nähe eine Schenke zu finden sei, wo sich die lustigsten Kumpane zusammenfänden, die fröhlichsten Vögel des ganzen Landes, denen es auf einen Schluck und einen Würfelsturz nicht ankomme. Der Bürgermeister, dem schon der Spielteufel im Nacken saß, war es zufrieden, so lustige Kameradschaft zu finden, und folgte dem Fremden, der ihm nach einigem

Kreuz und Quer, Auf und Ab vor die Schenke brachte. Da saßen schon einige Zechbrüder, hatten rote Köpfe und klapperten mit den Würfeln, indem sie mit der freien Faust auf den Tisch schlugen. Dem Guggenreuter war dieses Lärmen willkommener als Chorgesang und Litanei. Flugs saß er mitten unter ihnen, schwang den Schluck-auf und schüttelte den Becher, daß die Würfel ganz hell klapperten. »Seht den Ritter Ohnefurcht,« schrie der Haufen, und einer, ein Großer, Breiter mit einem einzigen Auge rief ihm entgegen: »Wagt Er's am Ende gegen mich?« »Zwar bin ich kein Ritter,« sagte der Bürgermeister, »bin nur ein Bürger, der Oberste unter den Bürgern der Stadt, aber ich bin grad so gut ein Ohnefurcht wie nur irgendein Ritter und daß ich's gegen jeden wage, will ich Ihm nun erst recht beweisen.« Damit legte er eine Handvoll Dukaten auf den Tisch und stürzte den Becher um. Der Einäugige machte den höheren Wurf und gewann den Einsatz. Da geriet der Bürgermeister in Zorn und ließ neue Goldstücke funkeln. Aber auch diesmal gewann der Gegner, und so oft auch Guggenreuter das Spiel erneuerte, so oft verlor er seinen Einsatz, gerade als ob ihn heute alles Glück und alle Sicherheit des Gewinnens verlassen hätte. Als er mit seinem Gelde zu Ende war, wollte er mit einem Fluche aus der Schenke weichen, aber hinter ihm saß der Fremde, der ihn hierher gebracht hatte, und flüsterte ihm ein, daß er noch sein Pferd zu wetten habe, so daß der Bürgermeister, immer noch in der Hoffnung, er könne alles zurückgewinnen, noch einen Wurf wagte. Er verlor auch sein Pferd und Stück für Stück, da er nicht mehr aufhören konnte zu würfeln, seine reichen Gehänge, die Schaumünzen, den Pelzkragen, das Wams und zuletzt das Hemd vom Leibe. Nun gab er das Spiel verloren und erhob sich, um die Schenke zu verlassen. Aber da drückte ihn der fremde Reiter nieder und sagte: »Ihr seid zu rasch; vielleicht wollte das Glück es bis zum Äußersten kommen lassen. Wagt dieses Äußerste, da Ihr doch ein Ohnefurcht zu sein behauptet, setzt Eure Stadt gegen alles, was Ihr bis jetzt verloren habt, und das Glück wird Euch zurückkehren.« »Ich will mich des wohl unterfangen«, rief der Einäugige, und als sich der Bürgermeister weigerte, setzten sie ihm von allen Seiten mit Lachen und spöttischen Reden so arg zu, bis er, in Angst, man möchte an seinem Mute zweifeln, auf den Tisch schlug und ausrief: »So setz ich die

Stadt mit allem was darinnen ist in des Teufels Namen auf diesen Wurf.« Und so gewann denn der Einäugige mit dem Wurf von zwölf Augen die ganze Stadt mit allem was drinnen ist und erhob sich vom Tische: »So komm' ich in drei Tagen um Mitternacht mit meinen Freunden und meinen Knechten und Ihr werdet mir das Tor öffnen, daß ich Besitz von dem ergreife, was mein ist.« Da erfuhr Andreas Guggenreuter, daß er seine Stadt an Jodocus Lipansky, den Strauchritter und Wegelagerer, verwettet und verloren hatte. Und nachdem alles besprochen war, was dem Gewinner dienen konnte, ging der Bürgermeister davon, zu Fuße und allein, denn kaum, daß er die Stadt verloren hatte, war der Fremde, der ihn hingebracht hatte, aus der Schenke verschwunden. Am dritten Tage um Mitternacht ging der Bürgermeister an die kleine Mauerpforte hinter dem Dom, die man zu bewachen nicht für nötig befand, und schob die verrosteten Riegel zurück. Es war aber damals kurz vorher die große Susanna gegossen und im Turme aufgezogen worden und hing nun, mit Kränzen geschmückt und mit Bändern umwunden im Gestühle, denn morgen sollte die Glockenweihe stattfinden. Der Bürgermeister aber, der befürchtete, es könnte ihr lauter Mund die Bürgerschaft vor der Zeit zum Widerstand wecken, schlich mit zwei Spießgesellen in den Turm und hob den Klöppel aus dem ehernen Schlund. Sodann gab er das Zeichen, und die Scharen des Jodocus Lipansky brachen mit Schwertern und brennenden Pechkränzen in die Stadt, fielen die Wachen an und warfen den Brand in die Häuser. Noch schlief ein Teil der Bürgerschaft, und wer erwachte, öffnete die Augen nur, um sie sogleich für immer zu schließen. Indessen unten Mord und Verwirrung tobte, trieb ein schwerer Traum den Türmer von seinem Lager und auf den Umgang hinaus. Da sah er den Fackelschein in den Straßen, hörte das Geschrei des Kampfes und stürzte zum Glockenstrang, an dem er mit aller Mühe zu läuten begann. Schon schwang die schwere Glocke, aber ihr Mund blieb stumm und gab keinen Laut der Warnung. In dieser Bedrängnis fiel der Türmer auf die Knie und rief, da er ein frommer Mann war, einmal über das andere Mal den heiligen Chrysostomus, den Patron der Stadt, und die heilige Susanna, die Patronin der Glocke, an, sie möchten doch die Stadt nicht untergehen lassen und der Glocke die Sprache wiedergeben. Dann

faßte er im Vertrauen auf sein Gebet und auf die Macht der Heiligen den Strang und siehe da, die Glocke begann zu läuten, läutete ohne Klöppel so laut und stürmend, daß die Bürger von dem ungewohnten Klang erwachten und in Massen auf die Straße rannten. Da sahen sie den Feind, scharten sich um ihre Viertelshauptleute und griffen die Knechte des Lipansky mit solcher Macht an, daß diese von Furcht erfaßt flohen und ihren Herrn im Stiche ließen. An sechzig Mann wurden vom Schwerte ereilt und der Lipansky und drei seiner Freunde nach hartem Kampf gefangen genommen. Den Bürgermeister, den man unter den Feinden gesehen hatte, fing ein Grobschmied und stellte ihn dem Blutgerichte. Da ward am nächsten Tage die Weihe der neuen Glocke mit Blut begangen. Unten auf dem Platze vor dem Dom ward der Jodocus Lipansky mit dreien Freunden und den zwei Speißgesellen des Bürgermeisters aufs Rad geflochten. Der Bürgermeister selbst aber ward gebunden und, nachdem man das Wunder des heiligen Chrysostomus und der heiligen Susanna nach Gebühr bestaunt und bejubelt hatte, an den Beinen mit dem Kopfe nach unten an Stelle des Klöppels in die Glocke gehenkt. Und dann läuteten sie mit ihm zum Tedeum, mit dem die Stadt die Befreiung aus der Hand des Feindes gar feierlich beging.«

»Grausame Geschichten wohnen in deinem Turm«, sagte Eleagabal Kuperus, als sein Freund geendet hatte.

Palingenius schloß das Buch und strich mit der Hand über den ledernen Rücken: »Ja, es ist eine grausame Zeit gewesen ... wahrhaftig! Man muß sich wundern, wie erfinderisch die Menschen waren ... wenn es um solche Dinge ging. Aber dennoch ... ich glaube, unsere Zeit ist nicht weniger grausam. Damals, da sammelte es sich in den Menschen an, stieg und stieg, und auf einmal brach es dann aus ihnen hervor ... wie eine Eruption, verstehst du! Da geschah irgend etwas Großes. Man schlug ein paar tausend Menschen tot; oder man quälte sie ... Dazwischen aber lagen ruhige und behagliche Zeiten ... so stelle ich es mir wenigstens vor. Aber jetzt ist die Grausamkeit feiner verteilt. Sie bildet einen Bestandteil der Luft. Sie dringt überall ein. Sie umflutet alle unsere Handlungen; und wir bemerken und beachten sie eben so wenig wie die giftigen Gase, die wir unaufhörlich

einatmen. Sie ist dünner und feiner geworden. Aber sie ist in allem, was wir tun.«

»Du wirst diesen Gedanken zu einer Theorie von den Aggregatzuständen der Grausamkeit verarbeiten.«

»Ich habe anderes zu tun. Meine Flugmaschine liegt mir am Herzen.«

»Bist du mit deiner Arbeit zufrieden?«

Heinrich Palingenius begann sofort von den neuen Verbesserungen zu sprechen, die er seiner Erfindung zuwandte. Mit einer unendlichen Liebe schilderte er die kleinsten Fortschritte, verweilte bei Fragen der Mechanik, stieg bis in die allerfeinste Erörterung herab, ließ dann wieder die Gesänge seiner Hoffnungen, seiner unaussprechlichen Sehnsucht nach der Wonne des Fliegens hören. Er wurde zum Rhapsoden einer mühevollen Arbeit. Er führte die Bilder eines heiteren und ganz reinen Glückes vor, das darin bestehen müsse, ein Reich zu erschließen, in dem ungemeine Wunder zu entdecken waren. »Das Selbstverständliche zu finden! Das ist das große Wort. Unter den Bewegungen in den Reichen des Lebens ist das Fliegen die selbstverständlichste. Der schwebende Vogel ist das Ideal der Glückseligkeit. Auf ausgebreiteten Flügeln hoch oben zu ruhen, während die Erde unten bleibt, ist mein Ziel. Und wenn dies erreicht ist, wird aller Kampf, alle Häßlichkeit der Ermüdung schwinden, die Menschen werden gut und groß und tapfer und umsichtig sein. Sie werden den Blick aus großen Höhen gewinnen. Sie werden zu lieben lernen, wenn sie fliegen können.«

»Und wenn deine Arbeit ihr Ziel erreicht hat, wirst du doch deine Erfindung den Menschen vorenthalten; du hast es noch immer so getan.«

»Weil ich nicht Lust habe, das Schicksal aller Entdecker zu teilen. Zuerst werden sie verlacht. Das ist schmerzlich. Dann werden sie gefeiert. In der lärmenden Weise der Welt. Und das ist peinlich.«

»Wie sollen die Menschen aber dann fliegen lernen?«

»Oh, ich weiß gewiß, daß ich meine Erfindung nur zu vollenden brauche, und sie lernen es von einem – andern. Es wird einer aufstehen, der dasselbe gefunden hat und unter Geschrei der Welt übergibt. Die ganze Menschheit ist doch nur ein Individuum. Es gibt ein Fluidum des Erfindens.

Das strömt zugleich durch den ganzen Körper der Menschheit. Alle großen Erfindungen beweisen das. Sie werden nicht nur einmal, an einem Orte, sondern fast gleichzeitig an mehreren Orten gemacht. Die Geschichte hat sich nicht genug darüber verwundern können. Und es ist doch weiter nichts Wunderbares daran. Ebenso wenig, wie an einem Baum, der von der Idee und der Kraft des Frühlings erfüllt ist und gleichzeitig an vielen Stellen Blüten treibt. Oder – wie mein Freund Eleagabal Kuperus zu sagen pflegt: auch dies ist selbstverständlich und darum ein Wunder. Ich bleibe abseits. Aber ich erlebe diese Wunder um so tiefer. Ich will nur die erste Blüte sein, ich, der alte Mann. Ich will, daß sich die Kräfte des Frühlings zuerst an mir erweisen. Das hoffe ich mit aller Sehnsucht, mit aller Erwartung der Knospe. Wenn ich dann mein Ziel erreicht habe, so weiß ich, daß es zugleich auch für die Menschheit erreicht ist. Das Fluidum muß dann auch an anderen Stellen wirksam werden. Ich glaube, du wirst mich verstehen, Eleagabal. Du selbst hältst ja die Welt von dir ab.«

»Du kennst meine Gründe dafür!«

»Ich kenne sie und schweige.«

Während dieses Gespräches war die alte Johanna entschlafen. Sie saß mit zurückgesunkenem Kopf, die Haube war ein wenig verschoben und zeigte ihr kurzgeschorenes, graues Haar, ihr männlich hartes Gesicht mit den vielen Falten lag im Schatten, nur die Kehle war im Lichtschein der Lampe, hochgereckt, steil, von starken Sehnenbändern durchsetzt, zwischen denen von Zeit zu Zeit der Kehlkopf in krampfigen Bewegungen auf- und niederfuhr. Mit ihrem von Bartstoppeln überwucherten Kinn, mit der flachen Brust und den behaarten, knöchigen Händen, denen der Strickstrumpf entfallen war, sah sie eher wie ein Mann aus, und Regina hatte als Kind nie so recht glauben wollen, daß Johanna wirklich eine Frau sei. Ihre Bartstoppeln kratzten genau so wie die Stoppeln des Vaters, ihre Stimme war ähnlich tief und rauh. Endlich hatte sie ihren Vater zu verstehen begonnen, der ihr erklärte, daß die Geschlechter sich im Alter näherten und auszugleichen anfangen, genau so wie man im zarten Kindesalter Buben und Mädels schwer unterscheiden könne. Seit die Mutter gestorben war, vertraute Regina der alten Johanna alle ihre Mädchengedanken und liebte

sie, wie sie die Tote geliebt hatte. Nun hatte sie ihren Sessel ganz nahe an die Schlafende herangerückt und versuchte den schweren Kopf zu stützen. Dabei verfolgte sie wachen Ohres das Gespräch der Freunde. Ihre Augen glänzten. Die Gedanken des Vaters waren dem Mädchen nicht fremd und unverständlich. Unter einer Fülle von mechanischen Spielwerken aufgewachsen, hatten sich die Interessen des Erfinders auch ihr mitgeteilt und ließen sie ihm folgen. Fern von dem Skeptizismus der großen Welt, von ihren auf das unmittelbar Praktische, auf das Nützliche des Augenblicks gerichteten Ansichten, fehlten ihr alle Hemmungen und Beschränkungen durch den Wirklichkeitssinn. Absonderliche Hypothesen und verwegene Pläne hatten nichts Lächerliches für sie, und ebenso wie ihr die Geschichten der Chroniken zu wirklichen Ereignissen geworden waren, ebenso lernte sie in ihrer phantastischen Umgebung das unmöglich Scheinende als feste Brücken in die Zukunft anzusehen.

Die Lampe, zu der Palingenius nicht die dem Turme zugeleitete elektrische Kraft, sondern irgendein selbstbereitetes leuchtendes Gas benutzte, stieß rasch nacheinander eine Reihe von blaffenden Seufzern aus, worauf der Türmer mit einigen Handgriffen ihr Leben verlängerte. Dann war es wieder stille, und die schweren Erschütterungen, mit denen die Uhr die zehnte Stunde anzeigte, schienen den Fußboden des Zimmers aufzuheben. Mit kräftigen Stößen dröhnten die Stunden empor und übertrugen ihren lärmenden Ruf auf die stille Stube des Türmers, daß die Bilder an der Wand zu klirren, daß die kleinen Maschinen, die mechanischen Spielwerke, die rings auf allen Schränken standen, zu klappern begannen. Die Welle schien sich durch den ganzen Körper bis in den Kopf fortzupflanzen, und als der letzte Schlag geschehen war stürzte die Stille in den von dem Lärm geschaffenen leeren Raum wie die Luft hinter rasch bewegten Gegenständen einherfegt.

Heinrich Palingenius nahm seinen Gummimantel vom Haken und ging auf die Galerie hinaus.

»Und du fürchtest dich niemals,« fragte der Freund, indem er Reginas Hand nahm; »du fürchtest dich nicht, wenn der Vater draußen ist und die alte Johanna schläft.«

»Wovor soll ich mich fürchten?«

»Du hörst da so blutige Geschichten, Mord und Brand aus allen Jahrhunderten, und es ist, als ob die gräßlichsten Geschehnisse der ganzen Stadt gerade mit diesem Turm verknüpft wären.«

»Als Kind habe ich oft Nächte gehabt, in denen ich vor Angst nicht schlafen konnte. Aber der Vater hat gesagt, wir müssen uns daran gewöhnen, mit den Gespenstern der Vergangenheit zusammen zu leben. Ich habe mich daran gewöhnt. Und es ist mir von der Angst nicht viel geblieben. Nur ein leichter Schauer, und der ist gar nicht so schrecklich. Ich glaube, ich könnte in einem neuen Haus nicht einmal leben. Ein neues Haus ist kahl und leer. Nur ein Haufen Steine. Es ist noch nichts da ... noch nichts drinnen. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Man riecht noch überall die Arbeit; man denkt noch immer daran, daß die Ziegel übereinander gelegt und mit Mörtel beworfen worden sind. Es ist alles möglich. Es ist gar nichts Überflüssiges da. Vor zwei Jahren haben sie den Turm renoviert, wir waren alle ein paar Wochen ganz unglücklich. Bis das Alte über das Neue gesiegt hatte.«

»Ich höre dich gerne sprechen. Du sprichst ganz anders als die Mädchen von zwanzig Jahren da unten. Komm doch wieder einmal zu mir. Mein Haus, mein altes Haus wird dich gerne sehen.«

»Ich werde kommen.«

Die alte Johanna erwachte mit einem schweren Atemzug und einem Glucksen in der Kehle, als der Türmer von seinem Rundgang zurückkam und den tropfenden Gummimantel wieder an seinen Platz hing.

»Schlafen gehen, Schlafen gehen«, sagte er und trieb die Frauen in die kleine Nebenkammer, wo die Betten bereit waren. Regina reichte Kuperus die Hand und wiederholte ihr Versprechen, dann folgte sie der alten Johanna, die mit wackelndem Kopf und wankenden Knien vorangegangen war. Mit der linken Hand hob der Türmer den herabhängenden Bart über die Lippen und sagte leise: »Johann wird schwach und kindisch. Das Stiegensteigen ist ihm eine Last geworden und er behauptet, Schmerzen in dem fehlenden Fuß zu haben. Früher saß er mit mir oft bis Mitternacht und

länger, erzählte Geschichten und freute sich, über die Leute da unten lachen zu können. Jetzt macht ihm nicht einmal mehr das Vergnügen.«

Als die Geräusche in der Nebenkammer verstummten, wölbte sich die Einsamkeit wie eine große, klingende Glocke aus Glas über die Freunde. Gleichsam losgelöst von der Erde, ohne Zusammenhang mit der Welt unterhalb des Turmes schwebten sie im Raum. Nur das Knacken der alten Stiege, das laute, gleichmäßige Schlagen der Uhr gesellte sich ihren Gesprächen, lauter Geräusche, an die sie allzusehr gewöhnt waren, um sie überhaupt zu hören. Vom alten Johann ging das Gespräch, der unter dem Namen Johanna, in den Kleidern einer Frau seit Jahrzehnten im Turm wohnte, die Wirtschaft besorgte und der Regina nach dem Tode der Mutter alle Zärtlichkeit, die tausend Liebesdienste, die erleuchtenden Wunder einer besorgten Frau erwiesen hatte. Jetzt brach er langsam in sich zusammen, vor einigen Tagen fand ihn Palingenius vor einem Sessel knien, auf dem einige Papiere lagen, die er mit sinnlosen Worten bedeckte. Auf die Frage, was er hier treibe, entgegnete er, daß er seine Erlebnisse niederzuschreiben gedenke. Und dann fügte er hinzu, indem er vor sich hinlachte: es sei wenig Sinn in seinem Leben. Er schreibe deshalb alle Worte auf, die es gebe, und werde dann erst aus ihnen die passenden aussuchen. Auf diese Weise hoffte er doch zum Ziele zu kommen. Ein anderes Mal wieder hatte er sich in die Werkstatt des Türmers geschlichen und dort eines der Gestelle mit Frauenröcken, Jacken und einer Haube herausgeputzt. Dies sei, erklärte er, seine Vergangenheit, und da er nun bemüht sei, die vergangenen Jahre seines Lebens unparteiisch zu betrachten, müsse er sie von sich entfernen, um sie besser sehen zu können. Dabei neigte er den Kopf auf die Seite und rief seinem Abbild bald Schimpfworte, bald Kosenamen zu.

»Nur eines scheint ihn noch aufrecht zu halten,« fuhr Palingenius fort, »der Haß gegen den, der ihn zum Krüppel gemacht hat. Er hofft noch immer, sich rächen zu können. Wenn er darauf zu sprechen kommt, richtet er sich auf und sein Holzfuß klappert wie früher rasch und kräftig durch das Zimmer.«

Die Freunde hatten die Wohnstube verlassen und waren in die Werkstatt des Türmers getreten, wo die Flugmaschine wie das Gerippe eines Vogels

auf dem Boden lag. Mit dem weißen Gestänge, dem matten Glanz der Aluminiumbestandteile und dem gespreizten Gerüst der Flügel glich sie dem Skelett eines urweltlichen Tieres, dessen Gestalt uns keine Erinnerung bewahren konnte. Zwischen der Steuerung des Apparates stehend, sagte Eleagabal Kuperus, indem er eine der Schrauben prüfte: »Und dabei wird Bezug immer mächtiger und reicht mit seinen Klauen überallhin.«

Heinrich Palingenius ließ eine Hemmung los, daß sich eine Kurbel rasend zu drehen begann: »Er soll nur auch hierher reichen wollen, wenn das einmal fertig ist.«

»Er wird sich bald nach dir in die Luft erheben, wenn irgendwo einer aufsteht, der gleich dir das Fliegen erfunden hat.«

»Da wünsche ich fast, daß mir das nicht gelingt.«

»Und würdest dennoch rastlos danach streben.«

Von irgendeinem Antrieb bewegt, begannen die Gerüste der Flügel, die zum Teil schon mit einem grauen Stoff bespannt waren, sich zu rühren, erhoben sich ein wenig vom Boden, als gewännen sie Leben und wären ungeduldig, den Meister, der da zwischen ihnen stand, zu einem ersten Flug in die Luft zu reißen. Das ganze Skelett des Vogels zitterte, und in rasenden Umdrehungen vervielfältigte sich eine Kurbel ganz in der Nähe von Palingenius' Hand zu einer flirrenden, sirrenden Scheibe. Es sah aus, als werde hier sichtbar, wie ein geheimes Fluidum von dieser Hand ströme. In einer Ecke stand eine Negerin aus einem schwarzen Stein, die in ihrem rechten Auge die Stunden, in ihrem linken die Minuten anzeigte. Während das rechte Auge unbeweglich auf die Flugmaschine starrte, zitterte das linke unaufhörlich von dem Aufspringen neuer Ziffern, als zwinkere es in einer nervösen Unruhe dem Meister zu. Von fünf zu fünf Minuten hob sie die Hand und winkte einen Gruß, die Viertelstunden zeigte sie durch Kreuzen der Arme und Neigen des Hauptes an, und wenn in ihrem rechten Auge die Ziffer einer vollendeten Stunde aufsprang, stampfte sie mit den Beinen, daß die Schellen an ihren Fußgelenken klingelten, drehte sich im Kreise und vollführte einen Tanz, als freue sie sich nach der Art brutaler Menschen darüber, daß ein Übel, von dem alle betroffen werden, ihr allein nichts anhaben könne: die Zeit. Eleagabal Kuperus liebte diese Negerin. Mit dem

Arm um ihren schwarzen Hals sah er den ersten Lebensregungen des Flugapparates zu. Über seinem Haupte kreiste ein Planetensystem aus vielen Bällen, die, in Größe, Färbung und Bewegung verschieden, die Wunder des Weltalls gleichsam wie in einer leichter faßlichen Abkürzung, in einer menschlichem Vermögen angepaßteren Zeichenschrift darstellten.

Von allen diesen Gegenständen, von den fertigen und unfertigen Maschinen, von den feinen mechanischen Apparaten und dem robusten Skelett des Vogels, von den Werkzeugen und den noch unverwendeten Bestandteilen ging eine eigene Art von Leben aus, eine stumme und nur hier in der Höhe des Turmes verständliche Sprache, die den beiden Freunden vertraut war.

»Es wird bald notwendig sein, sich gegen Bezug zu rüsten«, sagte Eleagabal Kuperus, und seine Finger glitten über den kühlen schwarzen Stein, dort wo er von den Achseln der Negerin in sanften Flächen gegen ihre stolzen Brüste strebte. »Schon wird die Gefahr immer drohender. Es ist kein Zweifel, daß er mit allem Ernst daran geht, die Erde zu seinem Thron zu machen, sich zum Götzen der Menschheit zu erheben, seiner Eitelkeit und seinem Haß das Opfer einer Welt darzubringen. Einer hat sich gefunden, der seinen Plänen fehlte. Nun geht Bezug damit um, die bisher allem Lebenden gemeinsame Luft zu seinem Eigentum zu machen und durch dieses Mittel zum Herrn der Erde zu werden. Seine Erfolge sind befriedigend für ihn. Er selbst, der einem Ideal nachstrebt, haßt alles, was noch dem Idealen nachhängt. Er lacht über die Schönheit, die Kunst soll nichts anderes zu tun haben, als seine Erhabenheit zu verkünden. Unfruchtbarkeit und Segen soll seine Hand allein zu spenden haben, während er die wunderbarsten Werke aller Meister und aller Zeiten um sich aufspeichert, haßt er sie glühend; denn sie ziehen die Menschen von dem ab, was er ihren Gedanken allein noch übrig lassen will, von der Verehrung seiner Macht. Nun hat er einen Dichter gewonnen und sich für Leben und Tod verpflichtet. Indem er ihn erniedrigt, erniedrigt er den Geist, tritt die kostbarsten Güter der Menschen mit Füßen. Er reißt ihn aus der Not des Alltags empor, umgibt ihn mit Gold, umspinnt ihn mit seinen Kräften und stellt ihn dann an den Pranger. Seine Seele ist ganz erfüllt von einem

glühenden Zorn, von dem Wunsch, alles Glänzende zu vernichten, alles Wunderbare auszulöschen. Da er nur hassen kann, ist ihm nichts fremder als unser Spruch: »Glaube dem Wunder.« Er verpflichtet sich die Wissenschaft und zwingt sie in seine Dienste. Sie soll die Welt atomisieren und auf ihren Altären nur einer einzigen Göttin opfern: der Analyse. Wenn ihm seine Pläne gelingen, wird er der Welt alle Spekulation verbieten, er wird die Philosophen, die tiefen Träumer uralter Sehnsüchte, in Zwangsjacken stecken, er wird die unverbesserlichen Bildner der Schönheit an Felsen schmieden und ihre Eingeweide den Adlern preisgeben, nur eine einzige Ungleichheit wird er ferner dulden, die zwischen ihm, dem Herrn, und zwischen allen andern, den Knechten.«

Die Negerin entglitt den Liebkosungen ihres Freundes und tanzte mit bimmelnden Schellen die zwölfte Stunde. Sie tanzte in den neuen Tag hinein, während über ihrem Haupte die Planeten unermüdlich weiterkreisten.

Zornig drehte Palingenius an den Schrauben seines Vogels, daß die Flügel klappten und das ganze Gerüst auf dem Boden des Zimmers hinzukriechen schien.

»Und die Menschen,« sagte er, »die Menschen, werden die ihn nicht daran zu hindern suchen?«

»Die Menschen sind blind wie immer. Sie werden erwachen, wenn es zu spät ist, und werden zornig gegen ihre Fesseln toben, um zu fühlen, daß sie fest und unzerreißbar sind. Ich habe eine stille Hoffnung: die Natur ist so groß, daß es mir unmöglich scheinen will, ihre Grenzen zu finden, alle ihre Bedingungen zu beherrschen. Aber wir müssen immerhin bereit sein, wenn die Stunde da ist.«

»Du weißt, ich bin kein Kämpfer und kein Prophet.«

»Und mein Schicksal ist es, nur dann wirken zu dürfen, wenn ich gerufen werde.«

»Wir brauchen einen Erwecker, einen Aufrüttler.«

»Wir können nur hoffen, daß er sich finde. Er muß aus dem Verlangen, aus den Träumen, aus dem Unbewußten der Menschheit geboren werden. Es ist nötig, daß er da sei, wie ein Wunder.«

Vor den Füßen der Freunde, die auf die Galerie des Turmes hinausgetreten waren, lag die Nacht. Ganz tief und dunkel schlief die Stadt. Palingenius begann seinen Umgang mit den sorgsamem Blicken des Wächters und Kuperus begleitete ihn dabei, von einem warmen Mitleid und von einer sehnsüchtigen Liebe zu den törichten Schläfern erfüllt. Wie zu einem Versprechen gaben sich die beiden ihre Hände, hinter ihnen in den Mauern schlug das Uhrwerk, und jeder Schlag schnitt ein Stück von der Zeit ab. –

Die Komödianten. Bezug entdeckt einen Star

[Inhaltsverzeichnis](#)

Thomas Bezug erwachte in vorzüglicher Laune. Die gestrige Besprechung der Aktionäre einer geplanten »Gesellschaft zur rationellen Bewirtschaftung der Erdoberfläche« hatte sichere und günstige Aussichten ergeben. Alle Weltteile hatten Vertreter entsendet, und man hatte Bezugs Vorschläge mit Begeisterung aufgenommen. In dieser Versammlung von Milliardären war das Wort »unmöglich« unbekannt, kein Einwand in Einzelheiten war von Bezug unwiderlegt geblieben, und als man schließlich auseinanderging und Thomas Bezug die Ausarbeitung des Planes, die weiteren Vorbereitungen übertrug, war es klar, daß sich die bedeutendsten Vermögen der Erde zu einem gemeinsamen Vorgehen geeinigt hatten. Bezug erwachte also in trefflicher Stimmung, teilte die auf dem Tisch seines Arbeitszimmers liegende Post an seine Sekretäre aus und zog sich an. Während er die Krawatte umband, las er die neuen Gedichte Adalberts, die wie immer auf dem Toilettentisch lagen. Dann machte er aus einem Sonett an den Frühling einen Fidibus und zündete mit ihm seine Zigarre an. Dies Gedicht erinnerte ihn an den Frühling, und obwohl sein Kopf ein wenig schwer war, fühlte er sich nicht abgeneigt, den sonnigen Morgen zu einer Ausfahrt zu benützen.

Rudolf Hainx fand sich zum Morgenvortrag ein, und Bezug begann rasch die blau angestrichenen Stellen in den mitgebrachten Zeitungen zu überfliegen, deren Mehrzahl über die gestrige Versammlung in Ausdrücken höchster Ehrerbietung berichtete. Die Presse neigte sich vor den ungeheueren Summen, die als Nummer hinter jedem Namen der Teilnehmer angesetzt waren, sprach von einer grandiosen, durchaus modernen Idee und verhieß dem Plan die beste Zukunft. Nur eines der Blätter griff die Aktionäre an, sprach von einer Gefahr, warnte die Öffentlichkeit und forderte die Gesetzgebung auf, zur rechten Zeit Maßregeln gegen diese Monopolisierung der Grundwerte zu ergreifen.

»Hm?« machte Bezug und deutete auf das Blatt.

Hainx sah über Bezugs Schulter und zuckte die Achseln:
»Sozialdemokratisch!«

Mit seinem in einer goldenen Hülse steckenden Bleistift zeichnete Bezug auf den weißen Rand der Zeitung neben den ungünstigen Artikel zunächst eine Fünf und dann noch vier Nullen, indem er nach jeder weiteren Null absetzte, als erwäge er, ob es nötig sei, auch noch sie in die Wagschale zu werfen.

Rudolf Hainx sah zu und lüpfte noch zweimal die Achseln, wie wenn er eine Last zurechtrückte: »Die Leute haben Gesinnung!« sagte er.

Ohne aufzusehen, machte Bezug aus der Fünf eine Null und setzte eine Eins vor die ganze Reihe. »Jetzt vielleicht?«

»Drei Redakteure und der Herausgeber ... Jetzt wird es genügen!«

Schon war der kleine Aufenthalt überwunden, und Bezug überzeugte sich davon, daß die »Volksstimme« mit zwei oder drei anderen Zeitungen allein Widerstand zu leisten wagte. Alle übrigen umtanzten den Urheber der Idee, und als wären sie stolz darauf, sich vor ihm verneigen zu dürfen, priesen sie ihn als ein Genie, als Pfadfinder ins Reich der ungeahnten Möglichkeiten. Es war, als ob sie untereinander wetteiferten, welche von ihnen Bezugs Glorie heller und strahlender darstellen könne, als ob sie von einem Veitstanz erfaßt und herumgewirbelt, im Anblick einer ungeheueren Masse Goldes die Besinnung verloren hätten.

Die Ärmel des Rockes schoben sich hinauf und Bezugs weißliche und schwammige Arme, die an dicke, aufgedunsene Grottenolme erinnerten, wurden sichtbar. »Die Disziplin, mit der die Preßleute ihren Kotau machen, ist tadellos. Aber der da hat, obzwar er voll Gift und Galle steckt, seine Sache besonders gut gemacht.«

Über die Achsel Bezugs kam ein spitzer Finger, dessen Gelenke von Haarbüscheln überwuchert waren, die wie Gestrüpp in Runzeln saßen. »Der da ist unser Freund Herold. Man muß zugeben, daß er sich angestrengt hat. Diese Leute der Presse haben ihre eigene Ehre. Zuerst war Herold ein wenig verstimmt, weil ich ihn damals abschaffte, als er Frau Rößler – Sie erinnern sich: die Gattin des Dichters mit dem abgeschnittenen Kopf –

durchaus interviewen wollte. Aber als ich ihm nun den Auftrag brachte, für uns die Trommel mit aller Kraft zu rühren, war er sofort ausgesöhnt. Sie wollen Beschäftigung haben, diese Herren, ehrenvolle Aufträge, sie wollen sich wichtig und unentbehrlich vorkommen, dann sind sie unsere Freunde.«

Mit zufriedenen Nicken schrieb Bezug neben Herolds Zeilen in seinen großen, eckigen Zeichen, die zu seinen aufgedunsenen Händen so wenig zu passen schienen, die Zahl: 500.

»Noch etwas bitte ich zu beachten, hier unter dem Strich der ›Tagesnachrichten‹ ein Feuilleton von unserem Adalbert Semilasso. Er hat wohl um Erlaubnis zum Abdruck angesucht?«

»Nein! – Inhalt?«

»Ein reicher junger Mann liebt ein armes Mädchen. Da seine Eltern ihre Einwilligung zur Hochzeit verweigern, verläßt der junge Mann Glanz und Reichtum und fühlt sich glücklich, die Armut seiner Geliebten teilen zu dürfen. Schlußtableau: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.«

»Unsinn!«

»Um die Wahrheit zu sagen. Die alte Geschichte ist reizend geschrieben; sie klingt wie neu.«

»Der Kerl macht uns lächerlich. Teilen Sie ihm mit, daß er künftighin alles, aber auch alles, was er schreibt und drucken läßt, mir vorzulegen hat.«

»Jawohl! Endlich: draußen sind drei Arbeiterdeputationen.«

»Werden von Ihnen empfangen.«

»Die erste kommt, um zum Jubiläum der Betriebseröffnung der Waggonfabrik zu gratulieren.«

»Ein freier Tag mit Freibier und Würstel für alle Arbeiter!«

»Die zweite meldet die Einstellung des Streiks in der Spinnerei Nummer fünf.«

»Zur Kenntnis.«

»Die dritte aus der Lederfabrik zwei verlangt Herabsetzung der Arbeitszeit und Erhöhung der Löhne.«

»Die Löhne werden herabgesetzt und die Arbeitszeit erhöht, bis sie vernünftig geworden sind. Inzwischen können Sie diese Deputation der zweiten gegenüberstellen, um ihr an einem Beispiel zu zeigen, wie ein Streik bei mir zu enden pflegt. Sonst noch etwas?«

»Ich bin fertig.«

Mit einem Kopfnicken wurde Hainx entlassen, und Bezug vollendete seine Toilette. Dann suchte er seine Frau auf. In einem dämmerigen Zimmer, das nach Spezereien und ätherischen Ölen duftete, lag Frau Agathe auf einem Sofa und schnitt die siebente Zitrone an. Seit Jahren nur mit der Erhaltung ihrer Gesundheit beschäftigt, hatte sie, nachdem sie alle berühmten Ärzte befragt und alle Bäder besucht hatte, sich allerlei Natur- und Wunderkuren ergeben. Einige Monate hindurch war ein Teil des Hauses in eine Kaltwasserheilanstalt verwandelt gewesen, und man konnte morgens die Herrin ihre bloßen Füße durch den Tau des Gartens schleifen sehen. Dann hatte sie den berühmten Schäfer Kaltenbauer berufen lassen und hatte ihr Leben nach seinen Vorschriften eingerichtet. Allerlei seltsame Tränklein und Mixturen standen umher, und Kaltenbauer ging mit seinem schlaun, glattrasierten Gesicht unter dem Schleier eines Geheimnisses, verwandelte einen Teil des Parkes in einen Kräutergarten, in dem er Stechwurz, Fingerhut und Nachtschatten zog, und fing allerlei Käfer und Gewürme, von dem er die wunderbarsten Eigenschaften wußte. Unter dem Einfluß seines Nachfolgers, eines amerikanischen Gebetsheilkünstlers veränderten die Zimmer der Gnädigen abermals ihr Aussehen. Alles Profane wurde entfernt, an Stelle der Photographien und Gemälde bedeckte eine Reihe von gerahmten Heilsprüchen die Wände und das Stillschweigen versteckter Kapellen breitete sich aus, nur von dem Gemurmeln unaufhörlicher Gebete, von den Aufschreien verzückter Andachten unterbrochen. Dann, als auch alle Gebete sich machtlos erwiesen, die sechzehn Krankheiten der Frau Agathe zu vertreiben, begannen alte Weiber aus und ein zu gehen. Nach längeren Verhandlungen entschied sich Frau Bezug für eine Zitronenkur, die ihr das älteste und ehrwürdigste dieser Weiber vorgeschlagen hatte. Vom täglichen Genuß dreier Zitronen beginnend, stieg sie bis zu fünfundzwanzig Zitronen täglich und sank dann

wieder bis zu drei, um neuerdings den Gipfel zu erstürmen. Dieser Kur unterzog sich die Kranke mit einer Ausdauer und einer Pünktlichkeit, die dem Glauben an ihre unbedingte Wirksamkeit entsprang. Sie fühlte sich von Schmerzen freier, behauptete einen klareren Kopf zu haben, und die Krämpfe ihres Magens ließen nach. Selbst der Herzfehler und die Lungenschwindsucht wichen vor der Macht dieser Kur, und die brave Ratgeberin wurde zur besten Freundin der Frau Agathe.

Da es Frau Agathe nicht liebte, gestört zu werden, wenn sie sich bei einem Akte ihrer Kuren befand, so tat sie, als höre sie den Gruß ihres Mannes nicht, und begann, nachdem sie die Zitronen in Scheiben zerschnitten hatte, langsam zu essen. Bezug sah ihr eine Weile zu und näherte sich ihr dann von rückwärts, während seine Salzseeaugen zu grausamem Glimmern erwachten. »Guten Morgen«, schrie er ihr plötzlich gellend ins Ohr und zog sich dann zurück, um die Wirkung abzuwarten. Die Zitronenscheibe war Frau Agathe entfallen, ihre Hände griffen nach den Ohren, dann sank sie auf das Sofa zurück. Zur Decke des Zimmers gewandt, schienen die Augen durch sie hindurch den Himmel anzuflehen, und jede Gebärde, die schlaffe Haltung der Hände, durch die ein leises Zucken ging, die schiefe Stellung des Kopfes rief eine Welt zum Zeugen dieses Martyriums an. Dann sah Frau Agathe ihren Mann mit dem Blicke eines Opfers an und erwiderte seinen Gruß mit einer leisen Krankenstimme: »Guten Morgen.«

Das Flimmern der Salzseeaugen erlosch. Tot lagen sie in der Wüste unter den haarlosen Augenbrauen. »Ich habe dir etwas zu sagen und habe dich deshalb aus diesen Träumereien erweckt.«

Mit einem tieferen Senken des Kopfes deutete Frau Agathe an, daß sie zu hören bereit war.

»Du weißt ja, daß ich unsere Tochter für den Fall des Eintritts gewisser Umstände dem Professor Hecht zur Frau versprochen habe. Es ist nun so weit, daß diese gewissen Umstände Tatsachen werden, und schon in der nächsten Zukunft werden einige Bedingungen erfüllt sein, die mich zwingen, mein Versprechen teilweise einzulösen.«

Gewaltsam versuchte es Frau Agathe, die Aufmerksamkeit einer guten Mutter aufzuwenden. Sie setzte sich sogar auf dem Sofa auf. Aber die Anstrengung hatte ihren vom Schreck geschwächten Körper so erschöpft, daß sie wieder hinsank wie eine Fliege im Herbst. »Entschuldige,« murmelte sie und griff nach der Zitronenscheibe, die vor ihr lag, »ich fühle mich sehr unwohl.«

»Du wirst es trotzdem übernehmen müssen, Elisabeth darauf vorzubereiten, daß die öffentliche Verlobung demnächst stattfindet.«

Die gekräuselten Lippen der Frau Agathe hielten noch im letzten Augenblick ein Wort des Widerspruchs zurück. Sie besann sich. Wenn sie ihrem Mann Widerstand leistete, so zog sie sich selbst nur Unbequemlichkeiten zu, ohne ihn von seinem Entschluß abbringen zu können. Entweder er schrie auf sie los, daß er es so haben wolle, und das zerrüttete ihre Nerven, konnte ihr sogar bei dem schweren Herzfehler gefährlich werden. Oder er kam mit Gründen, und das war noch beschwerlicher, weil es sie zum Nachdenken zwang. Darum schob sie rasch eine Zitronenscheibe in den Mund, schüttelte sich ein wenig, blies die Nüstern auf und schwieg.

Bezug verfolgte seinen Sieg. »Hoffentlich hast du mehr Einfluß auf sie als ich. Elisabeth ist ein sonderbares Mädchen. Für ihren Vater hat sie nichts als einen kalten Gehorsam. Ich will aber, daß sie einsieht, wie sehr meine Befehle zu ihrem Wohl beitragen. Alle andern sollen gehorchen ohne zu fragen. Aber meine Kinder ... meine Tochter soll doch einsehen ... Kurz, es wird deine Aufgabe sein, sie zu überzeugen ...«

Mit einiger Verwunderung sah Agathe ihrem Mann nach. Es war, als ob sie unter seinem Panzer plötzlich ein Klopfen gehört hätte, als rühre sich dort etwas. Das war sonderbar genug, und während sie eine neue Zitrone anschnitt, versuchte sie fast, darüber nachzudenken. Aber zur rechten Zeit besann sie sich, daß ihr die Wunderfrau anempfohlen hatte, sich größter Ruhe des Gemütes zu befleißigen, und rasch tauchte alles Fragen unter das Interesse für ihre Kur.

Bezugs Laune war so prächtig wie das Frühlingswetter. Auf dem Hofe stand sein Automobil, blitzblank in allen Metallbestandteilen, mit gewaltig

angeschwollenen Gummireifen, und der Chauffeur zog seine Mütze. Von der Sonne war das rote Leder des Sitzes erwärmt, und während die Maschine aus dem geöffneten Hoftor hinausschoß, lehnte sich Bezug mit Behagen zurück. Nie noch hatte er im Bewußtsein, über eine ungemeine Kraft vollkommen zu herrschen, so viel Befriedigung gefunden als heute, da die Häuser zu langen, niederen Bändern zu verschmelzen schienen und die Menschen wie Schatten aus seinem Wege sprangen. Es machte ihm Vergnügen, das Automobil durch einige verbotene Straßen fahren zu lassen und den wütenden Gebärden der Wachleute zu trotzen. Nun peitschten die Pappeln einer schattigen Allee wie Ruten vorbei, Vorstädte kamen entgegen und blieben zurück, spielende Kinder rannten schreiend auseinander, die Maschine schien sich über den Boden zu erheben, und das Sausen der Luft wurde zu einem dünnen Ton, dessen Höhe mit der Geschwindigkeit der Fahrt stieg. In seinem Wagen zurückgelehnt und von diesem vibrierenden Ton seltsam erregt, genoß Bezug seine Gedanken. Er dehnte die Vorgänge der letzten Tage zu Betrachtungen aus, verfolgte jeden von ihnen bis in seine Ausläufer und spann sich in ein Netz von Fäden ein. So war die Schlinge, die er der Welt über den Kopf werfen wollte, so waren die Fundamente seiner Herrschaft. Er begann zu zittern, als seine Gedanken an die letzten Möglichkeiten seines Triumphes rührten.

Ein fürchterlicher Knall platzte wie eine Bombe in das Gewirk seiner Wünsche. So plötzlich wurde er aus dem Wagen herausgeschleudert, daß er noch, als er schon im Straßengraben lag, einen Augenblick von seinen Gedanken nicht loskommen konnte. Neben ihm erhob sich der hinkende Chauffeur und rannte auf die Maschine zu, die auf der Seite liegend im andern Straßengraben keuchte. Einer der Gummireifen war geplatzt, und Bezug mußte sich darein ergeben, hier in diesem elenden kleinen Dorfe zu warten, bis der Schaden gut gemacht war. Wie über eine persönliche Beleidigung erzürnt, trieb er die neugierigen Jungen davon, die sich um das verunglückte Automobil versammelten. Als sie aber immer wieder zurückkehrten und Bezugs gestürzte Herrlichkeit grinsend zu verspotten schienen, überließ er das Automobil seinem Chauffeur und den Burschen, die er zu Hilfe geholt hatte. Mit zornigen Schritten ging er auf Wiesen und

Feldwegen um das Dorf. Es waren ein paar Häuser, die hier im Tal zwischen bewaldeten Bergen lagen. Ein seltsamer Wald übrigens, mit großen kahlen Flecken im dunkeln, vom Winter noch gebräunten Grün wie das Fell eines rüdiges Tieres. Als Bezug auf die andere Seite des Dorfes kam, sah er auf einem Rasenplatz zwei Wagen einer wandernden Komödiantentruppe. Einige Männer ramnten mit schweren Schlägen Pflöcke in den Boden, verbanden sie mit morschen Brettern, während einige Jungen ein Zeltdach auseinanderzerrten, dessen Falten von Nässe aneinanderklebten. Aus einem der Wagen trugen zwei Weiber die armseligen Gerätschaften der Komödianten in die Sonne. Dieser fremden Welt des Elends und erbärmlichen Vergnügens schenkte Bezug seine freigewordene Aufmerksamkeit. Indem er hier zusah, machte er sein Gefühl der Überlegenheit lebendiger und überwand eine Art von Beschämung, die ihn seit dem Unfall nicht verlassen wollte. Die Geschicklichkeit, mit der die Männer das Holzgerüst ihrer kleinen Bühne zusammenfügten, war bewundernswert. Jeder Handgriff geschah an seinem Orte und zur rechten Zeit, jede Bewegung war auf das Notwendigste beschränkt, daß alle Verwirrung vermieden wurde. Trotzdem ließ es sich der Anführer nicht nehmen, mit lauter grober Stimme Befehle zu erteilen, den einen und den andern anzuschreien oder auch nur einen Namen mit einem italienischen oder einem ungarischen Fluch dahinter auszurufen. Dabei rührte er selbst nicht eine Hand, stand in seinem braunen Samtwams wie ein König unter seinen Sklaven und ließ die schwarzen Augen blitzen. Er hatte etwas Malerisches an sich, etwas im Atelier Anerzogenes, wie ein Modell, das den Beruf gewechselt und das doch noch die Pose seines früheren Lebens beibehalten hat. Unter den andern unscheinbaren und grobknochigen Gesellen war er der schöne Mann, und in diesem Bewußtsein hatte er sich seine Ausnahmstellung angeeignet. Keiner kümmerte sich um ihn, niemand folgte seinen Befehlen, aber dem Häuptling schien es weniger darum als um das Befehlen selbst zu tun zu sein. Seine Stimme wechselte ihren Klang, als ob er auf ihr spielte. Nachdem er eine Zeitlang rau und grob drauflos geschrien hatte, gab er ihr einen tiefen vollen Glockenton, ein wahrhaftes Geläute. Jedes Wort rollte aus seinem Munde, schwang lange in

der heißen Luft dahin und schien sich in ein Summen zu verlieren, das in der zitternden Glut des Mittags über der Wiese schwebte. Aber auch der neuen Tonart gaben die Männer wenig Gehör. Sie ließen sich in ihrer Arbeit nicht stören und beschleunigten oder verzögerten wegen ihres Anführers nicht einen Schritt, nicht eine Bewegung der Hand. Inzwischen war aus dem Rasen eine kleine Bühne herausgewachsen, die nun mit einem Vorbau von Schranken und einer Anzahl von Bänken das Publikum einzuladen schien. Über Bühne und Zuschauerraum spannte sich das Zeltdach, dessen Stricke mit Pflöcken an dem Boden befestigt wurden. Einige Bilder, die in grellen Farben die wunderbarsten Dinge versprachen, bildeten den Schmuck der Wände und zugleich die Verheißung unerhörter Genüsse. Da sah man einen Mann, der ganze Klumpen Feuer verschlang, und, während ihm die Flammen noch aus dem Mund loderten, sich schon ein ungeheures Messer durch den Leib rannte, daß man die Spitze hinten herauskommen sah. Da sah man eine Pyramide von sechs Männern, die steif wie Holzfiguren einer auf den Achseln des anderen standen. Da sah man die Enthauptung einer Frau; mit einer fürchterlichen Wucht sauste ein breites Schwert auf ihren Hals, der Kopf flog im Bogen vom Rumpf, und aus der Wunde des Halses sprudelte ein blutiger Geifer. Da sah man Dogo, den Wunderhund, auf einem Dreirad fahrend, auf dessen Lenkstange seine vorderen Pfoten lagen. Da sah man Nella, genannt »die fliegende Fee« hoch oben auf einem Drahtseil, in einer graziösen Stellung, nur mit der Spitze des einen Fußes das Seil berührend, während der andere weit ausgestreckt bis an den oberen Rand des Bildes reichte. Da sah man auch Schlangemenschen, die in eng anliegenden Kostümen, in schillernden Schlangenhäuten den Kopf zwischen den Beinen durchsteckten, und, auf dem Bauch liegend, mit den Zehen Messer und Gabel gebrauchten oder ihren Leib zu einem Knoten verschlangen. Hier hatte die Kunst des Malers ihren Gipfel erreicht. Wenn sich seine Gestalten sonst durch eine beharrliche Verachtung aller Proportionen auszeichneten, so war in diesem Bilde alles Menschliche von ihnen fern: Anhäufungen von Gliedmaßen, eine Verknotung von allerlei Überbleibseln, die den Eindruck erweckte, als sei hier dargestellt, wie bei der Schöpfung alles Mißlungene, alles

Überflüssige zusammengeballt worden sei, um gänzlich umgeknetet und von neuem verwertet zu werden. Nirgends wurde es so deutlich als hier, daß der Mensch aus Lehm gemacht ist.

Bezugs Laune hob sich in der Betrachtung aller dieser Unzulänglichkeiten, und er suchte die Modelle dieser Bilder an den lächerlichen und kindischen Ähnlichkeiten zu erkennen. Die Frau mit dem üppigen Busen, deren Kopf im Bogen vom Rumpf flog, trug dort auf beiden Armen die Blechhülsen der Lampen herbei; das jüngere Weib neben ihr, die sich jetzt so stark bückte, daß unter den kurzen Röcken die nackten Beine bis zu den Knien sichtbar wurden, war sicher eine der Schlangendamen; die Pyramidenmänner waren eben dabei, neben dem Theater eine Schießbude zu errichten, in welcher der Feuerfresser die schmutzigen, zerschossenen Blechscheiben aufstellte. Unweit davon lag Dogo, der Wunderhund, unter einem Busch und nagte an einem Knochen, den er irgendwo im Dorfe gefunden hatte. Der Mann aber, der als rotgekleideter Henker auf dem Bilde der Enthauptung das Schwert schwang, war in dem redseligen Anführer selbst zu erkennen. Mit einer Verbeugung und einem Kratzfuß kam er an Bezug heran: »Wird der Herr uns die Ehre erweisen, unserer Eröffnungsgala-Vorstellung beizuwohnen? Ich erlaube mir die höfliche Einladung zu machen.«

»Wann wollen Sie denn eröffnen?«

»Heute abend, Euer Hochwohlgeboren, und wir spielen hier, je nachdem, acht, zehn, vierzehn Tage. Unsere Produktionen sind höchst sehenswert, und wir haben die allerhöchsten Herrschaften schon unter unseren Gästen gehabt.«

»Wie ist Ihr Programm?«

»Äußerst reichhaltig, Herr Graf. Spannend, amüsan, interessant, mit einem Worte sehenswert und fulminant. Diese Bilder hier geben nur einen kleinen Teil unserer Programmnummern.«

»Wer hat denn diese Gemälde gemacht?«

Der Anführer trat einen Schritt zurück, als wolle er dem Fremden einen besseren Ausblick geben. Dann sagte er, indem er mit dem Zeigefinger auf seinen Samtrock tippte: »Ich, Herr Graf!« Aller Stolz eines großen

Künstlers lag in diesem Ich. »Ich hätte nämlich Maler werden können, Herr Graf. Aber das Schicksal wollte es nicht. Jetzt könnte ich eine Villa in Rom haben oder am *Lago di Garda* und könnte roten Wein trinken, anstatt hier herumzuziehen und mich mit faulen Kerlen zu ärgern. In Rom verkehrte ich nur in Malerkreisen. Herr Anselm Feuerbach hat niemals ohne mich arbeiten wollen, er hat kein Bild gemacht, ohne mich zu fragen. Er hatte die Technik, und ich habe den Geschmack gehabt. Er hat sich den Namen gemacht, und ich blieb im Sumpf stecken.«

»Sie wollten Maler werden?«

»Mein Wohltäter wollte mich ausbilden lassen. Er hatte mein Talent erkannt. Aber er starb zu bald.« Und daran reihte Biancini, nachdem er sich mit einem neuerlichen Kratzfuß und einer Verbeugung vorgestellt hatte, eine Geschichte, in der die ewige Roma über alle Städte der Erde erhoben wurde, in der zugleich aber auch auf diesem Hintergrund die Größe seines verkümmerten Talentes deutlich hervortrat. Als er eben im besten Erzählen war, wurde er jäh unterbrochen. Vom Dorfe war mit den Schritten des Schicksals und mit der grimmigen Miene des Gesetzes der Gemeindediener herangekommen. Man hatte ihn aus dem Schlaf gerissen, dem er sich nach den Anstrengungen der Nacht, in der das Wächteramt zu seinen Pflichten gehörte, hingegeben hatte. Man hatte ihn, da er nicht zu erwecken war, nach vergeblichem Rütteln mit kaltem Wasser übergossen und hatte ihm eine diplomatische Sendung anvertraut. Nun trug er mit seiner Botschaft zugleich seinen Zorn vor Biancini. Ohne Umschweife erklärte er ihm, daß der Gemeindevorstand zur Bedingung stelle, daß eine Kautions von fünfzig Gulden vor Beginn der Vorstellungen erledigt werden müsse.

Biancini schüttelte seinen Künstlerkopf, daß die schwarzen Locken flogen: »Und warum, *amigo*, warum? Bitte, einen Grund muß das haben.«

»Hat einen Grund!«

»Also bitte, sagen Sie.«

»Weil immer gestohlen wird, wenn solche Zigeuner im Dorf sind.«

»Wir sind keine Zigeuner, wir sind Künstler.«

»Das ist alles eins. Das letztmal haben wir zwanzig Gulden Schaden gehabt. Was soll man mit euch machen? Bei Nacht und Nebel gehen sie auf

und davon und nehmen mit, was es zu nehmen gibt.« Der Gemeindediener hatte seine Erklärung an Bezug gerichtet, dessen wohlhabendes Aussehen ihm Vertrauen einflößte.

Aber auch Biancini wandte sich an ihn: »Sagen Sie, Herr Graf. Also bitte sagen Sie: Wie wird hier die Kunst unterstützt?« Und dann schrie er plötzlich: »Nein, nein, nicht einen Kreuzer. Sagen Sie es dem Gemeindevorstand. Nicht einen Kreuzer, nicht einen Kreuzer.« Vor Biancinis funkelnden Augen, vor dem hohen Pathos seiner Entrüstung trat der Gemeindediener den Rückzug an. Im Kreis seiner Getreuen sprudelte der Häuptling seinen Zorn von sich. Mit den größten Worten der Leidenschaft nahm er sich seiner geschändeten Kunst an, er schleuderte Flüche auf den Unverstand und die Rücksichtslosigkeit, er sprach Bomben und schlug mit den geballten Fäusten nach einem unsichtbaren Feind. Deutsch, Italienisch und Ungarisch vermischten sich zu einem Knäuel. Wie eine Lawine brausten seine Worte daher, die im Sturze wachsend immer wuchtiger wird. Alle Geleise der Besonnenheit blieben hinter ihm zurück, und er sprang zwischen den Bestandteilen der Schießbude herum, unfähig, nur einen Augenblick stillzustehen. Lachend sahen die Mitglieder seiner Truppe dem Schauspiel zu, und die Frau mit dem üppigen Busen drückte sich wiehernd die Seiten. Von einer Bank herab hielt er eine Rede und schwang dazu eines der Luftgewehre mit aller Erbitterung eines Barrikadenkämpfers, dem es um seine Sache ernst ist. Die Jungen des Dorfes, denen die Zeit bei Bezugs Automobil lang geworden war, hatten sich hierher gezogen und heulten vor Vergnügen nach jedem Satz. Auf dem Höhepunkt seiner Entrüstung geschah aber etwas, was Bezug für unmöglich gehalten hatte.

Ein junges Mädchen kletterte hinter dem Schreienden auf die Bank, und gerade als er beide Arme emporgeworfen hatte, faßte sie seine Handgelenke und hielt den Schwung seiner Gebärde an. Neben dem Häuptling in seinem Samtwams stand, wie aus einer Versenkung aufgetaucht, in einem einfachen netten Kattunkleid Nella, »die fliegende Fee«, und bog die Arme des Erzürnten sanft herab. Wie eine im Lauf plötzlich gehemmte Maschine schnurrte Biancini noch eine Weile weiter und blieb endlich mit einem

Ruck stehen. In sein gerötetes, verschwitztes Gesicht, auf dessen Stirn schwarze Locken klebten, lachte das Mädchen, und es schien, als ob der Mann vor diesem Lachen auf die Hälfte seines Umfangs zusammenschrumpfte. Vor diesem Lachen kam er wieder zu sich. Mit einem Satz war Nella, ohne die Hände des Häuptlings loszulassen, von der Bank herabgesprungen und zog nun den Mann ohne Mühe nach.

»Taddeo, aber Taddeo,« rief sie und kreuzte die Arme des besiegten Direktors über dem Sammetwams, »welcher Unsinn, welche Unvorsichtigkeit! Wie können Sie dem Publikum eine Gratisvorstellung geben! Wer wird dann zu uns kommen, wenn er das Beste schon vorher ganz umsonst gesehen hat?«

»Wir werden überhaupt nicht spielen. Denn, o es ist unerhört, man verlangt von uns eine Kautio! Fünfzig Gulden! Als wären wir Zigeuner, die herumziehen, um Hühner und Gänse zu stehlen. Was soll man dazu sagen? Wir packen ein und fahren weiter.«

»Sie wissen, Taddeo, daß die Obrigkeit nicht immer die Wünsche der Bevölkerung vertritt. Rufen Sie das Publikum an, und Sie werden siegen wie immer. Man soll zwischen uns und diesen Mißtrauischen entscheiden. Und welcher Triumph, wenn die Leute sagen, daß uns die Obrigkeit Unrecht getan hat.«

»Aber wie kann ich mir das gefallen lassen?«

»Retten Sie Ihren Stolz, indem Sie das Beste zeigen, was wir haben.«

»Man wird uns ja nicht spielen lassen.«

»Man wird uns spielen lassen, glauben Sie mir.«

Langsam, Schritt für Schritt, war ein kleines braunes Pferd nähergekommen, hatte, indem es die Leute durch Schnauben zum Ausweichen aufforderte, sorgsam den Kreis der Zuschauer durchbrochen und stieß nun mit der weichen Schnauze an Nellas Schulter. »Ach, meine Mizzi«, rief Nella und küßte es mitten zwischen die Nüstern.

»Ach ja, ach ja, ich habe ganz vergessen. Hast du ihn gefunden?«

Da wurde Nella ganz ernst und das Lächeln ihrer Augen verschwand hinter einer Wolke. »Nein, ich habe ihn nicht gefunden. Und der ...« Sie ließ ein Wort fallen und setzte dafür ein anderes, das einen ganz anderen

Gedanken nach sich zog, »der Wald ist nicht mehr wie damals. Als ob der böse Feind drin gehaust hätte, als hätte ihn ein Fluch getroffen. Seine Schönheit ist dahin, seine Bäume sind von häßlichen Raupen kahl gefressen. Der Geruch dieser Bestien ist unerträglich. Man sieht die Zerstörung ja von hier.« Sie wies nach dem von braunen Flecken unterbrochenen Teppich, der sich wie das räudige Fell eines Tieres um die Schultern der Berge schlang. Aus dem Wald ragte ein seltsam geformter Felsen, und seine steinernen Gestalten schienen sich wie im Ekel über die Verwüstung ringsumher aufzubäumen, als wollten sie sich verzweifelt über die Abhänge herabstürzen. Wie ein Zug von Wehklagenden erhoben sie sich über den Wald, wie eine Reihe von schmerzerfüllten Gedanken, die im Übermaß des Schreckens starr geworden sind. – Mizzi hatte seinen Kopf auf Nellas Schultern gelegt und sah mit klugen feuchten Augen in die Richtung, die ihr Finger wies.

Da zog ein Gemurmel die Aufmerksamkeit vom Walde ab. Es schien, als ob Nellas freudige Zuversicht nicht Recht behalten sollte, denn auf der Dorfstraße kam der Gemeindediener zurück und führte den Vorsteher nebst einigen Bauern an, die ihre Dienste der Obrigkeit zur Verfügung gestellt hatten. Mit baumelnden Armen, an denen die Fäuste wie Gewichte hingen, aufgerollten Hemdärmeln und gekrümmten Nacken, deren Sehnen schon zum Kampf gespannt schienen, kam der Heerbann des Dorfes heran und stellte sich dem Trupp der Komödianten gegenüber in Schlachtordnung auf, während der Gemeindevorstand an Biancini das Wort richtete. Noch einmal wiederholte er seinen Befehl, entweder eine Kautio n zu erlegen oder augenblicklich das Gebiet der Gemeinde zu verlassen. Er war unvorsichtig genug, ein Wort zu gebrauchen, das Biancinis Tobsucht sofort neuerdings entfachte. Er sagte: Gesindel! Biancini wurde ganz weiß, dann hob er die Fäuste zum Himmel, als wolle er auf den Mann einen Blitz herabflehen. Aber Nella schob ihn sachte zur Seite und trat, von Mizzi gefolgt, vor den Obersten der Gemeinde. »Warum wollen Sie es uns unmöglich machen, hier zu spielen? Wir leben von einem Tag zum andern und haben kein Geld, um die Kautio n zu erlegen. Aber wir sind anständige Leute, wenn wir auch Komödianten sind.«

Wie eine Leibgarde schoben sich die Pyramidenmänner an ihre Seite, und ihr Gemurr war so drohend, daß sich der Gemeindevorstand auf seine Schlachtreihe zurückzog. Während Biancini unbeachtet fortfuhr, seine tragischen Gebärden zu machen, und in jeder besonders gelungenen Pose eine Weile verharrte, um allen Gelegenheit zu geben, ihn zu bewundern, versuchte Nella die Männer aus dem Dorfe mit sanften Worten zu überreden. Noch gelang es ihr, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern, aber die Lage wurde immer gespannter, je länger sich der Vertreter des Dorfes weigerte, die Bitte der Komödianten zu erfüllen. Mit dem Bewußtsein geschulter Kraft sahen die Athleten und Akrobaten auf die Bauern, die ihnen die Wucht und den Trotz der Heimatverteidiger entgegensetzten. Auf beiden Seiten wollte man nicht zurückweichen, und schon begannen die einzelnen Kämpfer ihren Gegner auszuwählen und ihre Aussichten auf Erfolg abzuwägen.

Bezug schwankte einen Augenblick, ob er es zum ergötzlichen Schauspiel des Kampfes kommen oder ob er seine Herrlichkeit walten lassen und die unerwartete Wendung herbeiführen solle. Als er aber die vor Erregung zitternde Nella ansah, sank seine Grausamkeit unter eine plötzlich aufschießende Begehrlichkeit. Im Nacken des Mädchens war eine Stelle, die er entschlossen war zu küssen, und gerade als der oberste Pyramidenmann vortrat und dem Gemeindevorstand herausfordernd vor die Füße spuckte, drängte er sich durch die Schlachtreihe und nahm den Wütenden beim Arm. Der wollte sich losreißen, aber Bezug schwenkte eine Banknote als Friedensfahne hin und her. Erstaunt griff der Bauer nach dem Papier: »Hundert Gulden? Für die da?«

»Jawohl; und jetzt gehen Sie!«

Wie die plötzliche Lösung des Knotens in einer verwickelten Komödie wirkte Bezugs Auftreten. Das Unerwartete war geschehen. Die Spannung war gelöst. Die Fäden der Handlung rollten glatt weiter. Alle Hindernisse der Verständigung waren durch einen Zauber beseitigt. Mit aller Ehrfurcht vor dem Reichtum griff der Gemeindevorstand an den Hut und gab das Zeichen zum Rückzug. Auf der heißen Dorfstraße trabten die Bauern in einem Haufen fort, aus dem von Zeit zu Zeit die Banknote wie eine Trophäe

flatterte, als könne man sich nicht an ihr sattsehen. Mitten im Kreise der Komödianten stand der Retter und ließ sich eine Ansprache Biancinis, die Händedrücke der Pyramidenmänner und die verzückten Ausrufe der Weiber gefallen. Als letzte von allen gab ihm Nella die Hand und ein noch etwas zaghaftes, von der letzten Viertelstunde gedrücktes Lächeln. Zwischen seinen Beinen wimmelten die Kinder der Schlangenmenschen und Dogo, der Wunderhund, schnupperte hinten an seinen Hosen. Man konnte sich nicht genug tun in Worten der Dankbarkeit, der Bewunderung und Ehrfurcht, und Biancini beteuerte immer von neuem, daß er noch keinen edleren Kunstfreund auf allen seinen Fahrten kennen gelernt habe, und daß die Mäzene der römischen Maler, mit ihm verglichen, elende Krämer seien. Er gab sich nicht früher zufrieden, als bis ihm Bezug versprochen hatte, jeden Abend der Vorstellung auf dem Ehrenplatze – auf dem schon so viele allerhöchste Herrschaften gesessen hatten – beizuwohnen. Immer erhitzter wurden Biancinis Tiraden und die günstige Gelegenheit, seine Künste des Wortes zu entfalten, riß ihn fort. Als der Chauffeur seinem Herrn meldete, daß das Automobil zur Rückfahrt bereit sei, gab die Truppe Biancinis ihrem Retter das Ehrengelächel. Voran gingen drei Parterreakrobaten auf den Händen, daß ihre scharf abgebogenen Beine wie Heerzeichen in der Luft standen. Dann folgte ein Schlangenmensch, der seinen Körper in einen Knoten verschlungen hatte und wie eine Kröte hüpfte, indem in seinem nach rückwärts gewandten Gesicht die Augen starr auf Bezug gerichtet standen. Unter Geheul und Schellengeklingel liefen die vierzehn Kinder der Truppe vor dem Retter, der von Biancini an der einen und der Dame mit dem üppigen Busen an der andern Hand geleitet, würdevoll in der Mitte des Festzuges schritt. Hinter ihm folgten noch drei Pyramidenmänner und endlich Nella mit ihrem Pferde. Noch einmal trat Biancini vor seine Truppe und erhob die Stimme. Die Töne kamen ganz tief aus der Brust wie aus einem erzenen Schlund, rollten rund und voll in die Luft und drängten sich mit einem sinnlichen Reiz aus wie üppige Weiber, die sich auf den öffentlichen Plätzen Italiens anbieten. Mit dem Vergnügen an dem Glockenklang der Stimme wuchs Biancinis Begeisterung. »Meine Lieben,« sagte er, »wie selten ist es, daß heutzutage noch Freude an jenen Künsten zu

finden ist, in die sich die letzten Erinnerungen an die göttlichen Spiele zu Olympia gerettet haben. Man nennt uns verächtlich »Komödianten« und betont das Wort, als spreche man von Menschen, die gerade nur noch geduldet werden müssen, weil man sie doch nicht gut umbringen kann. Aber ich betone mit Stolz: Komödianten, das heißt Künstler, und unsere Achtung vor uns selbst steigt in solchen historischen Augenblicken, in denen die Menschheit durch ihre auserwählten Vertreter beweist, daß sie zu uns Vertrauen, daß sie auch vor uns Achtung hat.« Der Redner verlor sich in einen Wald von üppigen Ziergewächsen des Ausdrucks, er zeigte allerlei Gärtnerkünste des Stils, blumige Überraschungen, wies jeden Augenblick einen anderen Ausblick auf seine historischen und philosophischen Kenntnisse und hätte gewiß noch lange geredet, wenn nicht der Chauffeur auf einen Wink seines Herrn das Automobil in Bewegung gesetzt hätte. Die Rede wurde durch das dreifache Hurra des Abschieds abgeschnitten. Bezug blickte noch einmal zurück und sah von der ganzen Gruppe nichts als Nella, die den Kopf an Mizzis Hals gelehnt hatte und mit leichten Händen seine Schnauze liebte.

Als Bezug in den Hof seines Palastes einfuhr, stand Adalbert Semilasso, der Dichter, am Eingang des Parkes und träumte einer kleinen, leichten Wolke nach, die seit Stunden am Himmel sichtbar war und die Form einer mit weißer Seide bespannten Gondel bewahrte.

»Halloh, Dichter,« rief ihn Bezug an, »hat Ihnen Hainx meinen Auftrag ausgerichtet?«

Adalbert sank in die plumpe Wirklichkeit zurück: »Jawohl, Herr Bezug.«

»Ich habe eine andere Beschäftigung für Sie, damit Sie nicht sobald wieder in Versuchung kommen, abgeschmackte Erzählungen zu schreiben. Dichten Sie mir dreizehn Sonette an die Liebe. Sie verstehen: an die rote, die purpurne Liebe. Keinen Mondschein, sondern Champagner bitte ich mir aus. Ach, ja richtig ... woher sollen Sie das nehmen? Sie lieben ja nicht so. Aber ich werde Ihnen Gelegenheit geben. Machen Sie sich bereit, blutrot zu schreiben und dann purpurn zu dichten.«

Damit stieg Bezug die Treppe zum Turm empor. Nachdem er eine Weile in seinem Lehnstuhl gesessen und die geschnitzten Schlangenköpfe betastet hatte, erhob er sich und holte aus dem Fach den Folioband der Verpflichtungen. Auf der letzten Seite des Buchstabens B trug er Biancinis Namen ein. Dann schob er den Band von sich und nahm das Buch der galanten Abenteuer vor. Die dünne Seide der Blätter knisterte zwischen seinen Fingern, als er den Band über die Tischplatte hinschob, auf der sich der elfenbeinweiße Leib der Danae dem aus der Nacht des Ebenholzes niederrauschenden Goldregen hingab. Hastig suchte er die letzten Eintragungen auf, wandte um und schrieb auf ein neues Blatt, gleich weit vom oberen und vom unteren Rande entfernt, mit vergoldeter Pfauenfeder: Nella.

Das war Bezugs erstes Zusammentreffen mit Biancinis Truppe. Von nun an kam er jeden Abend und saß, mitten unter den Bauern, auf dem Ehrenplatz – wo schon viele allerhöchste Herrschaften gesessen hatten – und genoß den Triumph, alle Bemühungen der Künstler, alle ihre Dankesbezeugungen nur auf sich beziehen zu dürfen. Was Biancinis Truppe bot, übertraf in nichts den Durchschnitt herumziehender Komödianten und hielt sich ohne viel Abwechslung an die bildlichen Versprechungen ihrer Leistungen. Allabendlich säbelte Biancini den Kopf seiner üppigen Gemahlin herunter, allabendlich bauten die Pyramidenmänner ihre drei Stockwerke auf, allabendlich machten die Schlangenmenschen dieselben Künste. Und das war immer dasselbe. Aber allabendlich betrat auch Nella, genannt die »fliegende Fee«, das Drahtseil. Und das war jedesmal ein anderes. Ihre Leistungen richteten sich nicht an ihn allein, ihr Lächeln und der graziöse Dank nach dem schwierigen Absprung vom Seil kam allen im gleichen Maße zu, und Bezug sah mit zornigem Staunen, daß sie ihn durchaus nicht vor dem übrigen Publikum heraushob. Ihrem Ehrgeiz genügte es nicht, allein seinen Beifall zu finden, sie wollte alle hinreißen, und ihr Stolz war es, immer neue Stücke und neue Nuancen anzubringen. Mit Mißvergnügen überzeugte er sich davon, daß es diesem Mädchen, das mit allem Eifer an ihrer Kunst hing, um die Sache selbst zu tun war. Dazu kam, daß alle seine Angriffe ohne Erfolg geblieben waren. Zuerst war er,

der gewohnt war, im ersten Anlauf zu siegen, geradenwegs auf sein Ziel losgegangen und hatte Nella nach einigen einleitenden Blumensträußchen mit einem Diamantenschmuck überrascht, der so blendend schön war, als hätte sich in jedem der Steine ein Tropfen flüssigen Sonnengoldes gefangen. Trotzdem Nella den Schmuck mit zitternden Händen annahm, schien es, als sei sie sich dessen durchaus nicht bewußt, daß sie sich durch die Annahme des Geschenkes zu Gegendiensten bereiterklärte. Die Gepflogenheiten der Künstlerwelt besaßen keine Gewalt über sie.

Bezug schäumte vor Zorn und änderte seine Pläne. Er wollte sie, da es in der oft erprobten Art nicht zu gelingen schien, auf zartere Weise umwerben und legte ihr sein Herz zugleich mit einigen Gedichten zu Füßen. Aber Adalbert arbeitete nicht zu Bezugs Zufriedenheit. Eines Abends war die »Gräfin« in Bezugs Auftrag zu dem Dichter gekommen und hatte ihm ihren schönen, von Wollüsten schmachvollster und verführerischster Art gesalbten Leib angeboten. Sie entkleidete sich vor ihm und tanzte nackt im roten Geriesel einer Ampel, während auf goldenen Becken Räucherwerk brannte. Im Qualm der Wohlgerüche trug ihm ihr weißer Körper eine verlockende Frische zu, und ihre Brüste zitterten vor Verlangen nach seiner jungen Kraft. Sie tanzte lange und fiel endlich vor ihm nieder, seine Knie umklammernd, und ihr Haupt mit den langen, blonden Haaren lag auf seinen gesenkten Händen. Da sah sie in seine traurigen Augen, in denen ein großer Schmerz tief unten verborgen schien, und plötzlich, mit einem jähen Aufschrei zerriß sie den Schleier ihrer Brunst, schleuderte die unreinen Fackeln von sich und begann zu weinen. Unaufhaltsam rannen die Tränen aus ihren Augen und benetzten seine Hände. Ihr prächtiger Nacken bebte vor ihm, und die Haare wallten wie ein Mantel über den Rücken. Dann stand sie auf und floh mit ihren Kleidern ins Nebenzimmer, wo sie sich ankleidete, denn sie schämte sich vor ihm. Mit dem plötzlich erwachten Fanatismus einer Reue, der den Seelen der schamlosesten Dirnen vorbehalten scheint, warb sie um seine Verzeihung und um seine Freundschaft, die ihr nun wichtiger waren als alle Triumphe ihres Leibes und an denen nun ihre Seligkeit hing. Adalbert fragte nicht ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft nach und nahm sie auf wie ein

Erlöser, mit so milden und menschlichen Gebärden, daß ihre ganze Seele schluchzte. Tagtäglich kam sie nun in seine Gemächer, und wenn Bezug glaubte, daß sich die beiden den wildesten Entzückungen der Liebe überließen, saßen sie am Fenster und sahen über den grünen Park auf die Stadt hinaus und sprachen von dem Heimweh, das in ihnen lebte, oder sie schwiegen auch und vergaßen der Stunde. Die weichen Worte von Adalberts Dichtungen klangen alle in der Gräfin nach und mit einem auf einmal erwachten Gefallen an Wohlklang und Schönheit trug sie seine Gedichte in sich herum. Oft, wenn ihr heißer Leib sie gepeinigt hatte, daß sie von neuem in einen Taumel der Wollust zu stürzen gezwungen war, kam sie mit scheuen Schritten und dem Blick eines Hundes, fiel vor ihm hin und schlug die weiße Stirn gegen den Boden. Einmal hatte sie die Schere gefaßt und wollte ihr blondes, verwirrendes und sündhaft schönes Haar abschneiden. Da aber fiel ihr Adalbert in die Hand und hielt sie zurück, indem er sie warnte, die Schönheit zu zerstören. Von nun an liebte sie dieses Haar, breitete es um ihre Schultern, und wenn einer ihrer Liebhaber von der Pracht dieses blonden Mantels sprach, schlug sie ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Und ein anderesmal, als Adalbert ihre Hand gefaßt hatte und lange in der seinen hielt, sagte sie, und es war wie ein Schrei: »Du wartest, nicht wahr, du wartest auf eine, die dir gleicht.« »Ich weiß es nicht«, sagte Adalbert und sah über sie hinweg und über die Dächer der Stadt, über deren Menge der Dom mit seinen beiden ungleichen Türmen einsam zu winken schien.

So wurde Bezug in seinen Hoffnungen betrogen. Es war ihm nicht gelungen, das Leben des Dichters mit den blutigen Strahlen der Liebe zu verwirren; an Stelle purpurner und aufreizender Gedichte bekam er stille, blasse Verse wie Perlen oder Tränen, Worte einer unbestimmten und gestaltlosen Liebe, ergreifend und tief und ganz ins Innere dringend, aber auch wehmütig und durchaus nicht geeignet, die Sinne einer Frau zu erregen. Gedichte wie dieses:

Meine Liebe ist keine Feuersflut,
Sie schmerzt und flackert und blendet nicht,

Sie ist keine sengende, prasselnde Glut,
Sie ist ein stilles, ewiges Licht.
Ihr Purpurlicht brennt vorm Altar,
Wo hohe, schlanke Leuchter stehn
Und alte Fenster wunderklar
Durch Weihrauchsilberwolken sehn.
Und alte Bilder hängen dort
Um ein Madonnenbild im Kreis,
Die Kanzel harrt auf Gottes Wort,
In alten Stühlen knackt es leis.
Ein Schatten tanzt an kahler Wand
Und langsam dreht die Ampel sich –
Mir ist's, als ob eine liebe Hand
Ganz leise übers Haar mir strich.

Diese Gedichte erwartete Nella mit einer seltsamen Ungeduld. Sie fragte nicht, wer sie gemacht hatte, aber Bezug war es, als fühle sie sich durch ihn hindurch zu dem Dichter. Er war ihr nichts, er blieb ihr immer nur der Überbringer.

Es war nach der Vorstellung, und Nella stand an der Treppe zum Garderobewagen, wo sie eben ihre Trikots abgelegt hatte. In ihrer lässigen Haltung war die Hingabe an die Worte der Liebe, immer wieder hob sie das Blatt in den Lichtschein, der vom Lager der Komödianten gehorsam herankroch. Da glaubte Bezug die unendliche und ewige Sehnsucht des Weibes in ihr betrügen zu können und wagte es, seinen Arm um ihre Schultern zu legen. Ganz aufgeregt verfolgte er seinen Sieg, als ihn das Mädchen nicht zurückstieß, und drängte sie in die Dunkelheit. »Nein, nein!« sagte Nella und begann sich zu wehren, »was wollen Sie tun!« Da ließ er sie rasch los, denn er sah, daß sie bei dem Dichter war. Und nun sah Bezug ein, daß er mit größerer Vorsicht und Geduld vorgehen mußte, und daß Nella nicht zu gewinnen war wie die leichtsinnigen Mädchen, die dem Geld nachliefen oder sich durch Sentimentalitäten erweichen ließen. Er mußte sie loslösen, verpflanzen, in einen Boden übersetzen, wo er

unumschränkter Herr war. Er schlug einen anderen Weg ein. Der führte über Monsieur und Madame Biancini, und sein Bau kostete nicht mehr als einen kleinen Scheck mit drei Nullen. Besonders Madame Biancini stellte sich bald auf Bezugs Seite. Sie war nicht frei von Eifersucht und freute sich darüber, daß nun diese Zärtlichkeiten, das vertrauliche Beisammensein mit Nella ein Ende nehmen würden. Sie fühlte sich vernachlässigt und hatte schon manchmal so ingrimmig gegen ihren Mann getobt, daß sich dieser gezwungen gesehen hatte, nach der Hundspeitsche zu greifen, die stets über seinem Bette hing. Schwerer war Biancini umzustimmen. Aber als er auf dem Höhepunkt angelangt war, als er mit erhobenen Armen dastand, den schönen Kopf von schwarzen Locken umwirrt, eine Gestalt von gewaltiger und überlebensgroßer Plastik, da zog ein schmaler Papierstreifen vor seinem Blick vorüber und bewirkte die Umkehr. Er gab nicht sogleich nach, denn es sollte von ihm nicht heißen, daß er Nella verkauft habe, aber er verließ eine Stellung nach der andern und verzichtete zuletzt mit einer rührenden und wehmütigen Gebärde. »Es ist zu ihrem Glück,« sagte er, »was kann sie bei uns erreichen? Sie hat alles für eine große Künstlerin, sie wird sich die Welt erobern.«

Der künstlerische Ehrgeiz war der archimedische Punkt, von dem aus Bezug seine Kräfte wirken ließ. Langsam und vorsichtig weckte Biancini Nella aus dem Schlaf. Er sprach von den ungeheuren Fortschritten, die sie in der letzten Zeit gemacht habe. Daß es doch wahrhaftig schade sei, so viel Anmut und Kunstfertigkeit vor schmutzigen Bauernlümmels zu vergeuden. Staunend besann sich Nella auf sich selbst und gab Biancini recht. In dem Gemisch des Lichtes der qualmenden Zirkuslampen mit dem Mondschein, der durch das Gestänge des Zeltes kam, von dem man das Dach zurückgeschlagen hatte, erschien die Arbeit der Komödianten sinnlos und töricht, und der johlende Beifall der Bauern war Nella, die auf ihre Nummer wartend hinter der Bühne stand, wie ein Hohn.

Bezug war einige Abende ausgeblieben, um sein Gift wirken zu lassen. Als er wiederkam, war der Weg bereit. Er fand Nella unter den Weidenbäumen am Ufer des Baches. Mizzis dunkler Kopf lag auf Nellas

Schultern, leise schnaubend verriet er Bezugs Kommen. Mit heißen Worten bewunderte der Mäcen Nella's Leistung von heute abend.

»Ach, sprechen Sie nichts davon,« sagte sie unmutig, »ich will nichts davon hören. Biancini hat mich verrückt gemacht.«

»Wie denn?«

»Er sagt, ich könne Besseres leisten. Ich verkümmere hier. Es wäre schade um mich.«

Da setzte Bezug mit Wärme ein und schob sie vorwärts. Ja ... er schäme sich fast für sie, wenn er sie so ansehe, eine Künstlerin in ihrem Fach. Und er habe sich gefragt, warum sie sich nicht schon längst losgemacht habe und ihrem Stern nachgezogen sei. Dann schloß er nachdenklich, er könne ihr vielleicht ein wenig behilflich sein, wenn sie ihm vertrauen wolle.

Nella horchte hoch auf.

Bezug hütete sich, seine Augen sehen zu lassen, und sagte im selben ruhigen und besonnenen Ton: »Gerade jetzt sucht Kutschenreuter, der berühmte Kutschenreuter, der Besitzer des größten europäischen Unternehmens, eine Künstlerin Ihres Faches. Gestern war ich gerade bei ihm und sah den Zug der Bewerberinnen. Mit übergeschlagenen Beinen sitzt Kutschenreuter da und läßt die Weiber reden. Manche schickt er nach den ersten Worten weg, andere fordert er auf, in die Manege hinabzusteigen und ihre Künste vorzuführen. Was man da zu sehen bekommt! Sie würden es nicht glauben, was alles wagt, sich Kutschenreuter anzubieten. Von Kindern mit Streichholzbeinen, die kaum auf dem Seil stehen können, bis zu Jubelgreisinnen, die mit einem verrückten Lächeln hin und her hüpfen, als wollten sie durchaus nicht zugeben, daß ihnen das Bett und ein geheiztes Zimmer weit zuträglicher wäre als das Seil und die Manege. Der einen fiel bei einem gewagten Sprung ihr falsches Gebiß aus dem Mund, die andere zerstiess mit ihrem spitzen Knie das gespannte Trikot – oh, es war ein Graus. Kutschenreuter winkte immer nur mit der Hand: hinaus, hinaus! Was wollen Sie? Von fünfundvierzig Bewerberinnen, die auf die Nachricht von der Vakanz bei Kutschenreuter aus allen Richtungen herbeigestürzt waren, nicht eine einzige annehmbar. Das Defilee war erfolglos.«

»Und da sollte ich es wagen?«

»Sie haben wenig Vertrauen zu sich. Ein gesunder Ehrgeiz unternimmt alles. Versuchen Sie es doch. Ich will gerne den Mann vorbereiten.«

»Sie werden ihm Wunder erzählen. Und er wird enttäuscht sein.«

»Ich werde ihm die Wahrheit sagen, und er kann sich davon überzeugen, ob es die Wahrheit ist.«

Nella liebte Mizzis weiche Schnauze und legte ihren Kopf an seinen Hals. Nun stand sie ganz in einer blendenden Säule von Licht, gleichsam wie in einem Kristall eingeschlossen. Und Mizzi wandte sich nach ihr um und schnaubte ihr zärtlich ins Ohr. Vor Gier zitternd hob Bezug die Arme, dann wich er ins Dunkel zurück. Als Nella aufschaute, war sie allein, und von so viel Zärtlichkeit gerührt, umarmte sie Mizzi von neuem, indem sie sich dem Genuß der Empfindung hingab, unter den Menschen so einsam zu sein, daß ein Tier ihr nächster Freund sein mußte.

»Kutschenreuter erwartet Sie morgen«, sagte ihr Bezug am nächsten Abend, nachdem er vorher eine Viertelstunde mit Biancini allein gesprochen hatte. Und Biancini legte ihr wie segnend die Hand aufs Haupt, mit einer Miene, als habe er »Des Vaters Abschied« darzustellen. Nun war es also beschlossen, und Nella erschrak fast als sie daran dachte, daß sie nun ihre Kameraden verlassen müsse. »Mache mir keine Schande, mein Kind«, sagte der Häuptling, indem er die Hand vorn in das Samtwams schob und schloß an diese Mahnung eine endlose Galerie von Ratschlägen. Zwischendurch geleitete er Nella wie der Versucher auf hohe Berge und zeigte ihr von dort oben alle Herrlichkeiten des Landes der Verheißung. Er schlug in die Hände und klatschte auf die Knie, um den rauschenden Beifall und das Entzücken des Publikums auszudrücken, er verneigte sich fünf-, sechsmal nacheinander ... »nicht genug oft wirst du herauskommen können.« Dann wurde er elegisch und große, schwere Tränen rannen auf den abgeschabten Samtkragen. Inzwischen packte Nella mit Hilfe ihrer Kollegen einen kleinen Koffer, in dem sogar noch Raum blieb, weil sie die Hälfte ihres Eigentums als Andenken zurücklassen mußte. Gitta, das Schlangenweib, der schon längst ein Brokatgürtel Nellas in die Augen gestochen hatte, weinte so lange und dringend, und hielt dabei den Gürtel

so augenfällig hin, daß ihr ihn Nella schenken mußte. Dafür gab ihr Gitta eine Blechkapsel, in der sich ein Barthaar des wundertätigen Christus von Trofajach befand, dem das Haar an Haupt und Kinn alljährlich geschoren werden muß. »Das ist der beste Schutz. Wenn du das mithast, kann dir draußen nichts geschehn.« Und so wurden noch allerlei andere Tauschgeschäfte geschlossen. Von Rolf, dem dritten Pyramidenmann, erfuhr Nella gegen Hingabe eines seidenen Halstuches, daß das beste Mittel gegen Schwindel darin bestehe, mit in die Herzgrube gedrücktem Daumen dreimal »Jehuboa« vor sich hin zu flüstern. Während Biancini sich abseits in Lyrik auflöste und »An der Wende des Schicksals« machte, unterlag Nellas Gutmütigkeit dem liebenswürdigen Ansturm der Kollegen. Aber sie verschenkte ihr Eigentum ohne Bedauern, und wenn ihr jemand gesagt hätte, sie solle ihm den Rest ihrer Kleidung, alles, was noch in dem kleinen Koffer war, schenken, so hätte sie es mit demselben abwesenden Lächeln ohne Bedenken getan. Es schien ihr, als sei es gut, in das neue Leben nichts aus dem alten mitzubringen. Auf der Stiege des Garderobewagens saß Biancinis Gattin, schlenkerte mit den Beinen und aß Schokoladenbonbons aus einer großen Düte, die ihr Bezug mit einer Verbeugung übergeben hatte. Dann lockte sie mit ausgestrecktem Arm Mizzi an sich, der vor Unruhe trippelnd dem Treiber zusah. Aber das Pferd wollte nichts von ihren Winken bemerken und nichts von ihren Versprechungen hören und wandte nicht einmal den Kopf. Anita zweifelte nicht, daß Mizzi in kurzer Zeit ebenso vergessen haben werde wie Biancini. Sie war mit Bezug, mit Biancini, mit der ganzen Welt, am allermeisten aber mit sich zufrieden. Behaglich lehnte sie sich zurück, legte den Kopf auf die hinter ihm gekreuzten Arme und fühlte das immer noch beträchtliche Gewicht der zwischen ihren Brüsten schaukelnden Düte wie das Versprechen eines noch lange anhaltenden Genusses.

In dieser Nacht stieg Nella auf den Hexenstein, sah den steinernen Ratsherren in die faltigen Gesichter, ging zwischen den grinsenden Galgenvögeln durch und blieb bei den Mondscheinfrauen stehen. Vorsichtig sah sie sich um und blickte tief in die hehlenden Schatten, denn sie fürchtete eine Begegnung mit dem, der hier oben den Thron seines Reiches

errichtet hatte. Ihr Blut rauschte purpurn in die Stille. Da neigte sich die blasseste der Mondscheinfrauen zu ihr, indem sie ihre Starrheit zerbrach, und flüsterte ihr zu: »Leb' wohl, mein Kind, und bewahr' dich gut. Wir können nicht anders als wir müssen. So spricht dir die Weisheit des Steines.« Sanft wehten grüne Schleier um Nella, und vor übergroßer Bangigkeit drückte sie ihr Gesicht in die steinernen Gewänder der Mondscheinfrau und weinte. Trauriger war dieser Abschied, als der erste Abschied gewesen war, und das Herz schlug Nella so sehr vor einer Zukunft, in die sie getrieben wurde, ohne zu wissen, wie es gekommen war. Als sie über den Grat ging, machten die Galgenvögel alle ernste Gesichter und die Ratsherren schüttelten ihre faltigen Häupter. Aus dem Wald kam der üble Geruch der verwesenden Raupen, die im Kampf des Menschen gegen die vernichtende Brut massenweise erlagen, und die dennoch unbesiegbar wie eine Krankheit des Blutes an anderen Orten zu neuer Zerstörungsarbeit auftauchten.

Am Morgen des nächsten Tages fuhr Bezugs Auto vor, und mit einer achtungsvollen Handbewegung lud der Retter Nella ein, neben ihm Platz zu nehmen. Ihren kleinen Koffer ließ er durch eine der kostbaren Wagendecken verhüllen, und dann gab er das Zeichen zur Abfahrt. Vor der Front seiner Truppe stand Biancini und machte den betäubten Vater. Es war ihm wirklich traurig zumute und seine Tränen kamen ihm ohne Anstrengung; aber dennoch konnte er sich nicht versagen, seine Trauer ins Monumentale zu erhöhen und sich auf den schönen Eindruck zu spannen. Im Augenblick, als sich das Automobil in Bewegung setzte, brach Mizzi durch die Reihen der Komödianten und trabte wiehernd dem Wagen nach. Er setzte sich in Galopp, aber bald vermochte er der gesteigerten Schnelligkeit nicht mehr zu folgen. Da blieb er stehen, peitschte die Flanken mit dem schönen, langen Schweif und stand und stand ... Bei der Ecke, mit der der Wald die Straße zu einer Krümmung zwingt, sprang ein Mensch aus der Bahn des Wagens. Es war ein Mann, groß und wuchtig wie ein Baum, dessen hemdartiges, im Gürtel gerafftes Gewand im schnellen Sprunge flackerte. Nella erblaßte bis in die Lippen und sah ihm mit

schmerzenden Pulsen nach, wie er zwischen den Stämmen rasch den Berg hinanklomm, bis er hinter einem Weißdornestrüpp verschwand.

Von einem Gefangenen, der den Menschen sucht

Inhaltsverzeichnis

Was Adalbert Semilasso in diesem Winter, dem ersten in Bezugs Diensten, erleben mußte, hatte alle unbefangene Heiterkeit von ihm abgestreift. Zuerst stand er der Welt, in die er sich plötzlich gerissen sah, mit einer heroischen Neugierde gegenüber, entschlossen, sich alles zu eigen zu machen und bereit, sich an alles restlos hinzugeben. Aber er sah bald, daß diese Welt weder geneigt war, sich ihm zu ergeben, noch seine Hingabe anzunehmen. Die Wunder, die er in Bezugs Haus täglich erneuert fand, überwucherten seine Fassungskraft, und es kam eine Zeit, in der er unfähig war, etwas Neues zu ergreifen oder etwas von dem schon Begriffenen in jene Ordnung zu bringen, die er sich nach Art der Dichter als das Wesen der Welt zurechtgedacht hatte. Indem er von immer neuen Überraschungen überwältigt wurde, verlor er sich in ein Labyrinth von Unverständlichkeiten. Vergebens versuchte er in den Sinn aller dieser Dinge und Menschen vorzudringen. Da er bestrebt war, sich dem Wesentlichen der Ereignisse zu nähern, und da er immer wieder durch die strahlenbunten und vielfarbigen Oberflächen verwirrt wurde, war es ihm, als wiche der Grund unter ihm und als stürze er ins Bodenlose.

Ewigkeit, Gott, Schicksal traten zu einem Reigen an, der hoch über ihm und allen andern dahinging. Endlich begann er mit einer Art von Trotz allen diesen Worten Erklärungen zu geben, wie er sie in sich selbst fand, und versuchte es, sein Leben und dessen Wege nach diesen einzurichten. Da entbrannten die ersten Konflikte mit Bezugs Befehlen. Zuerst bäumte sich Adalbert gegen den Herrn auf, aber sein Widerstand zerbrach unter den harten Blicken des Bezwingers. Ohne daß Bezug ihn mit Worten daran zu erinnern brauchte, ohne daß er ihm die übernommenen Pflichten und die Zeremonie der Angelobung ins Gedächtnis zurückrief, beugte sich Adalbert vor dem stärkeren Willen, der wie ein Joch auf ihm lag. Irgendeine Macht

ging von diesem Manne aus, die alles zu durchdringen schien, und die es unmöglich machte, gegen sie anzukämpfen.

Zweimal hatte es Adalbert Semilasso versucht, aus Bezugs Haus zu entkommen. Eines Nachts sprang er plötzlich aus dem Bett auf und lief, nachdem er sich rasch angekleidet hatte, über die Treppen dem Ausgang zu. Als er den Vorhang hob, auf dem Nalas und Damayantis erste Begegnung in Goldstickerei erzählt war, stand Bezug mitten in der Halle und sah mit seinen leeren Augen nach dem Dichter, der, den zusammengerafften Vorhang über der rechten Schulter, erstarrte. So furchtbar war das Gesicht des Herrn, so drohend die Spannung dieses zusammengekauerten Körpers, daß Adalbert nicht zu atmen wagte. Ohne ein Wort zu sprechen, wandte sich Bezug um und verließ die Halle, indem er dem Dichter den Weg zur Flucht freigab. Aber Adalbert stand unbeweglich da und fühlte, wie ihm die Kälte des Steinbodens durch den ganzen Körper bis zum Herzen drang. Auf seiner Schulter drückte der seidene Vorhang, als trage er eine schwere Last, und wie in einem grauenvollen Traum, aus dem man mit einem Schrei erwacht, glaubte er noch immer das grausame Gesicht Bezugs mitten in der Halle zu sehen. Es war, als sei er noch immer anwesend, als sei die Halle von seinem schrecklichen, unbeugsamen Willen wie von einer lebendigen Kraft erfüllt, als dehne sich da zwischen den Säulen eine Zone von Gefahren, deren Durchschreitung dem Wager den Tod bringen mußte. Während er noch so nach dem Punkte starrte, wo die flirrenden, knisternden Ströme sich gleichsam in einem Wirbel zu drehen schienen, aus dem Bezugs grausames Gesicht auftauchte, geschah etwas Seltsames. Er fühlte, wie er mit der Türschwelle, auf der er stand, versank ... sank, sank ... immer tiefer sank. Mit einem Schrei griff er in die Falten des Vorhangs und riß ihn herab, daß das edle Gewebe ihn umhüllte und seine Flucht behinderte. Er machte sich hastig los und lief in sein Zimmer zurück. Zitternd schob er den Riegel vor die Türe.

Noch ein zweites Mal versuchte er es, Bezugs Haus zu verlassen. Es war eine stürmische Nacht in der Zeit der Frühlingsäquinoktien, und Adalbert ging besonnener als das erstemal an die Flucht. Er wartete ab, bis Bezug sein Turmzimmer aufgesucht hatte und bis keine Gefahr der

Begegnung da war. Mit allen Vorsichten eines Verschwörers verließ Adalbert mitten in der Nacht sein Zimmer und schlich die Loggia entlang, in der sich der Wind verirrt hatte, und in der ein mit Schnee vermischter Regen die Steine glatt machte. Der Park lag vor den Bogen der Loggia, ein aus Dunkelheiten aufgestiegenes Land, unbekannt und Menschen unzugänglich, wie ein aus dem Meer getauchter neuer Erdteil. Durch diese Masse aus Finsternis und Rauschen, die im Sturme zu kochen schien, ging der Weg zur Freiheit. Die Luft über dem Park war wie von einem wütenden Geschrei gepeitscht, und ein Brandgeruch drängte sich zwischen die Stöße des Windes. Alle Galgenvögel des Hexensteines waren in dieser wilden Nacht losgelassen und ritten auf langen, schwarzen, schlauchartigen Würmern über die Dächer der Stadt. Mit weitaufgespreizten Mäulern schrien sie gegeneinander, als wollten sie in diesen wenigen Stunden das gefangene Leben des Steines austoben, als befreiten sich durch sie alle wüsten Wünsche der Felsen. Auf das Krachen, mit dem der eine gegen die Mauern des Hauses stieß, folgte das Gelächter der andern, und wie rasend rissen sie die stärksten Äste von den Bäumen, um ihre ungehorsamen Reittiere anzutreiben. Ängstlich hockten die Feuergeister der Häuser in den Winkeln und hüteten sich davor, sich von den Galgenvögeln erfassen zu lassen. Über die Brüstung der Loggia gebeugt, sah Adalbert in das Gewimmel, in dem sich die Gipfel der Bäume, von starken Fäusten gezwungen, wie die Bogen der Arkoballisten krümmten. Nun stieg er über die Treppe hinab und versteckte sich in den stürmisch flatternden Falten der Nacht. Aber in diesem Augenblick schoß aus dem Turm Bezugs eine leuchtende Lanze in den Leib der Dunkelheit. Von dem scharfen Strahl getroffen, bäumte sie sich auf und schäumte wie ein wildes Tier. Ihre Flanken keuchten, und johlend jagten die Galgenvögel über die Verwundete hin. Aus dem erglühenden Helm des Turmes fiel der Schein grell und hart in die Geheimnisse der Sturmnacht. Und nun begann das Licht zu wandern, im Leib der Dunkelheit grausam bohrend, hin und her gezuckt, wie auf der Suche nach einem besonders schlimmen Schmerz. Unter dem breiten Lindenbaum stand Adalbert und wünschte mit der nassen Rinde verwachsen zu können. Als ihn der Strahl gefunden hatte, stand er still und

heftete ihn an den Baum. Wie von einem Lanzenwurf getroffen, war Adalbert unfähig, eine Bewegung zu machen, und mußte alle Ängste dieser schrecklichen Nacht über sich ergehen lassen. »Höre du, bist du darum von uns gegangen?«, schrie ihm einer der Galgenvögel ins Gesicht und schlug ihn mit dem Ast über die Schulter. Der Strahl löste sich in ein Lichtbündel auf, dessen Fäden sich vergitterten und verschlangen, bis ein Netz daraus geworden war, das den Flüchtling nur noch fester hielt als die bohrende Lanze. So stand er bis zum Morgengrauen und kehrte dann, durchnäßt, mut- und kraftlos wie ein geschlagener Kämpfer in Bezugs Haus zurück.

Seit dieser Nacht wagte er nicht mehr, sich der Macht seines Herrn zu entziehen, und beugte sich dessen Willen. Von allen seinen Sehnsüchten schien ihm nur noch eine am Leben geblieben zu sein: die Sehnsucht nach den Menschen. Er wußte, daß er ihre Erfüllung von den Hausgenossen vergebens erwartete. Von allen schien nur Elisabeth ein wenig mehr Anteil an ihm zu nehmen. Ihre Kälte wich in seltenen kostbaren Augenblicken, und wenn sie ihm mit freundlichen Worten Mut gemacht hatte, war es ihm, als müsse er zu ihren Füßen von seinem Schicksal sprechen. Aber immer wich er mit einem schmerzlichen Empfinden zurück, wenn ihn beim Näherkommen ein eisiger Strom wie ein Hauch von verhüllten Gipfeln traf. Da begann er endlose Wanderungen durch die Straßen der Stadt zu unternehmen und suchte das alte Viertel hinter dem Dom auf, wo in verräucherten Nischen, in dunkeln gewölbten Haustoren die Vergangenheit kauerte. Er liebte die Kirchen in den stillen Stunden zwischen den öffentlichen Andachten, wenn nur wenige Beter in den Bänken saßen, einsame Flüchtlinge gleich ihm, gleich ihm von der Majestät der hohen Wölbungen und dem bedeutsamen Schweigen der Altäre erdrückt. Obzwar sich ihm keine Vorstellungen der Religion mit den heiligen und den bunten Fenstern, mit den seltsam gewundenen Säulen und den flimmernden ewigen Lichtern verbanden, gab er sich an die gelassene, entrückte Ruhe hin und fand für seine Verse hier die innigsten Bilder. Dann stieg er die krummen Straßen hinauf und hinab und verfolgte das Leben der Menschen mit sehenden Augen. Gerne stand er vor dem Haus des Eleagabal Kuperus und sann den Gestalten und Geschichten nach, die auf der vom Regen

durchnästen Front sichtbar wurden. Da ihm die Geschehnisse der Bibel fremd waren, gab er den Darstellungen eigene Deutungen von seltener und ganz abseitiger Wunderlichkeit.

An einem Tage zu Ende des März, der sich vom Morgen bis zum Abend wie eine Wüste dehnte, in der die Stunden blind und ziellos auf verlorenen Wegen irren, fand Adalbert Semilasso eine zitternde Erwartung in sich, der er weder Richtung noch Namen wußte. In der Wüste dieses Tages stand er einsam wie ein Prediger mit aufgereckten Armen und mit den Blicken nach dem Horizont seines Schicksals, von wo er einen glühenderen und erleuchtenden Schein ersehnte. Sein Mißtrauen stand wie ein Schatten hinter ihm, an seine Fersen geheftet, jenes Mißtrauen, das Adalbert seit seiner Niederlage dem Leben entgegenbrachte; aber Adalbert wandte sich nicht nach ihm um und war taub für seine Einflüsterungen.

Er ging aus, um zu suchen. So trüb und verworren das Gewebe dieses Tages erschien, Adalbert schritt wie von einem starken Ruf angetrieben hindurch und überwand alle Hemmungen der Stunden, alle Einflüsse, unter denen er sonst wie unter der Wirkung bannender Zauberknoten erstarrte. Als er an der Tür des Eleagabal Kuperus vorüberkam, streckte er seine Hand nach dem Klopfer aus, und einen Augenblick schien es ihm, als erwarte ihn hinter dieser Tür das, was er suchte. Saul stand der Hexe von Endor gerade aufgerichtet gegenüber und rings um die beiden wimmelten alle Scheußlichkeiten, wie sie den Vorstellungen mittelalterlicher Holzschnitzer entspringen. Aber keins von diesen Untieren, weder die feuerspeienden Drachen, noch der Leviathan, auch nicht der Greif oder der Vogel Rok war so gestaltet, daß man sie für unmöglich gehalten hätte. Mit einem bemerkenswerten Sinn für das Organische schien der Meister dieser Türe die Schöpfung um einige unschöne und gewalttätige, abscheuliche und gefährliche Wesen vermehrt zu haben. Es war, als hätte er in einen Raum sehen dürfen, wo die Modelle für eine Anzahl von Tieren bereitstanden, deren Ausführung dann später unterlassen wurde. Von diesem bizarren und in seltsamen Abenteuern schwelgenden Künstler gefesselt, dessen Geschmack in manchen Dingen dem Adalberts verwandt schien, stand er lange Zeit vor der Türe still, und erst als hinter ihm eine vertraute und liebe

Stimme sprach, konnte er seine Aufmerksamkeit von dem Schnitzwerk losmachen.

»Nun muß ich einmal zu Eleagabal gehen«, sagte die liebe Stimme.

»Tu das, er liebt dich sehr«, antwortete eine andere.

»Auch ich habe ihn lieb.«

Vor Adalbert gingen zwei Frauen. Die jüngere war schlank, und ihre Schultern, ein wenig abfallend und dann wie zögernd zu den bewegteren Linien der Arme gleitend, rührten den Dichter wie eines der kleinen Liedchen, die hier in dem Viertel hinter dem Dom manchmal aufflatterten. Mädchen, die noch kurz vorher an den Spielen der Jungen teilgenommen hatten, wurden plötzlich träumerisch und entfernten sich von den Kameraden, um diese Liedchen zu singen. Die Begleiterin des schlanken Mädchens hinkte an ihrer Seite so hart, daß die eine Hüfte bei jedem Schritt hinausgeworfen wurde, als könnte der Körper jeden Augenblick aus den Gelenken fahren. Nun schloß sich das Portal des Domes mit seinen Heiligenstatuen wie ein Rahmen um die beiden, und Adalbert folgte ihnen, als sei es selbstverständlich, daß er von jetzt an immer nur dorthin zu gehen habe, wohin das schlanke Mädchen führte.

Vor einem eisernen Gestell, dessen runder Reifen eine Menge dünner Kerzchen trug, von denen einige brannten, hütete Frau Swoboda die Opfer frommer Menschen. Immer geschäftig, jetzt ein niedergebranntes Licht zu verlöschen und nun für eine kleine Gabe ein anderes anzuzünden, nickte sie den beiden Frauen zu. Obzwar sie durchaus nicht damit einverstanden war, daß Heinrich Palingenius mit dem Zauberer von dort drüben treue Freundschaft hielt, liebte sie doch seine Tochter ebenso sehr, als sie dem seltsamen Mann die treue Erinnerung aus ihrer Jugend bewahrte. Neben dem Dienst für die armen Seelen im Fegefeuer und dem Vergnügen an einer mit allerlei Sensationen gewürzten Unterredung mit ihren Freundinnen bewahrte sie nur noch dieser Erinnerung wärmeres Interesse. Alle diese Winkel in dem Dom, die Gänge, die von der Sakristei zur Turmtreppe führten, belebten sich ihr manchmal mit Bildern aus einer Vergangenheit, in der sie mit Heinrich alle Intrigen eines kleinen Liebesspiels durchgemacht hatte. Es war der Alten oft, als sei ihr Leben von damals bis zur Gegenwart

nur ein dunkles stilles Wasser, in dem alle Spiegelungen versunken waren, während drüben, ganz im hellen Lichte, in einer überirdischen, unzerstörbaren Gloria die Gestalten und Ereignungen der Jugend standen. Seitdem die Frau des Türmers gestorben war, hatte die Alte keinen größeren Wunsch, als den, noch einmal mit Palingenius zusammenzutreffen, und sie versäumte es niemals, seiner Tochter diesen Wunsch in Erinnerung zu bringen. Regina hätte ihr gern den Willen getan, aber das Verbot des Vaters war so streng, daß sie es nicht einmal wagte, von Frau Swobodas Andeutungen, von ihren Seufzern und Vorwürfen zu sprechen. Nachdem die Alte ihren Dienst für die Seelen der im Fegefeuer Schmachenden getan hatte, schlurfte sie auf Filzpantoffeln zu der Bank, in der Johanna und Regina saßen.

»Geht's dem Vater besser?« fragte sie, und ihr zahnloser Mund schien noch einige Worte des Bedauerns zu bewahren, die jedoch erst gehörig zerkaut und befeuchtet werden mußten, bevor sie ausgesprochen werden konnten.

Heinrich Palingenius hatte einen schlimmen Winter hinter sich. Irgendein Dämon schien seine gesunde Kraft überwältigt zu haben und peinigte ihn mit allerlei bisher unbekanntem Schmerzen. Vom Rückenmark aus glaubte er ein leises Kribbeln im ganzen Körper zu verspüren, eine Wärme in den Gelenken steigerte sich zu unangenehmer Hitze, bis ein peinigendes, sengendes Reißen seine Glieder kraftlos machte. Aber Palingenius war nicht gesonnen, diesen Anfällen des nahenden Alters zu erliegen, und versah seinen Dienst wie bisher. Eines Tages aber, als er eben auf seinem Sitzbrett draußen baumelnd die Quader für den verstorbenen Domherrn Athanasius Vypoustil mit weißer Farbe überstrich, kam eine plötzliche Schwäche über ihn, der Pinsel sank ihm aus der Hand und fiel sich überschlagend gerade vor einem alten Weib nieder, das unten am Fuße des Turmes die auf einer schwarzen Tafel verzeichneten Namen der Toten von heute las. Es war ein Glück, daß der Türmer im Sinken die gekreuzten und wie im Krampf verschlungenen Arme um das Seil geschlagen hatte, so daß es gelang, ihn mit unendlicher Vorsicht hinaufzuziehen und zu retten. Regina brachte den Vater ins Bett, und als er aus seiner Bewußtlosigkeit

erwachte, duldete er schweigend die Bemühungen der Tochter. Aber als das Mädchen die Absicht aussprach, einen Arzt zu holen, saß er mit einem Ruck kerzengerade im Bett aufrecht und schrie, indem er die Decke zurückschlug, daß er augenblicks aufstehen werde, wenn man ihm nicht seine Ruhe lasse. Bestürzt holte sich Regina bei der alten Johanna Rat, und diese bewegte die Finger der herabhängenden rechten Hand nach rückwärts, das hieß: laß ihm den Willen. Ohne Arzt schleppte der Türmer sein Leiden durch lange Monate hin, aber da er nicht wollte, daß seine Tochter mit ihm leide, gelang es ihm bei allen Schmerzen ein freundliches und zufriedenes Gesicht zu zeigen. Nur manchmal wurde er ungeduldig, wenn er der Arbeit an der Flugmaschine gedachte, die nun feiern mußte. Aber selbst alles Verlangen nach seinem Werkstattvergnügen konnte ihn nicht bestimmen, die guten Dienste seines Freundes Kuperus anzunehmen, der an seinem Bette sitzend nur eines Wortes, nur einer fernen Andeutung einer Aufforderung harnte. Mitten durch die Gedanken- und Gefühlswelt des Türmers ging der Eigensinn wie eine unverrückbare, mit beiden Polen in die starren Massen der Ewigkeit verankerte eiserne Achse, um die sich das System drehen mußte. Was einmal von Heinrich Palingenius beschlossen und festgeschlagen war, das blieb schon so für alle Zeiten, und weder die eisernen Zangen der Logik, noch die freundlichen Lockungen liebevoller Besorgnis vermochten ihn davon abzuziehen. Dazu kam eine Art von Beschämung, eine verlegene Betrübniß darüber, daß sein Körper so hilflos war, jene Empfindung, die kranke oder verwundete Tiere in die Einsamkeit treibt, bis sie sich wieder gesund und kräftig vor den Genossen zeigen können. Da er einmal davon überzeugt war, daß sich die Natur selbst helfen müsse, gab es auch keine Macht in der Welt, die ihn dazu gebracht hätte, fremde Hilfe anzunehmen. Inzwischen versahen Regina und Johanna den Dienst für ihn, hielten die Wächterrunden, sahen darauf, daß die Uhren richtig gingen und schwangen sich an den Glockenseilen über den Abgrund unter den mächtigen Rufeln. So ging der Winter hin, und mit dem ersten, nur wie aus Träumen erblühenden Schimmer des Frühlings, dieser blassen, nur gehauchten Ahnung, besserte sich das Befinden des Türmers wirklich, als habe dieser geschwächte Körper bloß den Ruf zur Erneuerung alles

Blühens abgewartet. Mit einem glücklichen Gesicht ging er in seine Werkstatt, nahm seine Pläne und Zeichnungen vor und begann alles, was er in langen, schlaflosen Nächten ersonnen hatte, auseinander zu legen und zur Übertragung in die Wirklichkeit vorzubereiten.

Regina konnte der Frau Swoboda also gute Nachricht geben. Und mit einer kindlichen Hartnäckigkeit brachte die Alte flüsternd ihren Wunsch hervor. Sie gab sich nicht früher zufrieden, bevor ihr nicht Regina abermals versprochen hatte, dem Vater ihren Gruß zu überbringen und eine günstige Gelegenheit zu seiner Überrumpelung abzapfen: »Na ja ... wenn er den da drüben duldet, warum soll denn ich nicht zu ihm kommen? Da war ein langer Kerl unter den Ministrantenbuben, Franz hat er geheißt, den andern Namen hab' ich vergessen, und der hat mich nicht leiden können. Und einmal im Herbst, in der Zwetschgenzeit hat er mir Zwetschgenkerne hingestreut, daß ich auf den glatten Steinen ausgerutscht und hingefallen bin. Aber der Heinrich, Ihr Vater, Fräulein Regina, hat sich den Kerl ausgeborgt. So grob der Franz gegen die Mädeln war, ein solcher Hasenfuß war er sonst. Sie wissen ja, was man sich alles für Geschichten von dem Turm erzählt, ganz unheimliche Sachen. Und wie der Franz einmal abends an der Turmstiege vorübergeht, steht auf einmal im Dunkeln eine weiße Gestalt und winselt. Winselt ganz wunderbar, denn ich war unter der Stiege versteckt und hab' alles gehört. Ein Gespenst denkt der Franz und läuft, was er laufen kann. Aber mein Gespenst hinter ihm her, packt den Franz beim Kragen, wirft ihn hin und haut ihn durch. Nach Noten, sag' ich Ihnen. Das Gespenst war der Heinrich, und die Prügel, die der Franz bekommen hat, waren ausgiebig wie ein Landregen. Weil ich mich aber, kaum daß es vorüber war, gefürchtet hab', das Gespensterspielen könnt' uns übel vermerkt werden, und es könnt' wirklich etwas über uns kommen – man kann ja nicht wissen – hab' ich geweint und vom Heinrich verlangt, daß er irgendeine Buße tut. Was tut der Heinrich mir zu Lieb'? Er geht zum Lehrer hin und sagt, daß er es war, der den Franz durchgeprügelt hat. Da sind ihm die Prügel mit Zinsen zurückgekommen. Und wie der Lehrer fertig war, steht der Heinrich auf und sagt zu mir: ›Wein' nicht, dumme Gans, dem Franz kann doch die seinen niemand mehr wegnehmen.‹ So einer war Ihr

Vater, Fräulein Regin'!« Und flüsternd spann die Alte ihren Faden weiter, knüpfte ihn an besondere Ereignisse und konnte sich nicht genug tun, der Tochter des Jugendfreundes die köstlichen Verknüpfungen, die seltsamen Verwirrungen seines Laufes zu zeigen.

Im Dunkel des Kirchenschiffes, dort wo der Posaunenengel von der Brüstung des Orgelchores herabhängt, stand Adalbert an eine Säule gelehnt und sah nichts in der ganzen Kirche als den Kopf des Mädchens, in dessen Nacken unter dem einfachen schwarzen Hut ein blonder Knoten saß.

Unter der zarten und bis in die Seele dringenden Gewalt seines Blickes wandte sich Regina um. Einen Augenblick stand ihr Profil vor einem dunklen Altarbild, rein wie ein frommer Gedanke, wie ein Kindergebet und wie von einem inneren Licht erhellt. Der großen Ähnlichkeit, der geheimnisvollen Beziehung zu irgendeinem schon Gesehenen war Adalbert entschlossen auf die Spur zu kommen. Mit aller Vorsicht suchte er in den Eindrücken seines Lebens in der Welt und deckte mit leisen Fingern seine Blätter auf. Nun jauchzte er, und es war, als hätte er zugleich mit diesem Fund ein stärkeres Recht auf dieses Mädchen erhalten, als wäre ihm zugleich mit ihm ein Vorwand gegeben worden, sich ihr zu nähern. Auf der Front von des Eleagabal Kuperus' Haus war unter anderen Bildern auch das Bild von Salomos Urteil zu sehen. Auf hohem Thron saß ein milder Richter, dessen Hand mit einem Scheine von Grausamkeit sich gegen einen Knecht erhob, der ein zartes Kind mit einem nackten Schwert bedrohte. Von den zwei Frauen, die einander an den Stufen des Thrones gegenüberstanden, warf die eine den Kopf zurück und schien dem Befehl zuzustimmen; ihr prächtiger und machtvoller Körper stand wie eine Säule, während die andere schwächere und zartere sich an die Lehne des Thrones anklammerte und verzweifelt mit einer von dem Moment höchster Gefahr gesteigerten Kraft dem Richter widersprach. Ihr gegen den Knecht ausgestreckter Arm machte die Gebärde des Verzichtes; ihr ganzer Leib bäumte sich auf, um das Schreckliche zu verhindern; die Linien der Angst und der Liebe flossen in ihrem Gesicht zu einer keuschen Schönheit zusammen. – Diesem Weib glich das Mädchen, das da vorne zwischen zwei alten Frauen saß und unter dem Einfluß von Adalberts Blicken von Zeit zu Zeit den Kopf hob.

Nun erhoben sie sich und gingen davon. Eine alte, schwere Tür neben dem Altar schlug hinter den drei Frauen zu. Adalbert wartete, bis die Alte zurückkehrte und den versäumten Dienst für die armen Seelen an dem eisernen Reifen wieder aufnahm. Alle Kerzchen waren niedergebrannt, und Frau Swoboda mußte den Träger rundum frisch bestecken. Dem jungen Mann, der da herankam und ihr ein großes Geldstück gab, murmelte sie ein erstauntes: »Vergelt's Gott«, denn das Geld reichte hin, um eine ganze Bande von Raubmördern aus dem Fegefeuer zu erlösen. Und als er noch dastand und auf den Bund roter Kerzchen in Frau Swobodas Händen starrte, glaubte sie, daß er besondere Wünsche für eine namentliche Anrufung hätte, und fragte, wem ihr Gebet zu gelten hätte. Da sagte er verlegen: »Allen zusammen. Allen zusammen« und ging. Eigentlich hatte er die Alte fragen wollen, wer das Mädchen gewesen sei. Aber er brachte kein Wort heraus, und mit einer Scheu, die man kurz vor dem Erwachen aus einem Traum des Glückes hat, mit jener Scheu, die eine schöne Täuschung vor der Zerstörung bewahren möchte, vermied er es, zu fragen. Lange stand er vor dem Hause des Eleagabal Kuperus, aber die Dämmerung wischte über die Front hin, und lange Schattenschleier hingen vom Giebel bis auf die Türschwelle. Da begann er wieder durch die krummen Straßen des alten Viertels zu wandern und kam in die verrufenen Gassen, wo aus den Haustoren die Rufe der Dirnen locken. Eine junge Frau, in deren Augen das Elend saß, hielt ihn an. Sie hatte nichts von der derben Lustigkeit der Mädchen vom Gewerbe, sie vermochte nicht durch ihre Kleidung oder durch ein dringliches und aufreizendes Parfüm, durch jene der Wollust der Gasse so geläufigen Gesten anzuziehen. Sie hatte nichts für sich, als daß sie ein Weib war. Und nur ihre Weibheit bot sie ihm an, ohne andere Versprechungen als den Genuß eines müden und vom Elend hergenommenen Körpers. Adalbert gab ihr eine Banknote und ging weiter, ohne auf ihr ängstliches und verwirrtes »Herr, Herr!« zu hören. Zum erstenmal machte ihn Bezugs Reichtum glücklich. Und da gab er sich nicht früher zufrieden, als bis er seine Börse völlig ausgeleert hatte. Einem Kind, das eben mit seiner Streichholzschachtel aus einem Wirtshaus kam, wo es unter dem Gelächter und den Scherzen der Gäste vergebens von Tisch zu

Tisch gebettelt hatte, nahm er seinen Vorrat ab und schenkte ihm nebst dem Geld die Streichhölzer zurück. Um den kleinen Ofen eines Kastanienjungen standen einige zerlumpte Buben mit den Händen in den Hosentaschen und sogen immer, wenn der Junge den Deckel hob, den Duft ein. Sie wichen zuerst zurück, als ein fremder Herr beide Hände voll Kastanien anbot, die er eben gekauft hatte. Unter ihren Instinkten stand das Mißtrauen gegen die Geber an erster Stelle; die Frage, die das ganze Leben ihrer Eltern bestimmte, die Unruhe, die immer eine Gefahr vermutet und nicht zuläßt, an eine grundlose Wohltätigkeit, an eine Freude am Schenken zu glauben, waren auch ihrer Jugend nicht mehr fremd. Aber Adalbert hielt seine Gabe mit einem so freundlichen Lächeln hin, mit einem so bittenden Blick, daß sich der Größte endlich heranwagte und eine Kastanie nahm. Zwei andere Jungen folgten, ein ganz kleiner und ein hinkender, und dann kamen die andern und griffen mit beiden Händen in den immer wieder sich erneuernden Vorrat, so lange, bis die Platte des kleinen Ofens leer war. Nachdem Adalbert noch Geld unter sie verteilt und auch den Verkäufer beschenkt hatte, durchbrach er den Kreis der Zuschauer und suchte weiter. Unter einer roten Laterne saß ein blinder Mann, der eine Harfe zwischen den Knien hielt und die kalten Hände durch Anhauchen zu erwärmen suchte. Das kleine Mädchen neben ihm hatte die Füße unter den zerrissenen Rock gezogen und versteckte den Kopf unter seinem Arm, als wollte es nicht sehen, wie dunkel und einsam schon die Straßen waren, wie traurig und ungewiß die Wege, die sie den Mann zu führen hatte. In dieser Pause eines gehetzten Lebens, das von Wirtshaus zu Wirtshaus ging, kam die Hoffnungslosigkeit eines Daseins zum Bewußtsein. Nun, da man Zeit hatte, zu sich zu kommen, übersah man die öden Strecken, die man schon zurückgelegt hatte, und sah zugleich auch, daß sich der Weg nach vorwärts in der Nacht verlor. Alles dies las Adalbert aus der Haltung der zusammengekauerten Gestalten, aus dem müden Lehnen der Schultern an der kalten Mauer, aus dem Aneinanderschmiegen der beiden Körper, denen die Berührung der einzige Trost war. Sein Herz wurde ihm plötzlich so schwer, daß er glaubte, es müsse in der Brust sinken. Mit einem Wort des Mitleids hielt er an und nahm eine große Banknote aus seiner Brieftasche.

Der Mann, der ein Almosen erwartet hatte, fühlte ein Papier in seiner Hand und glaubte sich von einem rohen Gesellen, von einem Spaßvogel zum Besten gehalten. »Vatterl, Vatterl«, flüsterte das Kind, »um Gottes willen, Geld ... Geld!« und im Schein der roten Laterne buchstabierte sie: »Hun ... dert.« So plötzlich erhob sich der Blinde, daß die Harfe mit einem jähen Aufschrei aller Saiten zu Boden fiel. »Wo ... wo ... ist?« Aber Adalbert war schon gegangen und hatte rasch eine Nebengasse eingeschlagen. An einem dunkel fließenden, schmutzigen Mühlgraben hin erreichte er einen kleinen Platz, wo die neue Stadt an das alte Viertel stieß. Hier begann die immer geschäftige, rücksichtslose Sucht nach Erneuerung gegen die Burg der Vergangenheit vorzudringen. Schon war eine Bresche in ihren äußersten Umkreis gerissen, und die Trümmerhaufen abgebrochener Häuser zeigten von dem ersten Erfolg der Stürmer. Noch hielt die alte Stadt diesseits ihre Schweigsamkeit, die Dunkelheit ihrer Gäßchen und den trüben Schimmer ihrer Laternen fest. Aus dem an morschen Brettern vorbeigleitenden Mühlgraben erhoben sich die kleinen Häuser mit den spärlich beleuchteten Fenstern, den schiefen Schornsteinen und den wackeligen Holztreppen, die zum Wasser niederführten, als wollten sie den Bewohnern immer Gelegenheit geben, die Schatten des geräuschlosen Wassers und die verworrenen Spiegelbilder der trüben Laternen aufzusuchen. Jenseits aber stiegen die großen, breiten Fronten aus dem Lärm einer stark belebten Gasse, wie die ersten eisernen Glieder eines heranrückenden Heeres: auch darin einem Heere vergleichbar, daß sich keines der Häuser von dem andern unterschied und daß sie mit derselben Unerbittlichkeit nur einem einzigen Zweck zu gehorchen schienen. Mitten in der Bresche aber, auf der Grenze zwischen beiden Parteien stand eine aus Leinwand und Latten hergestellte Bude, über deren Eingang mit großen, vom Regen verwaschenen Buchstaben gemalt war: »Fotografie«. Mit einem Male war es Adalbert, als sei diese Bude noch trostloser, als sei das Leben der Menschen, die hier ihr ärmliches Auskommen suchten, noch hoffnungsloser als alles, was er heute abend schon gesehen hatte. Ein Leben, das so eng zu den alten Häuschen, zu dem stillen Mühlgraben dahinter gehörte, wagte sich bis an die Grenze seiner Heimat vor, wie ein Vertriebener, der verzweifelnd zum Feinde

übergehen möchte. Adalbert versuchte es, den Vorhang vor diesem traurigen Spiele wegzuziehen, aber die Bude war verschlossen, der Eigentümer hatte sich irgendwo in einem Schlupfwinkel verborgen. Mit dem Entschlusse hierher zurückzukehren und zu helfen, ging er durch den Lärm der Stadt. Es war ihm, als hätte er sich erst dadurch ganz rein und würdig gemacht, das Glück der wunderbaren Begegnung zu tragen, als baue sich auf diesem Grund seine Hoffnung auf.

In der Säulenhalle saß Elisabeth mit einem Buche in ihrem mit einem weißen Eisbärenfell bedeckten Schaukelstuhl, von zwei Jaspissäulen behütet, und hinter ihrem Kopf spann die Dunkelheit des Parkes. Ganz von seiner neuen Welt erfüllt, von einer fast unerträglichen Spannung, die nach Auslösung drängte, beunruhigt, vermochte ihr Adalbert nichts zu verschweigen. Er sprach unbedenklich von seiner aus dem Wohltun quellenden Glückseligkeit, von der Rechtfertigung seines Lebens. An Elisabeths Seite stehend und in den Anblick ihrer schlanken, weißen Hände vertieft, erzählte er ihr alles – bis auf diese wundersame Begegnung, bis auf die leuchtende Stunde im Dom. Es war ihm, als habe er sich durch seine Geschenke von der Schmach seiner Knechtschaft befreit, als könne er sich nun auch vor Elisabeth freudiger und seines Wertes bewußter geben.

Mit einem seltsamen Blick, der zwischen den noch mit den winterlichen Glasscheiben verbundenen Säulen etwas zu suchen begann, sah Elisabeth geradeaus und hielt den Schaukelstuhl mit dem linken Bein in Bewegung. Unter dem hochgezogenen Saum des weißen Rockes schien dieser Fuß irgendeinem besonderen und eigensinnigen Gedanken zu gehorchen, schien durch seine immer wiederholte Bewegung nachdrücklich etwas zu bekräftigen, bis sich Adalbert durch Elisabeths Schweigen und diese Bewegung des Fußes verwirrt, in seiner Erzählung unterbrach.

»Sie haben sich täuschen lassen, mein lieber Freund,« sagte Elisabeth endlich. »Das ehrt Ihr Herz, aber nicht Ihren Verstand. Wie wenig kennen Sie die Welt. Kein Wunder, da Sie erst so kurze Zeit in ihr leben. Aber hier, hier hätten Sie doch schon einiges lernen können.« Elisabeth sah um sich, mit so glühenden, hassenden Augen, daß sich Adalbert an den plötzlichen Ausbruch in den Salzseeaugen ihres Vaters erinnern mußte. Als ob unter

ihren Blicken die Jaspissäulen schmelzen, die hundert Kostbarkeiten des Raumes versengt von den Wänden fallen müßten, sah Elisabeth um sich. Der schmale Fuß unter dem schmalen Rocksaum schlug einen schnelleren Takt. »Was glauben Sie, was Sie Gutes gestiftet haben? Sie Argloser! Wenn Sie den Menschen gefolgt wären, die Sie beglückt haben, wenn die Maske gefallen wäre, mit der es den Leuten gelungen ist, Ihr Mitleid zu erregen, so hätten Sie Wunder erleben können. Der Harfenspieler legt jetzt sein Vermögen wohl für einen kapitalen Rausch an, freut sich, einmal nach Herzenslust trinken zu können, und fällt, nachdem ihm seine Genossen bei einem Teil seiner Freuden Gesellschaft geleistet haben, in einen Winkel, wo sie ihm den Rest seines Geldes stehlen werden, wenn das Kind, das er einige Nächte aus einer Schenke in die andere geschleppt hat, aus Ermüdung eingeschlafen ist. Nicht anders ist es mit den Eltern der Jungen, denen Sie Gelegenheit zu unbesonnenen und widerlichen Ausschreitungen gegeben haben. Ich nehme an, daß das arme Weib ein hungerndes Kind daheim hat, für das es auf die Straße ging. Aber die Frau hat doch sicher auch einen Mann, der ihr, nachdem er sie durchgeprügelt hat, das Geld abnimmt und es mit anderen Weibern durchbringt.«

Mit harten und unerbittlichen Worten sprach das Mädchen sein Urteil aus, als sei es in den Seelen jener Menschen heimisch, als sei ihm die Zuchtlosigkeit der Armut vertraut, als kenne es die widrigen Dünste der Verkommenheit. Sie schien, in ihrem Schaukelstuhl zurückgelehnt, mit dem schweren Knoten ihrer schönen Haare unter dem Haupt wie eine Blüte, die, aus Sumpfboden in ein prachtvolles Gewächshaus versetzt, doch alle scharfen Gerüche ihres Ursprungs bewahrt hat. Adalbert erinnerte sich, im Glashaus des Parkes eine schöne, sonderbar geformte Blume gesehen zu haben, die mit fleischigen Lippen, in einen kostbaren getigerten Pelz gehüllt, auf Fliegen lauerte. Wenn sich eine von ihnen, von ihrer Pracht verführt, in den Kelch wagte, so schlossen sich die lüsternen Lippen, und die unter heißen Farben verborgenen, grausamen Dornen drangen in die zuckenden Leiber. Woher hatte dieses Mädchen die verruchte Sicherheit, diese schwesterliche Kenntnis aller Niedertracht? Wie in einem blassen Licht saß sie da und bewegte den Schaukelstuhl mit schmalen Fuß.

Adalberts Gedanken stürzten auseinander, ein in Auflösung begriffenes Heer, eine Schar, die von plötzlichem Schrecken überfallen, alle Besinnung verloren hat. Warum nahm sie ihm seine Freudigkeit, warum tauchte sie seine Opfer in Gift, warum ließ sie ihm auch nicht eine seiner glücklichen Täuschungen? Und als Elisabeth nicht aufhörte, ihm zu beweisen, daß es niemand wert sei, sich seiner zu erbarmen, als sie ohne Aufenthalt mit immer schärferen Worten von der allen Menschen gemeinen Würdelosigkeit sprach, als sie immer wütender mit einem sprühenden Haß ihr kaltes und unerbittliches Herz enthüllte, da verbeugte sich Adalbert und verließ sie ohne ein weiteres Wort, mit einem bitteren Geschmack im Mund, daß sie plötzlich verstummend allein in der Halle zurückblieb. Er ging in den Park hinab und schritt lange in der Dunkelheit zwischen den hohen Hecken auf und ab; er ging an den Wundern der Nacht vorbei, ohne eines von ihnen zu sehen, ohne auf das Flüstern der Gebüsche zu hören, in denen gute Freunde seiner einsamen Stunden steckten. Seine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, das Gift, das Elisabeth in ihn gegossen hatte, wieder auszuscheiden, und er glühte seine Kraft in einem heiligen Zorn, in einer ehrlichen Entrüstung. Jedesmal, wenn er an das Ende seines Stollens kam, und wenn der Schein der beleuchteten Glasscheiben in der Halle bis zu seinen Füßen vordrang, kam ihm die Lust, einen der Kiesel vom Weg aufzuraffen und gegen die Scheiben zu schleudern.

Zwischen breiten, dunkeln Bäumen fing sich ein Teil des Glanzes auf den Scheiben des Glashauses. Adalbert sah regungslose Palmen, die ihre Blätter an das Glas drückten, als strebten sie in diese ihnen fremde Welt hinaus. Fern, in Tiefen des gläsernen Hauses tanzte ein Licht zu der Arbeit des Gärtners. Und plötzlich kam der Zorn Adalberts, der schon vor der königlichen Pracht dieser Nacht gewichen war, zurück. Er riß die Tür auf und schritt in der schwülen Luft wie in einem lauen Bade. Von seiner Arbeit aufsehend, zog der Gärtner die Mütze ab, die er selbst hier in dieser Wärme niemals ablegte. Ohne sich um das Erstaunen des Mannes zu kümmern, befahl ihm Adalbert, mit dem Licht zu den Orchideenbeeten voranzugehen. Da standen sie in unzähligen Reihen, eine Sammlung aller erdenklichen Spielarten, eine Mischung der sonderbarsten Farben und Formen, mit

breiten, herabhängenden Lefzen, mit grotesken Kronen wie Narrenkönige, mit Freßzangen und roten Zungen, mit weiten Mänteln und Verschwörermasken, mit funkelnden Stiletten und blutübertroffenen Lanzenspitzen. Einige waren dunkel wie Mönche, aber in ihren verkrümmten Gestalten verbarg sich eine verhaltene Gewalttätigkeit, andere schrien im Licht der Gärtnerlampe in brünstigen, grellen Farben auf, in einem begehrliehen Rot, in einem giftigen Gelb; in einem unzüchtigen Blau. Wie aufgedunsene Leichen schienen einige auf der Dämmerung der Beete zu schwimmen, andere ragten hoch und steil wie erzene Jungfrauen, die den Mann töten, der sie liebt. So standen sie in unzähligen Reihen, ließen sich von der warmen Luft kosen, und man sah fast, mit welcher widerlicher Gier sie dem Boden ihre Nahrung entzogen. Alle waren sie wach, alle sahen mit weit offenen Augen nach Adalbert hin, und alle schienen mit wollüstiger Schamlosigkeit ihre Kelche der Nacht zu öffnen wie Frauen, die sich an das Verbrechen verkaufen. Ihrer Macht gewiß, riefen sie einander zu, begehrlieh und höhnisch zugleich, schadenfroh und kaum verhohlener Bosheit voll. Und plötzlich, ohne daß vorher irgendeine Warnung kam, brach es in Adalbert los. Mit weit ausgebreiteten Armen warf er sich über das Bett hin, zerdrückte und brach die Blüten unter seinem Leib, riß mit den Händen aus, was er erreichen konnte, stampfte, schlug um sich, wühlte die Erde auf und warf die zerquetschten Pflanzen hinter sich. Vor Schreck zitternd stand der Gärtner, brachte kein Wort heraus und leuchtete dem Wütenden zur Vernichtung. Adalbert raste hierhin und dorthin, kreuz und quer über das ganze Beet, trat alles unter die Füße und knieet dann plötzlich nieder, um in kleinerem Umkreis um so grimmiger zu wüten. Als er müde war, erhob er sich, blaß und stolz, als ob er einen schweren Sieg erfochten hätte, und ging an dem noch immer sprachlosen Gärtner vorbei aus dem Glashaus.

Der nächste Morgen brachte dem Erwachenden mit der Besinnung die tiefste Scham. Alle Siegerherrlichkeit war von ihm genommen, er stand seiner Tat wie ein Fremder gegenüber, wie einer, der unter dem Einfluß eines fremden Willens auf einen Weg gebracht wurde, den er nie selbst gewählt hätte. Das Unbegreifliche stand vor ihm, ein nackter Felsen, dessen

Gipfel von Wolken verhüllt ist. Vergebens suchte er nach Zusammenhängen. Warum hatte er so gewütet? Hatte er nicht bei allem noch dem Glück zu danken, daß er der Zerstörerin nicht auch sein wunderbarstes Erlebnis von gestern abend bekannt hatte? Was lag an dem andern, da ihm das Wichtigste unangetastet geblieben war. Wie ein Sünder schlich er zum Frühstückstisch, in der Erwartung einer vernichtenden Strafe. Man wußte hier wohl schon von seiner Raserei. Elisabeth sah ihn sonderbar an, und ihre blassen Lippen bewahrten ein Wort, dessen Bild schon verschleiert in ihrem Auge stand.

Bezug sagte: »Heute nacht hat ein Sturm unser Orchideenbeet vernichtet.« Und Frau Agathe, die niemals von dem, was sich um sie herum ereignete, eine Ahnung hatte, fragte verwundert: »Ach, wie ist das möglich, heute nacht gab es doch keinen Sturm?«

Mit einem leichten Achselzucken sah Bezug nach Adalbert. Das war alles. Aber als der Dichter nach Beendigung der Tafel an Elisabeth vorbeiging, sprach diese leise das Wort aus, das sie für ihn bewahrt hatte: »Wüterich!« Ihre Augen lächelten. An der Tür sah Adalbert noch einmal zurück und bemerkte, wie Rudolf Hainx mit einem finsternen, gleichsam flutenden Blick eine Frage, einen Vorwurf, eine stumme bedeutsame Warnung in Elisabeths Gesicht warf.

Adalberts Beschämung vermochte die Rückkehr des Glückes nicht aufzuhalten. Nachdem er sich einen Tag lang gequält hatte, war es auf einmal da, gleich dem Glanz in der Nacht, gleich diesem aus unermesslichen Höhen herabsteigenden Strahlen, erfüllte ihn ganz wie Musik, wie das dankbare Gefühl, das ihn über sich selbst erhob, wenn ihm ein schönes Gedicht gelungen war. Er hatte den Menschen gefunden, den er gesucht hatte, riß ihn in Gedanken zu sich auf seine weiße Klippe und ließ die Welt unten branden. Lachend schüttelte er die Tropfen aus dem Haar, und lachend zeigte er dem Mädchen den vergeblichen Sturm der Wogen gegen ihre kühne Einsamkeit. Ganz in sein Geheimnis eingehüllt, glaubte er sich sicher und bewahrte sein Glück, ein köstlicher Schrein, der noch köstlichere Steine enthält. Wie ein weiser Genießer schob er es einige Tage lang auf, das Viertel hinter dem Dom zu besuchen und ging indessen in den anderen

Stadtteilen umher, ganz von dem Druck seiner Ketten befreit wie damals, als er unwissend und vertrauensvoll in die Stadt gekommen war. Er gab sich an die kleinen Szenen der Straße hin, war imstande, lange dem geschäftigen Gebaren irgendeines Hundes zuzusehen, einen Dienstmann zu beobachten, der faul an der Straßenecke lehnte, oder in abseits gelegenen Gassen spielenden Kindern einen halben Tag zu schenken. Auf den belebten Plätzen fand er die Frauen heraus, die irgendeine Ähnlichkeit mit dem Mädchen aus dem Dom hatten, und folgte ihnen in weiter Entfernung, um sie nicht zu belästigen. Endlich, nachdem er sich lange genug des Wiedersehens enthalten hatte, erhob er sich eines Morgens mit dem Entschluß, zu ihr zu gehen. Er war so ganz voll Zuversicht wie damals, als er sie gefunden hatte, und zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er sie wiederfinden müsse. Wie zu einem Fest stieg er die Stufen zum Dom hinauf, ging zwischen den beiden Heiligen mit den kalten, leeren Augen, die auf ihren Sockeln wie fromme Wächter standen, hindurch und betrat zur selben Stunde wie damals den Platz vor dem Hause des Eleagabal Kuperus. Mitten auf dem Platz blieb er stehen und sah um sich. Wenige Leute waren auf dem Wege; in einer Seitengasse hörte er kreischend, laut die Auszählreime jauchzender Kinder:

»Ich und du,
Mül–lers – Kuh,
Mül–lers E–sel
der – bist – du!«

und ein Gelächter, das über das letzte Wort hereinbrach. Dann fing ein Mädchen mit einer ganz dünnen, hohen, wie ein Draht ausgezogenen Stimme ein anderes Verslein an:

»Eins, zwei – Polizei; drei, vier – Grenadier« bis »neun, zehn – schlafen gehn.« Von den Gemälden an des Eleagabal Kuperus' Haus war bei diesem trockenen Wetter nichts zu sehen, so sehr auch Adalbert nach ihren Umrissen suchte. Nur die Hand, diese so sonderbar lebendig aussehende Hand, hielt den Schlüssel, als reiche sie ihn jemandem hin, als wünsche sie,

daß man ihn nehme und sich seiner bediene. Die Tage waren schon ein wenig länger geworden und gaben selbst zu späten Stunden noch Licht genug, aber Adalbert wechselte, von dem einen Gedanken gepeinigt, ihr Bild zu sehen, die Musik ihres Leibes, den Rhythmus ihrer Geste zu genießen, vergebens den Standpunkt. Als er an dem einen der beiden steinernen Heiligen vorbeikam, der seinen Kopf mit einer gewagten Drehung gegen den Himmel hielt, als sei er ihm vor Hingebung an das Überirdische aus dem Wirbel gesprungen, da sah er, daß um seine betend gefalteten Hände ein kleiner Kranz aus Frühlingsblumen: Leberblümchen, Krokusblüten und einigen bebenden schüchternen Veilchen geschlungen war. Und einer plötzlichen Eingebung folgend, ohne sich im geringsten Rechenschaft über ihre Entstehung, über ihr Erscheinen zu geben, glaubte er zu wissen, daß diese Blumen von dem Mädchen herkamen. Er sah sich um, und als er den Domplatz wie ausgestorben hinter sich liegen sah, griff er nach den Blumen, nahm sie dem Heiligen fort und steckte sie nachdem er sie geküßt hatte, in die Brusttasche. Als wäre ihm nun das Warten leichter geworden, stand er geduldig bis in die Nacht hinein, bis ein Mann in einem weißen Kittel die Gaslaternen an der Ecke entzündete, und erst als die Türen des Domes von dem kleinen Kirchendiener geschlossen wurden, wandte er sich zum Gehen.

Nach einigen Wochen vergeblichen Wartens wich seine Sehnsucht in die Schatten des Unerfüllbaren zurück. Einige Male war er nahe daran, die alte Frau Swoboda nach dem Mädchen zu fragen, aber wenn er neben ihr stand, drückte er ihr ein Geldstück in die welke, kalte Hand, und auf ihre Frage, für wen sie beten solle, antwortete er ihr mit einem gedrückten und traurigen Ton: »Für alle zusammen, für alle zusammen.« In der Vorstellung der Frau Swoboda, die unter allen guten Werken der Opferung von Kerzen für die Seelen im Fegefeuer den Vorzug gab, setzte sich ein übertriebener Begriff von der Frömmigkeit des jungen Mannes fest; sie versäumte nicht, den Kirchendiener und ihre Freundinnen auf ihn aufmerksam zu machen, so daß sich bald, wenn er den Dom betrat, alle Köpfe nach ihm umsahen. Um so erstaunter war sie, als er nach einiger Zeit ausblieb, und bedauernd

schloß sie, daß er abgereist sei und nun anderen Kirchen seine frommen Gaben zuwende.

Adalbert war aber nicht abgereist, er hatte nur das Suchen aufgegeben. Er verschloß sein zartes Abenteuer in sich und lebte nur der Erinnerung, in der manchmal die Sehnsucht ihre schillernden Flügel hob. Und da er dem Mädchen in seinen Träumen einen Namen geben wollte, nannte er sie seine Königin oder mit einem lateinischen Wort, das er vom Gärtner für eine schlanke, wundersame Palme gehört hatte: Regina. Groß und schwer wie eine sinkende Wolke kam die Entsagung in sein Leben und hüllte seine Seele ein. Alle Wünsche, aller Zorn verschwanden in ihrem Grau, und er vermochte wieder mit stiller Freundschaft des Domes, der krummen Gassen und der jauchzenden Kinder zu gedenken.

In dieser Zeit floß seine Liebe in zarte, von mildem Schein überstrahlte Gedichte. In dieser Zeit aber verlangte Bezug glühende Phantasien, trunkene orgiastische Worte, sinnenaufreizende Rhythmen von ihm. In dieser Zeit brachte er dem Dichter zur Anfeuerung die Gräfin. Eines Tages, als das Weib eben von ihm gegangen war, folgte er ihr nach kurzer Zeit und traf Elisabeth auf der Stiege. Er sah sogleich, daß das Mädchen ihr begegnet sein mußte und daß sie wußte, woher die Gräfin kam. »Nun, mein Prinz,« sagte sie, »Sie können sich über Ihren Herrn nicht beklagen. Seine Hand ist offen und sein Herz nicht kleinlich; er teilt von dem, was sein ist, gerne aus.« Es war unmöglich an Elisabeth vorbeizukommen. »Sie irren,« sagte Adalbert, »es ist nicht das zwischen uns, was Sie glauben.«

»Rein wie Eis und keusch wie Josef«, lachte Elisabeth, und in diesen Worten war neben dem Spott, den Adalbert nur fühlte, nicht verstand, noch etwas anderes, in tieferen Gründen Zitterndes. Sie gab ihm den Weg frei, und Adalbert ging fort, als hätte er einen Schlag erhalten und wußte, ohne sich umzuwenden, daß Elisabeth oben stehenblieb und ihm nachsah.

Bei armen Leuten. Emma Rößler schließt einen Bund

[Inhaltsverzeichnis](#)

An einem hoffnungslosen Spätherbsttage, einem jener Tage, die freudlos aus einem dunstigen Osten gekrochen kommen, über einen fahlen Himmel wanken und vorzeitig unter Schauern unerklärlicher Angst versinken, wurde sich Emma Rößler darüber klar, daß ihr Leben diesem Tage gleiche und daß nichts weiter zu tun sei, als gleich ihm der Nacht zuzustreben. Sie lehnte an dem Geländer der kleinen Brücke, unter der zwischen den Lachen des armseligen Baches Topfscherben, verrostete Blechgefäße, Reste von Kleidungsstücken, ein Haufen von unnützen und abgebrauchten Gegenständen halb im Schlamm vergraben lag. Das war lächerlich und traurig zugleich. Es war, als sähe man hier mitten in dem von vornehmen Häusern umgebenen Park jene sonst so sorgfältig verborgen gehaltenen Heimlichkeiten der großen Welt, ihre Unzulänglichkeiten, die Absonderungen glanzvoller Haushalte offen vor aller Augen. Noch hatten die Herbstregen nicht eingesetzt und die Scherben unter dem undurchsichtigen Schlammwasser verborgen, das von den Bergen herabkam, das Bett des Baches bis zum Rand füllte und gurgelnd in dem unterirdischen Abzugskanal verschwand, in dem der Bach unter den vornehmen Häusern des neuen Stadtteiles weitergeleitet wurde. Aber schon zogen die trostlosen Schleier immer dichter über die Stadt, und der Wind kam aufgeregt über den Kamm des Hexensteines her. Er fegte die bunten Farben von den Bäumen herab, streute Blätter und kleine Zweige über den Weg und riß einen Teil von ihnen wirbelnd in die Wasserlachen zu den verborgenen Blechtöpfen und den Glasscherben.

Zwischen kahlen Gebüschten fegten einige Arbeiterinnen das trockene Laub zusammen. Sie bemühten sich nicht sehr, denn der Aufseher war an einem anderen Ende des Parkes, und es war ohnehin vergeblich, vor dem fauchenden Wind Ordnung zu erhalten. Als aber Emma einen der

raschelnden Blätterhaufen achtlos mit dem Fuß zertrat, folgte ihr das lärmende Schimpfen der Weiber.

»Können S' nicht aufpassen, Sie Schlampen.«

»So eine Baroneß!«

»Für die Leut' sollt' ma alles doppelt moch'n.«

Vor dem großen Springbrunnen, dessen Tritonengruppe mit Brettern gegen den Schnee geschützt wurde, blieb Emma stehen und sah den Arbeitern zu, bis diese das Werkzeug zusammenlegten, ihre Röcke anzogen und heimgingen.

Emma verzögerte ihre Heimkehr, ging langsam durch den Park, dessen Bäume und Sträucher mit dem einbrechenden Dunkel zu Mauern verwachsen, hinter denen ein Rascheln und Huschen tagscheuer Geister war. Sie ging so lange in dem schläfrigen Park umher, bis links und rechts alles versunken war und nur ein kleines Stückchen Weges vor ihren Füßen von einer aus den beleuchteten Straßen aufquellenden Helle sichtbar gemacht wurde. Dann, als ein leises Geriesel den endlosen Herbstregen einzuleiten begann, trug sie ihre schmerzlichen Gedanken nach Hause. Aus dem Turmzimmer Bezugs kam ein kalter, glatter Strahl in den Nebel, glatt wie ein poliertes Metall und spitz wie ein Speer und senkte sich in den Leib des Parkes, daß die Bäume zitternd und aufgereggt um die glühende Wunde rauschten. Emma vermied seine grausame Bahn, wich dem Palast ihres Feindes aus, als könne noch mehr Unglück bei der Annäherung an seine Sphäre entstehen. Sie zitterte, als ihr nun bewußt wurde, daß sie fast den größten Teil des Nachmittags in dieser gefährlichen Nähe zugebracht hatte. Erst als sie die roten Vorhänge von Frau Fodermayrs Fenstern sah, kam das Gefühl von Rettung und Sicherheit. Ringsum streckten sich die Häuser zu kahlen, steilen Hofwänden auf und sahen mit kleinen Fenstern in den Hof, wo das Gerümpel in der Dunkelheit zu wilden Abenteuern umgeschaffen wurde. Tastend ging Emma auf den roten Schimmer zu. Als sie vor der unsichtbaren Türe stand und mit vorgestreckten Händen suchend über die feuchten Mauern fuhr, hörte sie die Stimme von Frau Fodermayrs Mann.

»Das ist alles recht schön; aber bitte, sag' mir, wie lange soll das dauern. Ich kann kein Ende absehen. Das ist nun schon drei Monate her.

Und es hat sich nichts verändert. Wir werden Schulden machen müssen, wir werden ein Stück nach dem anderen verkaufen und versetzen. Wir werden uns zugrund' richten. Für zwei reicht's gerade aus, für drei ist's zu wenig.«

Frau Födermayrs Antwort war von dem Geklapper von Tellern und Gläsern begleitet: »Red' nicht so daher. Damals war es dir recht, wie ich jeden zweiten, dritten Tag irgend etwas mitgebracht hab. Wenn wir Kinder hätten, so müßten wir auch auskommen. Was willst du sagen? Was weißt du vom Leben? Andere Leute haben sechs, sieben Kinder und müssen auskommen. Willst du die arme Frau auf die Gasse hinauswerfen?«

»Aber das kann doch nicht so bleiben.«

»Es wird ihr schon wieder besser gehen. Und vielleicht wirst du dann froh sein, daß wir sie bei uns gelassen haben.«

Eine schluchzende, einförmige Melodie, die über die Dächer herabzusinken schien, die sich mit der Dunkelheit des Hofes vermischte und alle Winkel ausfüllte, ein beängstigendes Summen, jene Melodie, die Emma zum erstenmal aus dem steinernen Gewölbe des Domes aufsteigen hörte und die sie seitdem niemals verlassen hatte, wurde deutlicher. Alle Qual des einsamen und der zärtlichen Liebe beraubten Lebens spann sich zu einer Litanei aus, deren Absätze wie die Glieder einer Kette zusammenhingen und mit der Schwere eiserner Fesseln den Nacken der Frau belasteten. Das Dunkel ringsum war mit einem Male noch feindlicher und grausamer, von Gefahren belebt, die sich mit scheußlichen Häuption nach ihr reckten. Irgendeine Kraft schien sie von dem roten Schimmer der Rettung wegzureißen, zog sie an, so daß Emma außer sich vor Angst hastig nach der Türe suchte und, sie mit plötzlichem Ruck aufreißend, in das Zimmer trat.

»Guten Abend«, sagte sie. Sie war blaß, als ob ihr etwas Schreckliches begegnet wäre. Nur noch diese Nacht, nur noch diese Nacht unter einem schützenden Dach. Mit verlegener Freundlichkeit erwiderte Frau Födermayr den Gruß und fuhr fort den Tisch zu decken. Aus seiner Ecke, wo er den schadhaft gewordenen Goldrahmen einer alten Photographie mit Bronzefarbe bestrich, brummte auch der Mann eine widerspenstige

Entgegnung. Emma sah sich in dem kleinen Zimmer um, das nun schon seit drei Monaten ihr Heim war, und legte schweigend den Hut ab.

»Sie sind ganz naß geworden,« fragte Frau Fodermayr; »regnet es draußen?«

»Es regnet ein wenig.« Nun merkte Emma erst, wie naß ihre Kleider waren, und näherte sich zitternd dem Ofen, in dem ein kleines, behagliches Feuer brannte. Mit leisen Fingern strich sie über eine der Kacheln, auf der in blauer Farbe mit rohen Figuren die Opferung Isaaks dargestellt war, liebte eine andere, auf der die Arche Noah mit allerlei seltsamem Getier angefüllt wurde, und ließ aus einem der kleinen Vierecke, wo Abels Opferfeuer zum Himmel stieg, die leichte, belebende Wärme in ihren Körper strömen. Es war, als brenne das Feuer, das Gott wohlgefällig war, wirklich und verbreite das freundliche Behagen, das aus alten Geschichten und halb versunkenen Märchen kommt. Vor dem Zischen, mit dem die eiserne Ofenplatte den Gruß der Flammen aufnahm, wick die verfolgende Melodie, die in einsamen Domen eingeschlossene Stimme der hoffnungslosen Trauer zurück.

»Das Nachtmahl ist bereit«, sagte Frau Fodermayr und hob die blecherne Stürze von dem großen Topf, daß der Duft der gekochten Erdäpfel in großen Wolken aufstieg, um die herabgezogene Hängelampe wallte und dann lichter werdend zu der braunen Decke des Zimmers glomm. Der Mann legte seinen Rahmen hin, verkorkte die kleine Farbflasche und schlurfte in Pantoffeln zum Tisch.

»Kommen Sie doch,« drängte die Wirtin, »wir haben Heringe. Die ersten heurigen.« Auf dem kleinen Teller neben der Schüssel, wo jetzt die dampfenden Erdäpfel einen kleinen Berg bildeten, lagen drei silberne Heringe mit offenen Müulern und stumpfen Augen. Zögernd kam Emma zum Tisch und nahm ihren Anteil. Während Frau Fodermayr ihren Fisch zerlegte und reinigte, suchte sie das unfreundliche Schweigen ihres Mannes durch die Erzählung kleiner Erlebnisse aus Haus und Hof zu verbergen. Sie nahm seine Ungastlichkeit hinter einen Wall unbefangener erscheinender Geschwätzigkeit und berichtete von hundert Nichtigkeiten, die ihr Leben hier zwischen den hohen Mauern reich und geschäftig machten. Emma sah

sich gezwungen, ihren Fragen zu antworten, auf die Interessen des winzigen Haushalts einzugehen und den Begebenheiten Aufmerksamkeit zu schenken, die in der Wiedergabe durch Dienstmädchen und Köchinnen seltsame Gesichter angenommen hatten. Was sich draußen zutrug, war, wenn es vom Küchenfenster herab den Freundinnen im Hof erzählt wurde, zu etwas ganz anderem geworden; die Tatsachen waren in ein neues Licht gerückt und unter veränderten Bedingungen gesehen. Emma sah hier gleichsam die andere Seite jener Welt, die sie früher gekannt hatte, und einen Augenblick gelang es den Bemühungen der treuen Frau, ihre Gedanken von dem ermüdenden und hoffnungslosen Weg abzuziehen.

Aber als Frau Fodermayr eine Pause machen mußte, weil eine Gräte sich in ihrem Halse spreizte und durchaus weder vor noch zurück wollte, waren Emmas Gedanken mit einmal wieder auf ihrem alten Weg. Sie fragte, und in dem Ton dieser Frage lag auch zugleich schon die Antwort: »Es ist kein Brief gekommen?«

Ungeduldig legte der Mann die Gabel mit hartem Geklapper auf den Teller und sagte anstatt seiner noch immer mit der Gräte ringenden Frau: »Nein, es ist auch heute kein Brief gekommen. Es wird auch keiner kommen. Niemals.«

Frau Fodermayr hatte sich endlich befreit und sagte vorwurfsvoll: »Anton!«

»Na, was denn, was denn? Es wird niemals ein Brief kommen, solange er nicht will!«

»Der Hund, der elende!« und Frau Fodermayr trank rasch ihren Rest Bier aus, um das Kratzen im Hals loszuwerden.

»Er kann alles, was er will. Gegen ihn sind alle andern zusammen nichts.«

»Die Strafe wird schon nicht ausbleiben.«

»Ja ... ja ... schon gut! Der Teufel wird ihn holen. Aber vorläufig macht er, was er will. Da kommt keiner auf. Er hebt den kleinen Finger, und ein Turm stürzt ein. Wenn er will, so sagt er ein Wort, und ich bin entlassen. Was bin ich? Ein einfacher Vorarbeiter. Ich kann etwas; aber hundert andere können dasselbe. Man soll sich ihm nicht widersetzen.«

»Aber schweig doch. Du hast heut einen borstigen Tag.«

»Ach was! Weil man sich schon überall davon erzählt. Es kann ihm nicht verborgen bleiben.«

Emma schob den Teller von sich. Sie griff nach der Brosche an ihrem Hals und stach sich in den Finger. Indem sie das Blut in das Taschentuch tröpfeln ließ, sagte sie: »Sie glauben, daß er Sie dafür bestrafen wird, weil Sie mich bei sich aufgenommen haben?«

»Aber gnädige Frau, hören Sie doch nicht auf ihn. Er übertreibt, er ist ein Esel.«

»Hast du nicht in den Zeitungen gelesen, was er da wieder für Gesellschaften zusammenbringt? Er frißt alles auf. Du wirst sehen, was noch daraus wird. Was will er? Er will uns alle klein machen, ganz klein. Wenn er bläst, so wirbelt eine ganze Stadt durcheinander, und wenn er ausspuckt, so entsteht eine Überschwemmung. Kann ich ihn aufhalten? Zum Teufel – es ist niederträchtig, aber was soll man tun?«

»Jetzt ist es aber genug, schweig schon einmal. Er kann uns nicht den Kopf abreißen ...« Die Winke der Frau Fodermayr wiesen auf Emma hin, die ganz lautlos aufgestanden war und wie ein Schatten zum Ofen hinglitt. Den Kopf hatte sie abgewandt und strich mit zitternden Fingern wieder über die Arche Noah, die Opferung Isaaks und die Vertreibung aus dem Paradies. Frau Fodermayrs Herz war von Mitleid bis zum Rand angefüllt, und nur mühsam hielt sie die Tränen zurück. Sie, die für alle früher erwiesenen Wohltaten eine warme und dankbare Erinnerung bewahrte, die jedes Besondere Trinkgeld, jedes Stückchen Feiertagsbraten und jede Schmitze Geburtstagsguglhupf sorgfältig gebucht hatte, konnte den Niedergang dieses einst so glücklichen und überreichen Lebens nicht mit ansehen. Ihre Zuneigung, die durch keinerlei andere Aufgaben abgelenkt wurde, hatte sich zu mütterlicher Zärtlichkeit gesteigert, als sie die einstige Herrin schutzbedürftig und aller Mittel beraubt sah. Mit allen Listen, allen weiblichen Künsten, mit allen feinen Kräften des Ingeniums der Gutherzigkeit fesselte sie das Schicksal der armen Frau an ihr Heim und verstand es, das Schlimmste abzuwehren. Darum geriet sie jetzt über den

Friedensbruch im Asyl außer sich und funkelte ihren Mann mit den bösen Augen eines Tieres an, das seine Jungen verteidigt.

»Ja, weil's wahr is,« sagte er und wischte den Schnurrbart ab, »ich hab doch lang genug nichts gesagt.«

Halb schluchzend, halb wutentbrannt warnte ihn die Frau: »Anton!«

Aber Anton hatte alle Hemmungen verloren, er raste wie eine seiner Maschinen, wenn die Steuerung bricht: »Der Ferdinand, der Swaton, der Grimm, alle sagen dasselbe: ›wie kannst du dich unterstehen‹. Und recht haben sie: wie können wir uns unterstehen. Auf einmal wird der Krach da sein, was werden wir dann machen? Dann werden wir alle nichts haben: wir nicht und sie nicht.«

Eben als Frau Födermayrs Zorn über ihre Rührung die Oberhand gewinnen wollte, bemerkte sie, daß Emmas Schultern vor verhaltenem Weinen zuckten, und plötzlich schwamm die kleine Stube in einem feuchten Glanz, die Kanten der Gegenstände zitterten und wurden undeutlich, Decke und Boden neigten sich gegeneinander und schnitten die wankende Wand in schiefen Winkeln, die Lichter und Schatten flossen ineinander über: mit einem tiefen Seufzer, einem sonderbaren Schrei brach Frau Födermayr in Tränen aus. »Aber, meine liebe gnädige Frau, ich bitt' schön, nicht weinen. Er ist ein Esel, meiner Seel', ein Esel; nicht weinen«, ihre großen roten Hände lagen auf den zuckenden Schultern. »Lassen Sie ihn reden; weinen Sie doch nicht.« In dem Bestreben, ein Wort zu finden, das der Sphäre der weinenden Frau entnommen war, das ihr einen heimatlichen Klang, einen Gruß, einen Hauch des Verständnisses bringen sollte, suchte sie: »Er hat kein ... er hat kein ...«

Anton saß sehr verdonnert auf seinem Platz, sein Redestrom war plötzlich in unterirdischen Klüften verschwunden; die Maschine stand mit einem Ruck still. Er konnte es nicht ertragen, die Weiber weinen zu sehen. Eingeschüchtert griff er nach seinem Glas, trank das Bier aus, wischte den Schnurrbart, machte einen Zug aus der erloschenen Pfeife, stocherte mit dem kleinen Finger in die Asche, klappte den Deckel mit einem Knall wieder zu und griff noch einmal nach dem Glas, obzwar nichts mehr darin war. Hilflos stand er vor der Entwicklung der Szene, die er selbst eingeleitet

hatte, trieb auf dem Wirbel seiner eigenen Worte und sehnte sich hinaus. Mit einem Rest von Energie murmelte er: »Na, was denn, was denn? Ich mein' ja nur –« In diesem Augenblick verwünschte er den Ferdinand, den Swaton und den Grimm, deren spitze Reben ihn in dieses Abenteuer gehetzt hatten. »Es ist ja nicht so arg. Ich mein' nur –« Und plötzlich schloß er seine Versuche: »Himmelsakra!«

»Schweig!« schrie die Gattin vom Ofen her.

»Ich will ja nicht die gnädige Frau ... wir wollen sie ja nicht verlassen; ich mein' nur! Na ja! Wenn ich die Arbeit verlier', so ... Man kann sie doch immer unterstützen, auch wenn sie nicht bei uns ...«

Man hörte nicht auf ihn. Frau Fodermayr führte, selbstverständlich halb blind vor Tränen, die schluchzende Emma in die kleine Kammer, wo das Bett des Gastes stand. Nun war der Augenblick zur Flucht gekommen. Aber eben als Anton den Hut aufsetzte und die Pfeife in die Brusttasche steckte, kam die Gattin zurück und fing ihn in das Netz ihrer Vorwürfe.

Noch lange, nachdem sich Emma schon beruhigt hatte, hörte sie nebenan die derben Worte, mit denen Frau Fodermayr die Revolution niederwarf, die Versuche des Widerstandes, die gestammelten Rechtfertigungen des Mannes. Alles dies war unnötig, um ihren Entschluß zu stärken. Kam es ihr zu, eine Häuslichkeit zu stören, in der vor ihrem Eindringen ein genügsames Behagen die Tage begleitet hatte? Sie sah ein, daß die grausame und eintönige Melodie ihres Schicksals herrschend über alles emporstieg und daß ihr Leben von diesem traurigen Summen gleichsam durchdrungen war. Welcher Zukunft bewahrte sie sich auf, welche Erbschaft hatte sie zu behüten, daß sie sich so dagegen sträubte, allen Widerstand aufzugeben und wie dieser Herbsttag in eine lichtlose Nacht einzugehen? Das Andenken ihres Mannes, das Gedächtnis seiner Werke mußte von Stärkeren erneuert werden. »Nur in den Händen der Liebe wird die Unsterblichkeit bewahrt«, hatte Eleagabal Kuperus gesagt. Das waren Worte, schöne Worte. Der Haß war stärker als die Liebe, und sie fühlte sich von einem Strom des Hasses ergriffen und fortgerissen. – Noch immer plätscherte der Regen an den Fenstern, und Emma sah, wie die Scheiben von dem lebendigen Geriesel überspült wurden. Mit aller Sorgfalt

hatte Frau Fodermayr die Kammer ausgeschmückt, die sich Emma erst nach hartem Kampf erobert hatte. Zuerst wollte die Frau in ihrer Großmut das Bett des Mannes hier aufschlagen und mit dem Gast die Behaglichkeit des größeren Zimmers teilen. Dann gab sie endlich dem verlangen Emmas nach, aber sie trug hier alles zusammen, was die kahle Kammer schmücken konnte. Über dem Bett hing ein geweihtes Bildchen, das Frau Fodermayr selbst vor langen Jahren von einer Wallfahrt mitgebracht hatte. Sie hatte es von seinem Platz über dem kleinen Weihbrunnkessel aus Zinn genommen, als verzichte sie selbst inzwischen auf den Schutz der Muttergottes von Mariazell, wenn die Madonna dafür ihre Gnade dem Gast zuwenden wolle. »Es bringt Glück«, hatte sie gesagt. Aber das Glück hatte Emma nicht gefunden, weder das bißchen Sonne, das sie für sich selbst begehrte, noch das Gelingen der Aufgabe, die sie sich gesetzt hatte. In der alten Kommode, deren bauchige Laden breit und mit glänzendem Messing beschlagen vorsprangen, waren die letzten Habseligkeiten untergebracht, Wäsche und Kleider, und obendrauf stand das Kostbarste, was sie besaß, das Haupt des Gatten unter einer mit einem Tuch bedeckten Glasglocke. Als alle Aufregung, aller Schmerz, alles Zittern der Seele in die große Ruhe des Entschlusses geströmt war, fand sich Emma bereit, ihr Heiligtum aufzusuchen. Sie zog das Tuch von der Glocke, und inmitten der Reflexe des das Licht spiegelnden Glases tauchte der Kopf des Mannes auf. Mit allem Anschein des Lebens, unverändert, als sei der Körper bloß abgefallen, ohne daß die Trennung dem Haupte zum Bewußtsein gekommen sei, sahen sie die Augen an. Es war, als hätten sich die Pupillen die Fähigkeit bewahrt, dem Einfluß des Lichtes zu folgen, als sei die Regenbogenhaut noch immer in wechselnder Bewegung, als seien die feinen Adern des Augapfels noch immer von Blut gefüllt. Ebenso tief wie die Augen des Lebenden senkten diese durch die Kunst des Eleagabal Kuperus wach erhaltenen Augen ihren wunderbaren Blick in die Augen der Frau, und die geheimnisvolle Wirkung dieser Blicke strömte von dem Toten in die Lebende. Jene sonderbare Mischung von Angst und Glück erfüllte sie ganz, und sie fühlte, daß irgend etwas außer ihr in der Kammer sei, von dem sie in einsamen Nächten Beruhigung und Trost zu finden gelernt hatte. Nebenan war es ganz still

geworden, Vorwürfe und Verteidigung hatte der Schlaf erstickt. Leise klopfte der Regen an die Fenster. Dann schlug die Haustür einmal dumpf zu, und der Schall kroch die Mauern entlang bis zu dem gläsernen Gefängnis des Kopfes, daß das Glas zu summen begann wie die seltsamen Glocken, die man tief in der Erde hören kann. Während der Regen unablässig an die Fenster klopfte, als suche ein Verirrter mit zagender Hand Einlaß zu erpochen, während in Tisch und Kommode das Knacken begann, das sich gerne den toten Stunden gesellt, grub sich Emma immer tiefer in die Nacht und zog ihr Leid wie eine Decke um sich. Mit aller Inbrunst einer Beterin lag sie vor dem Haupt auf den Knien, bis sie es wagte, die Glasglocke zu entfernen und das Gesicht des Gatten von den höhnischen Reflexen zu befreien. Und nun beging sie das nächtliche Hochamt, die feierliche Handlung, der ihre Seele zustrebte, den weihevollen Akt, dem ihre Sehnsucht tagsüber entgegenbangte und der ihr das Wichtigste an ihrem Leben war: sie legte beide Arme um das rote Kissen, auf dem der Kopf aufrecht stand, daß die Fingerspitzen sich hinten berührten und ein magnetischer Strom, den sie in ihrem Körper fühlte, dadurch geschlossen war; sie glaubte zu sehen, wie sich sein Haar leise bewegte, als fahre ein Luftzug darüber hin, und glaubte ein Knistern zu hören, als streiche ein Kamm hindurch. Ganz nahe an seinem Gesicht, schloß sie unter seinem sengenden Blick die Augen, öffnete die Lider, schauerte unter dem blauen Strahl und schloß die Augen wieder zu, indem sie sich ganz der schmerzlichen Wollust der Verzögerung hingab. Ihr Mund war in gleicher Höhe mit den Lippen des Toten und rückte langsam auf sein Ziel los. Stärker kreiste der magnetische Strom durch ihren Leib, die Kammer und alles, was darin war, stürzte in eine Versenkung, aus deren Tiefe nur das Klopfen des Regens hervorkam. Trotzdem sie die Augen geschlossen hielt, fühlte sie sich einer großen Helle entgegenschweben, sie fühlte sich aufgehoben und schwebte, von allen Beziehungen zur Erde losgelöst, im Raum. Seine Arme hielten sie fest, seine Hände lagen an ihren pochenden Schläfen genau so wie er früher immer gewesen war. Und nun berührte ihr Mund seine Lippen, erwärmte sie mit der Wärme ihres Blutes, saugte sich fest und riß sich los, um nur noch stürmischer und wilder sich anzupressen.

Die ganze Sinnlichkeit ihres noch jungen Körpers hatte sich, verfeinert und geläutert, in diese Umarmungen eines Schattens, in die Küsse auf die Lippen eines Toten gerettet; die wunderbare Kraft ihrer Phantasie gewährte ihr eine seltsame Art von Tröstung, in der sich die Erinnerung an die wilden Abenteuer der Liebe, an die Katarakte von Leidenschaft, an die Ausbrüche sprühender Kraft der Sinne erneuerte. Keuchend und mit geschlossenen Augen setzte sie ihre Küsse fort, keusch wie eine Braut und unersättlich wie eine wissende Frau. Die Notwendigkeiten des Leibes ergossen sich in diese neue Bahn, rissen die Besinnung mit sich fort und umbrausten sie mit einem erlösenden Sturm. Emma vergaß ihre Schuld und ihre Reue über die erbärmliche Schwäche, zu der sie die Verzweiflung damals gebracht hatte, sie vergaß die schreckliche Erscheinung und empfand nur die Glückseligkeit seiner Verzeihung. Sie durfte sich wieder mit ihm vereinigen. Aus der Helle, in der sie schwebte, lösten sich leuchtende Wolken los, kamen auf sie zu, durchdrangen ihren Körper, bis seine irdische Starrheit gewichen war, bis er selbst zu einer leichten, leuchtenden Wolke wurde, die in eine immer blauer strahlende Herrlichkeit aufstieg. Irgendwoher kam ein Glanz von goldenen Thronen, wogte um sie, vermählte sich ihrer reinen Freudigkeit und vertausendfachte ihre Glückseligkeit. Alle Wunder des Äthers strömten in sie, führten sie auf sanften Wirbeln fort, die um prunkvolle Sternbilder herum immer höher stiegen. Manchmal war es noch, als höre sie tief unter sich, in einer Zone, die kein Recht auf sie hatte, wie ein Fragment aus dem Leben der Erde noch das Klopfen des Regens, dann war auch dies vorbei, und nur Schweben und Glänzen blieb ...

Als Emma aus der Ohnmacht erwachte, in die sie immer von ihrer Erregung geworfen wurde, zögerte die Dämmerung des neuen Tages zwischen dem Pochen des Regens an das Fenster. Sie verhüllte das Haupt des Gatten vor ihrem Grau, denn in diesem trüben und mißmutigen Zwielficht blieben seine Züge stumpf und unlebendig. Dann öffnete sie das Fenster, um den erstickenden Qualm der ausgebrannten Lampe hinauszulassen, und legte sich zu kurzem Schlaf auf das Bett, eben als nebenan die Geräusche der Frühaufsteher erwachten.

Am Morgen trat sie, in ihren Entschluß gepanzert, in das Zimmer der Wirtin. Wie jemand, der eine schwere Arbeit mit einem plötzlichen Ruck beginnt, sagte sie sogleich: »Heute, meine liebe Frau Fodermayr, müssen Sie mich gehen lassen. Nun hat es lange genug gedauert.«

Frau Fodermayr, die eben den Kaffeetopf auf den Tisch setzen wollte, blieb stehen, hob den Topf hoch, und einen Augenblick schien es, als wolle sie ihn fallen lassen. »Der Esel!« sagte sie dann und blickte nach der Tür, durch die sich der Schuldige beizeiten davongemacht hatte. »Aber hören Sie, Sie werden doch nichts auf sein dummes Gerede geben.«

»Er hat recht. Ich weiß es. Einmal muß das doch ein Ende nehmen.«

»Gnädige Frau!«

»Es hat lange genug gedauert, nein, widersprechen Sie nicht. Heute gehe ich fort.«

Mit einem kleinen Krach setzte Frau Fodermayr den Kaffeetopf auf den Tisch, indem sie tat, als sei die Sache damit erledigt.

»Wie ich Ihnen danken soll,« fuhr Emma fort, »weiß ich nicht. Sie müssen damit zufrieden sein, daß ich Ihnen mit Worten danke ... mehr ...«

Plötzlich wurde Frau Fodermayr ganz rot im Gesicht, trat einen Schritt zurück, stemmte die Arme in die Hüften, besann sich, daß diese Gebärde nicht schicklich sei, ließ die Arme verlegen herabsinken, wischte die Hände an der Schürze ab und trat, außer sich vor Verlegenheit und Bestürzung, von einem Fuß auf den andern: »Und ... und ... sagen Sie mir nur, sagen Sie mir, wie denken Sie ... was wollen Sie tun, wovon wollen sie leben?«

Mit einem Gesicht, das ganz ruhig schien und die Zuversicht als Maske trug, sagte Emma: »Nun – es wird sich eben heute entscheiden; ich weiß, ich habe die Ahnung, die Sicherheit ...«

»Hören Sie«, Frau Fodermayrs Verzweiflung gab ihr die Kraft, noch einmal den Versuch zu machen, auf dessen Erfolg sie nach ihren Erfahrungen nicht rechnen konnte: »Einer kann da helfen. Sie haben mir selbst von ihm erzählt. Warum gehen Sie nicht zu ihm? Er allein kann etwas ausrichten ... Eleagabal Kuperus.«

Aber Emma stand auf und trat zum Fenster. Draußen hatte der Regen aufgehört, der Hof war noch voll Wasserlachen, und das Gerümpel in den

Ecken sah aus, als hätte man es eben aus einem Teich gezogen. Über den nahe zusammengedrückten Dächern aber stand ein Stückchen blauen Himmels, von ziehenden Wolkenfetzen belebt, wie eine lächelnde Antwort auf die bange Frage, ob nun die milde Schönheit des Herbstes der Feuchtigkeit der Verwesung gewichen sei. Alle Fenster gingen auf, und es war ein Gelärm von Küchenhantierungen und von Zurufen befreundeter Dienstmädchen.

»Gehen Sie zu Eleagabal Kuperus«, sagte Frau Fodermayr noch einmal, so nachdrücklich und so hochdeutsch als möglich, indem sie alle guten Erinnerungen an ihre Stubenmädchenzeit bei der Gräfin Pernstein zusammennahm. Wie immer in wichtigen Augenblicken, wollte sie Emma den Eindruck verschaffen, als berate diese sich mit jemand ihresgleichen, als könne sie sicher sein, für alle Regungen Verständnis zu finden. Ihrem Ehrgeiz war es nicht genug, der gnädigen Frau Unterkunft zu geben, sie wollte in aller Bescheidenheit und Unterwürfigkeit zur Vertrauten werden; darum lag ihr daran, zu zeigen, daß sie wohlgesetzt zu sprechen verstand und daß man mit ihr sprechen konnte, daß alle Bedingungen zur Annäherung in ihr lagen. »Gehen Sie doch zu Eleagabal Kuperus,« sagte sie zum drittenmal, »Sie haben mir doch selbst erzählt, wie er Sie aufgenommen hat, wie freundlich er gegen Sie war, wie er sich für Ihr Schicksal interessiert hat. Er wird Ihnen helfen.«

Da wandte sich Emma um und sagte, ergeben und geduldig, wie einer, der die aussichtslose Aufgabe hat, jemanden zu überzeugen, der sich nicht überzeugen lassen will: »Glauben Sie es mir doch ... ich kann nicht zu Kuperus gehen. Es ist unmöglich.«

Frau Fodermayr brachte den Lieblingsspruch der verstorbenen Gräfin Pernstein: »Nichts ist unmöglich.«

»Oh, doch! Dies ist unmöglich. Das muß ich doch wissen. Es ist etwas vorgefallen, das es mir unmöglich macht.«

Vor einem neuen Ansturm von Fragen, Beschwörungen, von Ausrufen und wohlgesetzten Sprüchen der Weisheit zog sich Emma in den Turm des Schweigens zurück. Es gelang Frau Fodermayr nicht, sie zu überzeugen, daß der Kuperus nach ihren eigenen Schilderungen kein grimmiger

Zauberer mit allen Lüsten der Bosheit, sondern ein Mensch mit einem weiten Kreis des Verstehens sei, daß der Gang zu ihm kein Wagnis bedeute. Sie mußte es dulden, daß Emma fortging, ohne anzudeuten, wo sie ihre Zukunft zu verankern gedenke, und sie blieb mit dem bitteren Gefühl zurück, daß es dem Gast nicht gefallen habe, sie in sein Vertrauen einzulassen, daß er die Antwort auf wichtigste Fragen als Geheimnis vor ihr bewahre.

Eine Antwort auf die Frage nach der Zukunft wußte aber Emma selbst nicht. Als sie von Frau Fodermayr fortging, war nur eines gewiß, daß heute die Entscheidung eintreffen müsse. Sie war entschlossen, nicht zurückzukehren, bevor sie nicht eine andere Stätte gefunden hatte, und wenn ihr Suchen umsonst sein sollte, lieber – über diese schmale Brücke zu einem jenseitigen dunklen Land wollten ihre Gedanken nicht hinüber. Sie hoffte auf die Kraft der Verzweiflung, auf die zerfleischenden Geißelhiebe, die sie im Augenblick der Entscheidung antreiben würden, auf den höhnischen Mut, der am Rande des Abgrunds aus der Finsternis auf seine Opfer springt.

Der Himmel schien seine gestrigen Drohungen durch einen schmeichlerischen und zugleich heroischen Glanz vergessen machen zu wollen. Noch einmal sprach er von Licht und Schönheit und verschenkte bunte Farben an den Herbst, daß alles leichter atmend und unbedachter wurde. In den Straßen war es lauter und lebendiger, aber Emma, die sonst auf die Veränderungen des Himmels mit ihrem Innern antwortete, nahm an dem Jauchzen des unbesonnenen Lebens keinen Anteil. Ihre Gedanken gingen immerfort im Kreise, an den grausamen und grauen Bildern der Enttäuschungen, der Erniedrigungen und Verletzungen vorbei, sie zuckten vor dem schrecklichen Erlebnis zurück und suchten zaghaft nach einem Ausweg aus dem verderblichen Irrgarten des Unglücks. Achtlos ging sie quer über die Straße, sah den Vorübergehenden ins Gesicht, ohne etwas zu sehen und überhörte ein Klingeln, das hinter ihrem Rücken warnend den Weg der elektrischen Straßenbahn herabfegte. Das Läuten wurde schrill und grell, ein wildes Rufen, das die Passanten aufmerksam machte und erstarren ließ, aber es erreichte nicht das Bewußtsein der Frau. Man schrie ihr zu, die

Bremse kreischte zu spät, ein Stoß ging durch ihren Körper und warf sie zur Seite.

Um das jüngste Opfer der Straßenbahn war im Augenblick eine Ansammlung von Menschen. Emma sah den Leuten ins Gesicht, lächelte, versuchte aufzustehen und sank wieder zurück. Einige Schritte vor ihr stand der Motorwagen, dessen Führer von einer aufgeregten Menge bedroht und von seinem Platz dem Wachmann entgegengerannt wurde. Von der hinteren Plattform sahen blasse Gesichter nach der Verunglückten. Ein Geschwirr von Ausrufen, Fragen und Schimpfworten tobte um sie, das sie noch mehr verwirrte als das dröhnende Gehämmer im Kopf und der Schmerz im rechten Bein, der ein leises Wimmern auf ihre Lippen zwang. Man stritt sogleich über das Verschulden an diesem Unglücksfall, und zwei Parteien traten gegeneinander auf, von denen die eine behauptete, daß dem Motorführer kein Vorwurf zu machen sei, weil er rechtzeitig das Warnungssignal gegeben und versucht habe, den Wagen aufzuhalten, während die andere wild gegen ihn anschrie und Lust zeigte, ihn zu zerreißen. Inzwischen war die Rettungsgesellschaft verständigt worden, und hart rasselnd fuhr der Wagen mit dem roten Kreuz in die zurückweichende Menge. Aus dem Kreise der Neugierigen trug man sie in den dunkeln Kasten, der von einem durch Karbol gedämpften Blutgeruch erfüllt war. Ein Krankenwärter rückte ihren Körper zurecht und bettete den verletzten Fuß in eine Schlinge, ohne auf ihr Schreien zu achten.

Die jungen Ärzte, die in der Rettungsstation ihren Mangel an Beschäftigung mit ihrer Dienstfertigkeit zum Wohle der Öffentlichkeit glücklich verbanden, machten sich mit allem Eifer an die Untersuchung des Falles. Nachdem man den verletzten Fuß bloßgelegt hatte, sahen sie einander an. An einem Hautfetzen baumelnd, schien der Fuß nicht mehr dem Körper der Frau anzugehören, ein Glied, das den Dienst verlassen hat und durch keine Kunst mehr wieder an seinen Platz gefügt werden kann. Nach einem ersten Schrei, zu dem sie ihr Entsetzen zwang, blieb Emma stumm; sie sah immer nur den Fuß an, das Stück ihres Körpers, das jetzt, nachdem einer der Ärzte den Hautstreifen durchschnitten hatte, lose neben ihr lag. Der blutige Stumpf ihres Beines wurde nun rasch verbunden. Weiße

Binden schimmerten gegen rote Blutlachen. Blanke Werkzeuge klirrten. Man schnürte das Bein ein. Zwei Ärzte, die bisher an einem anderen Bett einen anderen Verunglückten beobachtet hatten, verließen ihren Posten und kamen herbei, um zu helfen. Während die jungen Leute sich um ihr Lager drängten, in raschen Handreichungen einander unterstützten und gewandt, wie bei einem Schauspiel, ihre Plätze wechselten, trachtete Emma zwischen ihnen hindurch einen Blick auf den Fuß zu haben, der neben ihrem Bett in einer Schüssel lag. Sie sah, wenn sich der Kreis der Ärzte öffnete, sein wachsfarbenes Fleisch in einer Lache Blutes; sie sah, daß die Zehen gekrümmt waren, als hätte sie ein furchtbarer Schmerz im letzten Augenblick eingezogen. Nie hatte sie einen Teil ihres Körpers so genau betrachtet, als dieses armselige Glied, das ihr fremd geworden war.

»Es ist natürlich besser, wenn Sie sich in das Krankenhaus transportieren lassen,« sagte einer der Ärzte, »aber wenn Sie es wünschen, wollen wir Sie nach Hause schaffen.« Emma sah dem jungen Mann ins Gesicht. »Ich muß ins Krankenhaus. Ich habe kein Heim.«

»Was wollen Sie sagen? Sie haben doch irgendwo gewohnt.«

»Meine frühere Bedienerin hat mich aus Barmherzigkeit bei sich aufgenommen.« Sie gab Frau Födermayrs Namen und Adresse an. Es war als habe der Unfall auch die harte Schale ihrer Verschämtheit zerbrochen, als habe der Stoß des Motorwagens auch die Gerüste ihres Stolzes niedergeworfen, und wenn sie von jemandem danach gefragt worden wäre, hätte sie ohne Rückhalt die Geschichte ihres Unglücks erzählt. Aber die Ärzte, die ihrem beruflichen Interesse nur ein wenig menschliche Ergriffenheit gesellten, wagten über die Fragen des Protokolls nicht hinauszugehen, bis einer der jüngsten unter ihnen, der inzwischen wieder nach dem anderen Verunglückten gesehen hatte, die Angaben Emmas im Protokoll nachlas. »Emma Rößler,« sagte er, »der Name kommt mir bekannt vor.« Hinter seinem Kopf schien die Sonne aufzugehen, denn lange, blendende Strahlen schossen zu beiden Seiten des Gesichtes hervor, und ein leuchtendes Horn wuchs über seinen Scheitel empor. »Sie sind die Witwe des Dichters Rößler?«

»Ja.« Emma wunderte sich darüber, daß er in so sonderbarer Art den Körper zu wiegen begann; als bewege er ihn nach einem unhörbaren Rhythmus, während die Sonne hinter seinem Kopf immer grellere Strahlen ausschickte. Zugleich wich er von ihrem Bett zurück, verlor an Masse und war nur ein Schatten vor einem hellen Licht. Seine Stimme kam aus einer durch Abgründe getrennten Ferne: »Ich habe eine seltsame Geschichte gelesen, von seinem Kopf ... ist das alles wahr? Man hat ihn abgeschnitten und einbalsamiert ...«

»Es ist wahr!« sagte Emma. Sie war entschlossen, diesen fremden Leuten nichts davon zu sagen, daß der Kopf wieder seinen Körper gefunden hatte, und daß ihr Gatte nun hinter ihrem Bett stehend die kühle Hand auf ihre Stirn legte. Denn es war besser, sich zu verbergen, damit man nicht von den stechenden Sonnenstrahlen getroffen wurde. Die Ärzte hatten sich die Hände gereicht und bildeten einen Kreis schwarzer Gestalten, der sich nun langsam schreitend um ihr Bett bewegte. In die Zwischenräume der Männer schoß immer der grelle Sonnenschein, und je rascher der Tanz wurde, desto schneller folgten sich Licht und Schatten, genau so, wie wenn man im Sommer neben einem Staketenzaun liefe, wo der Wechsel der Beleuchtung das Auge verwirrt. Jemand lief hinter ihr her und sie wußte, ohne sich umzudrehen, daß es Richard war, der sie fangen wollte, und lief darum nur um so schneller, denn sie hatten sich heute morgen gezankt. Oh, nein, sie wollte sich nicht fangen lassen, hörte nicht darauf, daß er hinter ihr rief. Auf dem großen Haufen von Balken, wo die Zimmerleute ihr Holz auswählten, rannte sie weiter, bis nur eine einzige schmale Planke da blieb, deren Ende nicht abzusehen war. Plötzlich stolperte sie und fiel. Da lag sie in einem dichten Nesselgestrüpp, an dem kleine goldene Früchte hingen, und Richard hielt sie keuchend an der Schürze fest. »Ich wußte es,« sagte er, »daß du nicht weit laufen wirst. Du hast deinen Fuß verloren, hier habe ich ihn mitgebracht.« Und er reichte ihr den kleinen Mädchenfuß hin und verlangte einen Kuß als Belohnung. Aber Emma schrie auf, denn der Fuß war über dem Gelenk ganz blutig und Blut tropfte auf ihre Schürze herab. »Das macht nichts«, Richards Trost war warm wie eine liebe Berührung, »Eleagabal Kuperus wird da helfen. Er kann alles. Siehst du.« Mit einer

Verbeugung nahm Richard seinen Kopf herab und setzte ihn wieder auf. Nun sah Emma erst, daß dieser Kopf auf einem armseligen, verkümmerten Körper saß, der fast durchscheinend war, weil die Haut, die sich über die Knochen des Leibes spannte, dünn und fein wie ein Pergament alles Licht hindurchließ. »Du bist ein Dichter, du kannst tun, was du willst«, sagte Emma und war beglückt, auch selbst Trost spenden zu können.

»Na also, so weit wären wir«, sagte die Wärterin zu Frau Födermayr, als Emma zu sich kam.

»Gnädige Frau, gnädige Frau«, stammelte Frau Födermayr und weinte.

Wenn Emma dann später an diese Zeit zurückdachte, so fand sie dies als Wichtigstes in ihrer Erinnerung: eine große Helle, die von den weißen Wänden des Krankensaales zurückgestrahlt wurde und, wenn die Sonne am Nachmittag übermächtig war, vor einer grünen Dämmerung wich; die schlaflosen Stunden der Nacht, die anfangs häufiger waren und später immer seltener wurden, in denen zwischen den Bettreihen Lampen hinter grünen Schirmen brannten, das Mäanderband, das sich im Rechteck an den Kanten der Decke entlangzog und von einem grellen Lichtkreis der Lampen zum andern strebte, indem es auch in den dunkeln Stellen dazwischen mit gleicher Beharrlichkeit seine ineinandergewirrtten Wege fortsetzte; das Bild des Kaisers in Generalsuniform, das so ziemlich in der Mitte der gegenüberliegenden Wand hing; dann den leisen Schritt der Wärterin, das Flüstern der Kranken und die Geräusche der Straße, die nur ganz verstohlen einzudringen wagten; und die heilsame Stille, aus der das alles kam und in die alles wieder zurücksank. Dann tauchten aus diesem allgemeinen Grund von Wunschlosigkeit und Behagen die Besonderheiten, die sich nach ihrer Bedeutung geordnet darstellten. Zuerst die Protokollaufnahmen, bei denen sich Emma, ihrer Schuld bewußt, bemühte, den Motorführer zu entlasten. Die Anfälle, die Vorwürfe und Weinkrämpfe der Frau Födermayr, die oft so heftig waren, daß sie von der Wärterin mit sanfter Gewalt entfernt wurde. Alles dies rührte so hart an den Verlust, daß Emma über sich selbst nicht wenig staunte, nicht mehr Bedauern mit sich selbst, mehr Schmerz, mehr Wehmut in sich zu finden, und sich ein wenig schämte, daß es so weit mit ihr gekommen war, über dem Gefühl der Geborgenheit ihrer Gegenwart die

Gedanken an die Zukunft verloren zu haben. Vor allem war ihr jener schöne, warme Herbstmittag klar, an dem sie zum erstenmal in einem Stuhl in den großen Spitalgarten getragen wurde und ein alter Mann, der mit bleiernen Gliedern an einem Stock wankte, näher kam, ihr wie einer Bekannten ins Gesicht sah und dann seinen Namen nannte: Nikolaus Zenzinger. Als er sah, daß sie auf seinem verfallenen Gesicht nach einer Erklärung suchte, nickte er ihr zu: »Wie geht's? Schon besser, was?« Vom ersten Augenblick an gewann seine Trauer, seine Ergebenheit in ein ihr unbekanntes Schicksal, dessen Grausamkeit sie bloß ahnte, Einfluß auf sie; seine Worte stießen den Riegel der durchsichtigen, aber stets verschlossenen Tore zurück, die die Zellen der Menschen voneinander trennen. Sie traten auf die Schwelle und sahen ihre Verwandtheit.

»Ja,« sagte er, »wir sind zugleich hierhergekommen. Im selben Wagen hat man uns gebracht. Man hat uns beide gerettet.« Dieses letzte Wort schien sich, von einer tiefen Bitterkeit gesport, gegen seinen Sinn zu bäumen; ein Widerspruch lag in ihm, und als fühlte der Mann, daß er nicht Ungleichartiges durcheinander mengen dürfe, setzte er hinzu: »Das heißt, Sie sind ja wirklich gerettet worden.« Und dann nach einer Weile spann er den Faden weiter: »Wir sind zugleich gekommen, aber ich werde vor Ihnen entlassen werden.« An diese erste Begrüßung, in der Ähnlichkeit und Unterschiede festgestellt wurden, knüpften sich an zwei folgenden Tagen noch viele andere Gespräche von fünf Minuten Dauer, wie sie zwischen Kranken flüsternd geführt werden, über den Raum, über die Genossen, über den Arzt und über die Wärterinnen, Gespräche auf der Schwelle, die, so leer und kalt ihre Themen waren, die beiden einander näher brachten. Am Abend des dritten Tages deutete Zenzinger nach den langgezogenen, über den ganzen Himmel fliegenden Wolkenschleiern und sagte: »Morgen kommt der Herbstnebel, und dann der Winter. Leben Sie wohl. In ein paar Tagen werde ich gehen, und wir sehen uns wohl kaum mehr wieder.« Emma wollte nicht daran glauben, aber am nächsten Morgen lag der Nebel dicht vor den Fenstern, der November zog seine grauen Fahnen auf und gab die Erde nicht mehr frei. In der Langeweile des Krankensaales ging Emma dem Schicksal des Fremden nach, baute sich aus den Anzeichen, die sie in

seinem Gesicht, an seinen Händen, dem düftigen Anzug und seiner, mit den Worten des Volkes sich genügenden Sprache gefunden hatte, eine Geschichte nach der andern auf, verwarf alle und stachelte ihre Neugierde so lange an, bis sie dem Zwang erlag, sich an die Wärterin um Auskunft zu wenden. »Nikolaus Zenzinger,« sagte diese, »ich weiß nichts ... aber ich werde auf seinem Zimmer fragen.« Schon am Nachmittag kam die Geschichte, die ihre eigenen Erfindungen übertraf. Nikolaus Zenzinger hatte als Soldat den Feldzug in Bosnien mitgemacht, hatte in einigen Gefechten etliche Kugeln und Säbelhiebe davongetragen, die jedoch seinem Körper keinen dauernden Schaden zufügten, und war endlich doch als Veteran heimgekehrt. Nachdem er vieles versucht hatte, um sich fortzubringen, legte er den letzten Rest seines Geldes für einen photographischen Apparat aus und war entschlossen, eine Fertigkeit, die er einst als Gehilfe erlernt hatte, zu verwerten. Er mietete ein Stückchen Feld vor der Stadt, umgab den Apparat mit vier Wänden aus grauem Segeltuch, richtete einen Holzverschlag als Dunkelkammer her und versprach nun in großen Lettern über dem Eingang seines Salons, binnen der kürzesten Zeit jedermanns Bildnis fertigzustellen. Anfangs hatte er genug zu tun, um alle Dienstmädchen der Nachbarschaft, alte Kriegskameraden, unternehmende Schulmädchen oder lustige Ausflügler zu porträtieren. Es ging laut und vergnügt in seinen vier Wänden aus Segeltuch zu, und Zenzinger schleppte seine müden Beine mit lächelndem Gesicht zwischen dem Apparat und den Gruppen, die sich vor dem Objektiv in kühnen Stellungen zusammenfanden, hin und her. Die Scherze, mit denen er seine Hantierungen begleitete, gewannen einen Ruf. Unter den Lebemännern aus der Vorstadt, unter den sonntagsfrohen Kommis war es Modesache, ein Bild aus Zenzingers Atelier zu besitzen. Man konnte sich auf Leitern sitzend, auf Fässern reitend, über- oder nebeneinander, mit Biergläsern in den Händen, mit der verschämten Freundin am Arm, in nüchternem oder angeheitertem Zustand von ihm darstellen lassen. Zenzinger besaß die Geduld, auf alle Wünsche zu hören und auf sie einzugehen, er traf den Geschmack seines Publikums, da er selbst dessen Kreisen angehörte, und ertrug sein Geschick in seinen vier Segeltuchwänden mit dem Leichtsinn des Künstlers. Aber mit

der Zeit wurde dies anders. Eine Hochflut der Entwicklung seiner Kunst schwemmte alle diese kleinen Leute, die Besitzer der Leinwandbuden fort, trug sie von der Stadt auf das Land, vertrieb sie von ihren festen Sitzen, machte sie zu Nomaden oder verschlang sie ganz. Den großen Photographen mit ihren schönen Ateliers, den gemalten Hintergründen – Wolken oder Burgruinen, freien Landschaften oder Parkwegen – erschien der Wettbewerb um die Popularität nicht mehr entwürdigend, sie sanken mit ihren Preisen bis zur untersten Grenze und paßten sich auch der Laune der Dienstmädchen an; und die neuen Generationen der Kommiss, die Nachfolger der treuen Anhänger Zenzingers von dazumal, gingen jetzt selbst mit ihren Handkameras stolz an seinem Versprechen, jedermanns Bild in der kürzesten Zeit fertigzustellen, vorbei. Die Späße, mit denen der Abgesetzte seine Hantierungen aufputzte, waren nicht mehr neu und hatten ihren Ruf verloren. Nur manchmal kamen noch die Trunkenbolde in sein Atelier, weil sie wußten, daß man sie anderswo hinausgeworfen hätte. Aus einer zähen Anhänglichkeit an die Vaterstadt hielt Zenzinger, der indessen in seinem Beruf ein alter Mann geworden war, seinen Platz und schob das Ausbleiben seines Publikums auf eine vorübergehende Wendung der Mode. Aber als sich seine Lage nicht bessern wollte, als man ihn beharrlich übersah, beschloß er, sich den Leuten ins Gedächtnis zurückzurufen, verließ seinen Posten vor der Stadt und zog näher heran. An der Grenze zwischen dem alten Kern und den immer enger herandrängenden Massen der neuen Häuser schlug er auf einem kleinen Platz seine vier Wände aus Segeltuch auf, stellte seinen Apparat bereit und wartete. Er wartete umsonst. Niemand kam als der Hunger und die Not. Eines Tages brachte ihm der Schneider, bei dem er Bettgeher war und der gerne sein Geld gesehen hätte, eine Zeitung, in der ein Aufruf den armen, alten Mann, dessen Geschäfte so gar nicht gehen wollten, der öffentlichen Mildtätigkeit empfahl. Ganz stolz auf den Erfolg seines Ganges zur Redaktion, auf seine Gutherzigkeit und werktätige Nächstenliebe, wartete der Schneider auf die Anerkennung seines Bettgehers. Aber Zenzinger hielt die Zeitung lange in der Hand, schwieg, sah vor sich hin, knüllte das Papier endlich bedächtig mit beiden Händen zusammen und warf es aus dem Fenster in den Hof hinab, wo es

von spielenden Kindern aufgefangen wurde. Dann ging er, nachdem er seinen besseren Rock angezogen und die Kriegsmedaille angesteckt hatte und ohne dem Schneider auf seine Fragen zu antworten, geradeswegs zur Redaktion. In Habtachtstellung, Hände an der Hosennaht, Blick geradeaus, dankte er den Herrn zunächst untertänigst für ihre freundlichen Bemühungen, bat sie aber zugleich, davon abzustehen, da es sich für einen Veteranen nicht schicke, Almosen anzunehmen. Man wollte ihn beruhigen, aber Zenzinger blieb dabei, daß es ihm unmöglich sei, von milden Gaben zu leben, und daß er lieber verhungern wolle, als ein Stück Brot zu essen, das er nicht verdient, sondern erbettelt habe. »Wenn ich mir nicht mehr mein Leben verdienen kann, so verdiene ich nicht mehr zu leben«, sagte er und die Herren von der Redaktion sahen sich ob dieses seltsamen Wortspiels, das sie dem Schnellphotographen nicht zugetraut hätten, verblüfft an. Diesen geplagten Leuten, die jahraus jahrein von Bittstellern aller Art unter den ausgefallensten Vorwänden behelligt wurden, begegnete Zenzinger wie ein Wunder. Er ließ sich weder überzeugen, daß in einem solchen Aufruf nichts Entwürdigendes liege, noch nahm er die Banknote, die ihm der Chefredakteur mit dem Einverständnis der anderen Herren aus der Redaktionskasse reichte; sein Widerstand war also kein gut erfundener Trick, sondern echt, nicht aus einem überlegenden Verstand entsprungen, sondern aus einem schlichten und ehrlichen Gefühl geflossen. Da aber das Interesse der Redakteure erwacht war, gelang es ihnen nach hartem Ringen einen Vergleich mit Zenzinger abzuschließen. Am Abend brachte die Zeitung eine Änderung des Aufrufs; nun wurde das Publikum darauf aufmerksam gemacht, daß der schon erwähnte Photograph kein Almosen annehme, sondern daß er nur wünsche, man möchte sich wieder seiner Dienste erinnern und ihn besuchen. Daraufhin tröpfelte es einige Aufnahmen von Kindern, gutherzigen alten Damen und von ehemaligen Kameraden. Nach einigen Wochen hatte man seiner ebenso vergessen, wie man sich vorher seiner nicht erinnert hatte, die guten Seelen und alten Kameraden hatten ihre christliche Pflicht erfüllt und ersparten sich weiter den Anblick eines unaufhaltsamen Verfalls, eines Versinkens im Elend, das nur aufregend zu sehen war und das man doch nicht abwenden konnte.

Nachdem er fünf Tage vorher die letzte Einnahme für das Porträt eines Schoßhundes gehabt hatte, wählte Zenzinger die Todesart der Dienstmädchen, als ihm der Schneider, der seit der Geschichte mit dem Aufruf über seinen Undank empört war, das Bett kündigte. Aber das von Phosphorhölzchen abgeschabte Gift reichte nur dazu hin, seinen Körper in ein Flammenbad des Schmerzes zu werfen, aber nicht dazu, seine Lebenskraft ganz zu vernichten. Die Rettungsgesellschaft trat in Tätigkeit und rettete ihn; im Krankenhaus fand er Aufnahme, bis die Spuren des Giftes aus seinem Leib, der mehr von Hunger und von den Qualen seines Stolzes hinfällig war, entwichen.

Dies war die Geschichte, deren Hauptpunkte die Wärterin in Zenzingers Zimmer erfahren hatte. Aus diesen Bruchstücken, aus den überbrachten Fragmenten eines Schicksals wob Emma das Bild seines Lebens mit jenem sicheren Instinkte der Zuneigung, mit einer durch den Anteil an den Arbeiten des Gatten geweckten und erzogenen Phantasie. Sie verband die Eckpfeiler durch Mauerwerk, sie suchte und fand alle Beziehungen und Zusammenhänge und fügte sie dem Bau ein; und wußte gewiß, daß Bild und Bau richtig waren. Kaum konnte sie es erwarten, daß man sie aus dem Krankenhaus entlasse, und als man ihr den künstlichen Fuß anpaßte, begrüßte sie dies Zeichen ihrer Befreiung mit einem in Tränen blitzenden Lächeln. Bei dieser Gelegenheit erinnerte man sie daran, daß die Gesellschaft der elektrischen Straßenbahnen verpflichtet sei, alle Heilungskosten und die Kosten des künstlichen Fußes zu tragen, und daß sie es nicht unterlassen dürfe, ihre Ansprüche geltend zu machen.

»Sie sind aus der Not«, sagte die Nachbarin Emmas, die mit einem Rippenbruch im Bette lag. »So ein Glück! Glück muß man haben! Wer gibt mir was dafür, daß ich mir auf der Kellerstiege beinahe den Hals gebrochen habe? Wenn man schon Schmerzen leidet, so will man doch auch etwas dafür haben. Jetzt sind Sie für Ihr Leben versorgt.«

Wie durch einen Vorhang kamen Emma einige Worte der Frau Fodermayr, die, wenn auch im Gewande anders, doch im Sinne diesen Worten der Nachbarin verwandt waren. Nun war es mit dem friedlichen Behagen, mit dem gedankenlosen Geborgensein in der Krankenstube

vorbei. Ehe sie noch einen Schritt vor ihr Asyl gemacht hatte, stürmte die Welt auf sie ein und zwang sie, an die Zukunft zu denken. Diese Welt, die sie für eine Zeit hinter den Gobelins ihrer Träume vergessen hatte, erhob sich mit der Gebärde eines stiernackigen Gladiators, der den Gegner zum Kampfe auffordert. Aber mit einem neuen Ziel vor Augen, besann sich Emma nicht lange. Dankbar nahm sie das Anerbieten ihres liebenswürdigen Arztes an, der einen Advokaten für ihren Fall zu besorgen versprach. Nun folgten Informationen, Beratungen und Verhandlungen im Sprechzimmer des Krankenhauses. Endlose Feststellungen, die Punkt für Punkt von dem Vertreter der Straßenbahngesellschaft bestritten wurden. Es war ein Hin und Wider, das mit seinen Schlichen und Listen, seinen Vorstößen und Überraschungen ganz dem Gebaren eines hartnäckigen Verkäufers und eines geriebenen Käufers glich. Mit Erstaunen bemerkte Emma eine Wandlung in der Stellung des Anwaltes ihrer Sache. Während er zuerst dem Vertreter des Gegners schroff entgegentrat und von vornherein erklärte, daß er die gerichtliche Austragung einleiten werde, wenn man nicht zu einer gütlichen Vereinbarung kommen könne, schienen später sein Mut und seine Zuversicht zu sinken; er wich wie unter der Last eines schlechten Gewissens vor dem Gegner zurück, gab ihm Raum, schränkte seine Ansprüche ein und riet von einer gerichtlichen Geltendmachung ab, indem er tat, als müsse man froh sein, überhaupt etwas zu erhalten. Schon glaubte Emma wieder den Einfluß jener verderblichen und geheimnisvollen Macht zu fühlen, und von dem Beiseite ihres Advokaten verwirrt, von seinen in Blicken ausgedrückten Parenthesen geängstigt, gab sie endlich zu einer lächerlich geringfügigen Entschädigungssumme, mit der gerade nur der Anschein gerettet war, ihre Zustimmung.

Froh dem widerwärtigen Kampf entronnen zu sein, antwortete sie auf die Fragen der Nachbarin. Die Frau mit dem Rippenbruch machte eine Bewegung, als wollte sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen: »Ach du mein Gott! So was! So ein Unsinn!« Die Ausrufe folgten einander wie Raketen und prasselten auf. Dann endlich fand ihr stürmisches Temperament die Besinnung zu dem ruhigeren Fluß einer Erklärung. »Aber, aber ... so ungeschickt! Na, die Gesellschaft ist gut weggekommen. Und

Sie haben die Gelegenheit versäumt, sich ein Vermögen zu machen. Das war eine Gemeinheit, Sie mit den Heilungskosten und einer einmaligen Entschädigungssumme abzufinden. Heilungskosten, Schadenersatz, Schmerzensgeld und eine lebenslängliche Rente – alles das hätte Ihnen gebührt! Wie kann man nur! Das hätte Ihnen von jedem Gericht zugesprochen werden müssen. Aber Ihr Advokat war entweder ein Trottel oder ein Schuft.«

Emma schämte sich zuerst ein wenig, aber dann tröstete sie sich rasch damit, daß die Frau ja nichts von ihrem Verfolger und seiner Macht wußte, daß sie nichts von dem schrecklichen Gefühl kannte, von einem unfäßbaren und unbesiegbaren Gegner immer bedroht zu sein. Als sie am nächsten Morgen das Krankenhaus nach einem gerührten Abschied verließ, schlug sie ohne Besinnen den Weg zum Notar ein, wo heute das Ergebnis der Verhandlungen zu einer Urkunde versteinern sollte. Klapp – klapp, machte der künstliche Fuß, als sie die Stiegen zum Notar hinaufging, und das Gestolper der beiden Stöcke band sich damit zu einem seltsamen Rhythmus, einem Getrappel, das auf den steinernen Platten des Ganges unter den Kreuzgewölben des uralten Hauses widerhallte. Es war, als sollten diese Geräusche, die nun von ihrer Zukunft unzertrennbar waren, dieses Klappern, das sie von nun an auf allen Wegen begleiten würde, in ihrer Vervielfachung, in ihrer Brechung und Wiederholung den Verlust noch einmal recht deutlich machen, bevor sie unterschrieb. Irgendwo in einem Winkel ihrer Vorstellungen kauerte wie ein Lurch das Wort der Nachbarin über den schlechten Anwalt ihrer Sache.

Man empfing Emma mit aller Liebenswürdigkeit, rollte ihr einen Stuhl herbei und umwarb sie mit einem Aufwand an schönen Worten, als besorge man, sie könnte noch im letzten Augenblick ihren Entschluß ändern und vom gütlichen Vergleich zurücktreten. Dann beeilte sich der Notar die Urkunde vorzulesen, mit der Emma gegen die einmalige Zahlung jener Summe auf die Geltendmachung aller Ansprüche verzichtete und sich für vollständig befriedigt bekannte. Um sie herum standen alle diese Männer, die alle zum Schein an ihrem Schicksal Anteil nahmen und unter denen sie nicht einen Freund hatte, sie fühlte, wie man sie belauerte, und in einer

plötzlichen Anwandlung von Furcht, man könnte ihr am Ende auch noch dies Geringe entreißen, nahm sie die Feder und unterschrieb. Der Notar drückte sein Siegel auf, die Zeugen setzten ihre Namen bei, und der Vertreter der Straßenbahngesellschaft überreichte ihr sofort das gewichtige Kuvert.

Emma empfahl sich unter den Verbeugungen der Herren und klapperte das Stück Weges zu Frau Fodermayr hinüber. In ihrem Bein war eine neue Empfindung, ein leiser Schmerz, die ungewohnte Verbindung des Lebenden mit dem Leblosen hielt eine Art von Grauen vor sich selbst wach. Von Zeit zu Zeit blieb sie ermüdet stehen und ließ die Menschen an sich vorübergehen. Verwundert sah sie, wie rasch man mit zwei Beinen vorwärts kam. Sie kam sich wie mit einer Kette belastet vor, als schleppe sie ein Gewicht mit sich, eine schwere Kugel, an die sie für alle Zukunft geschmiedet war.

In Frau Fodermayrs kleiner Wohnung war es unbehaglich kalt, und es schien Emma, als habe man einen Teil der Möbel entfernt. An der Fensterbank saß Meister Anton, obzwar es doch Arbeitszeit war, und strickte, während seine Frau sich bemühte, ein kleines Feuerchen aus Funken anzublase. Der Freude des Wiedersehens war eine Niedergeschlagenheit beigemischt, deren Grund Emma nach den ersten Worten zu erkunden begann. Sie ließ sich nicht irreführen und nicht ablenken, nahm alle Barrikaden, drang unaufhaltsam vor und fand endlich mit Bestürzung den Eingang zum Verständnis. Was Anton gefürchtet hatte, war eingetroffen. Man hatte ihn unter irgendeinem Vorwand entlassen; er war vergebens herumgelaufen und hatte keine Arbeit finden können. Nun, da er den Tatsachen gegenüberstand, hungerte er und fror wie ein Held und schlug alle Anfälle von Verzweiflung zurück; er richtete seine kleinmütig gewordene Frau auf und verwertete seine Liebhabereien, das Strümpfstricken und das Rahmenvergolden, zum Erwerb des Notwendigsten. Seine Erzählung war frei von Bitterkeit, von Vorwürfen und berichtete so schlicht, als spreche er von einem andern. Emma antwortete mit einem Trost und einer Bitte. Sie zwang ihre Wohltäter, ihren kleinen Besitz mit ihr zu teilen, und da sie es verstand, Frau Fodermayr in

dem Glauben zu erhalten, ihre Gabe komme aus einem großen Überfluß her, besiegte sie alle Einwände und Widerstände. Frau Fodermayrs Phantasie hatte einen Glanz über Emmas Zukunft gegossen, sie sah Türme voll von Schätzen, sie hatte das Wahrscheinliche zur höchsten Potenz erhoben und nahm endlich, von der Not mürbe gemacht und von dem Gedanken an Rettung betäubt, was ihr Emma bot.

»Es ist ja kein Geschenk,« sagte Emma, »ich zahle nur eine Schuld zurück.«

Frau Fodermayr wollte die Hände der Retterin küssen; aber Emma umarmte sie und küßte sie auf die faltigen Wangen, in denen die Runen der Not zu lesen waren. Anton kam aus seinem Winkel hervor und gab ihr die Hand. Er sagte gar nichts, sah sie nicht einmal an, sondern starrte auf seine Frau, die beim Ofen stand und weinte; seine Mundwinkel waren herabgezogen, seine Augenlider zitterten.

Dann ging Emma rasch davon. Der Winterhimmel über dem kleinen Hof war klar und blau; aus einem eben geöffneten Küchenfenster stieg dichter Dampf wie aus einem Schornstein empor. Ein Teil dessen, was Emma so schwer und drückend über sich gefühlt hatte, hob sich und stieg auf gleich diesem Dunst. Ihr Weg zu dem Leinwandhaus Nikolaus Zenzingers lag frei vor ihr. Als sie den Platz erreichte, wo sie sein Atelier zu finden erwartet hatte, erschrak sie ein wenig. Einige Karren waren hier ineinandergeschoben, in denen die Straßenkehrer den Schnee wegzuführen pflegten, unter der Brücke rauschten die dunkeln Wasser des Mühlgrabens zwischen Resten schmutzigen Schnees. Zenzingers Atelier war abgebrochen; Emma fand sich bald zurecht. Der Winter war wohl für seine Kunst nicht günstig; es galt, den Schneider zu finden. Nachdem sie einige Wachleute, einen Greisler und eine Tabaktrafikanin befragt hatte, stieg sie die finstere, steile Stiege zur Wohnung des Schneiders hinauf. Inmitten seiner Tuchflecken saß der brave Mann und wies auf Emmas Erkundigung mit der Schere nach Zenzingers Tür.

»Ach Sie ... Sie kommen zu mir«, sagte Zenzinger und erhob sich von dem Tisch, auf dem Stöße von Ansichtskarten neben einigen Farbschalen und Pinseln lagen.

»Ich habe Sie aufgesucht.«

»Woher wissen Sie ...?«

»Ich habe mich durchgefragt.«

»Ich ... ich photographiere im Winter nicht. Es ist nicht möglich.«

»Was machen Sie denn im Winter?«

»Alles, was man von mir verlangt. Jetzt, sehen Sie, koloriere ich Ansichtskarten. Ich kann Sie nicht aufnehmen.«

»Ich will, daß Sie mich in anderer Weise aufnehmen. Ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie mir gestatten, bei Ihnen zu wohnen.«

Zenzinger räumte eine Menge von Flaschen, Schalen und Glasscheiben von einer Kiste und bot Emma den einzigen Stuhl seiner Kammer an. Dann setzte er sich auf die Kiste, der Frau gegenüber, schlang die Hände ineinander und hob sie bis zur Höhe des Gesichts: »Warum, warum ... tun Sie mir das an?«

»Nehmen Sie meine Bitte ernst. Ich habe niemanden auf der Welt. Mein Mann ist tot. Den einzigen Freund, den ich hatte, wage ich nicht wiederzusehen. Meinen Unfall hat man mir recht schlecht bezahlt. Nun suche ich einen Schutz. Sie ... Sie! Es schien mir, als ob wir zwei zusammengehörten.«

Die zitternden Hände sanken herab und suchten auf der Kante der Kiste eine Stütze. Dann begann Zenzinger zu husten, öffnete zwei Knöpfe seines verfärbten, abgeschabten Winterrocks, gab sich einen Ruck, sank zurück, als fehle ihm die Kraft aufzustehen, strich an den Seiten des Rockes herab und fuhr plötzlich in die Tasche. Dazu murmelte er unter einem Zittern der Kinnladen vor sich hin. Und endlich hob er den Kopf und sah Emma mit einem so unterwürfigen und bewundernden Blick an, daß sie, sicher, ihn gewonnen zu haben und in jenem Gefühl der Verwandtheit, seine Hand ergriff. »Wenn es so ist,« sagte er, »wenn es so ist ... Ja dann gehören wir zusammen, wir zwei, wir gehören zusammen.« Die Riegel waren zurückgestoßen, und die beiden Menschen fanden sich auf der Schwelle. Von ihrer Ungewißheit befreit sah Emma ein zwar von einem trüben Himmel überdecktes, aber doch sicheres Land, einen Strand, an dem sie nicht mehr einsam war.

In den ersten Tagen dieses neuen Bündnisses hatte Emma damit zu tun, die Formen ausfindig zu machen, in denen sich ihre Gemeinsamkeit ausdrücken konnte. Nikolaus Zenzinger mußte Schritt für Schritt zum Vertrauen geführt werden, sie mußte ihn auf Umwegen daran gewöhnen, jemand anderen für sein Leben sorgen zu lassen. Zuerst war er von dem Umschwung der Dinge so verblüfft, daß er alles mit sich geschehen ließ, dann kam die Periode der Auflehnung, und als diese durch List und Umsicht besiegt war, gab sich Zenzinger der neuen Ordnung wie einem Traume hin. Nachdem Emma eine Unterredung mit dem braven Schneider gehabt und seine Verfinsterungen erhellt hatte, zog sie trotz seines Bedauerns und seiner unterwürfigen Anerbietungen von ihm fort zu einer Witwe, die Vorhänge wusch und zwei kleine Kabinette vermietete. In Emmas Zimmer wurde der Tisch mit den Ansichtskarten und den Farbschalen aufgeschlagen, und während sie die Dächer rot, das Wasser und den Himmel blau und die Bäume grün bemalte, hämmerte, sägte und kleisterte Nikolaus nebenan an einem Werke, dessen Idee ihn durch ein Jahrzehnt verfolgt hatte. Seitdem ihm einmal einer seiner Kunden vorgehalten hatte, daß seine Bilder so schlecht seien, weil aus dem alten Kasten nichts Besseres herauskommen könne, ging sein Ehrgeiz dem Gedanken nach, sich selbst einen anderen Apparat mit allem Raffinement der Gegenwart zu bauen. Zeit und Umstände hatten ihn endlich gegen seinen Wunsch stumpf gemacht, hatten die Aufgabe aus seinem Gedächtnisse verwischt. Es gibt Geheimschriften, die auf ihrem Blatt Papier allen unsichtbar sind und erst hervortreten, wenn das Blatt über die Lampe oder an den Ofen gehalten wird. So tauchte nun in der Wärme, die aus Emmas Zuneigung über sein Alter kam, der alte Wunsch wieder auf, und Emma nahm es als ein erstes Zeichen beginnenden vollen Vertrauens, als Nikolaus von diesem Plan zu sprechen begann. Dieser Wunsch war zu verwirklichen, und seine Erfüllung war ja auch eine Aussicht für den Aufschwung des Ateliers. Sie schaffte das Material nach den Angaben Zenzingers herbei und nahm ihm die Arbeit ab, die ihm ein mildherziger Papierhändler übertrug, weil er in den Zeitungen von dem seltsamen Schicksal des Mannes und von seinem unbeugsamen Stolz gelesen hatte.

Nun saß Nikolaus Tag für Tag vor seinem Werke, schraubte, maß und paßte ein, erfüllte die Wohnung mit allen Dünsten von Leim und Lack und schnaubte vor Eifer. Oft kam Emma auf die Schwelle, sah seinen weißen Kopf über irgendein feines Räderwerk gebeugt und seine Finger in hastiger Bewegung und trat lächelnd zurück, voll Freude, daß sie wieder lächeln konnte. So weltfern und entlegen, so abgeschieden von der Sphäre ihres Feindes erschien ihr dieser Zufluchtsort, daß sie sich wie in Katakomben verborgen vorkam und glaubte, seinem Gesichtskreis und seiner Macht entronnen zu sein. Seltener wurde die peinvolle Angst der Flucht; und die nächtlichen Andachten vor dem Haupt des Gatten waren zugleich Feste der Liebe und des Dankes. Kurz nachdem Emma die neue Wohnung gefunden hatte, holte sie ihr Heiligtum von Frau Fodermayr und wies ihm seinen Altar auf einer Kommode an, die, spinnenbeinig und länglich schmal, in keinem Stück dem bauchigen Ungeheuer in Fodermayrs Kammer glich.

Und eines Abends, als die Dämmerung Zenzingers Eifer in lässiges Behagen verwandelt hatte, nahm Emma das Tuch von dem Kopf, zeigte ihn dem Freunde und erzählte ihm, der noch nie darnach gefragt hatte, ihre Geschichte, die mit der des Kopfes so eng verknüpft war. Eleagabal Kuperus wurde im hellen Glanze sichtbar, und dann begann der lange und abschüssige Gang ins Dunkel:

»Ich bin mir nicht ganz darüber klar gewesen, wessen Feindschaft ich mir eigentlich zugezogen habe. Ich hätte es aber wissen können. Ich habe ihn ja kennengelernt, als ich in seinem Haus bedienstet war. Damals, als er mich zum erstenmal seinem Willen unterwerfen wollte, und als mich mein Mann von ihm befreit hat. Niemals aber hätte ich gedacht, daß der Zorn eines Menschen so nachhaltig sein könne. Und daß ein Mensch die Macht hat, seinen Zorn so wirksam fühlbar zu machen. Von dem Augenblick an, als ich seinem Unterhändler die Tür gewiesen habe, ist er wie ein böser Geist auf meinen Wegen gewesen. Bezug hat mich mit seinem Haß verfolgt. Er hat alle meine Hoffnungen zerstört, er hat mir alles entrissen. Jetzt aber – bin ich ihm hoffentlich entronnen. Es hat damit begonnen, daß der Verleger, der sich zuerst doch selbst um die Werke meines Mannes beworben hat, auf meine Briefe keine Antwort gegeben hat. Ich habe ihn

schließlich selbst aufgesucht. Er hat mich nicht empfangen und mir durch seinen Buchhalter erklärt, daß er sich die Sache überlegt habe, weil er keinen Erfolg voraussehen könne. Ich habe über seine Kurzsichtigkeit gelacht und bin zu einem anderen Verleger gegangen, der zuerst für den Gedanken begeistert war. Aber nach kurzer Zeit begann er die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und brach sie schließlich unter einer ähnlichen Begründung wie der erste ab. Bei einem dritten und einem vierten war es nicht anders. Auf welche Weise Bezug von meinen Plänen Kenntnis erhalten haben kann, weiß ich nicht; aber soviel ist gewiß, daß er alle Bemühungen vereitelt hat. Nun stand ich mit meinem Erbe da und konnte nichts für das Andenken meines Gatten tun; ich konnte meine Sendung nicht erfüllen; und ich begrub alles, was mir von seinen Arbeiten anvertraut war, in der kleinen Kiste, die Sie dort sehen. Der Kampf um mein eigenes Leben begann und mußte ausgefochten werden. Was habe ich alles versucht, um mich zu retten? Welchen Arbeiten habe ich mich unterzogen! Denn nun, da ich mir klar darüber geworden war, daß ich einen Feind hatte, wäre es eine niedrige Schwäche gewesen, nicht allen Widerstand aufzubieten. Je mehr ich mich bemühte, desto deutlicher fühlte ich den Druck einer ungeheuren Hand über meinem Schicksal; um so grausiger und schneller waren die Wirkungen der lauenden Gewalt. Es war immer dasselbe. Wenn ich dachte, irgendwo festen Fuß gefaßt zu haben, und wenn ich die Zufriedenheit meiner Arbeitgeber wachsen sah, dann kam ein erster leichter Stoß, ein Beben des Bodens, den ich unter mir glaubte. Man vermied es mich anzusehen, man wich mir aus, und endlich kam der Augenblick, wo man mir, oft stockend und widerwillig – ich sah es ganz gut – mitteilte, daß man auf meine Dienste verzichten müsse. Man bemitleidete mich, aber man folgte den Befehlen meines Feindes. Als Erzieherin, als Sprachlehrerin, als Schreiberin habe ich gearbeitet. Und überall war das Ende das nämliche. Ein bedauerndes Kopfschütteln und Achselzucken, wenn ich nach den Gründen fragte, ein Verstummen und ein verlegenes Bestätigen der Entlassung. Irgendwo im Dunkeln, unfassbar wie ein Nebel, aber durchdringend und nach allen Seiten hin wirksam, hockte die abscheuliche Gewalt, der ich unterlag. Zuerst trug ich meine Dienste in

den Blättern selbst an, dann, als mir das Geld dazu fehlte, stand ich zitternd vor den Anzeigen, unter den anderen, die nach Stellen suchten. Wenn es mir gelang, etwas zu finden, so war es doch immer wieder bald verloren. Irgendein Gefühl, eine törichte Scham hielt mich ab, die Hilfe des Eleagabal Kuperus zu suchen, der mir so freundlich gewesen war. Wenn ich es doch getan hätte, bevor es zu spät war! Denn ich glaube, er, bei dem ich so viel Wunderbares sah, ist der einzige, der gegen Bezug auftreten kann. Als ich auf dem Gipfel der Verzweiflung angelangt war, geschah, was es mir für immer unmöglich macht, mich ihm zu nähern. Die Aufregungen des Suchens, die Beschämungen des Verlierens machten mich krank. Eines Abends trat zum erstenmal dieser Zustand ein, der mich dann immer öfter überfiel und mich zeitweilig meiner Sinne beraubte. Ich weiß nicht, ob es der Hunger war, oder ob meine Nerven gelitten hatten. Fieber oder Wahnsinn, irgend etwas kroch an mich heran, umklammerte mich und preßte meine Glieder, daß ich vor Schmerz schrie. Das erstemal ließ es nach meinem Schrei von mir ab. Eine Stumpfheit folgte, in der mir alles gleichgültig war. Wenn man mich mit Nadeln gestochen, mit glühenden Zangen gepeinigt oder gevierteilt hätte, so hätte ich wohl nichts davon gefühlt. Ganz fremde Gedanken, frech und träge wie Kröten, bemächtigten sich meiner, erfüllten mich ganz und verwandelten mein Ich. Nach einigen Stunden verging dies, und ich stand, als erwachte ich aus einer Hypnose. Wenn Sie an Fernwirkungen glauben, so werden Sie es begreiflich finden, daß ich vor diesem Zustand zitterte. Denn ich zweifelte nicht, daß ich in diesen Stunden dem Einfluß Bezugs unterlag, daß er meinen Willen gebrochen hatte, und ich schämte mich, daß ich mich selbst so völlig verlieren konnte. Nun raste ich umher und versuchte es von neuem, aus seinem Bann zu kommen. Hundertmal ermahnte ich mich, Eleagabal Kuperus aufzusuchen, aber wenn ich schon auf dem Wege zu ihm war, wurden mir mit einemmal meine Glieder so schwer, daß ich mich kaum bewegen konnte. Dann kroch es wieder hinter mir her, umklammerte mich und entriß mir in der folgenden Stumpfheit mein Ich. Immer länger dauerten die Umklammerungen, und immer länger war ich danach von fremden Gedanken erfüllt. Unterwirf dich ihm, redete es in mir, geh zu ihm,

bring dich seiner Macht zum Opfer, gib ihm den Kopf, den er verlangt. Nun erschien mir nicht mehr Bezug, sondern mein Gatte als Feind. Seltener wurden die Stunden, in denen ich mir selbst angehörte. Auf der Straße, in meinem Zimmer fühlte ich den scheußlichen Polypen hinter mir, etwas glotzte mich unaufhörlich mit starren Augen an, und oft glaubte ich schlängelnde Schatten neben mir zu sehen, glatte Fangarme, die mich umspielten, Rüssel oder Fühler mit Händen an den Enden, die meine Bewegungen begleiteten. Man beobachtete mich, bewachte meine Gedanken, umspann mich mit Netzen. Eine Unsicherheit kam über mich, als ob mein Körper und meine Gedanken ihren Schwerpunkt verloren hätten und ich unfähig sei, das Gleichgewicht zu bewahren. Durch eine ungemein verdünnte Luft taumelte ich weiter, und dann wieder war es, als ob sich die Atmosphäre zu einer Gallerte verdichte, in der mein Körper stecken blieb und versank. Diesen Martern meiner Lungen gesellte sich ein häufiger Wechsel von Hitze und Kälte. Ich glaubte, mein Körper müsse einschrumpfen und zu Staub zerfallen; und wenige Minuten später war es mir, als reiße mich die Kälte auseinander, als werde mich jetzt ein Sprung durch die Mitte meines Leibes töten. Dies war die dritte Art von Erscheinungen, und von dieser bis zur folgenden Umklammerung wurden die Zwischenräume immer kürzer. Aber das furchtbarste war doch, daß ich in diesen Zeiten der Ruhe, in diesen Stunden der Willensfreiheit außerstande war, die Gedanken, die mich vorher erfüllt hatten, von mir fernzuhalten. Nachdem ich mich lange gewehrt hatte, gewannen sie die Übermacht, als hätten sie sich durch die häufige Wiederholung allzu tief eingegraben. Ich erzähle Ihnen alles dies so genau, damit Sie sich ein Urteil darüber bilden können, ob ich die Verantwortung für das trage, was ich tat. Denn wenn ich auch gewiß bin, daß ich in meinen Anfällen unter dem Einfluß Bezugs stand, so kann ich doch nicht daran glauben, daß ich in den Pausen, wo ich ganz klar dachte, wo alle körperlichen Begleiterscheinungen von mir gewichen waren, auch seiner Macht erlag. Eine Zeitlang suchte ich mich selbst vor mir damit zu entschuldigen, daß ich eine Nachwirkung seines Einflusses annahm und daß ich meine Verirrung nicht so sehr meiner Schwäche als seiner Bosheit zur Last legte. Aber als ich wieder den Mut zur

Aufrichtigkeit hatte, bekannte ich mir, daß niemand anderer als ich selbst jene unheilvolle Stunde zu verantworten hat. Es gibt Dinge, um die man bis zum Äußersten kämpfen muß; da gibt es keine Entschuldigung des Schwachwerdens. Das sind die Dinge des Glaubens, für die Hunderte von Menschen die gräßlichsten Qualen erduldeten. Nachdem ich eine Zeitlang, Wochen hindurch Widerstand geleistet hatte, stieß ich mich selbst aus den Reihen der Helden und Märtyrer und beraubte mich selbst der Freundschaft des Eleagabal Kuperus. Er hatte mir aufgetragen, den Kopf meines Gatten niemals von mir zu geben, und dieses stillschweigende Gelöbnis aus einer feierlichen Stunde durfte ich nicht verletzen. Eines Tages geschah aber – in einer Zeit der Ruhe, bei voller Besinnung – folgendes. Ich ging im Zimmer auf und ab, sah aus meinem Fenster auf Höfe und in Baumkronen, in denen die Spatzen lärmten; alles war mir ganz klar, und ich erinnere mich sogar der Wolken, die über der Domkirche standen; ich kann mich also keineswegs damit trösten, daß ich unter Bezugs Einfluß stand; denn es fehlten alle Anzeichen davon und insbesondere jene Verschwommenheit, in der mir die Außendinge dann immer zerflossen. Plötzlich, als werde etwas Längstvorbereitetes nur enthüllt, als falle der Vorhang vor einem vollbrachten Werke, stand der Entschluß in mir fest, mein Elend zu beenden. Warum quälte ich mich so sehr, warum ließ ich meine Seele so martern, wenn nichts anderes zu tun war, als zu Bezug zu gehen und ihm das Haupt meines Gatten zu bringen. Ich wußte, daß ich befreit war, wenn ich mich seinen Wünschen gehorsam zeigte. Ohne mich einen Augenblick länger zu bedenken, machte ich mich zum Ausgehen fertig, hüllte meines Gatten Kopf in Tücher ein, als wäre er eine Ware oder ein Kürbis, und schlug den Weg zu Bezugs Palast ein. Nicht stumpfsinnig und ergeben ging ich hin, sondern selbstbewußt, wie jemand, der zu einem ehrenvollen Vergleich geht, bei dem beide Teile gewinnen. Bei vollem Bewußtsein, muß ich Ihnen wiederholen. Und ich war schamlos genug, mir selbst einzugestehen, daß ich bereit sei, nicht nur meines Gatten Kopf, sondern mich selbst Bezug hinzugeben, wenn er es von mir verlangen sollte. Zuerst schenkte ich den Leuten auf der Straße wenig Aufmerksamkeit. Ich ließ die Spaziergänger und die Geschäftigen vorbeigehen und sah nur manchmal in

einen oder den andern der Laden, in denen Toilettengegenstände und Eßwaren ausgestellt waren, als suche ich schon jetzt die Dinge aus, die ich nach dem Vertragsabschluß mit Bezug zunächst zu kaufen hatte. Als ich aus den lärmenden Straßen des Geschäftslebens in die breiten, ruhigen Gassen des vornehmen Viertels kam und das Gewühl der Menschen sich auflöste, bemerkte ich eine Frau vor mir. Sie ging ungefähr zwanzig Schritte vor mir denselben Weg. Sie trug ein in Tücher gehülltes Paket im Arm und irgend etwas an ihr kam mir bekannt und zugleich seltsam grausig vor. Meine Neugierde war erweckt, und ich ging rascher und rascher, um einen Blick auf ihr Gesicht zu tun, und zugleich zitterte ich vor Angst, als müsse mir dieser Blick etwas Schreckliches zeigen. Aber so sehr ich mich bemühte, ihr vorzukommen, sie blieb immer in gleicher Entfernung von mir, anscheinend ohne sich zu beeilen. Immer bekannter kam mir diese Frau vor, jede ihrer Bewegungen, die Haltung des Kopfes, und ihr Gang, schienen mir vertraut. Im hellen Sonnenschein schritt sie vor mir über die Straße, gerade dort, wo ich die Straße kreuzen mußte, um zu Bezugs Haus zu kommen; sie bog in die Nebengasse ein und hielt immer meine Richtung. Ich glaube, ich bin hinter ihr hergelaufen, aber ich konnte ihr nicht näher kommen. Endlich ging sie geradewegs auf Bezugs Haus zu und mit einem furchtbaren Schlag, der durch meinen ganzen Körper ging, erkannte ich nun unzweifelhaft, daß sie dasselbe Ziel hatte wie ich. Ich wollte stehen bleiben und mich, außer mir vor Angst, verstecken; aber irgend etwas trieb mich vorwärts, trug meine erstarrten Glieder weiter und zwang mich dieselbe Richtung einzuhalten. Eben in dem Augenblick, als sie die oberste Stufe der Treppe erreicht hatte, setzte ich meinen Fuß auf die unterste. Da – es war mir, als sei ich gestorben – wandte sie sich nach mir um und ich sah mich – mir selbst gegenüber. Das war ich und doch nicht ich, denn ich stand ja unten und hielt den Kopf meines Gatten im Arm. Plötzlich aber ... ich starrte sie noch an, ohne mich zu regen, fielen die Tücher von dem Paket, das sie trug, und mit beiden Händen hielt sie mir das Haupt meines Gatten entgegen. Da, mit einem plötzlichen Stoß kam mir die Kraft, dem ersten Antrieb des Lebens, dem Trieb zur Flucht zu folgen. Ich lief und lief durch den Park an die Grenzen der Stadt, über Felder und Wiesen, kam wieder in

Vorstädte, rannte fremde Straßen auf und ab; als ich bei Einbruch der Nacht zu mir kam, bemerkte ich, daß ich den Arm, in dem ich den Kopf getragen hatte, noch fest an mich gepreßt hielt. Aber der Kopf war fort. Ich wußte aus irgendeinem Grunde, der in mir war, ohne daß ich hätte angeben können, woher, daß ich den Kopf nicht verloren hatte, ich stieg zu meinem Zimmer hinauf und machte Licht. Da stand der Kopf unter seiner Glasglocke, als ob ich ihn niemals fortgenommen hätte, und auf einem Stuhl lagen die Tücher, in die er gehüllt gewesen war. Die Nacht war schrecklich, von Reue und Angst erfüllt. Mehr als jemals fürchtete ich, die Anfälle, in denen Bezug mich beherrschte, können wiederkehren, und ich war sicher, daß ich mich würde töten müssen, wenn sie noch einmal kämen. Aber ich blieb frei von ihnen, in dieser Nacht und am folgenden Tage, und sie sind nicht wiedergekommen. Seit diesem schrecklichen Erlebnis bin ich von ihnen verschont. Ich habe mich nicht bemüht, eine Erklärung für das Unerklärliche zu suchen. Mein Gatte hat mir verziehen, ich selbst aber konnte es noch nicht. Am Morgen nach der Nacht, in der ich mir seiner Verzeihung bewußt wurde, kam die Frau, die früher bei uns als Bedienerin gewesen war. Sie hatte von meiner Not gehört und mich lange vergebens gesucht; und sie weinte nun vor Rührung, als sie mich gefunden hatte. Sie überredete mich, zu ihr zu ziehen, und sie schützte mich solange, bis mein Schicksal den Weg nahm, auf dem ich nun zu Ihnen gelangt bin.«

Nikolaus Zenzinger saß vor Emma, strich mit der Hand über sein weißes Haar, daß die von der Arbeit aufgewirbelten Strähne glatt in die Stirn sanken, und sah nach dem Kopf, als wolle er von ihm eine Antwort auf ungesprochene Fragen holen. Dann erhob er sich und deckte das Tuch über die Glasglocke. Das weiße Gesicht verschwand aus der Dämmerung. Er wünschte etwas zu sagen, was seinen Anteil gezeigt hätte. Aber es fiel ihm nichts ein. Da ging er zu Emma hin, nahm ihre Hand und sagte: »Ja, ... ja ... wir bleiben schon zusammen, Frau Emma.« Und erstaunt, bestürzt und erschrocken fühlte er einen Kuß auf seiner runzligen und zitternden Hand.

Im Gasthausgarten »Zum General Laudon«. Adalbert tritt in die Kreise des Eleagabal Kuperus. Ein Gespräch über die Zukunft der Menschheit und eines über Tod und Leben

[Inhaltsverzeichnis](#)

Heute komme ich als Verführer«, sagte Eleagabal Kuperus, als er die Turmstube des Heinrich Palingenius betrat. Er reichte Regina lächelnd die Hand.

Regina sah ihn erstaunt an. Wie jung der Alte heute schien. Sein Gesicht war frisch und die Hälfte der Falten schien aus ihm hinweggewischt. »Ja, ja,« sagte er als Antwort auf ihren Blick, »du mußt heute mit mir gehen. Ich entführe dich dem Turm, hinab in die Welt. Komm nur.«

»Ich weiß nicht, ob der Vater ...«

»Er ist wieder in seinem Arbeitszimmer?«

»Er arbeitet. Er hat wieder die ganze Nacht gearbeitet. Sagen Sie ihm, bitte, daß er sich nicht so anstrengen darf. Was soll daraus werden? Er ist noch nicht so gesund, daß er nicht recht vorsichtig sein müßte.«

»Das hilft wenig, mein Kind. Er folgt mir doch nicht. Die Arbeit brennt ihm auf der Seele. Und je schwächer er sich fühlt, desto größer wird seine Angst, daß sie unvollendet bleiben könnte.«

Regina wandte sich ab und sah nach der Ecke hin, wo die alte Johanna saß und strickte. Da legte Kuperus seinen Arm um ihre Schultern und zog sie ein wenig an sich: »Nein, Regina,« sagte er, »sei ruhig. Er wird seine Arbeit vollenden.« Er sagte das in so festem, bestimmtem Ton, daß ihn Regina dankbar und vertrauend anlächelte. Sie war nun wieder ganz heiter und ging auf Johanna zu.

»Johanna, hörst du, wir sollen hinuntergehen. Hörst du, du gehst mit.«

Aus ihrem Sinnen gestört, zeigte Johanna ein ganz erbittertes Gesicht:
»Nein, ich gehe nicht zu Bezug hinunter.«

»Aber laß doch den Bezug. Was hast du immer mit diesem Bezug. Wir wollen spazieren gehen, nicht wahr, Kuperus?«

»Nein, geh nur allein«, beharrte Johanna.

Mild wie ein Arzt sagte Kuperus: »Warum willst du nicht mitgehen? Denkst du, daß Bezug schon die ganze Welt unterworfen hat? Fürchtest du dich vor ihm? Wenn er das wüßte, würde er lachen. Du kennst sein Lachen.«

Da warf Johanna ihr Strickzeug hin, stand auf und setzte den Holzfuß hart auf die Nadeln und Maschen: »Er soll nicht über mich lachen. Es wird mir schon einmal gegeben werden, über ihn zu lachen.«

»Vielleicht! Macht euch fertig, ich gehe unterdessen zu Palingenius.«

Während Regina ihre Kleider aus dem Wandschrank hervornahm, trat Kuperus in das Arbeitszimmer des Türmers. Palingenius saß inmitten des Gestänges seiner Flugmaschine vor einem kleinen Amboß und arbeitete an einem winzigen, ungemein verwickelten Mechanismus. Gerade als Kuperus eintrat, sprang im rechten Auge der Negerin die fünfte Stunde auf und rasselnd und klirrend begann sie ihren barbarischen Tanz, bei dessen Lärm der Türmer das Öffnen der Tür nicht hören konnte. So konnte Kuperus eine Weile lautlos stehen und den in seine Arbeit ganz versunkenen Freund betrachten. Neben der gespannten Aufmerksamkeit lag ein Zug des Schmerzes in dessen Gesicht, eines körperlichen Schmerzes, der in diesem Augenblick so weit dahinten lag, daß sich Palingenius nicht die Mühe gab, seine Anzeichen zu unterdrücken. Aber der Schmerz war da, wich nicht von ihm und hatte Besitz von seinem Leib ergriffen, unstillbar, doch in diesen Stunden der Arbeit nur wie ein dumpfes Unbehagen weit, weit weg. Nach einigen Minuten stillen Zusehens lehnte sich Kuperus mit den Armen auf eine querziehende Stange, die ihm wie eine Brüstung den Weg versperrte, und sagte: »Nun – Palingenius! Was macht das Werk?«

Der Türmer sah auf, nickte dem Freund zu und senkte den Kopf sogleich wieder über die Arbeit, ohne eine Antwort zu geben. Es war ganz still, nur das leise Geräusch der im linken Auge der Negerin aufspringenden

Minutenzahlen, dann ein sehr feines metallisches Klingen, das von dem künstlichen Planetensystem an der Decke ausging, und von nebenan ab und zu ein Wort Reginas oder das tiefe Brummen der alten Johanna. Alles wie auf einem ganz dünnen Hintergrund von Geräuschen aufgetragen, auf einem Netz von allerleisesten Tönen, dem Summen der wenig bewegten Luft um den Turm und dem kaum mehr hörbaren Lärm der Stadt. Endlich ließ Palingenius die Hände mit dem Mechanismus sinken, legte die feinen Zangen weg, daß es auf dem Amboß einen hellen überraschten Klang gab, und sagte: »Das Werk! ... Ich bin noch lange nicht am Ende. Jetzt bin ich dabei, seine Seele zu machen.«

»Das kleine Ding da in deiner Hand?«

»Ja. Von diesem kleinen Ding soll der Antrieb des ganzen Mechanismus ausgehen. Dieser winzige Apparat soll, in die Brust des großen Körpers eingesetzt, diesem das Leben geben.«

»Du denkst dir das so wie mit unserem Herzen, dieser wundersamen Zentralpumpe für das ganze Kanalsystem des Blutes.«

»Ja, diese feine Maschine ist aber nicht nur das Herz, sondern auch die Seele meines Apparates. Sie besorgt nicht bloß das Mechanische, was man kontrollieren, messen, ändern und verbessern kann, sondern auch das andere, über das man keine Macht hat, das Geistige oder Seelische, oder wie du es nennen magst. Etwas, worüber uns kein Einfluß zusteht. Wir müssen das Wunder hinnehmen und können nichts als staunen.«

»Höre, Palingenius. Auch ich glaube an eine Seele des Leblosen. Und warum sollte auch ein Ding, mit dem sich ein lebender Mensch seit so langer Zeit beschäftigt, nicht etwas von dessen Seele annehmen. Es ist ja gar nicht anders möglich. Aber ich fürchte, daß du diesen feinen Apparat, der sozusagen für die ganze große Maschine denken muß, etwas zu sehr verwickelt gemacht hast.«

»Wenn das Ding ›denken‹ soll, so muß es doch ganz, ganz vorsichtig gearbeitet sein, mit allen Feinheiten und aller Kunstfertigkeit.«

»Nimm dir ein Beispiel vom Menschen her. Je komplizierter ein Mensch ist, je verwickelter und feiner seine Seele, desto mehr entfernt er sich von den Ansichten des großen Haufens. Er wird immer freier und

selbständiger, entdeckt den eigenen Willen und handelt nach dessen Eingebungen. Er wird nicht geneigt sein, zu glauben, was ihm von andern aufgegeben wird, er wird nicht ohne weiteres einem Auftrag folgen. Je einfacher aber seine Seele ist, ein desto besserer Diener wird er dir sein. Du willst, daß die Maschine eine Seele habe. Es wäre dein Stolz, deinem Apparat einen Willen zu geben. Aber gib acht, daß dein Wille dem ihrigen überlegen bleibe. Machst du sie ganz fein und kompliziert, so kann es sein, daß sie ihren eigenen Willen dem deinen entgegensetzt, und es könnte kommen, daß sie dir den Gehorsam versagt.«

Da stand Palingenius auf. Seine Augen waren in dem gelben, eingefallenen Gesicht groß und sprühend: »Es wäre mein höchster Triumph. Wie wunderbar, wenn sich das Geschaffene gegen den Meister empört. Ich glaube, Gott muß in diesem Augenblick den tiefsten und seligsten Schauer vor der eigenen Macht empfunden haben, als es der schönste seiner Engel, Luzifer, wagte, von ihm abzufallen. – Aber ich bin noch nicht so weit. Noch habe ich Widerstände zu überwinden ...«

»Ich bin auch nicht gekommen, um mit dir über deine Flugmaschine zu sprechen. Regina und Johanna sollen mit mir hinausgehen. An diesem wundervollen Abend ...«

Sie traten an das Fenster. Da lag die Stadt tief unten, ganz friedlich, wie nach einem erschöpfenden und läuternden Bad, und der Himmel über ihr war klar und hoch und Ewigkeiten verheißend, die unausdenkbar sind und kaum gefühlt werden können. Palingenius aber sah finster nach unten und erst, nachdem er lange in den hellen Himmel geschaut hatte, wurde sein Blick heiterer.

»Was willst du mit Regina?« fragte er, »verführe sie mir nicht zur Welt.«

»Du liebst die Welt, trotzdem du glaubst, sie zu hassen. Und du willst verhindern, daß sich Regina dieser Liebe bewußt werde. Sie ist ein Weib, vergiß das nicht. Und es mag sein, daß ihr schon irgendwo das Glück des Weibes bereit ist.«

Mißtrauisch, erwacht und den letzten Bann der Arbeit abstreifend, sah Palingenius den Freund an: »Du weißt schon wieder etwas, was wir nicht

wissen?«

Kuperus zuckte die Achseln und setzte sich auf den Rücken eines kleinen Elefanten aus Ebenholz, gerade unter dem Turmfenster. Sein Kopf ragte über die Brüstung des Fensters und hatte den hellen Himmel zum Hintergrund. »Sie ist ein Weib, sage ich dir. Und die Kinder fallen von uns ab. Und es ist besser, das Leben nimmt sie als der Tod.« Er schwieg und nach einer Weile begann er, als knüpfte er einen neuen Faden an das Gespräch: »Ich habe den Erwecker gefunden.«

»Den Erwecker?«

»Erinnerst du dich nicht mehr? Wir sprachen einmal davon. Es fehlt uns ein Erwecker, ein Aufrüttler, der aus dem Unbewußten der Menschheit geboren sein muß. Die Menschheit ist nicht glücklich, im Laufe der Zeiten sind die Bezugs zu mächtig geworden. Und diesen Erwecker habe ich. Ob sie ihn hören werden, weiß ich nicht. Aber er hat die Kraft, es zu sein.«

»Du hast ihn gefunden? Wer ist es?«

»Es ist sonderbar, daß auch er in Bezugs Macht ist. Er hat sich ihm mit Leib und Leben verpflichtet. Aber wir werden ihn befreien.«

»Bezug wird sich wehren. Du wirst mit ihm kämpfen müssen.«

»Endlich. Ich freue mich auf den Kampf.«

»Und du wirst sehen, daß die Menschen auf der Seite Bezugs stehen werden.«

»Es mag sein. Aber wir werden siegen.«

»Und wer ist dieser Erwecker?«

»Ein junger Mann, ein Träumer, ein Dichter. Aber er wird zur Tat reifen. Ich folge ihm seit langer Zeit, und ich sehe, wie er wächst. Nun ist es Zeit, sich ihm zu nähern.«

Da klopfte es an der Tür des Arbeitszimmers, und gleich darauf sah Regina herein: »Wir sind fertig,« sagte sie, »und du erlaubst es doch, Vater ...?«

»Jetzt fragst du erst? Wenn du im Zweifel warst, so hättest du fragen müssen, bevor du dich fertiggemacht hast. Aber – geh nur!«

Regina wurde vor Glück ganz rot: »Du bist so heiter, Vater!« Und sie kam ganz herein, stieg über das Gerippe der Flugmaschine und fiel dem

Vater um den Hals, der sich verlegen abwandte, als sei er bei einer Schwäche ertappt worden. »Geh nur!« sagte er und schob ihr die Haare aus der Stirn. Dann, als sie gegangen waren, richtete er das Fernrohr auf dem Turmgang und folgte ihnen, bis sie in entfernteren Straßen hinter hohen Häuserzügen und unter Menschen verschwanden.

Die drei – Eleagabal Kuperus in der Mitte, Regina und Johanna zu beiden Seiten – hatten einen Weg eingeschlagen, der sie bald aus der Stadt hinaus auf das freie Feld brachte. Noch folgten einzelne Häuser zu beiden Seiten der schlecht gepflegten, arg zerfahrenen Straße, die zwischen reifenden Kornfeldern immer schmaler wurde. Sie kamen an der niedrigen Mauer eines Friedhofes vorbei. Hinter alten Zypressen und verwitterten Grabdenkmälern ragten die Schornsteine einer Fabrikvorstadt, die sich unten am Fuß des Hügels dehnte. Es war ein seltsamer Mißklang: diese reinliche Stille hier oben und das lärmende schmutzige Leben dahinter. Nun gingen sie längs einer Bahnstrecke, die hier in die fruchtbare schwarze Erde eingeschnitten war.

Dann kam eine große Ziegelei, die sich tief in den lehmigen Abhang des Hügels eingefressen hatte. In den Vertiefungen standen gelbe Wasserlachen, die noch ungebrannten Ziegel lagen in langen Reihen zum Trocknen geordnet, und fast fröhlich berührte in dieser Einförmigkeit der Erdfarben, der sich auch die Häuser und Menschen angeglichen zu haben schienen, das frische Rot der fertigen Ziegel. Aufatmend stiegen die drei den Hohlweg hinauf und kamen in den kleinen Föhrenwald, wo es ganz still war. Da Kuperus und Regina wenig von Menschen zu sprechen wußten, so sprachen sie von Dingen und die alte Johanna setzte neben ihnen den Holzfuß vorsichtig auf die über den Weg gespannten glatten Wurzeln, ab und zu mit einem unwirschen Wort des Zornes über die mühselige Arbeit des Gehens, am Gespräch teilnehmend. Bis Regina sie unter dem Arm nahm und ihr die Mühe erleichterte.

So kamen sie jenseits des Waldes zum Gasthausgarten »Zum General Laudon«. Der Hügelhang sank hier zu breiten Wiesen herab, die ihm mit einzelnen grünen Zungen entgegenstrebten. Die ganze Wiesenfläche hatte, von oben gesehen, die Form eines grünen Schildes, etwas gegen die Mitte

zu gebuckelt, wie ein richtiger Schild sein soll, und querüber von einem dunkleren Band durchzogen. An dem Buckel teilte sich dieses Band und schloß den Hügel ein. Ein dunkles, stilles Wasser war das Band und es floß verschwiegen und manchmal wie scheu unter alten Weiden, die sich mit struppigen Häuptern über dem schwarzen Spiegel berührten. Auf dem sanften Hügel in der Schildmitte stand ein weißes, leuchtendes Haus, dessen Fenster jetzt in der Abendsonne brannten. Ein Wartturm stieg über das Dach auf, nicht gerade bedrohlich, aber auch nicht einladend. Rings um das Haus waren schöne Bäume, und zwei weiße Brücken warfen ihre kurzen Bogen über den geteilten Fluß. In dem Winkel, den die Spitze des Wiesenschildes mit den herandrängenden Hügeln bildet, wo auch der Fluß die Fläche verläßt, um in einem engeren Tal zwischen kahlen Hängen den Weg zur Stadt zu nehmen, liegt das Wirtshaus »Zum General Laudon.« Es liegt zwischen dem Fluß und dem Abhang der Hügel in einem stillen Behagen und so einladend, daß kaum ein Wanderer der Versuchung widerstehen kann, hier einzukehren. Der Garten hat einen Teil der Wiesenfläche und einen Teil des Föhrenwaldes auf dem Hügel abgeschnitten und liegt schattig vor dem Wirtshaus, das sich mit dem Rücken vertrauensvoll an den Hügel lehnt. An dem Gitter des Gartens führt die Landstraße vorüber und zieht, die breite schattenlose Wiesenfläche vermeidend, in einer Kurve längs des Schildrandes. Durch die Landstraße von dem Wirtshaus getrennt, liegt eine alte Mühle. Wie eine Festung sieht das Gehöft aus; alle Baulichkeiten sind von einer alten Mauer umschlossen, durch die ein einziges großes Tor führt, dessen Flügel darauf eingerichtet scheinen, mit Belagerungsmaschinen berannt zu werden. Über diese wohl zwei Schritte breite Mauer sehen die Wohngebäude mit kleinen Fenstern, die nicht viel größer sind als Schießscharten. Und die Dächer, brandfest mit schweren Ziegeln gedeckt, sitzen fest und trotzig oben darauf. Aber trotz dieses grimmigen Aussehens wirkt die Mühle nicht düster oder unheimlich, denn grüne Teppiche schmücken die Mauer an vielen Stellen, das leichte frische Grün des wilden Weins oder das ernstere Dunkel des Epheus, und die Giebelwand des einen Hauses ist bis unter das Dach dicht überrankt, daß die kleinen Fenster nur mit Mühe die Augen offen halten können. Und

damit der Teppich an dieser Mauer noch recht bunt und farbenvoll werde, ist jedes Fenster mit Blumentöpfen besetzt, Pelargonien und Fuchsien und allerhand gemeinen, aber lustigen Bauernblumen, zu deren brennenden Büscheln sich die grünen Luftranken des Weines wie in Sehnsucht hinabneigen.

Hier wohnt die Müllerin, deren Sinn sich, ob sie auch schon nicht mehr jung und von der schweren Arbeit in Haus und Feld recht hergenommen ist, doch noch die Heiterkeit der Jugend bewahrt hat. Und dazu eine große Dankbarkeit gegen das Leben, das sie recht lieben gelernt hat, weil sie schon einmal an der Schwelle des Todes stand. Und eine noch größere Dankbarkeit gegen den Mann, der sie damals wieder ins Leben zurückführte, als die Ärzte schon kopfschüttelnd von ihrem Bette weggingen, um sich zu anderen Kranken zu wenden, wo ihre Kunst mehr Aussicht auf Erfolg hatte: gegen Eleagabal Kuperus. Schwerer und ernster geartet ist der Müller, aber auch er hat die große Dankbarkeit gegen den Mann bewahrt, der ihm sein junges Weib zurückgab, als sie nach kaum einjähriger Ehe dem Tod verfallen schien.

Wenn die Mühle aussieht wie eine Festung, so mag man bei dem Wirtshaus an eine italienische Osteria denken. Mit heiterer und freier Stirn sieht es in den Garten und über ihn hinweg auf die große Wiesenfläche hinaus. Die Mühle, die schon seit einigen hundert Jahren auf ihrem Platze steht, bedurfte starker Mauern und einer derben Bauart gegen schwärmende Hussitenhorden, die Osteria aber verdankt einer Laune des fürstlichen Jagdherrn ihre Entstehung, der in der fröhlichen Zeit gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts seine Gäste hier versammelte. Ihre offene Säulenhalle und das breite Giebelfeld erinnern an den Süden, aber die schönen Marmorreliefs sind nicht mehr hier, sondern im Museum der Stadt. Denn was fängt ein Bierwirt mit Marmorreliefs an. Und oft genug haben die nüchternen Besitzer, die hier herrschen, seitdem der Fürst das Haus verkauft hat, weil die großen Forste aus der nahen Umgebung der Stadt weichen mußten, schon das ganze lustige Schloßchen niederreißen wollen. Ein Wirtshaus will andere Räume als eine Jagdherberge. Aber schützend hat der Kunstverein seine Hand über den Bau gehalten und immer noch gegen die

Absichten der Nüchternen ein Verbot erwirkt. So ist hier ein einziger Winkel erhalten geblieben, voll lieblichen Ernstes, geeignet zu sicherem Ausruhen, dessen Behagen selbst diejenigen anzieht, die sich nicht darüber Rechenschaft zu geben vermögen, was sie an diesem Platze so sehr lieben.

Als Eleagabal Kuperus mit Johanna aus dem Föhrenwald trat – Regina war einige Schritte zurückgeblieben, um das von einem kecken Zweig verwirrte Haar zu ordnen – und als der Blick über Wirtshaus und Mühle unten und den breiten Wiesenschild frei war, blieb Johanna stehen und zeigte auf das weiße Haus auf dem dunklen Schildbuckel. »Was Neues?«, brummte sie.

Eleagabal Kuperus sah, die Hand über den Augen, hinaus: »Nicht gerade was Neues. Das Haus steht schon ein Jahr.«

»So lange war ich nicht mehr da. Für mich ist es neu. Wem gehört das Ding?«

»Versprich mir, daß du nicht toben wirst ...«

»Ihm. Also wieder ihm. Ich hab' es gleich gedacht. Er hat seine Hand überall. Er muß alles nach seinem Willen ändern und überall schreit er einem zu: ich bin auch hier. Wie lange soll das noch dauern?«

»So, da bin ich«, sagte Regina, indem sie zu ihnen trat. Sie hatte das Haar in losere Flechten gesteckt, trug den Hut in der Hand und lief nun den beiden voran, den steilen, schmalen und vom Regen arg zerrissenen Fußweg hinab. Auf halbem Weg aber besann sie sich, kehrte um und reichte ihre Hand der Alten, die sich mürrisch und noch immer mit zornigen Blicken nach dem Haus auf dem kleinen Hügel auf sie stützte.

Im Gasthausgarten waren alle Tische besetzt, und Eleagabal Kuperus schritt nach kurzer Umschau auf einen der Tische zu, wo nur ein einzelner Mann, breitschultrig, in Hemdärmeln vor seinem Bierglas saß. »Guten Abend, Müller,« sagte er, »Sie haben hier noch Platz für uns.«

Der Mann sah auf, zeigte ein mit Mehl bestäubtes Gesicht, und als er nun Kuperus erkannte, da fuhr er von seinem Sessel, als sei plötzlich ein Fürst zu ihm getreten. Ganz rot vor Freude, reichte er Kuperus die Hand und begann sogleich die Sessel um den Tisch zu ordnen. Dann ließ man sich nieder, und Kuperus sagte auf den fragenden Blick des Müllers: »Gute

Freunde hab' ich heute mit herausgebracht. Die Haushälterin und die Tochter des Türmers Palingenius, von dem ich Ihnen schon erzählt habe.«

Da gab der Müller auch den beiden die Hand über den Tisch hinüber, und obzwar er seine Tatze nur ganz sanft um die Finger Reginas schloß, fühlte sie doch alle Knochen krachen. Er war ein Riese und selbst im Sitzen überragte er die hohe Gestalt des Eleagabal Kuperus noch um einen Kopf. Sein Handreichen war wie ein Versprechen seines Schutzes, wie die Aufnahme in einen geheimen Bund. Regina fühlte sich sogleich zu diesem Mann hingezogen, und als er nun zu sprechen begann, mit schweren Worten, die er sorgsam abwog, wurde ihr ganz warm und wohl. Diesem Mann hätte sie sich nächst ihrem Vater und Kuperus am liebsten anvertraut.

»Sie kommen zu selten heraus«, sagte er. »Meine Frau is ganz traurig, wenn Sie so selten kommen.«

»Sie wissen, wie ich lebe. Wenn ich aber ausgehe, so habe ich nur zwei Ziele, den Turm meines Freundes und diesen Platz hier. Und was macht die Frau?«

»Mei Gott, ma hat immer z' tun. Die Dienstleut sind unverläßlich. Überall muß ma selbst dahinter sein. Aber – derf ich die Frau hol'n. Sie möcht sich freun.«

»Holen Sie die Frau!«

Als der Müller gegangen war, schwiegen die drei. Hinten, auf den Stufen der Treppe, die zu dem Portikus des Wirtshauses führte, saß ein Harmonikaspieler, der jetzt in einer seltsamen Umbrechung mit sehr viel sonderbaren Zwischenakkorden und falschen Läufen einen Walzer hören ließ. Der Wirt kam heran, langsam und gleichgültig mit der Serviette schlenkernd, eher mißmutig als beflissen. Er hatte es nicht nötig, besondere Höflichkeit aufzuwenden, seine Gäste waren ihm sicher, denn es gab keinen schöneren und bequemeren Ausflugsort in solcher Nähe der Stadt. Nachdem er aber Kuperus erkannt hatte, veränderte er augenblicklich sein Benehmen und trat scheu und unterwürfig an den Tisch heran. Gleich allen anderen fürchtete er den alten Mann, von dem so merkwürdige, geheimnisvolle Geschichten umgingen.

Er nahm die Bestellung aufmerksam entgegen und ging. Und da kamen auch schon der Müller und seine Frau aus dem großen Festungstor in der Umfassung der Mühle. Sie, bedeutend kleiner als er, ging neben ihm und strich die große Schürze glatt, die sie wohl eben umgenommen hatte.

Regina sah den Riesen an und sagte: »Der könnte in einer der Geschichten leben, die mein Vater aufgezeichnet hat.«

»Er stammt aus einem alten Geschlecht. Und wie gefällt er dir, Johanna?«

Johanna antwortete nicht. Ihr hartes Männergesicht war regungslos und ließ keine Deutung zu. Und es war keine Zeit weiter, in sie zu drängen, denn nun waren die beiden heran und fast schüchtern begrüßte die Frau zuerst Eleagabal Kuperus, dann die andern und nahm zwischen Regina und Johanna Platz, indem sie sich sogleich mit heiterer Frage an das Mädchen wandte. Eleagabal sah einen Augenblick lang freundlich nach ihr hin, nickte dann, als ob er einen Gedanken bei sich bestätigte, und sagte zu dem Mann: »Man sieht, daß sie sich am nächsten der Jugend fühlt. Sie ist noch immer so munter und frisch. Das brauchen Sie. Sie sind ein wenig zu ernst.«

»Na, manchmal wird s' scho brummig, 's geht nicht immer so, wie man wüll. Dann fahren wir scho auch inanand. Aber sie kann so gut lachen. Lach'n kann s', ja. Noch immer. Da wird dann all's bald wieda gut.«

»Und warum geht denn nicht alles so, wie man will?« sagte Eleagabal vorsichtig wie ein Steuermann zwischen Klippen.

»Mei Gott, allerhand G'frett, daß die Dienstleut nicht recht parier'n, das is noch das wenigste. Aber auch sonst. Da krieg'n wir jetzt a Nachbarschaft, die mir gar nicht paßt. Aber scho gar nicht.«

»Wen denn?«

»Den Herrn Bezug; glaub ich. Es weiß keiner was G'wisses. Über ich glaub' halt, er is es. Denn der kauft ja jetzt alle Felder zusamm' weit und breit. Und bei uns im Dorf hat er schon die Hälft' herumkriegt, der Kerl, den er da ausg'schickt hat. Was will denn der Bezug mit den Feldern und mit dem vielen Wald machen?«

»Er hat sich ja auch hier bei euch ein Haus gebaut.«

»Ja, das kommt mir vor wie die Spinn' im Netz. Drin sitzt er und spinnt seine Fäd'n.«

»Er baut noch viele solche Häuser in der ganzen Umgebung.«

»Bei mir war der Kerl auch und hat meine Felder und mein' Wald kaufen woll'n. Auf was, frag' ich. Was macht der Bezug damit? Aber bei mir kommt er nicht an. Was tut so ein Bauer, wenn 'r kein Feld mehr hat? Er geht in d' Stadt und wird Arbeiter in der Fabriken. Dank' schön. In dem Schmutz und dem G'stank und dem Lärm. Da bleib' ich lieber Bauer und mahl' mein Getreid' und den andern Leuten auch das ihre.«

»Aber Sorgen macht's euch doch.«

»Gedanken macht's halt, weil ich nicht versteh', auf was er denn das viele Land braucht. Will er 'leicht die ganze Welt aufkaufen?«

»Vielleicht!«

Johanna hörte nicht auf das Gespräch der Frauen und saß ganz den Männern zugewendet. Nun reichte sie plötzlich ihre Hand über den Tisch hinüber dem Müller. Der nahm die Hand und sah erstaunt in die erglühenden Augen Johannas. »Der Hund, der elende!« sagte Johanna. Fragend schaute der Müller auf Kuperus.

»Sie hat einen alten Haß auf Bezug«, sagte Kuperus.

»Ja, auf Bezug«, wiederholte Johanna, ließ des Müllers Hand frei und saß wieder mit krummem Rücken da, nach einem tiefen Zug aus ihrem Glas vor sich hinstarrend.

»Aber im Ernst,« sagte der Müller, »was kann 'r wollen?«

»Ich sag es ja: vielleicht will er sehn, wieweit sein Geld reicht.«

»Bis zu mir reicht's nicht. Das weiß ich. Da kann er mit Kanonen von Gold kommen.«

»Sie haben ja auch eine hübsche Festung.«

Der Müller sah sich um und umfaßte sein Heim mit einem warmen Blick: »Ja, fest is es schon, mein Haus, und sicher.«

»Es könnte sein, daß wir einmal ein sicheres Haus brauchen.«

»Dann kommen S' zu mir, Herr Kuperus, nur zu mir. Ich machs Tor zu und schlag' jedem den Schädel ein, der hineinwüll. Jedem!«

Beim Garteneingang entstand ein kleiner Auflauf. Eine Gruppe von Menschen drängte dort, und Kinder liefen zwischen den Beinen der Erwachsenen herum. Dann kam der ganze Knäuel in den Garten herein, öffnete sich und von Neugierigen umdrängt, standen fünf sonderbare Kerle da. Es waren Musikanten mit eigentümlichen Instrumenten, und an ihren bestäubten und zerrissenen Kleidern sah man die Spuren einer langen Wanderung. Nun sahen sie sich um, ob sie nicht verjagt würden, und nach einer kurzen Beratung nahmen sie ihre Instrumente vom Rücken.

»Die armen Teufel,« sagte Regina, »die scheinen sehr hungrig zu sein. Das Elend sieht ihnen aus den Augen.«

Die Musikanten schienen auf ihren Fahrten schlimme Erfahrungen gemacht zu haben, denn noch immer zögerten sie zu beginnen. Aber endlich siegte die Erwägung, daß sie doch wohl hier auf einen Verdienst rechnen und längstgefühlte Forderungen ihrer Leiber befriedigen konnten. Eben wollten sie ihre Instrumente an den Mund setzen, als der Harmonikaspieler vor ihnen erschien. Er hatte einen dicken, zornroten Kopf, riß dem ersten sein Instrument, eine Art Klarinette, fort und fuchtelte ihm damit vor dem Gesicht herum. Zuerst noch wortlos vor Empörung, fand er rasch die ganze Beredsamkeit des in seinem Besitz Gestörten: »Wos, ös Bagasch', ös wollt's an da 's G'schäft vaderb'n. Ös G'sindel, da bin i, vastand'n! Seit dreizehn Jahr'n spüll i da auf. Ka andrer net! vastand'n! Bagasch'! Ka andrer derf da spülln. Nur i! Vastand'n! Schaut's, daß raus kommt's, ös Zigeuner. Geht's in eua Saulandl und spüllts den Schweinen auf mit eura Saumusik. Da gibt's des net. Vastand'n!«

Das Publikum, das zuerst den fremden Musikanten geneigt schien, ließ die Schadenfreude über das Mitleid siegen und freute sich des Spektakels. Von hinten schrie einer dem rasenden Harmonikaspieler zu: »Recht hast, Franzl, schmeiß sie raus. Raus mit die Zigeuner.« Man lachte, stieg auf Sessel und Tische und hetzte den kleinen Mann, der die Bissigkeit eines Bullenbeißers hatte, gegen die Fremden. »Hab' i net recht,« schrie der Kleine, nach jedem neuen Erguß seiner Wut, »hab' i net recht?«

Und eine Schar von Jungen antwortete, lachend und gröhlend in der Tonart eines Kirchenresponsoriums auf jede dieser rhetorischen Fragen:

»Recht hast, Franzl!«

Demütig trat einer der Musikanten, während sich die andern wie bedrohte Hunde zurückzogen, vor und streckte die Hand zaghaft nach der Klarinette aus. Aber der Harmonikaspieler schwang das Instrument drohend in der Luft: »Nix; erst raus da! Erst raus, ös Bagasch, raus. Dann schmeiß i euch den Schmarrn an den Schädel.« Und er rannte gegen den Mann an, der sich vor ihm zurückzog. Der Fremde hatte einen Uniformrock, einen blauen Rock mit Frackschößen und roten Achselklappen, und ein Knebelbart trug dazu bei, an die Karikatur eines französischen Generals zu erinnern. Mit kleinen bittenden Handbewegungen schien er den Harmonikaspieler zu beschwören.

»Glaubst, du Zigeuner, i versteh' dei' Sausprach. Da wird Deutsch g'redt, vastand'n!« schrie der. Und der Chor der Jungen, die sogleich für den Fremden einen verächtlichen Spitznamen gefunden hatten, eiferte ihn an: »Schmeiß ihn raus, den Schweinegeneral.« Da sprang der Harmonikaspieler auf ihn los und riß ihm eine der Achselklappen herab: »Jetzt aber vaschwind, sonst mach i an Fetzenbinkel aus dir.«

Bestürzt und schmerzlich wandte sich der Mann und erhielt von dem Harmonikaspieler einen Tritt, daß er gegen die Genossen hintaumelte. Alles brüllte vor Lachen. Der Müller erhob sich: »Da muß ich ein End' mach'n.«

»Bleiben Sie«, sagte Eleagabal Kuperus.

Unter den Musikanten stand ein junger Mann und trat dem anstürmenden Harmonikaspieler entgegen.

»No, no, was is?« fragte der und blieb stehen.

Der junge Mann streckte die Hand aus: »Zurück!« sagte er. Und als der andere zögerte: »Marsch – augenblicklich!« Und sein Blick und seine Gebärde ließ keine Wahl.

»Die Klarinette her!« Der Harmonikaspieler reichte das Instrument und zog sich in den Schutz der Menge zurück. Mit einemmal war der Lärm vorbei. Man sah gespannt nach dem jungen Mann und wartete, was er beginnen würde. Aber der kümmerte sich wenig um das Aufsehen, das er erregt hatte. Er winkte den Musikanten, ihm zu folgen, und gab draußen vor

dem Garten die Klarinette ihrem Eigentümer, der sie mit leuchtendem Gesicht entgegennahm.

»Ihr seid einem rabiaten Burschen in die Hände gefallen«, sagte der Retter. »Aber ich möchte nicht, daß ihr glaubt, hierzulande seien alle so.«

Der General näherte sich und begann stockend zuerst, dann erregter und fortgerissen, in seiner Sprache etwas zu erzählen; es war eine biegsame, klangreiche Sprache, mit vielen Vokalen, und manchmal glaubte der junge Mann, der General spreche Italienisch. Vieles aber war ihm fremd, und so blieb ihm das Ganze unverständlich.

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte er lächelnd. »Aber vielleicht versteht einer Deutsch. Ihr sollt mit dieser Karte nach dem weißen Schloß dort auf dem Hügel gehen, dort übernachten und euch verpflegen lassen und morgen Geld zur Weiterreise erhalten.«

Der General zuckte die Achseln und begann abermals eine lange Rede, wobei er lebhaftere und doch gemessene Bewegungen machte, als ob die Worte dadurch deutlicher werden müßten. Jetzt, da die Angst von ihnen gewichen war, wurde deutlich, daß in Haltung und Gesicht der Fremden ein strenger Ernst lag. Etwas Stolz und sogar Beherrschendes, das jetzt aus der Brandung der aufgeregten Gefühle wieder auftauchte. Ein edler Anstand und eine bedeutende Art, als wären sie Sprößlinge eines alten Geschlechtes, die nur durch erbitterte Verfolgungen verschüchtert waren. Aber von dem, was der General erzählte, verstand der Retter noch immer nichts. Er lächelte und ließ den andern reden, der in seinem Bemühen immer dringender wurde.

»Erlauben Sie,« sagte da jemand neben dem jungen Mann, »ich sehe, Sie können sich nicht verständigen. Wollen Sie nicht meine Dienste annehmen. Ich kann genug Rumänisch, um zu wissen, was der Mann sagt.«

Eleagabal Kuperus wandte sich mit einer Frage an den General. Der zuckte auf, als er seine Sprache hörte, und begann noch einmal von vorne, rascher, aber doch ohne eine gewisse würdige Art des Sprechens zu verlieren. Als er zu Ende war und Kuperus zu übersetzen anfang, sah er dem Dolmetsch genau auf den Mund, als ob er so feststellen wollte, ob der auch nichts verschwieg.

»Es sind rumänische Musikanten, Herr,« sagte Eleagabal Kuperus, »arme Teufel, die schon seit Tagen nichts Ordentliches gegessen haben und auf dem Weg in die Heimat sind. Das gibt noch eine lange und mühsame Wanderung, und sehen Sie nur, wie demütig und verprügelt diese stolzen Römerstämmlinge schon jetzt sind. Sie waren als Mitglieder einer internationalen Musikkapelle in irgendeiner Ausstellungsstadt aufgenommen, aber die Gesellschaft zerbarst nach kurzer Zeit. Jetzt müssen sie sich durchschlagen, so schlecht es gehen will. Das ist ihre Geschichte. Und nun muß ich Ihnen noch den Dank der Leute aussprechen, das hat mir der Führer streng aufgetragen. Sie wollen immer des jungen Deutschen gedenken.«

»Wollen Sie nun auch den Leuten übersetzen, was ich Ihnen zu sagen habe?«

»Gewiß, gerne!«

Und nun wiederholte der Retter seine Einladung. Während der Übersetzung wurden die Augen des Generals immer größer und die andern drängten sich hinter ihm zusammen, mit stummen Blicken nach dem jungen Mann. Aber der Dank war nicht maßlos und überschwenglich, sondern gemessen und feierlich wie ein Gelöbnis. Nun nahm der General die Karte, auf die Adalbert einige Zeilen geschrieben hatte, warf einen Blick darauf und noch einen Blick nach dem jungen Mann. Es war, als liege eine besondere Macht in diesen dunkeln Augen. Dann winkte der General den Genossen, und sie zogen ab, in gleichmäßigem Schritt, ohne sich noch einmal umzusehen.

»Sie sind Adalbert Semilasso«, sagte Eleagabal Kuperus.

»Haben Sie meine Karte gesehen?«

»Nein. Aber ich kenne Sie schon lange Zeit ...«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Sie sind ... sagen wir: ›Hausdichter‹ bei Thomas Bezug. Das Schloß dort drüben gehört ihm. Nicht wahr?«

»Jawohl ... ich ...«

»Ich heiße Eleagabal Kuperus. Sie haben sich sehr brav benommen. Darf ich bitten, mit mir zu kommen? Ich bin in Gesellschaft ...«

»Verzeihen Sie ...«

»Kommen Sie nur! Es gibt Augenblicke in unserem Leben, wo die Fäden des Schicksals sich verknüpfen. Man muß da jeden Schritt erwägen, vielleicht führt er irgendwo vorbei, wo wir sonst nicht mehr hingelangen können, als in diesem einzigen Augenblick. Wir tragen dann eine Trauer in uns und wissen nicht worum. Es ist der Schmerz um das unbewußt Verlorene.« Stark und fest sah Kuperus auf Adalbert und der fühlte in diesem Blick einen großen Willen. Das Sonderbare war ihm noch nicht so entlegen, daß er seinen Reiz nicht gefühlt hätte, und er folgte dem Alten in den Wirtshausgarten. Man sah von einigen Tischen nach ihnen hin und Adalbert fühlte sich mit Unbehagen aufmerksam betrachtet. Nun trat Kuperus zur Seite – da saß das wunderbare Mädchen an dem Tisch, an den er Adalbert geführt hatte. Jenes Weib, das ihm schon viel heimliches Glück und heimlichen Schmerz gegeben hatte – und saß da und gab ihm die Hand wie die andern ... und sprach zu ihm ... und Adalbert antwortete, irgend etwas ... Worte, die ihm gerade kamen ... und dann fiel eine große Rührung und eine jauchzende Freude über ihn. Im Kreise der Menschen, die ihm vor einer Viertelstunde noch ganz fremd gewesen waren, wurde er nun mit einemmal beredt, als hätten sie unendlich viel Gemeinsames. Adalbert sprach eindringlich, warm und empfand seine Worte wie eine Flamme. Dann aber, als die Dämmerung sank, wurde er wieder stiller und stiller und ließ die andern, deren Gespräch er belebt und beschwingt hatte, reden.

Nur Johanna saß unter den andern, mißtrauisch verschlossen, und sah manchmal von der Seite in Adalberts Gesicht.

Man sprach von dem Fürsten, dessen Festen einst das Waldhaus gedient hatte, von dem besonderen Reiz der Gegend, die aussah, als ob sie nach Art eines Parkes künstlich angelegt worden sei, und das Mädchen sprach den Wunsch aus, einmal unter den hängenden Zweigen auf dem stillen Wasser des Flusses hinzugleiten.

»Man soll Wünsche immer sogleich erfüllen, wenn sie zu erfüllen sind,« sagte Adalbert, »der Wirt hat einen Kahn hier liegen. Und wenn es Ihnen recht ist, rudere ich Sie ein wenig auf und ab.«

Sie saßen im Boot, das Mädchen am Steuer und Adalbert, mit starken Schlägen bemüht, den Kahn rasch gegen die starke Strömung zu treiben. Hier, unter den dichten Weidenköpfen, auf dem schwarzen Wasser des schmalen, aber tiefen Flusses war es schon fast ganz dunkel. Die Ufer waren wie Wände und durch Lücken der Zweigmassen brach nur manchmal ein Stück des Himmels durch, über den ein seltsamer, geheimnisvoller Schein hinzuzittern schien. Weit drüben, vor dem Loch, das durch die Hügelwand gegraben war, pfiff ein Eisenbahnzug, schrill, wie in Angst vor der Finsternis, die vor ihm lag. Und dann war alles nur noch stiller und friedlicher und dunkler, als sei der Schrei ein Licht gewesen, das jäh die Nacht durchbrach. Langsamer wurden Adalberts Ruderschläge, dann wandte er den Kahn und zog die Ruder ein. Leise trieben sie, manchmal von hängenden Zweigen gestreift, mit der Strömung den Weg zurück, den sie gekommen waren. Sie sahen einander nicht. Adalbert hielt seine Hand ins Wasser und fühlte es, wie man manchmal im Traum rinnende Dunkelheiten fühlt.

»Ich weiß Ihren Namen noch nicht«, sagte er.

Aus dem Dunkel kam eine Stimme: »Regina.«

»Ja ... ja ... Regina.« Er wußte es schon. Er wußte es doch schon. Und dann sagte er: »Nun hab' ich Sie doch endlich gefunden.«

Sie fragte nicht, warum er sie gesucht und wie lange. Auch sie wußte es ja.

Durch die Zweige kamen die Lichter des Wirtshausgartens, runde blöde Lichtklumpen, die stumpf in das schwarze Wasser fielen. Nun würden sie landen und Lärm würde wieder ringsum sein, dachte Adalbert. Und wer weiß, ob sie sich so bald wiedersehen würden, sicher würde es nicht bald eine so gute Gelegenheit geben, mit ihr zu sprechen. Aber was hatte er ihr denn zu sagen? Daß ihn eine Linie an ihr so unendlich gerührt hatte, diese sanft abfallenden Schultern und der Ansatz der Arme? War es das?

»Regina!« sagte er zögernd. Ihr Schweigen forderte ihn auf, zu sprechen. Aber was wollte er denn sagen ... ja, er wußte ja gar nichts, gar nichts.

»Ich habe eine Schwester«, sagte er endlich. »Sie heißt Nella, und sie hat mich sehr liebgehabt. Und ich habe sie auch sehr liebgehabt. Aber sie ist in die Welt hinaus und ist mir verlorengegangen. Wie lange hab' ich schon nichts von ihr gehört?«

»Hat sie nicht geschrieben?«

»Es war so sonderbar mit unserer Jugend, daß wir uns nicht hatten Nachricht geben können. Wir wußten beide nicht, was das ist; die Welt. Das hab' ich erst bei Bezug gelernt.«

»Sie sind bei Bezug ...?«

»Ja!«

»Dann lassen Sie um Gottes willen die alte Frau nichts davon merken, die an unserem Tisch sitzt. Sie haßt Bezug wie den Teufel.«

»Da hat sie recht. Ich hasse ihn auch ... wie den Teufel. Er ist auch der Teufel ... der Teufel ...«

»Wenn Sie ihn hassen, warum gehen Sie dann nicht von ihm fort?«

»Wenn ich nur fortgehen könnte. Ich bin gefesselt an Händen und Füßen. Er hat mich in seiner Gewalt.«

»Das gibt es doch nicht. Wir sind doch keine Sklaven. Wir haben doch unsere Freiheit.«

»Ich habe sie nicht. Aber fragen Sie nicht weiter. Sprechen wir nicht mehr davon. Vielleicht erzähle ich Ihnen ein andermal mehr davon, wenn uns ein guter Zufall wieder zusammenführt. Ich habe Ihnen mehr gesagt, als ich jemals jemandem gesagt habe. Und eigentlich wollte ich von meiner Schwester sprechen ...«

Sie schwiegen, und Adalbert, der über den Bereich der Wirtshauslichter hinaus wieder in das Dunkel gefahren war, wandte den Kahn, als man ihnen vom Ufer aus nachrief: »Hallo, Regina.« Es war, als ob der Name hier wie ein leichter Duft und ein schwaches Summen über den Wassern schweben geblieben wäre, als ob er keinen Ausweg aus der von den Wänden der Weidenstämme begrenzten Dunkelheit finde.

»Regina ... Regina ...!« sprach Adalbert vor sich hin, und dann fuhr er fort: »Ich habe sie sehr liebgehabt. Und manchmal denke ich mit Schmerzen an sie zurück. Und so voll Sehnsucht und Wehmut. Einmal war

ich in dem großen Zirkus in der Stadt, und da schien es mir, als sei sie eine von den Frauen, die dort ihre Künste zeigten. Sie ging auf dem Seil und lächelte ins Publikum hinunter. Sie war es natürlich nicht. Ich habe mich genau erkundigt. Aber manchmal, bei gewissen Bewegungen, besonders wenn sie sich auf dem Seil so mit einem Ruck umwandte, glaubte ich, sie müsse es sein. Natürlich viel größer und schöner als damals; denn wir waren ja noch Kinder, als wir uns trennten. Ich mußte immer hinsehen, wie sie da auf dem Seil ging, beständig in Gefahr, denn man hat ja gehört, daß sich Seiltänzer trotz der Netze erschlagen haben. Und ich dachte: wenn das wirklich meine Schwester wäre ... und diese Angst wurde so arg, daß ich aufstand und wegging. Ich habe sie sehr liebgehabt.«

Nun waren sie wieder vom äußersten Strahl der Wirtshauslaterne getroffen worden und glitten durch lichtgefurchtes Wasser. »Und Sie erinnern mich, ich weiß nicht wodurch ... aber es ist so, an Nella«, sagte Adalbert, als sie schon ganz nahe der Landungsstelle waren.

Es war noch etwas mehr als eine bloße Feststellung, es war eine Bitte, die Regina verstand. Und als sie nun ausstiegen und ihr Adalbert dabei behilflich war, drückte sie leise seine Hand als Antwort.

Man war im Begriff aufzubrechen und wartete nur noch auf die beiden.

»War's schön auf dem dunkeln Wasser?« fragte Eleagabal Kuperus, und Johanna sah lauend mit mißtrauischen Blicken nach Adalbert.

»Sehr schön war es«, antwortete Regina und ihre Unbefangenheit befriedigte die Alte. »Wenn wir uns erlauben dürften,« sagte der Müller, »so möchten wir die Herrschaften halt recht schön einladen. Kommen S' einmal zu uns. Auch der Herr Semilasso ... das wird uns immer freun. Kommen S' nur. Ein Topf Milch oder ein Schluckerl Wein wird sich schon finden. Und ein Stückl G'selchtes zum Zubeißen.«

Vor dem Gartentor wollte sich Semilasso verabschieden, aber ein Blick Reginas mahnte ihn daran, sich nicht zu verraten, und dann sagte Eleagabal Kuperus gleichzeitig: »Ich möchte Sie einladen, uns zu begleiten, und wenn es Ihnen nicht zu spät ist, auch noch auf den Turm der Domkirche zu steigen.«

»Auf den Turm?«

»Ja. Auf den Turm. Wir wohnen, das heißt, Regina wohnt hoch über der Stadt. Ihr Vater ist Türmer. Kommen Sie mit, Sie werden in Heinrich Palingenius einen seltenen Mann finden.«

Johanna brummte etwas.

»Nein, Johanna,« sagte Kuperus, »das ist etwas anderes, von mir eingeführt, wird Semilasso sehr willkommen sein.«

»Aber, ob es so spät noch angeht ...?«

»Wenn wir mitten in der Nacht kommen, so finden Sie den Vater noch wach,« sagte Regina, »das ist es ja, was uns Sorgen macht, er schläft fast nicht mehr, seit er an seiner Flugmaschine arbeitet.«

Und während sie auf der Landstraße der Stadt zuzogen, erzählten Kuperus und Regina von den Plänen und Arbeiten des Türmers. –

Heinrich Palingenius saß an seinem Tisch und las in dem großen Buch, in dem er die Geschichte des Turmes aufgezeichnet hatte. Als die Tür aufging, und er unter den heimkehrenden einen Fremden erkannte, stand er auf und schlug das Buch mit starkem Krach zu. Dann trat er zurück, als sammle er sich zu einem Angriff. Aber Kuperus winkte ihm zu und sagte: »Ich bringe dir einen neuen guten Freund.«

»Bürgst du für ihn?«

»Ich büрге für ihn.«

»Junger Mann,« sagte Palingenius, »außer den drei Menschen, die hier wohnen, ist nur mein Freund Eleagabal hier aus und ein gegangen. Seit dreizehn Jahren, junger Mann. Sie kommen auf eine Insel, wo man anders lebt, als dort unten. Wenn Sie zu uns kommen wollen, so müssen Sie die Art der Menschen dort unten vergessen.«

»Ich kann es,« sagte Adalbert, »denn bevor ich zu den Menschen dort unten kam, habe auch ich auf einer Insel gelebt.«

Regina, die nicht ohne Besorgnis dem ersten Zusammentreffen mit dem Vater entgegengesehen hatte, war erstaunt, wie rasch und glücklich sich alles abwickelte, und bemühte sich nun, es Adalbert recht behaglich zu machen. Sie nahm ihm den Überrock ab und holte aus den Schätzen eines Wandschranks eine köstlich geschliffene Karaffe mit einem grünen Likör. Inzwischen hatte Palingenius eine leise Frage an den Freund gestellt:

»Ist es er?«

»Er ist es!«

»Du hast gewußt, daß du ihn heute finden wirst, und bist deshalb ausgegangen?«

»Vielleicht.«

»Und Regina! Hast du sie deshalb mitgenommen ... denkst du ...«

»Schweig' jetzt. Wir werden sehen.«

So schwer und lastend die ersten Minuten nach dem Empfang gewesen waren, so rasch wurde das Gespräch nun leichter und freier, als alle um den Tisch saßen. Zuerst wollte es Adalbert scheinen, als habe man ihn in eine geheime Gesellschaft gebracht, bald aber erkannte er, daß er in einen Kreis von tiefen und nur gegen den Lärm der Welt empfindlichen Menschen eingeführt worden war.

Dankbar und glücklich, daß er den Fremden wohlwollend empfangen hatte, wandte sich Regina an den Vater: »Du hast heute ein schweres Stück Arbeit hinter dir, Vater ... und es ist gelungen. Nicht wahr?«

»Ich glaube, daß es gelungen ist. Das Herz meiner Maschine ist fertig.«

»Nun wird es darauf ankommen, ob es den schweren Körper beherrscht«, sagte Kuperus.

»Ich hoffe es. Es wird ihn beherrschen. Es zittert in meiner Hand, so fein und empfindsam, wie ein lebendiges Ding. Und dann werde ich fliegen können ... fliegen ...«

»Und die Menschen bald nach dir, wenn du recht behältst.«

»Die Menschen. Ja – mögen sie es auch erlernen. Ich glaube noch immer daran, daß sie dann besser werden.«

»Wenn sie lang genug Zeit dazu haben«, sagte Kuperus.

»Wie meinen Sie das?« fragte Adalbert, der gespannt zugehört hatte.

»Ich meine: daß es wohl sehr lange dauern wird, auch wenn sie fliegen können. Und daß vielleicht das Ende der Welt oder sagen wir besser: der Tod dieser Erde eher da sein könnte, als der Tag, an dem man sagen dürfte: alle Menschen sind gut. Die lieben Unverbesserlichen aber denken nicht an ein Ende aller Dinge und leben darauflos, als hätten sie eine Ewigkeit vor sich. Und vielleicht ist es so gut, denn – wer weiß – wenn sie an ein Ende

dächten, ob sie da nicht erst noch weniger gesonnen wären sich zu bessern.«

Adalbert Semilasso sann vor sich hin, denn was er hörte, war ihm so neu, daß es sogleich seine Phantasie aufreizte und zu rasender Arbeit anspornte. Von diesen Dingen einer so überaus wichtigen Angelegenheit des Menschengeschlechtes war im Haus Bezugs niemals gesprochen worden. Es ergriff ihn mächtig, alles zu wissen, was man hier über die Zukunft der Erde dachte. Und nach einer Weile fragte er: »Das Ende aller Dinge? Der Tod der Welt? Wie soll das sein? Was darf man sich darunter vorstellen? Ist denn diese Welt nicht ewig?«

Palingenius und Kuperus sahen einander an, wer von ihnen die Antwort übernehmen sollte. Und während sie sich mit Blicken, in denen auch eine Art von Rührung war, verständigten, sagte Regina leise: »Nein, sie wird nicht ewig sein. Einst war sie ein glühender Feuerball, dann, im Erkalten, zog sie sich zusammen und umhüllte sich mit der Kruste, auf der wir leben. Und einmal, in ferner Zukunft noch, aber doch schon absehbar, wird sie ganz erkaltet sein und leer und öde wie der Mond, auf dem keine Luft mehr ist und kein Wasser und kein Leben.«

Adalbert staunte sie an: »Sie wissen das alles und ... ich weiß nichts davon.«

»Ich hätte taub sein müssen, um nicht in meines Vaters Wohnung einiges von diesen Dingen zu hören.«

»Regina hat recht,« sagte Eleagabal Kuperus, »diese Erde wird voraussichtlich den Tod des Erfrierens sterben. Wenn nicht vorher irgendein kosmisches Ereignis eintritt, das sie zertrümmert.«

»Ist das doch möglich?« fragte Regina.

Lächelnd antwortete Kuperus: »Klammerst du dich auf einmal an die Welt? Früher hast du ruhig zugehört, wenn von dieser Möglichkeit gesprochen wurde. Ja – es ist nicht ganz unmöglich. Sehen wir doch oft am Himmel an einer Stelle, wo man nie einen Stern geahnt hat, ein plötzliches Aufflammen, das nach kurzer Zeit wieder verschwindet. Was ist das? Ein Stern, der in einem furchtbaren Zusammenstoß mit einem anderen Himmelskörper vernichtet wurde. Die Todesfackel, der Weltbrand einer

Erde gleich der unseren. Aber das bleibt doch für uns unter den fernen Möglichkeiten. Weit wahrscheinlicher ist es, daß sie den langsameren Tod des Erfrierens stirbt.«

Nachdenklich sagte Palingenius: »So ist das organische Leben auf einem Erdstern bloße Verfallserscheinung. Anzeichen des herannahenden Alters und des Todes. Denn als der Stern noch jung und voll brausender Kräfte war, duldet er keine Hülle um seinen glühenden Körper. Wenn er sich aber besinnt und, nur gelegentlich noch, wie von Erinnerungen an die ferne Jugend, erschüttert, seinen Panzer gegen die Kälte des Weltraums trägt, dann geht es mit ihm zu Ende. Der Panzer belebt sich, überzieht sich mit Grün, und allerlei Getier kriecht darauf herum. Der Mensch nennt das die Schöpfung des Lebens. In Wahrheit ist das aber der Anfang vom Ende. Ein Verfallsprozeß ... ja ...!«

»Ich kann das nicht glauben,« sagte Adalbert, »es ist so schwer zu denken. Wenn für uns die Erde anfängt freundlicher und liebenswerter zu werden, soll der Betrachter daran erkennen, daß sie verurteilt ist, zu sterben?«

Kuperus trank sein Likörglas aus und setzte es vorsichtig auf den Tisch. Dann erhob er es wieder und hielt es gegen das Licht, als wolle er dessen Spiele auf den gebrochenen Flächen betrachten: »Es nützt nichts, mein junger Freund. Die Erde ist nicht mehr jung und auch das Menschengeschlecht ist nicht mehr jung. Allerlei deutet darauf hin. Wenn man genauer hinsieht, möchte man sagen: alles. Wir sind – als Gattung genommen – doch in einer langsamen Degeneration begriffen. Unsere Johanna hat Zahnschmerzen. Sie hält sich wieder ihr Tuch an die Wange. Nun, auch das ist ein Beweis dafür, daß es mit uns abwärts geht. Unser Gebiß ist in einer fortwährenden Rückbildung begriffen. Es gab eine Zeit, wo die Kauwerkzeuge des Menschen anders sein mußten als heute, stärker, noch tierähnlich, furchtbar zermalmend und mahlend. Aber heute scheinen sie uns nicht mehr so wichtig zu sein. Die Nahrung ist anders geworden, weicher, feiner, und das Essen ist keine Arbeit mehr. Darum verkümmert der dritte Mahlzahn, der »Weisheitszahn« immer mehr. Er kommt erst spät heraus, ist schwach und kränklich, kann der Fäulnis wenig Widerstand

leisten, oder er fehlt überhaupt ganz. Man hat die Beobachtung gemacht und aus Schädeln aus früheren Jahrhunderten nachgewiesen, daß das nicht immer so war, daß unsere Vorfahren noch ein vollständiges Gebiß hatten. Daraus folgt, daß dieser Zahn späteren Geschlechtern wohl ganz fehlen wird. Und ähnlich geht es uns mit dem seitlichen oberen Schneidezahn. Auch der ist verkümmert und fehlt vielen ganz.«

»Was ist da zu tun?« fragte Adalbert erregt, als wäre dies seine eigenste Angelegenheit.

»Nichts«, antwortete Palingenius. »Der Prozeß geht seinen Gang. Die Kultur bringt unseren Körper herunter. Die Naturvölker sind noch nicht so weit. Und man kann sich denken, daß einmal die Zähne als ganz überflüssig verschwinden werden. Wenn man einmal die Nahrung in konzentrierter Form, als Pillen zu sich nimmt, die bloß verschluckt zu werden brauchen, wozu brauchen wir dann noch die Zähne?«

»Das wird es einmal geben, daß man die Nahrung in Pillenform zu sich nimmt, wie Medizin?« fragte Regina schauernd.

»Man ist auf dem Wege dazu.«

Lachend zeigte Eleagabal die leere, dunkle Höhle seines Mundes, aus dem die großen, gelben Eckzähne wie Hauer hervorsahen: »Dann werden alle Menschen ungefähr so aussehen wie ich und die Dichter werden den Artikel Perlenzähne in ihrem Lexikon weiblicher Reize streichen müssen. Ja, die Zahnfäulnis nimmt zu, nicht wahr, Johanna?«

Aber Johanna, die ihr Tuch um ihr Gesicht gebunden und sich in eine dunkle Ecke zurückgezogen hatte, schlief schon auf ihrem Stuhl, den Kopf nach hinten geneigt und ließ ein kurzes, röchelndes Atmen hören.

»Und so gibt es noch viele andere Zeichen, daß wir dem Ende entgegengehen«, sagte Kuperus.

»Dies zum Beispiel«, sagte Palingenius und hob sein Glas mit dem goldhell funkelnden Likör.

»Dies?«

»Nun ja ... dies! Das Bedürfnis des Menschen nach Alkohol. Seltsamer Instinkt des ganzen Geschlechtes, das von seinem Ende noch nichts wissen will und doch im tiefsten Innern bereits das Unabwendbare ahnt. Unser

Organismus hat eine geheimnisvolle Tendenz, sich über das natürliche Ende hinaus zu erhalten. Das ist beim einzelnen zu erkennen, und noch sicherer offenbart sich diese Tendenz in den allgemeinen Bedürfnissen der Menschheit. Der Alkohol gehört zu ihnen. Es wird eine Zeit kommen, in der sich die Eiskappen der Pole über die ganze Erde ausbreiten, in der das organische Leben zum Erfrieren verurteilt ist. Allein der Mensch wird sein Dasein um einige hunderttausend Jahre verlängern, wenn alle Meere bereits gefroren sein werden und die Kälte des Weltraumes schon auf ihn einzudringen beginnt. Nun gefriert der Alkohol erst bei sehr viel größerer Kälte als das Wasser. Wie nun, wenn das Wasser in den organischen Wesen, vor allem im Menschen, durch Alkohol ersetzt würde, wenn die Zusammensetzung des Blutes in dieser Weise geändert würde? Wie nun, wenn in dem Bedürfnis nach Alkohol diese organische Tendenz verborgen läge? Man gewöhnt sich an alles, sagt ein Alltagswort. Ja – vielleicht gewöhnt sich der Mensch auch daran. Alle Organe erfahren eine physiologische Umgestaltung daraufhin ...«

»Und wenn der Mensch«, sagte Eleagabal Kuperus, »dann nach einem raschen Flug sich zur Erde niederlassen wird und den zahnlosen Mund öffnet, um tief zu atmen, wird er nach Spiritus riechen.«

»Es beliebt dir zu scherzen«, sagte Palingenius etwas verdrossen, nahm seinen Mantel und ging hinaus, um auf der Galerie des Turmes über die schlafende Stadt hinzusehen.

»Und alles dies gibt es zu denken ...« Adalbert sah erregt Regina ins Gesicht, »dies gibt es zu denken ... und ich habe mich noch nie damit abgegeben. Ich komme mir hier vor, als sei ich ein Mensch der Vergangenheit, der nach langem Schlaf erwacht und nun von Dingen hört, die es zu seiner Zeit nicht gab.«

»Oder vielleicht sind Sie der Mensch der Zukunft!«

»Der Zukunft? Das verstehe ich nicht?«

Kuperus schien zu warten, bis Palingenius von seinem Gang zurückkam, und fuhr nach dessen Eintritt fort: »Wo soll das mit uns hin? Immer unabsehbarer wird das Meer des Wissens. Um auch nur einiges von alledem aufzunehmen, genügt kaum ein halbes Leben. Dabei wird der Wille

des Menschen, den ganzen Umfang des Wissens zu erforschen und dadurch der Welt Herr zu werden, immer zwingender. Es gibt wohl viele, die ihr Gebiet – ein ganz kleines Land – mit aller Sorgfalt abschließen, die seine Grenzen befestigen, um sich hinter Wällen und Mauern, vor dem Andringen des fürchterlichen Meeres geschützt, ihrer Spezialforschung zu ergeben. Aber selbst das kleinste Gebiet hat hier die Tendenz zu wachsen. Und je genauer es durchforscht wird, desto mehr scheinen sich seine Grenzen, trotz aller Wälle, hinauszudehnen. Viele Geister aber gibt es, die mit aller Sehnsucht die Universalität anstreben. Und das ist eine schmerzhafteste Sehnsucht. Und sie ist vor diesem unendlichen Meer unerfüllbar. Nun wird ein blasses Geschlecht von Menschen herankommen, die sich immer wieder auf die Aufgabe stürzen, der Welt durch das Wissen Herr zu werden, die immer wieder entsetzt und ohnmächtig vor neuen Augenblicken zurücktaumeln. Daneben aber wird ein anderes Geschlecht entstehen. Seine Ahnen werden die Verzweifelnden von heute sein, die Verzichtenden, welche die Kleinheit des Menschen erkannt haben. Sie haben alles von sich geworfen und sagen: es ist unmöglich. Aber aus dem tiefsten Lebensunmut wird höchster Lebensmut werden. Warum sollen wir uns damit quälen, zu ergründen, was das Leben ist, da wir doch sehen, wie es ist? Herrlich, souverän, beglückend, wenn man sich ihm mit richtigem Vertrauen hingibt. Diesen Menschen wird das Dasein wichtiger erscheinen als das Wissen um das reine Sein. Bei aller Ehrfurcht vor tiefen Fragen werden sie sich die Lust an allen Genüssen bewahrt haben, die aus der einfachen Unterwerfung unter das Leben kommen.«

Nun schwiegen alle lange Zeit. Dann erhob sich Palingenius und drehte den Hahn der Lampe über dem Tisch ab.

»Was tust du?« fragte Regina, da sie nun im Dunkeln saßen.

»Der Morgen ist da«, antwortete der Türmer und öffnete die Fensterladen. Noch lag es grau über der Stadt, aber hoch oben war die Luft schon erhellt, und eine einzelne Wolke, rot und flüchtig, brachte den ersten Gruß der aufgehenden Sonne. Im Lehnstuhl am Fenster schlief die alte Johanna, und eine ihrer mageren Hände hing über die grünbezogene Lehne herab. Nun stand Kuperus auf, und Adalbert nahm gleich ihm seinen

Mantel. Er dankte für die wunderbare Nacht. »Darf ich wiederkommen?« fragte er.

Und Regina antwortete mit einem fragenden Blick nach dem Vater: »Kommen Sie ... wenn es Ihnen nicht zu hoch ist, hier herauf ...« Der Türmer aber nickte ihr gütig zu und reichte Adalbert die Hand. Da wurde Regina vor Freude ganz verwirrt und wollte mit hinunter, um die Turmtüre aufzuschließen.

»Laß nur, Regina,« sagte Kuperus, »der Schlüssel steckt ja. Und es kann schon offen bleiben, nicht wahr ...«

Als die beiden hinabstiegen, blieb Eleagabal Kuperus stehen und zeigte nach der Mauer des Turmes, wo Adalbert ein schwarzes Kreuz bemerkte. »Über dieses Kreuz ist Palingenius seit dreizehn Jahren nicht mehr hinausgekommen.«

»Er haßt die Welt?«

»Er liebt sie trotz allem. Und er wird auch nicht mehr über dieses Kreuz hinauskommen ... nicht lebend ...« setzte Kuperus mit einem verlorenen Blick, wie unwillkürlich hinzu.

Vor dem Haus mit der schlüsseltragenden Hand über dem Tor nahm Adalbert Abschied. »Wenn Ihnen von unseren Gesprächen der Wunsch geblieben ist, sie fortzusetzen,« sagte Kuperus, »so kommen Sie immer zu mir. Ich werde stets zu Hause sein, wenn Sie kommen. Und wenn Sie einen Wunsch haben, eine Frage, ein Leid, so kommen Sie, ich erwarte Sie.«

Geräuschlos öffnete sich die Tür – Adalbert stand allein vor dem seltsamen Schnitzwerk, sah nach der Hand empor, die in der Morgendämmerung von Blut erfüllt schien, nicht ein künstliches Gebilde, sondern ein Stück Leben. Eine alte Frau kam über den Domplatz herüber und sah Adalbert vor dem Haus des Kuperus. Sie drückte sich vorbei, mit scheuen Blicken nach der Burg des Zauberers; und eben, als sie bei der kleinen Seitentür des Domes ankam, rasselten drinnen die Schlüssel, und der kleine Kirchendiener kam hervor, noch etwas verschlafen, trat gähmend auf den Platz hinaus und sah nach dem Wetter.

»Morgen, Frau Swoboda, es ...« aber ein Gähnen erstickte die Fortsetzung der Begrüßung.

»Schaun S' dorthin,« sagte die Frau Swoboda, »steht schon wieder einer vor dem Haus. Hat schon wieder einen verhext.«

»Ja, der Teufel hat halt noch immer große Macht in der Welt. Noch immer. Und grad sucht er sich immer das Heiligste aus, wo er sich daneben breit macht.«

»Da sollt' halt doch einmal die Polizei ...«

»Gehn S', die Polizei, die halt's selber mit denen Freimaurern und allem Teufelsg'sindel.«

Dann traten die beiden in die Kirche. Frau Swoboda mit einem flüchtigen und ängstlichen Blick über die Schulter zurück, ob sie nicht noch hier, an der Schwelle des Heiligtums eine dunkle Gewalt zurückstieße.

Hinter Adalbert wurde ein Fenster geöffnet. Der Rahmenmacher beugte sich zwischen Vogelkäfigen und Blumenstöcken weit vor und sah hinaus. Nun wandte sich Adalbert und ging langsam zwischen den beiden Heiligen hindurch die Domstiege hinab. Auf dem Marktplatz begannen die Verkäuferinnen schon ihre Gemüsestände aufzustellen, und vor dem Laden eines Fleischhauers waren Lehrjungen damit beschäftigt, halbe Schweine und ungeheure Ochsenviertel auf die starken eisernen Haken aufzuspießen. Kleine Blutlachen unter den Fleischmassen zeigten, daß sie frisch zerteilt worden waren. Adalbert blieb stehen und sah nach dem Dom zurück, dessen zwei ungleiche Türme schon von der Sonne bestrahlt waren. Er sah deutlich den glitzernden Knauf und die mächtige Helmzwiebel und darunter, fein und spinnenzart, die Galerie des Türmers.

»Schönes Resedastöckl g'fällig«, sagte der Blumenhändler der neben Adalbert seine Töpfe günstig anordnete und die bunten Samenpakete auslegte.

Langsam ging Adalbert weiter durch die Straßen der erwachenden Stadt, und er sah noch oft nach den Türmen des Domes, blieb auch eine ganze Weile im taunassen Gras liegen, als er den Wald erreicht hatte, so daß er erst spät am Vormittag in der Villa anlangte. Als er in das Vestibül trat und ihm ein Diener entgegenkam, erinnerte er sich an die Musikanten von gestern abend.

»Was ist's mit den Leuten, die ich gestern hergeschickt habe?«

»Der Richard hat sie versorgt, wie es der Herr angeordnet haben.«

»Rufen Sie mir den Richard.«

Noch im Treppenhaus wurde Adalbert von Richard eingeholt, eben als er den Schlüssel in die Türe seiner Zimmer steckte. Mit den gelassenen Manieren des guterzogenen Dieners, der zwischen den Klassen der Herrschenden Unterschiede zu machen weiß, grüßte er Adalbert.

»Nun?«

»Es ist ganz nach Ihren Befehlen geschehen, Herr Semilasso. Sie haben zu essen bekommen und haben ein Nachtquartier erhalten, und heute früh habe ich ihnen Geld gegeben. Um sieben Uhr früh sind sie fort.«

»Schon fort? Es ist gut.«

Adalbert schloß auf und ging durch die Reihe seiner Zimmer bis ins Schlafzimmer, das nach dem Park zu lag. Er war ein wenig müde und mit sich uneins, ob er ausruhen oder sich bloß durch eine Waschung erfrischen wollte. Sehnsüchtig sah er nach seinem Bett. Vielleicht kam ein Traum und wiederholte ihm, was er erlebt hatte oder setzte es fort. Im Dämmer der halb zugezogenen Bettvorhänge sah er am Kopfende etwas Weißes, das vom tiefen Ton des Mahagoniholzes abstach. Neugierig trat er hin. Es war ein Blatt Papier, das mit einem Dolchmesser an das Holz genagelt war. Mit Mühe zog er das tief eingestochene Messer hervor und trat mit dem Papier ans Fenster. Worte in einer fremden Sprache, die ein wenig an das Italienische erinnerte und doch ganz anders klingen mußte. Es mochte wohl Rumänisch sein. Adalbert war erstaunt. Wie kam das Blatt hierher? Welche seltsame Art, es mit einem Messer zu befestigen? Er klingelte und wartete ungeduldig, bis Richard kam.

»Hören Sie,« fragte er, als der Diener eintrat, »haben Sie die Leute hier in meine Zimmer gelassen?«

Kalt und ungehalten sah ihn Richard an: »Wie käme ich dazu? Herr Semilasso haben doch selbst abgesperrt. Fehlt dem Herrn vielleicht etwas? Ich hab' mir aber gleich gedacht, daß ein solches Gesindel ...« Es war ein Vorwurf und zugleich ein Triumph der besonnenen Voraussicht.

»Nein, es fehlt mir nichts.«

»Jetzt erinnere ich mich, daß einer von den Leuten gefragt hat, wo die Zimmer des Herrn sind.«

»Einer hat gefragt? Gut. Gehen Sie.«

Es war weiter nichts Wunderbares dabei, wie Adalbert nach einigem Suchen herausfand.

Vom Garten aus war man an dem Spalier der Weinstöcke zum ersten Stock hinaufgeklettert, hatte hier ein Fenster geöffnet, das wohl nicht gut verschlossen gewesen war, und war eingestiegen. Aber zu welchem Zweck war man in sein Schlafzimmer eingedrungen? Was sollte die Nachricht, die man ihm hier hinterlassen hatte? Ein wenig beunruhigt, aber doch zu müde, um angestrengt darüber nachzudenken, streckte sich Adalbert auf seiner Ottomane aus und schlief ein.

Erst spät am Nachmittag erwachte er. Ein kühles Grün erfüllte sein Zimmer, und die Sonne legte glänzende runde Schilde, so gelb wie Messing auf die topasfarbenen Tapeten. Aus dem warmen Dunkel der Wände schienen unter ihrer Berührung, wo sie in schmalen, flüchtigen Streifen hinhuschte, leichte Rauchsäulen aufzusteigen; als ob sich die Farbe wieder in die leichten Bestandteile auflöse, aus denen sie gewonnen schien. Adalbert dachte an Regina und stand auf, sogleich von einer freudigen und wachen Kraft erfüllt. Es war ihm so, als habe sein Leben nichts Schweres mehr für ihn, als seien alle Hindernisse und selbst seine fürchterliche und quälende Gefangenschaft hinweggewischt. Vom Fenster aus sah er in den Park hinaus und dachte nach, ob nicht die Nachricht der rumänischen Musikanten ein genügender Vorwand sei, gleich heute zu Eleagabal Kuperus zu gehen. Vielleicht würde er beginnen von Regina zu sprechen, er war ja ihr väterlicher Freund ...

Auf einem der Parkwege unten, zwischen den im Grün aufflackernden brennenden Blüten üppiger Granatsträucher sah er ein weißes Kleid. Elisabeth! Wahrhaftig: Elisabeth! Kam die auch *hierher*? Und Adalbert hatte gehofft, die Tage bis zu ihrer Verlobung in Ruhe verbringen zu können. Bezug hatte ihm die Einsamkeit gestattet, damit er in der Stille seine Aufgabe erfülle. Adalbert sah das weiße Kleid zwischen den Gebüschen bald stillstehen, bald weitergleiten. Neben Elisabeth ging der

Bräutigam, in einem leichten grauen Sommeranzug, mit bloßem Kopf, über den er ab und zu mit dem Taschentuch wischte. Elisabeth schien in übler Laune, sprach heftig erregt und blieb dann plötzlich stehen, daß Hecht einige Schritte vorausrannte. An einer Wegbiegung hakte ein Strauch seine Dornen in die Spitzen ihres Kleides. Elisabeth hatte sich zurückgehalten, wandte sich um und riß mit einer zornigen und ungeduldigen Bewegung das Kleid los, daß ein langer schmaler Spitzenstreifen an dem Busch hängen blieb. Dann verschwanden die beiden tiefer im Park, nur der Spitzenstreifen flatterte im leise einsetzenden Abendwind. Adalbert klingelte nach Richard und bestellte rasch ein Abendessen. Als Richard gehen wollte, fragte er: »Ich glaube, ich habe vorhin das gnädige Fräulein im Park gesehen. Ist sie hier?«

»Sie ist vormittag aus der Stadt gekommen und hat nach dem Herrn gefragt. Ich habe gesagt, der Herr schlafen. Sie hat den Auftrag gegeben, sie sogleich zu verständigen, wenn der Herr aufwachen.«

»Warten Sie noch damit. Wenn ich nicht irre, ist Herr Hecht mit dem gnädigen Fräulein im Park.«

»Herr Hecht ist nachmittag nachgekommen.«

»Sie wird nicht gestört werden wollen, warten Sie also noch eine Weile, bis Herr Hecht gegangen ist.«

»Wie Sie wünschen. Ich darf mich auf den Herrn berufen, daß ich meinen Auftrag so ausgeführt habe, wie er mir gegeben wurde.«

»Meinetwegen. Berufen Sie sich auf mich.«

Für das Abendessen nahm sich Adalbert nicht viel Zeit. Er hatte eine kleine Schüssel mit kaltem Fleisch bestellt, ließ aber die Hälfte stehen, trank eine kleine Flasche roten Wein und ging dann, nachdem er den Zettel mit der Nachricht der Musikanten zu sich gesteckt hatte, auf einer der vielen versteckten Treppen dieses Hauses davon. Zum erstenmal fand er die seltsame Bauart dieses Hauses sinnvoll. Bei aller Pracht des Innern und aller Leichtigkeit der Fassaden war das Haus doch schwer und wuchtig gebaut wie ein Fort. Die Mauern waren dick und mit Eisenplatten überzogen, die freilich von köstlichen Gobelins verdeckt waren; aber gerade diese Dicke der Mauern ließ eine Menge traulicher Winkel zu,

gemütlicher Ecken und Nischen, in denen es zur Dämmerstunde wunderbar heimlich war. Die vier drehbaren Türen an den Ecken des Gebäudes glichen den Panzertürmen eines ungeheuren Kriegsschiffes. Zu diesen Türmen hatte keiner der Hausbewohner Zutritt. Und wie in einem alten Fort gab es allerlei geheime und verdeckte Türen und Treppen, die auf seltsamen Wegen unvermutet ins Freie führten. Auf einer dieser Treppen gelangte Adalbert in den Park und wollte eben zu dem Ausgang hin, der über eine der kleinen Brücken ins Freie führte, als ihm Elisabeth und Hecht entgegenkamen. Rasch drückte sich Adalbert in die Dämmerung eines großen, kugelförmigen Taxusbaumes.

Hecht sah blaß und entschlossen aus. So nahe kam er an Adalbert vorüber, daß dieser die kleinen Schweißperlen auf seiner Stirn sah. »Ich werde Sie zwingen, mich zu lieben«, sagte er.

»Wir werden sehen, ob es Ihnen gelingen wird!« antwortete Elisabeth und blieb wieder plötzlich stehen, daß Hecht einige Schritte von ihr abkam. Dabei warf sie einen raschen Blick nach den Fenstern der Villa.

»Ja, das werden wir sehen.«

Dann waren sie vorbei, und Adalbert konnte seinen Weg fortsetzen. Als er vor des Kuperus Haus ankam, war es bereits Nacht, aber sein Vertrauen in die Herzlichkeit der Einladung war so groß, daß er ohne Bedenken die Glocke zog. Leise ging die Tür auf, und Adalbert ging über weiche Teppiche durch den langen Gang, an dessen Wänden die leuchtenden Buchstaben eine beruhigende Dämmerung gaben. Im rot beleuchteten Raum, wo der Springbrunnen plätscherte, wartete der Diener mit dem Wolfsgesicht und führte ihn zwischen zwei Wänden von Büchern weiter. Eine Kugel klang hell in silbernem Becken. Und nun stand Adalbert in dem großen Raum, über dem eine Kuppel aus Glas auf Marmorwänden lag. Staunend sah er die Pracht dieses wundersamen Tempels, in dem alle Marmorarten vereinigt waren, die Säulen, die kein Gebälk trugen, und die köstlichen Farbenspiele auf der Innenseite der Glaskuppel. Staunend fühlte er die Wirkung dieses milden Lichtes, das aus unsichtbaren Quellen kam und ihn gleichsam erfüllte, das er einzuatmen schien und das ihn mit jedem Atemzug freier machte. Eine unerklärliche Kraft drang auf ihn ein, hob ihn

empor, so daß er eine Stimme in sich zu hören glaubte: hier ist nichts unmöglich! Diese Ruhe der Marmorwände, die doch in den wirren Adern von lebendigstem Leben zu beben schien, kam auch über Adalbert. Er war gespannt und ruhig zugleich, voller Erwartung und doch nicht ungeduldig.

Eleagabal Kuperus erhob sich von dem Marmortisch in der Mitte des Saales, wo er gesessen hatte und trat auf Adalbert zu, hinter dem der Diener mit dem Wolfsgesicht vorgebeugt stand, wie auf der Lauer, um sogleich zuzufassen. »Ich wußte, daß Sie noch heute kommen würden«, sagte er und winkte dem Diener, sich zu entfernen.

»Ich bin gekommen, um Sie etwas zu fragen. Sie haben es mir gestattet. Aber wie soll ich sagen, wie ich es bei Ihnen finde, wie sonderbar das ist. Als ob ich auf einem anderen Stern lebte. So ... so ... mir fehlen die Worte ...«

»Und Sie sind doch ein Dichter ...«

»Ich bin ganz umgewandelt. Ich atme so leicht ...«

Kuperus sah Adalbert innig an und sagte, indem er ihm die Hand reichte: »Wie schön ist Ihre Begeisterung, viel schöner als alles das, was Sie begeistert macht. Wenn die Menschen wüßten, wieviel sie verlieren, wenn sie die Gabe verlieren, sich zu begeistern! Man wird so klar und lauter, wenn man sich ganz an etwas hingibt. Und den meisten ist das versagt. Sie bleiben trüb und dumpf, immer in sich selbst eingekerkert, befangen und gefangen.«

»Die Luft ist so hell und heiter, sie strömt wie Licht in mich ...«

»Fühlen Sie es? Ja, es ist so. Was Sie da atmen ist leuchtende Luft. Diese Räume sind ganz von leuchtender Luft erfüllt. Sie entzündet sich hier an diesen Säulen, strömt ab und zu, immer in unsichtbarer Bewegung, und alle dem Licht verwandten Wirkungen werden zugleich entfesselt. Nicht nur Lichtströme, auch elektrische und magnetische Wellen gehen durch Sie hindurch.«

»Es ist wunderbar, es ist wunderbar ...«

Adalbert saß lange schweigend auf einer Marmorbank, und Kuperus störte ihn nicht. Nach einer Stunde begann er mit einer Frage, die Adalbert

ganz sanft erweckte: »Geben Sie mir das Papier, das Sie mir gebracht haben.«

Adalbert wunderte sich nicht im geringsten darüber, daß Eleagabal von diesem Papier wußte. Lächelnd nahm Kuperus das Blatt in Empfang und las es lächelnd; die großen Eckzähne waren wie Messer aus ihrer Scheide gekrochen, und trotzdem ihm das ein sonderbares Aussehen gab, war der Ausdruck der Milde in seinem Gesicht nur noch deutlicher geworden. »Sie haben sich Freunde erworben,« sagte Kuperus, als er zu Ende gelesen hatte, »es sind die rumänischen Musikanten, die Ihnen dieses Blatt hinterlassen haben.«

»Und was wollen sie von mir?«

»Sie wollen nichts von Ihnen. Sie bieten Ihnen etwas an. Hören Sie, was auf diesem Blatt steht: ›Dieses Messer‹ – das Messer, mit dem das Blatt wohl befestigt war – ›ist der Bruder von vier anderen. Fünf scharfe und rasche Brüder; die Fäuste, die sie führen, und die Köpfe darüber sind Dein, wenn Du sie rufst. Rufe sie, wenn Du ihrer bedarfst. Man wird Dich hören in Bukarest‹, und nun gibt Ihnen der Zettel eine genaue Adresse.«

»Das ist eine sonderbare Art der Dankbarkeit. Sie tragen mir an, mich ihrer Messer zu bedienen. Was soll ich mit einem solchen Antrag beginnen. Ich habe niemanden, dem ich ans Leben will.« Adalbert versuchte zu scherzen, denn es war ihm peinlich, an die Szene von gestern erinnert zu werden.

Aber Kuperus blieb ganz ernst: »Es könnte doch sein, daß wir sie brauchen. Sie haben sich gestern eine Leibgarde angeworben. Und ich glaube, diese Wächter werden treuer sein, als so manche, die einen König umgeben. Heben Sie dieses Blatt gut auf.« Und dann, als wäre jetzt genug davon gesprochen und als wäre ihm Adalberts Verlegenheit aufgefallen, lenkte Kuperus ab: »Und nun lade ich Sie ein, weiter zu gehen. Sie haben Vertrauen zu mir; das fühle ich und sehe ich. Ich will Ihnen zeigen, daß auch ich Vertrauen zu Ihnen habe. Kommen Sie.«

Er schritt auf die Marmorwand zu, die dem Eingang gegenüberlag, und Adalbert erhob sich und folgte ihm. Nun griff Kuperus in das Rankenwerk der bunten Marmoradern, schob die hängenden Netze über der Türöffnung

zum Laboratorium beiseite, und die beiden gingen durch die Wand hindurch. Da standen sie im Raum, in dem Kuperus seine Präparate aufbewahrte, diese Köpfe und menschlichen Gliedmaßen, die sich den wundersamsten Anschein des Lebens erhalten hatten. Und Adalbert ging zwischen ihnen herum, wie in einem Traum, in dem die merkwürdigsten Dinge selbstverständlich sind, von Kuperus begleitet, der ab und zu ein Wort sprach. Vor der ägyptischen Mumie erkannte er, wie scheußlich diese Art war, die Reste eines Toten aufzubewahren, und er fragte Kuperus, ob er nicht daran denke, seine Entdeckung der Menschheit zu übergeben.

»Der Menschheit?« sagte Kuperus. »Ich glaube nicht, daß der Menschheit so sehr viel daran gelegen sein wird, ihre Toten in dieser Weise aufzubewahren. Es gibt wenige, die die Bilanz ihres Tun und Lassens einem Toten gegenüber so abschließen dürfen, daß für sie etwas herauskommt. Vor einer Leiche bleiben meist nur marternde Vorwürfe zurück, der Gedanke, daß man anders hätte sein müssen. Und da ist es gut, wenn den Toten die Erde bedeckt oder das Feuer verzehrt. Er wird ferner und undeutlicher, und wenn einige Zeit darüber hingegangen ist, weiß man wenig mehr von dem, was uns einmal entsetzt hat. Die Reue schweigt und eine leise Wehmut schmeichelt müde in uns. Den Toten immer noch lebend vor uns zu sehen, würde unsere Reue verlängern.«

Adalbert nickte und dachte nach. Dann sagte er: »Sie haben recht.«

Nach einer Weile begann Kuperus wieder: »Darum zögere ich auch, von einer anderen Entdeckung zu sprechen oder Gebrauch zu machen, die noch wunderbarer und fürchterlicher ist. Das Leben ist ein chemischer Vorgang, nicht wahr. Das ist sehr roh und materialistisch ausgedrückt. Denn sein Wesen, sein Eigentliches ist damit noch nicht erfaßt. Die Art, wie das Einzeldasein mit dem Weltganzen zusammenhängt. Aber der »chemische Vorgang« ist das, was wir vom Leben sehen und einigermaßen beurteilen können. Die äußere Rinde des Lebens. Also ein chemischer Vorgang, Sie werden mich nun verstehen. Ein Verbrennungsprozeß in gewisser Beziehung. Und ein Gärungsvorgang in einer anderen Hinsicht. So ist das Vorhandensein gewisser Gärungsstoffe in der Lunge zum Atmen

notwendig. So unbedingt notwendig, daß beim Fehlen dieser Gärungsstoffe der Tod eintreten muß.«

Kuperus schwieg einen Augenblick, und die Falten seiner hohen Stirn bewegten sich, wie unbewußt an der Arbeit des Denkens Anteil nehmend. Dann sagte er, indem er ein Kristallglas, das mit einem Glasstöpsel verschlossen war, aus einem Wandschrank nahm: »Ich habe über die Sache nachgedacht und lange Jahre hindurch Versuche angestellt. Sehen Sie hier in diesem Glas habe ich den Gärungsstoff auf künstlichem Wege dargestellt, der zum Leben notwendig ist.«

»Sie sind also ...«

»Ja, es ist so, wie Sie sagen wollen. Ich kann, wie man zu sagen pflegt: Tote erwecken.«

»Sie sind also Herr über den Tod?«

»Nein, noch ist der Tod zu mächtig auf dieser Erde. Nicht über die Toten, aber über die Lebenden. Es gibt keinen, dem nicht angesichts des Toten Gedanken kämen, deren er sich nicht schämen müßte, wenn der Tote wieder zum Leben erwachte. Und tieferen Menschen müßte diese Scham so furchtbar werden, daß sie zum Wahnsinn treibt. Einmal – einmal vielleicht muß ich es versuchen ... einmal wird es notwendig sein. Und dann will ich auch gern ... der Rache des Todes verfallen. Denn es kann sein, daß ich selbst das Gelingen meines Versuches ... büße ...« –

Als Adalbert Kuperus verließ, war es wieder heller Morgen. Eine Nacht voll erhabener Gespräche lag hinter ihm, voll absonderlicher Gedankengänge, bei denen ihm Kuperus als Führer vorangeschritten war, und diese Nacht war verflogen wie eine einzige Stunde.

Die ›Gesellschaft zur Verwertung der Erdoberfläche‹ hält eine Sitzung ab. Eine kleine Auseinandersetzung zwischen Bezug und seinem Schwiegersohn

[Inhaltsverzeichnis](#)

Seit einer Woche war man in Bezugs Palast mit den Vorbereitungen zur Verlobungsfeier beschäftigt. Alle Künste und Handwerke waren aufgeboten worden, und der große Saal, in dem das Hauptgemälde der Decke durch ein anderes ersetzt wurde, war unzugänglich, da ein Gerüst aufgeschlagen worden war, dessen Stangen und Balken den ganzen Raum brauchten. Dazwischen und darunter waren die Leute tätig, die die Wände mit den in Gold ausgeführten Reliefs zu verkleiden hatten. Diese Reliefs und das Deckengemälde stellten bekannte Szenen der griechischen Mythologie vor: Brautpaare und Hochzeiten von Göttern und Menschen. Die berühmtesten Künstler hatte Bezug vor Monaten in seinen Palast geladen, einige Tage bewirtet und ihre Zustimmung, diese Arbeiten zu übernehmen, selbst bei den Widerstrebenden durch eine ungemeine Liebenswürdigkeit und hohe Preise erreicht. Er war entschlossen, bei dieser Gelegenheit der Welt zu zeigen, daß seine Macht schon jetzt ohne Grenzen war, daß er die kostbarsten Dinge mit Geschmack für seine Verherrlichung anzuwenden verstand. Mit unerhörtem Aufwand war der ganze Palast von Grund auf umgewandelt worden, und als die Familie Bezugs und seine Angestellten am Tag vor der Feier von den verschiedenen Villen zurückkamen, konnten sie sich kaum in den neuen Räumen zurechtfinden.

Am Vorabend fand noch eine Beratung der Gesellschaft zur Verwertung der Erdoberfläche statt. Bezug hatte die bedeutendsten Aktionäre zur Feier geladen und verband damit eine Sitzung, in der er die Berichte über alle fünf Erdteile entgegennahm. Als die Vortragenden gesprochen hatten, stand

Bezug auf und dankte allen für ihre Bemühungen. »Aber«, sagte er, »bei aller Anerkennung des Geleisteten kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich etwas ungeduldig bin.« Und er fuhr in englischer Sprache fort, denn die meisten Aktionäre waren Engländer oder Amerikaner: »Ich sehe wohl Erfolge, aber diese Erfolge genügen mir nicht. Es geht etwas langsam vorwärts. Und ich sehe den Zeitpunkt noch immer nicht ab, an dem wir tatsächlich über allen Kulturboden der Erde gebieten werden. Wie lange schätzen Sie, meine Herren, daß es bis zu diesem Punkt noch dauern kann?«

Mister Smith aus Philadelphia, der am unteren Ende des Tisches saß, zwischen Gibson, dem Zündholzfabrikanten aus Liverpool, und Kontscharow, dem Ölmilliardär aus Baku, sagte nach einer Weile, als kein anderer sprach: »Ich schätze fünf Jahre ... wenn es so fortgeht wie bisher.«

»Wenn es so fortgeht ... nein, meine Herren, es darf nicht so fortgehen, es muß in ganz anderem Tempo gehen. Fünf Jahre, meine Herren! Das ist ganz unmöglich, das halte ich nicht aus.«

Mister Smith setzte den goldenen Zwicker höher hinauf und sagte noch langsamer: »Sie werden es wohl aushalten müssen. Wir haben ja auch unsere Kapitalien an diese Landkäufe gewendet und müssen sie vorläufig unverzinst lassen.«

Da wurde Bezug dunkelrot vor Zorn: »Herr, so meine ich es nicht. Ich kann das Hundertfache dessen, was ich bis jetzt aufgewendet habe, unverzinst liegen lassen und spüre nichts davon. Aber aus anderen Gründen, meine Herren! Was soll ich Ihnen sagen? Ich bin ungeduldig, ich bin nervös.«

»Sie haben viel Temperament!« sagte Mister Smith.

Und Gibson fügte hinzu: »In Geschäften darf man nicht nervös sein.«

»Man muß warten können«, sagte Kontscharow, der Ölmilliardär.

Thomas Bezug verbeugte sich spöttisch vor den Herren am unteren Ende des grünen Tisches, den man anstatt des Tisches mit Danae und dem Goldregen in das Arbeitszimmer gestellt hatte. Seine fleischigen Hände ließen, trotzdem er aufgestanden war, die grünen Schlangenköpfe der Sessellehne nicht los und seine Salzseeaugen inmitten der leeren Stellen

seines Gesichtes unter den haarlosen Brauen und den Wölbungen der Stirn schienen trübe und stumpf. »Ich danke den Herren«, sagte er, »für die Anerkennung meines Temperamentes und für ihre freundlichen Ratschläge. Sie können mir glauben, daß ich auch kalt und ruhig sein kann, wenn es nötig ist. Hier aber scheint es notwendig zu sein, rasch vorwärts zu kommen. Warum? Für mich ist das keine Frage. Wir müssen im raschen Ansturm siegen, bevor die Völker Zeit haben, sich gegen uns zu wenden, und bevor die Regierungen die ungeheure Tragweite unseres Planes erkannt haben. Wenn die Regierungen auf ihren langsamen Gedankenwegen einmal so weit gekommen oder wenn sie durch den Unwillen der öffentlichen Meinung dazu gezwungen werden, uns durch Gesetze Hindernisse in den Weg zu legen – dann ist es zu spät. Wir müssen die Macht in den Händen haben, ehe die Welt zur Besinnung kommt.«

»Gewiß«, stimmte Fratelli, der Makkaronifabrikant aus Mailand zu, und dann sagte er sehr schnell etwas auf Italienisch, das aber außer Bezug und zwei andern italienischen Milliardären niemand verstand.

»Gewiß,« sagte auch Mister Smith, »aber wir arbeiten ja auch schon fieberhaft. Unsere Agenten sind doch in fast allen Ländern, und unsere Unteragenten fast in jeder Stadt. Aber nicht an einem Mangel an Eifer liegt es oder an schlechter Organisation, sondern an der ungeheuren Größe der Aufgabe. Die Erde ist eben viel größer, als wir uns vorgestellt haben. Wir haben Widerstände zu überwinden. Es gibt viele Leute, die mit dem Boden, auf dem sie sitzen, sozusagen verwachsen sind. Die müssen erst mürbe gequält werden, ehe sie ihr Stück Land hergeben.«

»Und was geschieht mit den Bauern?« warf der Seidenfabrikant Vernier aus Lyon ein, der erst vor kurzem der Gesellschaft beigetreten war und zum erstenmal einer Versammlung beiwohnte.

»Diese Frage ist schon einmal aufgeworfen worden«, antwortete Fratelli zuvorkommend, »und wurde befriedigend gelöst. Wir müssen uns natürlich davor hüten, die Bauern schon jetzt alle vom Dorf in die Städte zu vertreiben. Das gäbe sehr bald eine Übervölkerung in den Zentren und alle peinlichen Folgen einer solchen: Wohnungsnot und Teuerung und endlich Unzufriedenheit und Aufstände gegen uns. Wir lassen die Bauern

einstweilen als Pächter auf ihrem Grund. Als Pächter mit relativ geringen Pachtzinsen, damit sie die Güter in gutem Stande halten, aber mit Pachtverträgen von sehr kurzen Fristen. Und wenn wir dann erst so weit sind, so werden die Verträge alle mit einmal gekündigt.«

»Inzwischen sind die Städte«, fuhr der Bankier Rosengarten aus Berlin fort, »doch schon so überfüllt, daß es schwierig oder ganz unmöglich sein wird, sich dort eine Existenz zu gründen. Die gekündigten Pächter sind also gezwungen, auf dem Land zu bleiben, und wir bekommen so billige Arbeiter zur Bewirtschaftung unserer Ländereien.«

»Wenn wir erst soweit sind, haben wir schon die Macht in den Händen«, sagte Gibson. »Aber wie Mister Smith gesagt hat: es gibt ungemein viele Hartnäckige, zumeist hier in Deutschland und Österreich, wie ich mir berichten ließ. Das ist das eine Hindernis. Das andere aber ist, daß es auf der Erde noch ungemein viele kaum erforschte oder doch schwer zugängliche Gebiete gibt. Die Erwerbung dieser Gebiete ist schwierig, denn da stehen politische Bedenken der Kolonialstaaten im Wege. Aber noch schwieriger scheint es mir, diese Gebiete nachher rationell zu bewirtschaften.«

»Denken Sie«, sagte Kontscharow, »an diese ungeheuren, noch kaum zugänglichen Strecken in Sibirien, an die Urwälder Brasiliens, die vielen Südseeinseln, das Innere Australiens, soweit es zu bebauen ist, die wunderbaren, noch unverwerteten Wälder und Ackerbauländereien Zentralafrikas. Tibet, die Dschungeln Indiens, das Innere Chinas, wo es besonders schwer sein dürfte, unseren Plan durchzuführen.«

»Und doch müssen wir alle diese Gebiete haben.« Thomas Bezug hatte sich wieder niedergesetzt, ließ die Hände auf den Schlangenköpfen ruhen und sah einen der Geladenen nach dem andern an. »Wir müssen sie haben. Denn wir haben zu erwarten, daß, sobald wir hier in den schon kultivierten Ländern der Erfüllung unserer Wünsche näher rücken, sich eine neue Völkerwanderung nach diesen Gebieten ergießen wird. Alle Vertriebenen, die hier kein Auskommen finden, werden auf den Gedanken kommen, nach neuen Ländern auszuwandern. In diesem kritischen Moment müssen wir

also diese Gebiete schon in unseren Händen haben. Sie müssen wissen, daß es dort, wo sie hin wollen, durchaus nicht anders ist als hier.«

»Gewiß! Ganz sicher! Das muß so weit sein.«

»Ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen mitteilen zu können, daß meine Bemühungen in dieser Hinsicht schon einigen Erfolg haben. Gestern habe ich ein Telegramm bekommen, daß die Expedition zur Durchquerung Afrikas, die ich ausgerüstet habe, glücklich an der Westküste angekommen ist. Die Expedition hat eine Unzahl von Verträgen mit den Häuptlingen im Innern Afrikas abgeschlossen. Sie können es mir glauben, dort ist billiges Land zu kaufen. Aber vor allem ist mir eine Mitteilung wertvoll. Die Expedition ist in unserem Namen mit der Regierung des Kongostaates in Beziehungen getreten. Wir haben Aussicht, gegen Überlassung aller Hoheitsrechte an die belgische Regierung – selbstverständlich! – den ganzen Kongostaat in die Hände zu bekommen.«

»Vorzüglich, ausgezeichnet.«

»Ähnlich günstig sind die Berichte meiner tibetanischen Expedition, deren Leiter den Dalai Lama selbst gesprochen hat. Und auch in Indien stehen die Dinge gut, wenn uns die Regierung Indiens nicht Schwierigkeiten macht.«

»Dafür will ich mich einsetzen«, sagte Lord Hamilton.

»Unser Trust hat Nordamerika so ziemlich sicher«, fügte Mister Smith bei. »Freilich sind gerade dort noch einige ungeheure Vermögen, die sich uns bis jetzt noch nicht angeschlossen haben.«

»Läßt sich da nichts machen?« fragte Thomas Bezug ärgerlich.

Nach einigem Nachdenken antwortete Mister Smith: »Es ließe sich schon einiges machen ... wenn wir in unseren Mitteln nicht wählerisch sind.«

»Ich begreife Sie nicht, Mister Smith, natürlich dürfen wir in unseren Mitteln nicht wählerisch sein. Rechnen Sie auf meine Unterstützung in jeder Beziehung. Sie sehen also, meine Herren,« sagte Bezug und stand wieder auf, »daß Ihre Bedenken nicht viel zu sagen haben. Nach der Begeisterung, mit der Sie meinen Plan aufgenommen haben, habe ich

überhaupt diese Bedenken gar nicht erwartet. Sie denken etwas klein von der Macht des Kapitals.«

»Und doch will es mir scheinen,« sagte da jemand, »wenn ich es recht betrachte, als ob da irgendwo etwas steckt, das nicht in die Rechnung stimmt. Ich denke, es ist unmöglich ...« Der Sprecher brach ab. Es war der Geschützfabrikant Behrens aus Aachen, ein noch junger Mann, bartlos, sonnenverbrannt, da er erst vor kurzer Zeit von der Elefantenjagd in Abessinien nach Europa zurückgekommen war.

Eine fürchterliche Stille brach nach diesem Wort über die Versammelten herein, und die Flügelschläge des schwarzen Geiers über dem Zifferblatt der Wanduhr wurden hörbar. Eins ... zwei ... drei ... vier ... fünf ... Der Geier saß mit vorgebeugtem Kopf auf seinem Platz, als spähe er über die Versammlung hin, mit krummem Schnabel und glühenden Augen, die scharfen Fänge wie zum Abstoß bereit. Langsam und unerbittlich schlugen seine Flügel im Takt des Pendels, als wäre er die Zeit selbst ...

Endlich sagte Bezug, und in dem bleichen Gesicht, dessen Haut an die Farbe der Grottenolme erinnerte, begannen die Augen zu glimmen: »Ein Wort ist hier gefallen ... ein Wort, das ich nicht wiederholen will ... ein Wort, das wir nicht kennen, wir wollen es nicht gehört haben. Es wäre eine Schmach für uns, etwas darauf zu erwidern, Herr Behrens hätte aber dieses Wort am allerwenigsten gebrauchen sollen. Sie sind einer der Jüngsten hier und einer der Schwächsten. Sie haben ...« Rudolf Hainx, der neben Bezug saß, wies auf einen Posten der vor ihm aufgeschlagenen Liste. Bezug beugte sich herab und fuhr dann fort: »Sie haben der Gesellschaft die lächerliche Summe von fünfhundert Millionen zur Verfügung gestellt, Herr Behrens. Ich weiß nicht, ob Sie es nicht vorziehen zu schweigen, wenn Sie sich dessen erinnern?«

Unter den Versammelten befand sich auch Polydor Schleimkugel, der sein ungeheures Vermögen durch Fabrikation von Heiligenbildern, Rosenkränzen und Wallfahrtsandenken erworben hatte. Seit er durch einen päpstlichen Orden ausgezeichnet worden war, zeigte er eine große Vorliebe für das Violett der Kardinäle. Seine bis oben hin geschlossene Weste war violett und die Krawatte, die nur mit einem kleinen Stück darüber

hinaussah, war von derselben Farbe. Sogar der Kopf, der auf dem unförmig dicken Körper saß, war violett, mit zarterer Abtönung im Nacken, einem runden blassen Mond in einem Kranz von violetten Haaren darüber und dann nach vorne rasch kräftiger getönt; die Backen zeigten sogar einen Anflug von Braun, während die starke Nase die reiche Palette alten Kupfers angenommen hatte. Trotz seines Umfangs lebte ein ungestümes Temperament in diesem Körper; und Schleimkugel war es, der, als nun wieder die Flügelschläge des schwarzen Geiers die Stille peitschten, aussprach, was alle dachten. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß aus dem Wasserglas vor ihm eine kleine Welle heraussprang, und sagte: »Ich glaube, niemand wird den Herrn Behrens hindern, noch jetzt zurückzutreten, wenn es ihm beliebt. Vielleicht erscheint ihm unser Geschäft nicht sicher genug. Oder nicht genug rentabel. Was weiß ich ... Er hat ein Wort gebraucht ...«

»Gewiß wird ihn niemand hindern, sich zurückzuziehen. In einem solchen Fall dürfte die Gesellschaft wohl geneigt sein, die vertragmäßige Verpflichtung, die ja doch besteht, aufzuheben.«

Alle stimmten zu. Da stand Behrens rasch auf, trat hinter seinen Stuhl und schob diesen unter den Tisch. »Ich danke Ihnen, meine Herren,« sagte er, »es ist mir nur eben so eingefallen, irgendwo, in einem abessinischen Engpaß ... und es hat mir eben keine Ruhe gegeben. Das war kein Zweifel, ob unser Geschäft gesund und rentabel ist – was Herr Thomas Bezug unternimmt oder anregt, ist sicher gesund und rentabel. Aber es war ein Zweifel, ob dieses Geschäft anständig ist. Dafür ist Herr Bezug kein Bürge.«

»Geschütze fabrizieren, ist anständiger, nicht wahr ... Kanonen, mit denen die armen Teufel niedergeschossen werden«, rief Herr Rosengarten, der Mitglied der internationalen Friedensliga war.

Aber Behrens zog es vor, keine Antwort mehr zu geben, verbeugte sich und verließ das Zimmer unter dem Schweigen der Versammelten. Nach seinem Verschwinden begannen alle mit einmal durcheinander zu sprechen, und Mister Smith rief über den Tisch hin: »Wir hätten ihn nicht so ohne weiteres vom Vertrag lösen sollen.« Aber Bezug gab das Glockenzeichen

und bat die Versammlung um Ruhe: »Meine Herren,« sagte er, »wir haben Wichtigeres zu tun. Lassen Sie uns den kleinen Zwischenfall vergessen. Es ist auch schon recht spät geworden, und ich möchte Sie morgen bei frischen Kräften und guter Laune sehen. Ich habe durch meinen Generalsekretär hier eine Reihe von Detailplänen ausarbeiten lassen, aus denen jeder der Herren ersehen kann, welcher Anteil an der Arbeit ihm zufällt. Welcher der Herren möchte die Aufgabe des Herrn Behrens übernehmen?«

»Ich«, sagte Schleimkugel und nahm neben seinem eigenen Plan auch den des ausgeschlossenen Gesellschafters entgegen.

»Und nun, meine Herren, gute Nacht, lassen Sie sich von den Dienern, die draußen warten, in Ihre Zimmer führen.« Nun war Bezug eine Weile mitten im Getümmel des Abschieds. Als letzter ging Schleimkugel. Er war ehrgeizig und wollte ein Lob des Führers hören. Und er fragte, indem er Bezug die Hand reichte: »Hab' ich nicht recht gehabt? ... mit diesem Behrens ... Es war doch das beste so. Das taugt doch nichts ... so ein Schlappschwanz.«

Bezug sah ihn mit seinen Salzseeaugen an und lächelte: »Gewiß war es am besten so. Nun – und wie gehen die Geschäfte?«

»Gut! Seitdem ich den Orden habe, noch besser.«

»Auch in Indien, Tibet und China?«

»Wie meinen Sie? ... was meinen ... ich verstehe ...«

»Ich meine die buddhistischen Gebetsmühlen, die Sie so nebenbei verkaufen. Sie wissen ja: *Om mani padme hum.*«

»Herrgott ... Schweigen Sie doch. Das weiß ja niemand. Das darf niemand wissen. Mein Orden ... Und wie haben Sie erfahren? ...«

»Man hat seine Quellen ...«

»Sie werden schweigen, nicht wahr ...«

»Gewiß ... Ich rechne auf Ihre Ergebenheit.«

»Was Sie wollen ... was Sie wollen ...«

Bezug und Rudolf Hainx waren allein. Als sich die schalldichte Tür hinter Schleimkugel geschlossen hatte, brach Hainx in ein tolles Gelächter aus. Er saß in dem Winkel, wo man inzwischen den runden Tisch mit Danae

hingestellt hatte, in einen Lehnstuhl hingeworfen, und sein Körper zitterte unter dem unwiderstehlichen Sturm des Lachens.

»Lachen Sie doch nicht«, sagte Bezug und ingrimmig setzte er hinzu: »Idioten! Mit solchen Idioten soll man arbeiten. Keine Spannung in diesen schlaffen Nervenbündeln. Kein Geist. Die haben ihr Vermögen im Schlaf erworben.«

Rudolf Hainx stand auf und ging im Zimmer auf und ab: »Wenn die wüßten, daß sie bloß Werkzeuge sind! Wenn die eine Ahnung hätten, was Thomas Bezug eigentlich plant!«

»Die werden alle vor mir kriechen müssen. Die vor allem. Das wird mir ein Vergnügen sein. Sie werden den Ärger büßen, den ich jetzt mit ihnen habe. Dieser Behrens ...« und nach kurzem Nachdenken fuhr Bezug fort: »Ich habe nicht Lust, zu warten. Sein Kapital könnte ich vermissen. Aber daß er es gewagt hat, sich offen gegen mich aufzulehnen ... es ist unerhört ... Hören Sie, wie steht es eigentlich mit ihm. Ich meine, wie sind seine Verhältnisse ...«

Aus dem Wandschrank, in dem die Handbibliothek Bezugs untergebracht war, nahm Hainx das große Auskunftsbuch über alle an der Gesellschaft Beteiligten. Es enthielt genaue Angaben über das Vermögen jedes einzelnen, über seine Familienverhältnisse, seine Lebensgewohnheiten, bis herab zu den kleinsten Details. Hainx schlug das Blatt Behrens auf. »Behrens ist unverheiratet ... er ist der einzige Erbe des Vermögens ... es sind keine näheren Verwandten da, nicht einmal uneheliche Kinder, denn seine einzige Leidenschaft ist die Jagd ... der nächste Verwandte ist ein Onkel, Theodor Behrens ...«

»Den kenne ich,« sagte Bezug, »der ist zuverlässig.«

»Behrens hat bis jetzt kein Testament gemacht. Wenn er stirbt, fällt das ganze Vermögen an diesen Onkel.«

»Gut. Schreiben Sie augenblicklich einen Expreßbrief an Theodor Behrens. Ob er geneigt wäre ... verstehen Sie ... unserer Gesellschaft beizutreten, falls er die Verfügung über das ganze Vermögen hätte. Verstehen Sie. Fein, natürlich, wie Sie es ja können. Und ich erbitte mir

telegraphische Antwort: Ja oder nein ... nicht mehr. Morgen abend muß ich die Antwort haben. – Gute Nacht.«

Bezug stieg die Treppe hinab. Eben hatten die Monteure des Elektrizitätswerkes ihre Arbeit vollendet und erprobten die Wirkung. An Stelle der Stufen aus Granit hatte man überall Glasstufen angebracht und unter diesen elektrische Glühlichter verteilt, die wie aus einem unterirdischen Reich je nach der Farbe der Stufe erstrahlten. In einem dämmerigen Rot ging Bezug hinab, und es war, als trete er auf kaum erkaltete Lava. Die Säulen der Loggia waren durch Alabasterbäume ersetzt worden, die sich weiter oben verzweigten und goldene Früchte trugen. Auch die Stämme dieser Alabasterbäume waren von innen heraus erleuchtet. Mit der grünstrahlenden Treppe, die in den Park hinabführte, und den nachtdunkeln, wuchtigen Bäumen dahinter gab die milchweiße Dämmerung dieses Raumes eine glückliche Wirkung, mit der Bezug zufrieden war. In der großen Halle wurde eben das Gerüst abgetragen, und schon waren hundert Arbeiter damit beschäftigt, die großen Marmortische aufzustellen. Abweichend von der sonstigen Art solcher Gastmähler sollten hier die Gäste nicht an eine einzige lange Tafel gezwungen werden, sondern man verteilte einzelne Tische im ganzen Raum, an denen sich die Geladenen nach Lust und Laune zusammenfinden konnten. Diese Tische waren von unermeßlichem Wert, denn sie stammten aus allen Zeiten und Kulturen. Ägyptische, griechische, etruskische Ausgrabungen hatten steinerne Tische geliefert, alle Formen von der derben, steifbeinigen Manier des romanischen Stils bis zum graziösen, reich ornamentierten und verschnörkelten Tisch des Rokoko, der besonneneren schmalbrüstigen Art des Empire und der behaglichen Ruhe der Biedermeierzeit waren vertreten. An den beiden schmälere Wänden des Saales wurden eben die Büfets errichtet. Bezug rief den Leiter der Arbeiten zu sich heran: »Herr Professor,« sagte er, »die Sache muß um acht Uhr morgens fertig sein.«

»Es ist unmöglich,« sagte der Professor, »ich muß ...«

Da wurde Bezug heftig: »Ich will das Wort nicht hören ... hören Sie! ... Bei mir darf nichts unmöglich sein. Lassen Sie noch so viel Arbeiter kommen, als Sie brauchen. Darauf darf es doch nicht ankommen ... Sie

haben sich verpflichtet, um acht Uhr fertig zu sein. Und Sie müssen fertig sein ...«

Achselzuckend entfernte sich der Professor. Eben wollte Bezug die bläulich strahlende Treppe zu seinem Schlafzimmer hinaufsteigen, als er Behrens unter den Arbeitern bemerkte, der zusah, wie die Reliefplatten in die Vorderwand des einen Büfets gefügt wurden. Bezug ging auf ihn zu: »Ich freue mich, Sie noch hier zu treffen«, sagte er.

Mit leichter Verlegenheit antwortete Behrens: »Ja – ich bin noch hier. Ich konnte mich nicht trennen. Es ist fabelhaft, was Sie für dieses Fest aufwenden.«

»Es freut mich, Sie zu treffen,« wiederholte Bezug, »ich möchte nicht gern, daß Sie mit dem Eindruck weggehen, den Sie vorhin in der Sitzung empfangen haben mögen. Geschäft ist Geschäft, nicht wahr? Da gibt es keine Liebenswürdigkeit und keine Freundschaft. Aber das soll unsere persönlichen Beziehungen nicht trüben. Man muß da zu unterscheiden verstehen.«

Behrens sah Bezug ins Gesicht, aber er sah nur eine aufrichtige Freundlichkeit und unverstellte Biederkeit, so daß es ihn fast reute, vorhin in der Sitzung der Angreifer und Verletzer gewesen zu sein: »Gewiß bin ich Ihrer Meinung,« sagte er, als er sich von der Ehrlichkeit Bezugs überzeugt hatte, »gewiß! wir wollen, wenn es Ihnen recht ist, den Zwischenfall vergessen.«

»Und nun werden Sie sicher auch nicht nein sagen, wenn ich meine Einladung wiederhole. Sie bleiben doch mein Gast. Ich schätze Sie viel zu sehr, um nicht zu bedauern, wenn Sie morgen fehlen sollten.«

»Ich habe allerdings schon den Auftrag gegeben, meine Sachen ins Hotel Bristol zu schaffen ...«

»Das tut mir aber außerordentlich leid. Man könnte ja die Sachen wieder holen lassen.«

»Es steht nicht dafür. Mitternacht ist ohnehin schon vorbei, und ob ich die wenigen Stunden bis zum Morgen hier oder in einem Hotelzimmer schlafe, macht nichts aus.«

»Sie hätten es bei mir bequemer.«

»Wenn man, wie ich, gewöhnt ist, in Wäldern und abessinischen Dörfern zu übernachten, legt man der Bequemlichkeit keinen solchen Wert bei. Lassen wir es also dabei. Aber morgen werde ich mich bei Ihnen einfinden.«

»Sie müssen dann kommen, um mir die Hand zu drücken. Denn es könnte sein, daß ich Sie im Getümmel nicht finde.«

»Sie haben eine Menge Menschen geladen?«

»Gegen fünfhundert Personen. Meine Geschäftsfreunde, die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden. Seine Exzellenz, der Statthalter hat bestimmt zugesagt. Dann Künstler, Gelehrte und Journalisten.«

»Sie werden die Welt in Erstaunen setzen. Man wird sich nicht satt sehen können.«

»Aber ich hoffe, daß man sich satt essen wird. Ich habe einige nette Überraschungen vorbereitet. Sehen Sie zum Beispiel die beiden Büfets, die man hier errichtet. Das eine Büfett ist durchaus auf das Antike gestimmt. Die Reliefs, die Sie hier sehen, sind alles attische Arbeiten aus der besten Zeit. Der Triumphzug des Bacchus vorne soll ein ganz wunderbares Kunstwerk sein, wie der Leiter meiner Ausgrabungen versichert. Das andere Büfett dort oben ist als Gegensatz dazu vollkommen modern. Sie sehen das an der Linienführung. Dort beruht die Kostbarkeit zunächst in der hervorragenden künstlerischen Arbeit und dann auf den verwendeten edlen Materialien. Alle Holzteile sind aus irgendeinem brasilianischen Holz – den Namen habe ich mir nicht gemerkt – hergestellt, das von ungeheurem Wert ist. Der grüne Stein stammt von einem Malachitblock aus dem Ural, den ich vom Zaren für eine Gefälligkeit als Geschenk erhalten habe.«

»Es wäre ein bizarrer Gedanke und Ihrer würdig, auch die Speisen in diesen Büfets dem Stil anzupassen.«

Bezug sah Behrens an und antwortete mit leiser und höflicher Ironie: »Finden Sie? Nun – ich bin wirklich auf diesen Gedanken gekommen. Im modernen Büfett finden Sie alles, was die Gegenwart für gut und köstlich hält. Darin werden Sie wohl Bescheid wissen. Aber drüben ... nun, was glauben Sie wohl? haben Sie das ›Gastmahl des Trimalchio‹ gelesen? Nun – alles was Sie da an antiken Leckerbissen aufgezählt finden, wird in

diesem Büfett zu haben sein. Die Speisen werden von einem gebildeten Koch – ich darf wohl so sagen – unter Beistand und Aufsicht zweier Archäologen hergestellt. Nach gewissen Rezepten, mit deren Auffindung sich eine kleine Schar von Gelehrten alle Mühe gegeben hat. Nur die mit Sklavenfleisch gefütterten Muränen fehlen in diesem Speisezettel. Leider füttert man heute die Fische nicht mehr mit Sklavenfleisch. Ich gäbe etwas darum, wenn ich auch diese Speise meinen Gästen vorsetzen dürfte. Leider verbietet das die sogenannte Humanität. Sie werden sehen, wie sich morgen die Gelehrten und Künstler an diesem Büfett drängen werden.«

Ein großer Triumph leuchtete auf dem Grund von Bezugs toten Augen. Und mit einemmal erschienen Behrens alle diese Vorbereitungen zu dem Feste so seltsam und verrucht und unheimlich, daß er sich beeilte, ins Freie zu kommen. Es war ihm mit einemmal, als sei die weite luftige Halle mit einem Dunst erfüllt, der sich um die Gestalt Bezugs zu verdichten schien und ihn verhüllte. Er bemühte sich zu lächeln: »Wenn Sie morgen so viel von Ihren Gästen verlangen, so wird es geraten sein, bald ins Bett zu gehen. Gute Nacht.«

Er ging und Bezug sah ihm mit plötzlich verändertem Gesicht nach. Langsam, unwiderstehlich wie Zangen schlossen sich seine Finger, als erwürge er irgendein Tier. Dann ging er die blaue strahlende Treppe zu seinem Schlafzimmer hinauf. Aber er schritt zuerst an der Tür seines Zimmers vorbei, bis zum Ende des Ganges, wo das Zimmer lag, das von allen Hausgenossen nur Bezug betrat. Außer ihm ging nur ein Mann hier aus und ein, der wie ein Geheimnis kam und verschwand und niemals mit irgendeinem der Diener oder der Familie zusammentreffen durfte. Er benutzte die kleine versteckte Treppe hier am Ende des Ganges, zu der außer ihm niemand den Schlüssel hatte. Ein strenges Verbot lag über diesem Teil des Palastes, und seit Bezug ein neugieriges Stubenmädchen auf der Stelle entlassen hatte, hüteten sich die übrigen vor diesem gebannten Ort. Bezug blieb vor der mit Eisen beschlagenen Tür stehen, hob die Hand, ließ sie aber zögernd wieder sinken, als scheue er sich zu tun, was er sich vorgenommen hatte. Mit dem Anschein lustiger Ornamentik verbanden die Eisenbeschläge der Tür große Festigkeit, als gäbe es hinter

ihr etwas zu hüten. Inmitten der Ornamente, die der fratzenhaften Art des gotischen Geschmacks angenähert waren, befand sich ein Schieber, vor dem ein kleines, zierliches Schloß hing. Bezug lehnte sich tief aufstöhnend an die Tür, und es war, als horche er gespannt nach Geräuschen von innen. Dann nahm er einen kleinen Schlüssel aus der Westentasche, sperrte auf, hob das Schloß aus seinen Ösen und zog den Schieber zurück. Durch das kleine Fenster dahinter brach helles Licht und mit dem Licht zugleich Geräusch, als habe es längst schon einen Ausweg gesucht. Ein sonderbares Winseln und in gleichem Abstand ein lautes Plärren ... Bezug hielt sich stöhnend an einem der vorstehenden Ornamente und zog den Kopf zurück. Drinnen bellte ein Hund, kam an die Tür und sprang heulend zu dem Fenster hinauf. Nach einer Weile wurde das Fenster geöffnet. »Sind Sie es, Herr Bezug?« fragte jemand.

»Ja ... Kommen Sie heraus.«

Ein kleiner Kampf entstand an der Tür, als die inneren Riegel zurückgezogen waren und sie geöffnet werden sollte. Der Hund wollte sich zugleich mit hinausdrängen und war durchaus nicht geneigt, sich zurückhalten zu lassen. »Gehst du zurück ... Kusch dich, Barry ... zurück.« Endlich wurde der Kampf durch einen Fußtritt entschieden, der Hund heulte auf, und durch den schmalen Türspalt zwängte sich ein Mann. Er war hochgewachsen, breitschultrig mit hängenden, schlenkernden Armen, und ein wilder roter Bart ging bis auf die Brust herab.

»Wie steht es?« fragte Bezug.

»Wie soll es stehen? Immer ziemlich gleich.« Der Ton des Mannes war wenig unterwürfig, nicht dem anderer Bediensteter Bezugs zu vergleichen, die ihren Herrn fürchteten und vor seinem Zorn und seiner Macht bebten. Dieser Mann sprach, als ob es ihm gegönnt sei, zu erfahren, wo diese Macht zu Ende war, und als ob ihm schon das allein Bezug gegenüber eine andere Stellung gebe. »Seit ein paar Tagen und Nächten ziemlich gleich. Etwas ärger eher als sonst. Vorige Woche war er ruhig, aber jetzt treibt er es wieder recht arg. Ich glaube, heute wird die Krise eintreten, und dann wird er wieder ruhiger werden.«

»Nun ... und im allgemeinen?«

»Im allgemeinen geht es eher schlechter als besser. Hört man denn nichts im Haus davon? Manchmal brüllt er, daß ich denke, die Decke muß einstürzen.«

»Es war gut, daß ich die Wände, die Decke und den Boden schalldicht verstärken ließ, als sich sein Zustand verschlimmerte. Früher hat man doch hie und da noch etwas gehört. Jetzt ist alles still.«

»Das ist gut.« Und dann setzte der Mann lachend hinzu: »Da erfährt man wenigstens nicht, was für eine Art von wildem Tier Herr Bezug in seinem Haus hält.« Bezug fuhr auf, wie von einem Hieb ins Gesicht getroffen und machte einen schnellen Schritt, als wolle er sich auf den Mann stürzen, der ihm mit gemeinem Lachen entgegensah. Aber er bezwang sich, nahm sein Taschentuch vor und wischte über die nasse Stirn. »Ich wünsche solche Worte nicht zu hören«, sagte er endlich mühsam.

»Na was denn? was denn?« antwortete der andere brutal. »Ist es denn nicht so? Ist er denn mehr als ein wildes Tier.«

»Gehen Sie jetzt hinein. Gute Nacht!«

Mit einem Brummen schloß der Mann die eisenbeschlagene Tür auf und ging. Bezug befestigte wieder das Vorhängeschloß an dem Schieber, stand noch eine Weile und ging dann mit schweren Schritten und hängendem Kopf in sein Schlafzimmer. Es war wieder ganz still in dem langen Gang, nur gedämpft, wie unter der Erde hervor, kam der Lärm der nächtlichen Arbeit, Rufe, die ihre Bedeutung verloren hatten, ab und zu ein härterer Schlag, ein plötzlicher Stoß, der sich im Gemäuer fortpflanzte, so daß die elektrischen Lichtbirnen in ihrem Rankenwerk leise zu schwanken begannen. Durch das Fenster am Ende des Ganges kam das Mondlicht, ganz leise und zögernd, als schliche es sich irgendwo ein, wo man es nicht liebte. Und es traf mit dem Lichte der elektrischen Lampen in der Mitte des Weges zusammen und mischte sich mit ihm zu einer seltsamen, milchigen Helle, die wie leuchtender Nebel über dem schweren Teppich und den Fliesen lag. Nach einer Stunde ging die eisenbeschlagene Tür ganz lautlos auf und zögernd trat der Rotbärtige in den Mondschein. Langsam an den Wänden schleichend, gewann er die Türe von Bezugs Schlafzimmer und kauerte sich hier nieder, das Ohr ganz nahe an dem glatten, kühlen Getäfel,

das vom doppelten Licht überrieselt war. Drinnen ging Bezug auf und ab. In gleichmäßigen Pausen trat Stille ein, wenn er über den großen Teppich ging; dann wurden immer einige Schritte auf dem nackten Boden laut. So ging er auf und ab, vom Fenster zur Tür und wieder zurück, immer auf und ab ... auf und ab. Und vor der Tür kauerte der Wächter, lachte in sich hinein und murmelte, und seine Augen starrten auf das Holz, als sähe er hindurch, wie Bezug immer gleichmäßig auf und ab ging ... bleich, mit geschlossenen Lippen, mit nasser Stirn, wie ihn kein anderer gesehen hatte, als der Mann, der mit dem Lächeln des Hasses vor seiner Tür kauerte. –

Am Morgen wurde Bezug gemeldet, daß ihn Doktor Hecht zu sprechen wünsche. Bezug war schon früh mit seiner Toilette fertig geworden und hatte um acht Uhr schon einen Rundgang unternommen, um sich zu überzeugen, ob alles bereit sei. Er fand den Leiter der Arbeiten, von der schlaflosen Nacht und der Aufregung erschöpft, hinter einer der Blumenwände im großen Saal schlafend und weckte ihn, um ihm seine Zufriedenheit damit auszusprechen, daß die Arbeit zur festgesetzten Zeit fertig geworden sei. Mit großer Liebenswürdigkeit bat er ihn, sich in die Kanzlei zu bemühen, um dort das Honorar entgegenzunehmen. Dann ging er wieder in sein Schlafzimmer und nahm die Morgenzeitung vor, um die blau angestrichenen Artikel zu lesen, die von dem heutigen Fest im Hause Bezugs berichteten.

»Haben Sie schon gelesen,« rief er Hecht entgegen, »was für ein großer Mann Sie sind?«

»Bin ich auch«, antwortete Hecht ruhig und setzte sich Bezug an dem Lesetisch gegenüber.

Bezug sah ihn an, und Hecht empfand den Blick als Hohn. »Sie sind gekommen, um mir guten Morgen zu sagen«, sagte Bezug nach einer Weile. »Ich freue mich und danke Ihnen. Und außerdem ist es mir sehr angenehm, daß ich ungestört mit Ihnen sprechen kann. Im Laufe des Tages wird sich wenig Gelegenheit dazu finden.«

»Was haben Sie mir zu sagen?«

Die unterirdische Feindschaft, die zwischen den beiden Männern bestand, machte beide vorsichtig und trieb zur äußersten Anspannung aller

Kräfte, sobald sie miteinander zu tun hatten. Aber dabei wollten sie doch nichts davon merken lassen und bemühten sich den Anschein zu erwecken, als fühlten sie sich vollkommen sicher und ließen sich im vollen Vertrauen auf die Ehrlichkeit des anderen gehen. Nachdem sie sich ein für allemal mit zynischer Offenheit ausgesprochen hatten, zogen sie es vor, in stillschweigender Übereinkunft Reibungen zu vermeiden und einander nur jene Seite zuzukehren, die mit einer schönen Lasur versehen war. Aber heute fühlten beide, daß ein Augenblick gekommen war, in dem man die Höflichkeit der Spitzbuben beiseitesetzen mußte.

Bezug goß aus der emaillierten Kanne, die auf dem Lesetisch stand, zwei Gläser mit einer grünen Flüssigkeit voll und lud den Schwiegersohn ein zu trinken. »Was ich Ihnen zu sagen habe?« antwortete er und sog die Flüssigkeit durch einen Strohhalm ein. »Können Sie das wirklich nicht denken? – Aber, trinken Sie, trinken Sie ... es ist japanisches Veilchenöl, das ich vom japanischen Gesandten in Wien bekommen habe ... ein kostbares und köstliches Getränk ... Ja – also, ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht gewohnt bin, meine Geschäftsfreunde erst auf die Erfüllung ihrer Verträge aufmerksam zu machen.«

Hecht, der eben an seinem Strohhalm sog, schlug die Augen mit dem Ausdruck reiner Verwunderung auf.

»Sie wollen nicht verstehen? Nun also: wie lautet unser Vertrag? Ich gebe Ihnen meine Tochter und Sie teilen mir Ihre Entdeckung mit. Nicht wahr.«

»Gewiß!«

»Nun also – heute gebe ich Ihnen meine Tochter. Und ich erwarte nun, daß auch Sie den Vertrag erfüllen.«

Kopfschüttelnd sah Hecht den Schwiegervater an: »Lieber Herr Bezug. Sie sind köstlich wie Ihr Veilchenöl! Apropos: Veilchenöl – ist es wahr, daß dieses Öl in Japan ausschließlich der kaiserlichen Familie vorbehalten ist, die davon an die höchsten Würdenträger abgibt?«

Es war Hecht gelungen, Bezug ungeduldig zu machen, und er fühlte sich dadurch nur noch sicherer und fester. »Was haben Sie mir also darauf zu antworten?« fragte Bezug und knickte seinen Strohhalm mitten entzwei.

»Ich antworte Ihnen, daß Sie Ihre Bedingungen noch gar nicht erfüllt haben.«

»Nicht?«

»Nein. Sie haben versprochen, mir Ihre Tochter zu geben.«

»Nun, heute gebe ich Sie Ihnen.«

»Nein: heute wiederholen Sie erst das Versprechen öffentlich, mir Ihre Tochter geben zu wollen.«

»Das ist so gut, als gäbe ich sie Ihnen schon heute. Ich kann doch nach einer öffentlichen Verlobung nichts mehr rückgängig machen. Die öffentliche Meinung ...«

»Lieber Herr Bezug, was wollen Sie mit diesen leeren Worten? Die öffentliche Meinung. Haben Sie sich jemals um sie gekümmert? Die öffentliche Meinung bestimmt nicht Sie, sondern Sie bestimmen die öffentliche Meinung. Man weiß ja doch, wie es gemacht wird.«

Bezug warf den Strohalm zerknittert auf den Tisch. Er fühlte sich heute gar nicht Herr seiner Kraft und bedurfte ihrer mehr als jemals, wenn er das ungeheuere Fest übersehen und seinen Zwecken dienstbar machen wollte. Und dabei war er fast besinnungslos vor Zorn, daß ihm Hecht im Zweikampf gewachsen schien, unwillig wie ein Meister, der gezwungen wird, einen Ebenbürtigen anzuerkennen. »Also sagen Sie, was wollen Sie eigentlich ...?«

»Ich will meine Zusage erfüllen; ich habe Ihnen damals durch ein Experiment gezeigt, daß ich es kann und daß meine Entdeckung kein Schwindel ist. Sie sind also sicher. Aber ich bin nicht eher sicher, als bis Sie mir Ihre Tochter wirklich gegeben haben.«

»Da müssen Sie noch Geduld haben. Denn gestern hat man in der Sitzung behauptet, daß es noch fünf Jahre dauern werde, bevor wir so weit sind, daß unser Plan durchgeführt werden kann.«

»Wir können ja inzwischen beginnen, die großen Maschinen zu erbauen. Und wenn wir diese Bauten beendet haben, werden Sie sich überzeugen können, daß meine Entdeckung auch im großen wirksam ist. Dann ist der Zeitpunkt für die Erfüllung unseres Vertrages da.«

Bezug war aufgestanden und ging, ohne zu antworten, im Zimmer auf und ab.

Nun stand auch Hecht auf: »Aber nicht um über den Zeitpunkt zu streiten, bin ich gekommen,« fuhr er fort, »sondern um Sie zu fragen, ob Sie Ihre Bedingung überhaupt erfüllen können.«

Den Rücken gegen Hecht gewendet, stand Bezug am Fenster und zuckte die Achsel, ohne eine Antwort zu geben.

»Elisabeth ist der einzige Mensch, über den Sie wenig oder gar keine Macht haben. – Außer mir und noch einem, den Sie fürchten.«

Bezug fuhr herum und sah Hecht drohend an.

»Jawohl, den Sie fürchten. Sie wissen, wen ich meine. Nun – Sie wollen mir Ihre Tochter geben.«

»Sie werden Sie bekommen.«

»Ja! Sie werden mir Ihre Tochter geben. Gut. Aber werde ich sie wirklich besitzen? Die Juristen machen einen feinen Unterschied zwischen *matrimonium ratum* und *matrimonium consumptum*. Und um diesen Unterschied handelt es sich auch hier. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich unseren Vertrag so auslege, daß Ihre Bedingung erst durch das *matrimonium consumptum* erfüllt ist. Um Ihnen das zu sagen, bin ich gekommen.«

Bezug, der sich aus dem Angriff in die Verteidigung gedrängt sah, griff mit krampfartigen Fingern in die Brüsseler Spitzen des Fenstervorhangs. Nach einer Weile sagte er: »Sonderbar, das wird doch Ihre Sache sein, lieber Freund. Sie können doch vom Vater nicht verlangen, daß er seiner Tochter zuredet, ihren Mann zu erhören.«

»Ich sage Ihnen das bloß, damit Sie nicht behaupten, ich sei vertragsbrüchig geworden.«

»Haben Sie Grund anzunehmen, daß es beim *matrimonium ratum* bleiben könnte?«

»Ich habe allen Grund dazu.« Und plötzlich trat Hecht ganz nahe an Bezug heran, bleich, mit verwirrt glänzenden Augen und halb offenem Mund. Er würgte an einem Wort und endlich sagte er, mit einer ganz

veränderten heiseren Stimme: »Ihre Tochter haßt mich! Sie haßt mich ... noch mehr als Sie mich selbst hassen.«

Nun gewann Bezug dem Aufgeregten gegenüber wieder volle Ruhe: »Ist's möglich? Man sollte nicht denken ...! Ah – das muß freilich für Sie peinlich sein.«

Hecht stand da, als höre er nichts von Bezugs Worten, die von Schadenfreude innerlich erglühten. Und in diesem Augenblick, in dem er die Herrschaft über sich verloren zu haben schien, sagte er etwas, das er wohl sonst verschwiegen hätte: »Und ich liebe sie ... ich liebe sie ... nein, ich hasse sie ... aber ich begehre sie ... es ist unerträglich.«

»Freilich, freilich ... Ich will Ihnen einen Rat geben. Seien Sie liebenswürdig. Und hilft das nichts, so seien Sie brutal. Das wirkt noch immer am meisten. Wenn sie erst Ihre Frau ist, so schlagen Sie sie und zerren sie an den Haaren herum. Ich habe damit die besten Erfolge erzielt. Versuchen Sie es zuerst, immer um sie herum zu sein und sie an Ihre Gegenwart zu gewöhnen. Und wenn das nicht anschlägt, so zeigen Sie sich einige Wochen nicht, vernachlässigen Sie Elisabeth – das pflegt gewöhnlich zu wirken.«

Bezug hatte Hecht unterschätzt. Im Bestreben seinen Vorteil auszunutzen und sich durch Hohn von dem Übermaß seines Zornes zu befreien, hatte er Hecht Zeit gegeben, sich zu sammeln. Kalt und ruhig hörte ihn der Gegner bis zu Ende an; dann sagte er: »Ich danke Ihnen, lieber Schwiegervater, für Ihre gutgemeinten Ratschläge. Es wird von den Umständen abhängen, welches Verfahren ich einschlage. Ich habe mich nur für verpflichtet gehalten, Ihnen gerade am heutigen Tag von meinen Bedenken bezüglich unseres Vertrages Mitteilung zu machen. Wollen Sie mich jetzt entschuldigen. Ich habe noch Toilette zu machen.«

Bezug sah noch immer nach der Türe, als Hecht schon fort war. Seine Spannkraft ließ plötzlich nach und er saß noch frierend und gedankenlos in seinem Lehnstuhl, als Hainx eintrat, um Bericht zu erstatten. Überrascht fuhr Bezug auf, und da er nicht liebte, in einem Zustand von Schwäche gesehen zu werden, schrie er Hainx an: »Warum klopfen Sie nicht an?«

Obzwar Hainx dreimal geklopft hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, hütete er sich vor einer Verantwortung, die Bezug hätte davon überzeugen müssen, daß er nicht ganz gerüstet gewesen war. Es war Zeit aufzubrechen, denn der erste Teil der Feier, die kirchliche Einsegnung und der Wechsel der Verlobungsringe, sollte beginnen; der Bischof war bereits eingetroffen. Die Szene sollte im engsten Familienkreis stattfinden, und Bezug erhob sich, um Frau Agathe aus ihren Zimmern abzuholen. Sie lag in voller Toilette, doch vom Ankleiden bis aufs äußerste erschöpft, einen kleinen Tisch mit Medikamenten neben sich auf dem Sofa und wandte den Kopf mit einem Zug des Leidens nach der Türe, als sei selbst diese leise Bewegung für sie zuviel.

»Bist du bereit?« fragte Bezug.

»Muß es schon sein? Ich fühle mich heute eher aufgelegt ins Bett zu gehen, als ein Fest über mich ergehen zu lassen.«

Mattschimmernde Perlen lagen auf dem bloßen Hals, der noch immer schön aus Spitzen hervorblühte. Bezug trat hinter seine Frau und sagte grausam: »Alles muß sterben ...«

Da fuhr Agathe auf und stützte sich auf einen Arm, indem sie versuchte, Bezug ins Gesicht zu sehen: »Warum sagst du mir das? Bin ich wirklich so krank? Hat dir der Arzt etwas gesagt?«

»Ich meine die Perlen, meine Liebe, nicht dich. Die Perlen müssen sterben, wenn du sie nicht öfter trägst. Du weißt doch daß ihr Glanz eine begrenzte Dauer hat; er verlischt, wenn sie die Berührung mit der Haut einer Frau entbehren müssen. Du trägst diese Perlen zu selten. Schenke sie Elisabeth.«

Agathe war wieder zurückgesunken und sagte empört: »Elisabeth hat Schmuck genug. Sie wird diese Perlen nicht verlangen. Du verwöhnst sie ohnehin ... es ist himmelschreiend.«

»Sie ist die Tochter des reichsten Mannes der Welt ...«

Mit einem Blick auf ihre Medizinflaschen entsann sich Agathe ihres Zustandes und fuhr wehmütig fort, mit leiser Stimme wie ein Gnadenbild: »Bist du es also schon ... vor einem halben Jahr warst du es noch nicht.«

»Es haben noch drei Milliarden gefehlt, um der erste zu werden.«

»So ... was hilft das mir? – Mein Kopf muß innen voll Geschwüre sein. Und ich spüre, wie sich das Blut in meinem Gehirn vergiftet.«

»Ich muß dich mit aller Entschiedenheit ersuchen, endlich aufzustehen. Der Bischof ist schon unten, vorwärts.«

Zuerst ließ Agathe die Füße langsam vom Sofa gleiten und lag mit gewölbtem Leib, den Kopf etwas nach hinten, auf den Ellenbogen. Dann streckte sie den linken Arm lang auf die Lehne hin und stützte sich behutsam auf die rechte Hand, daß sie endlich mit zurückgesunkenem Kopf und geschlossenen Augen zum Sitzen kam. Ächzend saß sie einige Minuten da, bevor sie sich vollkommen erhob. Bezug stand ihr gegenüber und beobachtete sie mit unverborgenen Vergnügen. Seine Frau war der einzige Mensch, der ihm wirklich Spaß machte. Sie allein war von dem wühlenden Mißtrauen ausgenommen, das er gegen alle hatte. Wenn sie weniger beschränkt gewesen wäre, so hätte er ihr vielleicht vieles anvertraut, aber er kehrte sich von diesem Wunsch immer wieder ab, denn wenn sie klüger gewesen wäre, so hätte er ihr doch auch mißtrauen müssen.

Mit einem spöttischen Gesicht reichte er ihr den Arm und schritt mit ihr, königlich und mit ernstem Gesicht durch zwei Reihen von Dienern nach unten.

Das Verlobungsfest

Inhaltsverzeichnis

Beim Eintritt der Brauteltern erhob sich der Bischof Doktor Franz Salesius, Graf von Pöschau, ging ihnen entgegen und begrüßte sie mit einem Händedruck und einigen verbindlichen Worten. Ein vollkommener Weltmann, benahm er sich, als ob er sich als Gast hier befände, und trug keinerlei Salbung oder Würde zur Schau. Er war früher Kavallerieoffizier gewesen und bewahrte sich von jener Zeit noch rasche und energische Bewegungen; er liebte den Ton der vornehmen Gesellschaft, sprach noch immer gerne von Pferden und Hunden und niemals schlug er in seinen Gesprächen die Klosterglocke an oder ließ er den süßen Qualm des Weihrauchs aufsteigen. Er hatte es nicht nötig, gleich vielen seiner Amtskollegen, sich auf die Autorität der Kirche zu berufen und sich unter Anwendung des dekorativen Prunkes, der den Dienern der Kirche zur Verfügung steht, in Szene zu setzen. Mit seinem Takt verschmähte er das alles und wirkte überall durch seine eigene Persönlichkeit, die frisch in alle Dumpfheit und verborgene Lüsternheit seiner Untergebenen fuhr. Wenn die Schritte vieler Priester klingen, als gingen sie über die ausgetretenen Steinfließen alter, hallender Klostergänge, so war sein Tritt fest und kurz und ohne Widerhall. Bei dem Anschein eines Freigeistes war er aber immer auf den Vorteil der Kirche bedacht und versäumte nichts, was ihre Macht zu steigern geeignet schien; denn wenn er auch sich selbst scheinbar ihrer Machtmittel enthielt, so fühlte er doch den Glanz ihrer Bastionen und ragenden Türme gewissermaßen als guten Hintergrund für seine schlanke und hohe Gestalt.

Ein anregendes Gespräch mit ihm hatte Elisabeth in bessere Laune versetzt. Mit einem Blick auf den Bräutigam hatte der Bischof erkannt, welche Wendung er dem Gespräch zu geben hatte, und er hütete sich davor, vom Ehrentag und anderem Bezüglichen zu beginnen. Unbefangen hatte er allerlei Themen berührt, von denen er annehmen konnte, daß sie Elisabeth

ansprechen würden, und hatte endlich längere Zeit bei einigen Thesen über die Kunst verweilt. Vom Theater sprach er mit aller Sachkenntnis, denn wenn er auch jetzt nicht mehr die Aufregungen der Bühne über sich ergehen lassen durfte – er lächelte, als er dies sagte – so bewahrte er sich doch Erinnerungen aus der Zeit, wo sich, wenn er säbelrasselnd die Loge betrat, die jungen Mädchen des Parketts nach ihm umsahen. »Meine Liebe zum Theater ist platonisch geworden«, sagte er und erzählte, daß er fortfahre, der dramatischen Produktion der Gegenwart seine Aufmerksamkeit zu schenken, wenn auch nur in der stillen Klause daheim und mit Vorsicht, damit ängstliche Gemüter nicht allzusehr um sein Seelenheil bangen mußten. Daneben aber beschäftigte er sich auch mit dem Studium des mittelalterlichen Theaters, mit den Mysterienstücken der Zeit, da das Theaterspielen noch ganz Sache der Geistlichen war. »Und so büße ich meine Sünden, die ich durch die Lektüre neuer Stücke begehe«, sagte er scherzend. Aber er fuhr mit jenem schwebenden Ernst, der ihm im Wechsel mit ruhiger Heiterkeit zur Verfügung stand, fort: »Nein – ich verleumde die alten Herren ... man findet freilich viel Endloses, Langweiliges, Erstickendes. Aber dazwischen auch viel Zartes, Liebliches, manche entzückende Gedanken oder auch dramatisch bewegte Szenen, kräftig umrissene Charaktere, Worte mit ganz besonders tiefem Sinn, über die man staunt. Und in den Auftritten der Teufel einen bizarren Humor, eine wilde Lustigkeit, die beweist, daß sich viele der geistlichen Dichter in der Hölle behaglicher gefühlt haben als im Himmel.«

Außer Elisabeth und dem schweigsamen Bräutigam, der an dem Gespräch wenig Anteil nahm, waren noch drei entfernte Verwandte Bezugs aus der Provinz anwesend. Ein kleiner Beamter und zwei ältere Damen, von denen die eine Witwe, die andere unverheiratet war. Sie saßen scheu aneinandergedrängt und eingeschüchtert etwas entfernt von der Hauptgruppe, flüsterten bisweilen untereinander und nur der Beamte gab sich manchmal einen Ruck und wagte mit einer Frage oder einer Bemerkung einen Vorstoß. Dann schwiegen sie wieder alle, und verwirrt von der Pracht dieses Zimmers, sahen sie um sich und ergingen sich in

Gedanken in Variationen über das alte Thema, daß des Lebens Güter ungleich verteilt seien.

Gleich einer ungeheueren Muschel umschloß sie das Gemach. Auf der breiten Grundfläche war das wenige Mobilar aufgestellt, einige Sessel, ein Tisch und ein kleiner Wandschrank. Die Wände stiegen aber nicht parallel, sondern in sanfter Neigung zueinander empor und berührten sich nicht weit über den Köpfen der Aufrechtstehenden in einer Schnittlinie. Diese Linie war nicht gerade, sondern gewellt, denn die Wände zeigten erhabene Rippen, gleich einer wirklichen Muschel. Eine rosige Dämmerung übergieß den fensterlosen Raum. Das Licht brach von außen durch die zart rosa gefärbten, durchschimmernden Wände und erfüllte das Gemach mit einer milden, gleichmäßigen Flut, in der Menschen und Gegenstände zu schwimmen schienen.

Nachdem der Bischof sich nach dem Befinden Frau Agathes erkundigt und ihrem weinerlichen Bericht mit Mitleid und Aufmerksamkeit zugehört hatte, wandte er sich an Bezug: »Können wir beginnen?«

»Wenn es bischöfliche Gnaden gefällt.«

Der Bischof nahm aus Bezugs Händen das Etui mit den Verlobungsringen entgegen, das dieser aus dem Wandschrank geholt hatte. Mit den Blicken des Kenners prüfte er das Feuer der edeln Steine, hob sie von der Unterlage auf, ließ sie im Hin- und Herwenden funkeln und glänzen, und besah auch dann den blauen Stoff genauer, auf dem ihre Schönheit gebettet war. Bezug, der inzwischen seine Verwandten begrüßt hatte, beobachtete den Bischof genau, während er anscheinend mit liebenswürdiger Herablassung auf die verwirrten, unzusammenhängenden Reden der biedereren Leute einging. So konnte er jetzt eine Frage des Bischofs beantworten, bevor sie ausgesprochen war: »Es ist gesponnenes Glas, bischöfliche Gnaden«, sagte er. Das Erstaunen des Bischofs, der als Kenner edler Steine und Liebhaber von Raritäten galt, wirkte wohlthätig auf Bezugs Stimmung.

Ohne Übergang, mit vollkommener Gelassenheit knüpfte der Bischof die Zeremonie an die fachmännische Prüfung. Der Priester entwickelte sich so schnell aus dem Weltmann, daß man sah, wie eng beide verschmolzen

waren und wie der Bischof seine geistliche Würde nur als Funktion seines Adels auffaßte. Darum vermied er auch jeden Schwulst und jede Heimlichkeit, steckte die Ringe einfach den Verlobten an und sagte dann, ohne jede Affektation, im Tone einer Plauderei: »Sie sind nun einander versprochen. Das Band, das ich eben geknüpft habe, ist kein unlösliches, wie das Band der Ehe. Aber die Kirche sieht es nicht gern, wenn das Versprechen der Ehe nicht gehalten wird. Bei Ihnen ist die Gefahr nicht vorhanden, daß Sie das Verlöbniß brechen könnten. Ich sehe mit Freude sich einen Bund vorbereiten, der vorbildlich zu werden verspricht. Darum flehe ich schon jetzt den Segen des Himmels herab.«

Er stand einen ganz kurzen Augenblick mit zum Himmel erhobenen Augen und ausgebreiteten Armen und wandte sich dann sofort mit einem verbindlichen Lächeln an Frau Bezug: »Ich beglückwünsche Sie, gnädige Frau.«

Elisabeth, die sich, je näher die Zeremonie heranrückte, desto starrer gemacht und bereitet hatte, ihr mit einem spöttischen Lächeln zu begegnen, sah angenehm überrascht, daß die Szene schon zu Ende war, und nickte ihrem Bräutigam, dadurch freundlicher gesinnt, zu. Hecht aber mißverstand den Blick, nahm Elisabeths Hand und führte sie mit einem Druck an die Lippen. Da wurde Elisabeth wieder ganz gläsern und kalt, entzog ihm die Hand und reichte sie dem Cousin Bezugs, der schon seit einer Weile in demütiger Haltung hinter ihr stand, um seine Glückwünsche anzubringen. Er, der sich erst vor kurzer Zeit bei einem Jubiläum seines Bureauchefs durch eine längere Rede ausgezeichnet hatte, versuchte einige wohlgesetzte und vorbereitete Worte zusammenhängend zu sprechen. Aber mitten im Satz erschrak er vor einem unbestimmten Ausdruck in Elisabeths Augen, einem grausamen, höhnischen Blick, brach ab, versuchte wieder den Zusammenhang aufzunehmen und stand endlich, mit tropfender Stirn, gequält und keuchend und ratlos. Die beiden alten Frauen, die nun heranrückten, befreiten ihn, nahmen Elisabeth zwischen sich und sprachen von beiden Seiten auf sie ein, wie sie es bei ähnlichen Anlässen in ihren Kreisen zu tun gewohnt waren, wo es ängstliche und weinerliche Bräute zu beruhigen gilt. Sie gaben sich alle Mühe, Elisabeth durch das göttliche

Wohlgefallen an der Ehe Mut zu machen, erinnerten daran, daß es die Bestimmung aller Frauen sei, die Eltern zu verlassen und dem Manne nachzufolgen, und daß Elisabeth schon jetzt diesem wichtigen Zeitpunkt gefaßt entgegensehen solle. Sie unterstützten einander, nahmen eine das Thema der anderen auf, teilten sich in Oberstimme und Unterstimme und wurden immer dringender, als sich keine Rührung einstellen wollte. Elisabeth hörte die Frauen an, wie sie vorhin den gelähmten Glückwunschsprecher angehört hatte, gab kein Zeichen der Abwehr und keines der Ermunterung, unerbittlich in ihrer eisigen Höflichkeit.

»Haben Sie gesehen,« fragte Hecht, der an Bezug herantreten war, »wie sie mich behandelt?«

»Geduld, mein Lieber, Geduld. Ich muß auch Geduld haben.«

Auf einen Wink Bezugs öffnete sich die Muschel des Gemaches, indem zuerst der obere Rand auseinanderklappte; immer weiter wichen die Seitenteile zurück und zugleich hob sich der Boden der Muschel empor, so daß gleichsam das rapide Wachstum einer ungeheueren Blüte vorgeführt wurde. Im Augenblick, in dem die Seitenteile vollkommen zurückgeklappt waren, stand die Blütenmuschel auf der Höhe einer Estrade still, und von einer festlichen Musik begrüßt, trat Elisabeth mit Hecht an die Brüstung vor, um sich der Versammlung zu zeigen.

In dem zum attischen Perystil umgewandelten Lichthof standen die Geladenen Kopf an Kopf und brachen jetzt, von der Pracht des Festes hingerissen und durch einige geschickt verteilte Agenten Bezugs angefeuert, in jubelnde Zurufe aus. Ganz als ob das Fest eines geliebten Herrscherhauses sie hergeführt habe. Beherrschend stand Bezug neben dem Brautpaar und auf der anderen Seite zeigte sich Agathe mit dem Bischof, während sich die Verwandten, bestürzt und ängstlich vor dem Lärm, der über sie hereinbrach, im Hintergrunde hielten. Nachdem die Gruppe einige Zeit hindurch, allen sichtbar, so verharret hatte, löste sie sich auf und das Brautpaar stieg, von den anderen gefolgt, die Stufen hinunter, um die Glückwünsche der Gäste entgegenzunehmen. Die Masse war durch einige geschickte Zeremonienmeister unter der Leitung des Rudolf Hainx rasch

gegliedert worden, und zunächst traten die vornehmsten unter den Gästen in den freien Raum um die Verlobten und die Familie.

Mit großen, stelzenden Schritten näherte sich der Statthalter dem Brautpaar. Er war ein hochgewachsener Mann, leicht vornübergeneigt, mit bartlosem Gesicht, etwas müdem Ausdruck und vorgeschobenem Unterkiefer. Überhaupt war die untere Hälfte des Gesichtes stark ausgebildet und überwog im Gesamteindruck Stirn und Augen. Besonders mußte die Unterlippe auffallen. Sie war mehr denn doppelt so breit als die Oberlippe, stark wulstig und hing schwer nach unten. Nun blieb der Statthalter mit einem kurzen Ruck stehen, neigte den langen Oberkörper tief herab, küßte die leicht emporgehobene Hand Elisabeths und sagte dann, indem er sich wieder aufrichtete: »Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen als erster Glück wünschen zu können. Der Bund, der heute geschlossen wurde, möge alle Ihre Wünsche erfüllen.« Dann reichte er auch Hecht die Hand zu flüchtiger Berührung und sagte obenhin: »Besten Glückwunsch.«

Elisabeth schien, ohne auf den Statthalter besonders zu achten, in der Menge der Gäste irgend jemanden zu suchen und antwortete zerstreut: »Ich werde niemals vergessen, Exzellenz, daß ich die ... die Ehre hatte, Ihnen ... von Ihnen den ersten Glückwunsch zu empfangen.«

Der Statthalter sah sie einen Augenblick so an, wie er ein schönes Pferd in einem fremden Stall zu mustern pflegte. Als Kenner: mit Bewunderung und Neid. Dann besann er sich, versuchte die Unterlippe etwas einzuziehen, wodurch sein Mund einen sonderbaren Ausdruck bekam – als habe er in etwas Sauerem gebissen – und wandte sich mit einem gnädigen Nicken den Eltern der Braut zu. Vor dem Bischof verneigte er sich mit besonderer Höflichkeit: »Ich freue mich, Sie hier zu treffen, bischöfliche Gnaden.«

»Auch ich freue mich sehr«, sagte der Bischof, verbindlich lächelnd. »Die weltliche und die geistliche Macht hat sich hier zusammengefunden, um das Fest unseres Herrn Bezug zu feiern.«

»Das ganze Land sieht mit Stolz auf dieses Fest«, sagte der Statthalter, während der Bischof dazu nickte. »Diese allgemeine Verehrung für das Oberhaupt dieser Familie und ein besonderes Wohlwollen, das mit den

Jahren nur noch zugenommen hat, haben Seine Majestät, meinen allergnädigsten Herrn, bestimmt, gerade diesen Tag zu wählen, um Herrn Thomas Bezug eine große Auszeichnung zuteil werden zu lassen. Mein lieber Herr Bezug, den ich mit Vergnügen meinen Freund nenne, Sie wissen Bescheid in den Verhältnissen, um eine Ehre entsprechend zu würdigen, die Sie nächst dem warmen Wohlwollen Seiner Majestät den eifrigen Bemühungen Ihrer Freunde« – der Statthalter betonte dieses Wort doppelt stark – »zu verdanken haben. Empfangen Sie aus meinen Händen den Heinrichsorden erster Klasse, den Ihnen Seine Majestät für Ihre unablässigen Bemühungen um die Hebung der Industrie und neuestens auch der Landwirtschaft zu verleihen geruht hat.«

Bezug trat einen Schritt zurück, als könne er seiner Überraschung und Bestürzung nicht Herr werden. Mit einer bescheiden abwehrenden Bewegung warf er einen raschen Blick in den Saal, um zu prüfen, ob er nun so günstig stand, daß er von allen gesehen werden konnte. »Exzellenz,« sagte er, als er sich überzeugt hatte, daß man der Szene mit Spannung folgte, »Exzellenz ... ich bin ... ich weiß nicht ... soviel mir bekannt ist, pflegt der Heinrichsorden erster Klasse nur an Adelige verliehen zu werden.«

»Gewiß«, antwortete der Statthalter mit einem Lächeln, das den ganzen Unterkiefer verschob; »gewiß, machen Sie sich darum keine Sorgen, mein lieber Thomas Freiherr von Bezug. Seine Majestät hat gleichzeitig geruht, Sie in den Freiherrnstand zu erheben. Ich hoffe, daß Sie sich dieser Fülle von Auszeichnungen, der Gnade unseres erhabenen Monarchen stets würdig erweisen werden.«

Vor der ganzen Versammlung heftete nun der Statthalter das diamantenbesetzte Kreuz des Heinrichsordens an den schwarzen Untergrund des Fracks. Leicht geneigten Hauptes, wie überwältigt von dieser Ehrung, ließ es Bezug geschehen. Dann folgte ein kleines Getümmel der Überraschung und Beglückwünschung um ihn, und als sich die Gruppen wieder trennten, gab Bezug durch eine Handbewegung Rudolf Hainx das Zeichen zur Fortsetzung der Zeremonie. Die Masse der Gäste löste sich nach den Weisungen Hainx' in eine ununterbrochene Reihe auf, die nun

zum Brautpaar abschwenkte, um auch hier die Glückwünsche anzubringen, und nach tiefen Verneigungen vor den einträchtig einander gesellten höchsten Würdenträgern vorbeizog, durch die inzwischen geöffneten stockhohen Flügeltüren in den Speisesaal hinein. Fast eine ganze Stunde dauerte diese Defilierung der Gäste. Elisabeth stand hoch aufgerichtet und beantwortete alle Glückwünsche mit einem Nicken, ohne etwas zu sprechen. Nur ein einziges Mal hatte sie ihr Schweigen unterbrochen, als Adalbert Semilasso herankam und beginnen wollte: »Auch ich erlaube ...«

»Ich weiß schon,« fiel sie ein, »ich weiß. Ich will Sie nachher sprechen. Beim Sarkophag der Königin Omphale.«

Hecht, der sich bemüht hatte, seinen Bekannten mit ein paar Worten zu danken, und darüber ganz stumpfsinnig geworden war, sah auf und blickte Adalbert solange nach, als er in der Menge, die sich an der Türe wieder staute, noch sichtbar war.

Während sich Frau Agathe sehr bald in einen Stuhl niedergelassen hatte, hielt Bezug bis zum letzten Gratulanten aus, wechselte mit dem und jenem einen Händedruck oder ein Wort und behielt ein freundliches Lächeln bis zum Schluß.

Nachdem der letzte der Gäste in den Speisesaal getreten war, folgte die Familie der Braut in feierlichem Zuge, voran das Brautpaar, dann Frau Agathe am Arm des Statthalters, Bezug mit dem Bischof im eifrigen Gespräch, und endlich die zwei alten Frauen mit Bezugs Cousin in der Mitte, die zuletzt ganz stumm geworden waren und nicht einmal mehr zu flüstern wagten.

Im Festsaal war ein ungeheures Gewoge, ein Geschwirr von Stimmen, das nun beim Eintritt der Gefeierten von dem Einzug der Gäste auf der Wartburg überschwemmt wurde. Die Trompeten brachen grell und prasselnd gerade über der Eingangstüre los, von dem Balkon, auf dem das Orchester, hoch über der Versammlung, seinen Platz gefunden hatte.

Vor dem antiken Büffet trafen, wie Bezug vorausgesehen hatte, alle Gäste zusammen, die wegen ihrer Bedeutung auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft geladen worden waren. Die Historiker und Archäologen nahmen nicht minderen Anteil an den Tafelgenüssen

Trimalchios als die Maler und Dichter. Zuerst gab es einen kleinen Sturm, dann aber lösten sich die Schwärme der Stürmenden in einzelne Gruppen, die sich mit den eroberten Schüsseln an die Tische verteilten.

»Schauen S' den Schönbrecher an,« sagte der Münchener Maler Dibian, der sich mit großem Erfolg auf das Malen von Rindern verlegt hatte, zu seinem Freund, dem Romanschriftsteller Harthausen, »schauen S' ihn nur an, der füllt sich mit antiken Speisen an, damit der Geist in seinen antiken Dramen besser rauskommt.«

Harthausen warf einen Blick auf den Nebentisch, wo Schönbrecher einem der Diener schon seine weiteren Wünsche mitteilte: »Wenn man den antiken Geist so auf Flaschen abziehen könnt', wie den Falerner, dann wär's gut für ihn.«

Als aber Schönbrecher in der Pause nach dem nächsten Gericht an ihren Tisch herantrat, um sie zu begrüßen, luden sie ihn liebenswürdig ein, den freien Platz zwischen ihnen zu besetzen.

»Ich danke, meine Herren; ich habe drüben einen Gesellschafter gefunden, den ich nicht verlassen will.«

»Wer ist denn der Herr, der dort mit Ihnen sitzt?«

»Der Doktor Störner, der Kritiker vom ›Neuen Morgenblatt.«

»So laden Sie ihn doch auch ein, herzukommen, wir werden schon zusammenrücken, nicht wahr ... wir werden schon noch Platz bekommen.«

Die beiden Bildhauer, die noch an diesem Tisch saßen, nickten zum Zeichen des Einverständnisses.

»Ich wett',« sagte Dibian, »die zwei Kerle, mit denen Sie dort sitzen, sind Professoren oder so was. Kommen S' nur her, man is da sozusagen mehr unter sich.«

Während Schönbrecher dem Kritiker die Einladung überbrachte, fand Harthausen Zeit, zu seinem Freunde zu bemerken, daß der Schönbrecher ein niederträchtiger Macher sei. »Also bitte, wie er vor dem Störner schweifwedelt. Der Schönbrecher versteht den Rummel. Der Störner hat ihn bis jetzt noch jedesmal verrissen. Jedesmal reitet er ihm den seligen Sophokles vor. Boshaft ist der Störner wie ein Aff'.«

Mit einer leichten Verbeugung empfahlen sich Störner und Schönbrecher von den beiden Tischgenossen.

»Gott sei Dank,« sagte Professor Hartl, als die beiden am Nebentisch Platz genommen hatten, »diese Leute haben doch nicht das richtige Verständnis für das, was sie hier vorgesetzt bekommen.«

Professor Zugmeyer nickte: »Gewiß, lieber Kollega. Aber sie haben die Einbildung, daß sie alles besser verstehen als wir. Die Intuition! Ja – auf die Intuition berufen sie sich, wenn sie was schreiben, was eigentlich nur uns angeht. Das ist eine schöne Grundlage. Die Intuition! Lächerlich! Die Quellenforschung ist das einzige.«

»Wenn die Leute etwas schreiben, so lesen sie drei, vier Bücher, und dann legen sie los. Natürlich wimmelt es dann in diesen Büchern von Anachronismen, von archäologischen Ungeheuerlichkeiten.«

Vor dem Esel aus korinthischem Erz, der in zwei Quersäcken auf dem Rücken weiße und schwarze Oliven trug, waren der Professor der Kunstgeschichte Albert Schreier und der Professor am romanischen Seminar Ernst von Kramarcz in eine Debatte geraten. Einige andere Herren bewunderten neben ihnen die anderen Schaustücke des Büfetts: den Hasen mit Flügeln, die ihn dem Pegasus ähnlich machten. Das gebratene Schwein, an dessen Brüsten kleine, aus feinstem Lackwerk hergestellte Ferkel hingen.

»Jawohl,« sagte Schreier, »dieser Bezug tut mehr für die Wissenschaft als unser Unterrichtsministerium. Allein diese Ausgrabungen in Samarkand kosten ein Heidengeld. Aber die Erfolge ... die Erfolge.«

»Sagen Sie,« fragte Kramarcz, »wer ist denn eigentlich der Kopf dieser Arbeiten?«

»Der Kopf und die Hände lauter junge Leute ohne Namen. Auf das Verdienst hat Bezug bei seiner Auswahl wenig Bedacht genommen. Aber er hat Glück gehabt.«

»Freilich ... Glück. Aber vor allem Geduld. Und er hat mit dem Geld nicht gespart. Das ist es. Wenn das Ministerium jemanden irgendwohin schickt, so heißt es: soundso lange darfst du ausbleiben, soundso viel Geld

darfst du ausgeben. Aber Bezug sagt seinen Leuten: »Ihr müßt finden; sucht solange ihr wollt. Wieviel Geld ihr ausgeben, ist gleichgültig.«

»Gewiß!« Und Kramarcz hob die hölzerne Henne ab, die brütend auf ihrem Nest saß, und nahm eines der gebackenen Pfaueneier heraus. Indem er es mit einem der langstieligen griechischen Tafelmesser durchschnitt, fuhr er zögernd fort: »Sagen Sie ... könnte man nicht ... ich glaube auch finanziell müßte man bei Bezug besser gestellt sein. Nicht wahr? Ob nicht vielleicht in der kleinen Privatakademie, die er zu Rom unterhält, ein Platz ...«

Der Professor unterbrach sich; denn er sah an dem feindseligen Blick des anderen, daß er in seinem Vertrauen zu weit gegangen war, daß er in diesem Augenblick einen Gegner bekommen hatte.

»Oh, man könnte schon ...«, sagte Schreier nach einer Weile mißtrauischen Lauerns. »... Vielleicht ... obzwar ich nicht weiß ...«

»Ich meine nur so ...«, warf Kramarcz hin und begann mit geheuchelter Gleichgültigkeit sein Pfauenei zu verzehren.

»Und auf daß wir neben dem Brot für den Leib auch die Speise für den Geist nicht vermissen dürfen,« sagte Harthausen, »hat uns Bezug Verse hergelegt ... Verse ... oh!« Er hob ein rosafarbenes Blatt hoch, auf dem einige Zeilen gedruckt waren.

»Sein Büfett ist aber besser als die Verse«, sagte Störner und ließ sich von einem der Diener noch eine Schüssel mit gefülltem Spanferkelfleisch reichen.

»Vor jedem Platz liegt so ein Blatt und ... meine Herren ... jedes mit einem Autogramm des Dichters.«

»Wie heißt er?«

»Adalbert Semilasso. Der Name ist schlecht zu lesen ... der Kerl schreibt, als könne er diese Kunst noch nicht einmal gar so lange.«

»Andere können schon sehr lange schreiben – und es ist doch schlecht zu lesen«, sagte Störner mit einem Blick auf Harthausen.

»Oh, bitte ... meine Schrift ... die Setzer beglückwünschen sich, wenn sie ein Manuskript von mir zu lesen bekommen.«

»Ich meine nicht die Setzer ... ich meine das Publikum.«

»Das kriegt doch niemals meine Manuskripte in die Hand, sondern nur die fertigen Bücher.«

»Und sie sind doch schlecht zu lesen.«

Dibian, der Rindermaler und die zwei Bildhauer unterhielten sich köstlich. Es war eigentlich unbequem, zu sechsen um den kleinen Tisch, und die beiden hatten gleich nach der Ankunft Störners aufbrechen wollen. Aber nun blieben sie. Es tat ihnen wohl, die kleinen Hahnenkämpfe in der anderen Zunft zu beobachten, diese boshaften Angriffe und Seitenhiebe, alles mit dem Anschein liebenswürdiger Derbheit, so daß der Angegriffene niemals ernstlich erwidern konnte.

Schönbrecher, der sich eine römische Trinkschale schon recht oft mit einem roten Wein hatte füllen lassen, war zu guter Laune, um sich an dem Geplänkel zu beteiligen. Er trank, setzte ab, stellte die Schale vor sich hin und besah nun die getriebene Arbeit des kostbaren Gefäßes. In einer Felsenlandschaft mit einzelnen Palmen, die man in einer sonderbaren Perspektive, gleichsam von oben, aus der Vogelschau erblickte, tobte ein wild gewordener Stier. Mit gesenkten Hörnern und gestrecktem Schweif rannte er einem unsichtbaren Feind entgegen, Sand und Steine hinter sich aufwerfend. Die derbe Haut war durch lange Muskelfalten gestrafft, und die Augen lagen drohend unter wilden Haarbüscheln. Auf der anderen Seite war der Stier gefesselt dargestellt. An allen Gliedern zitternd, zu Boden geworfen und mit einem Seil an einen mächtigen Palmbaum gebunden, war er in dem Augenblick erfaßt, in dem die blinde Wut der Besinnung weicht. »Eine schöne Arbeit«, sagte Schönbrecher zu dem Bildhauer, der neben ihm saß. Dabei öffnete er seine Weste, denn er neigte seit letzter Zeit sehr zum Starkwerden, und nach einer starken Mahlzeit sehnte er sich nach Raumerweiterung.

Hauser nahm die Schale auf und betrachtete sie andächtig von allen Seiten. Dann nickte er: »Sehr schön ... und schon wieder dieses Motiv der Fesselung.«

»Wie meinen Sie ...?«

»Es ist mir und meinem Kollegen aufgefallen, daß dieses Motiv hier häufig wiederkehrt. Betrachten Sie nur einmal alle diese Reliefs an diesen

Tischen und an dem Büfett; bei den meisten werden Sie etwas dergleichen finden, häufig genug sind diese Gestalten gefesselte Sklaven; dort drüben haben Sie einen Triumphzug Alexanders des Großen, in dem Gefangene mitziehen. Wollen Sie noch mehr? Wir haben vorhin den berühmten Sarkophag der Königin Omphale gesehen, der aus den Ausgrabungen in Samarkand stammt. Nun – auch der erinnert an eine Fesselung. Nicht?«

»Eine angenehme Fesselung.«

»Und da oben das Deckengemälde: eine Hochzeit im Olymp, nicht wahr?«

»Es paßt zu dem heutigen Fest.«

»Es ist eine Fesselung durch Ehebande. Und sehen Sie die Decke und die Wände ringsum von Ranken umspannt, von Ornamenten, welche das Motiv der Kettenglieder ausnehmen, wie im Scherz nur, scheinbar ... aber doch mit einem ernstesten Sinn.«

Dibian lachte: »Freunderl, also weißt ... deine Bronzen gefallen mir sehr gut, aber deine Philosophie geht a bissel auf'm Holzweg spazieren.«

Störner aber hatte aufmerksam zugehört: »Und was halten Sie für den Sinn aller dieser Fesselungsmotive?«

»Ich meine, Bezug sagt damit – nicht sehr deutlich, aber doch so, daß es feinere Ohren schon hören können –: Ihr seid alle in meiner Hand! Wie ihr hier versammelt seid, halte ich euch und lege euch meine Ketten auf! Ich fühle mich eingesponnen, muß ich sagen. In einem Netz, das noch sehr weit ist, das aber einmal zusammengezogen werden könnte.«

»Ich hab' halt keine feineren Ohren,« sagte Dibian und machte, wie immer, wenn er etwas getrunken hatte, Miene, sich verletzt zu fühlen, »ich hör' halt nix.«

»Und wenn es auch so ist,« Harthausen machte eine großartige Handbewegung, »so ist Bezugs Joch süß und seine Bürde leicht.«

Irgendwo, mitten im Strome hatte Bezug Polydor Schleimkugel aufgefischt.

Es war ein ungemeines Gedränge in dem Saal, und die beiden kamen nur langsam vorwärts, da Bezug auf Schritt und Tritt von den Leuten angehalten wurde, die, ungewiß, ob sie auch bei dem allgemeinen

Vorüberzug der Gäste bemerkt worden waren, sich seinem Gedächtnis einprägen wollten. Bezug hatte Fragen zu beantworten, Händedrucke auszuteilen und huldreiche Worte zu spenden. Je lärmender und luftiger die Gruppen an den Tischen wurden, desto stärker wurde auch der Strom der Gäste in den Gassen. Man ging hin und her, suchte seine Bekannten auf, unterhielt sich im Stehen mit ihnen, wenn man an ihrem Tisch keinen Platz bekam, und drängte wieder weiter. Der Lärm und Geruch der Speisen schien trotz der Größe und Höhe des Saales wie eine Wolke über den Köpfen der Versammelten zu schweben, und als Bezugs Diener mit Zigarren kamen, stiegen auch noch die blauen, süßlich duftenden Rauchwolken auf. Zwischen den goldenen Zweigen der Alabasterbäume verfangen sich diese Wolken, zogen hin und her, der Bewegung der Luft folgend, und vom Garten aus gesehen, in den sich schon einige Gäste geflüchtet hatten, schien der Saal von einem bläulichen, leuchtenden Nebel erfüllt.

Nach Überwindung einiger Hindernisse kam der Hausherr mit Schleimkugel in die Mitte des Festsaales, wo sich der Tisch für die Familie befand. Er war ein Prachtstück aus dem Besitz der Marie Antoinette mit einer Platte von eingelegtem Ebenholz. Gerade als Bezug mit seinem violetten Begleiter herankam, erhob sich Elisabeth und ging nach kurzem Gruß quer durch den Saal. Der Bräutigam folgte ihr augenblicklich. Frau Agathe saß zwischen dem Bischof und dem Statthalter und sprach lebhaft auf den ersteren ein; während er ihr aufmerksam zuhörte, spielte er mit dem Glas, das die Gestalt eines kleinen Schiffes hatte, und stellte es auf die Elfenbeinamoretten der Tischplatte, indem er mit dem breiten Fuß verschiedene Kreise aus dem Grunde herauschnitt.

»Hier bringe ich einen guten Freund,« sagte Bezug, »Polydor Schleimkugel, den ich mir Seiner Bischöflichen Gnaden und Seiner Exzellenz vorzustellen erlaube.«

Der Bischof sah auf und lächelte dem noch violetter werdenden frommen Mann freundlich zu. Nach kurzem Nachdenken sagte er: »Herr Polydor Schleimkugel! Sind Sie der bekannte Polydor Schleimkugel, der

vor kurzem von Seiner Heiligkeit durch einen Orden ausgezeichnet wurde?«

Daraufhin setzte der Statthalter sein Monokel ein, während sich sein Unterkiefer vorschob. Schleimkugel hatte sich so tief verbeugt, daß es ihm Schwierigkeiten machte, sich wiederaufzurichten. »Seine Heiligkeit hat mich der unverdienten Gnade gewürdigt ...«

»Sie sind, wenn ich nicht irre, Erzeuger von Heiligenbildern und Wallfahrtsandenken?«

»Was an diesen Dingen menschliche Arbeit ist, wird durch mich besorgt. Das Wichtigste freilich ist der Segen der heiligen Kirche. Und da muß ich erwähnen; daß ich in dieser Beziehung weit sorgfältiger als die Konkurrenz –«

Durch ein auffallendes Räuspern aufmerksam gemacht, sah Schleimkugel den Statthalter an. Seine Exzellenz betrachtete ihn durch ein funkelndes Glas und zog nun die herabhängende wulstige Unterlippe ein, daß es aussah, als hätte er in etwas Sauerem gebissen.

»... als die Konkurrenz,« sagte Schleimkugel und erschrak erst jetzt, als er das Wort zum zweitenmal aussprach. Hastig fuhr er fort: »... ich meine ... sehr sorgfältig ... sehr gewissenhaft. Ich meine ... bei mir werden alle Sachen ... wirklich an Ort und Stelle geweiht, was bei anderen ... bei anderen ...« Er steckte rettungslos fest, und sein ungeheurer Körper war in diesem Augenblick so aufgedunsen, als müsse er zerbersten.

Unter einem wohlwollenden Lächeln verbarg der Bischof sein Vergnügen an der Verlegenheit dieses Krämers mit geweihten Dingen. Nach einer Weile fischte er ihn gewandt aus seinem Sumpf. »Ihr Beruf, mein lieber Herr Schleimkugel, gibt Ihnen vorzügliche Gelegenheit, alle Gnadenstätten kennenzulernen.«

»Gewiß.« Nun war Schleimkugel wieder flott: »Ich kenne alle Gnadenorte der europäischen Christenheit. Meine Bilder werden nach Originalaufnahmen an Ort und Stelle erzeugt und die Andenken ...«

»Nun, da kennen Sie doch auch sicher das wundertätige Muttergottesbild von Schönau, hier ganz in der Nähe ...«

»Nein – nein,« sagte Schleimkugel mit einiger Bestürzung, »... in Schönau ... nein ... das kenne ich nicht.«

»O gewiß,« sagte der Bischof, »wie sollten Sie es nicht kennen? Besinnen Sie sich nur. Es ist ja freilich nicht lange her. Zwei Jahre vielleicht. Aber die Umstände, unter denen es gefunden wurde, sind wirklich wunderbar zu nennen, ganz wunderbar! Oh, Sie waren gewiß schon dort, besinnen Sie sich nur!« Mit einem Blick, der eine liebenswürdige Aufforderung und ein Befehl war, unterwarf der Bischof Schleimkugel seinem Willen.

Der fromme Mann verstand endlich, was Seine Bischöfliche Gnaden von ihm wollte. Mit gesenktem Kopf stand er, wie in Nachdenken versunken, eine Weile da. Dann griff er an die Stirne: »Ach ja ... na ja ... gewiß. Jetzt erinnere ich mich. Freilich ... vor einem Jahr etwa war ich ja dort. Aber ... Bischöfliche Gnaden verzeihen ... wenn man so viel dergleichen ... ich meine heilige Orte gesehen hat, so kann es vorkommen, daß einer oder der andere in der Erinnerung sozusagen ... aber jetzt erinnere ich mich.«

»Nicht wahr! Die kleine Kirche liegt so hübsch auf ihrem Hügel. Und wenn Sie dort gewesen sind, so werden Sie sich wohl nach der Geschichte dieses Wallfahrtsortes erkundigt haben: Von der Erscheinung, welche der Jungfrau Rosa Hüber aus Schönau vom Himmel geschickt worden ist, und von den wirklich wunderbaren Heilungen, die man schon dort erlebt hat. Man erzählt ja im weiten Umkreis davon.«

»Ja ... ja ... wirklich wunderbare Heilungen. Man hat mir davon erzählt.«

Mit einem raschen Blick auf den Statthalter, der mit blitzendem Monokel und hängender Unterlippe dasaß, fuhr der Bischof fort: »Wenn Ihnen die Erinnerung an diesen Gnadenort entschwunden ist, darf man sich nicht wundern. Man hört in der Welt draußen wenig davon. Und doch sollte die ganze katholische Kirche sich der überaus wirksamen Gnadenmittel dieses Ortes bedienen. Aber man hat gleich im Anfang so viele Schwierigkeiten gemacht und uns so viele Hindernisse in den Weg gelegt ...«

Der Statthalter räusperte sich, ließ das Monokel fallen und wischte mit einem blauseidenen Taschentuch einige Male über das Glas, während er die Unterlippe wieder einzuziehen begann.

»Oh ... man sollte nicht glauben ...« sagte Schleimkugel bedauernd.

»Aber es ist doch so. Mein sehr verehrter Freund, Seine Exzellenz, der Herr Statthalter, hat mich in diesem Fall im Stich gelassen.«

Von diesem Angriff überrascht, ließ Seine Exzellenz das Monokel ganz fallen, daß es klirrend gegen die Tischkante schlug. Alle wandten sich ihm zu: Frau Agathe mit einer Miene des Vorwurfs, der Bischof mit weltmännischem Lächeln und Schleimkugel etwas besorgt um die weitere Entwicklung der Dinge. Bezug, der mit seinen am anderen Ende des Tisches sitzenden Verwandten einige Worte gesprochen hatte, kehrte sich nun von ihnen ab und gab ihre Aufmerksamkeit für die Vorgänge dort oben frei.

Nachdem der Statthalter einen kleinen Hustenanfall überwunden hatte, nahm er wieder die Reinigungsarbeiten an seinem Monokel auf und sagte: »Ich erwidere Ihre Gefühle, lieber Graf, und Ihre Freundschaft ist mir außerordentlich wertvoll. Aber die Pflicht, lieber Freund, die Gesetze, die uns ... na ja, wir haben auch unsere Vorschriften. Wir können nicht, wie wir wollen.«

»Ja ... ja,« lächelte der Bischof, »die weltliche Macht widerstreitet immer der geistlichen, obzwar die beiden Hand in Hand gehen sollten, zum Wohle der Völker. Ich weiß, daß Sie im Grunde denken wie ich, und daß nur gewisse Umstände Sie daran hindern, mir den Beweis dafür zu geben.«

Der Statthalter beeilte sich sehr, darauf zu antworten. »Gewiß,« sagte er, »gewiß! Sie haben recht. Man könnte schon manches tun oder lassen, was man jetzt nicht tun und lassen darf, weil diese Zeitungen immer gleich bei der Hand sind, eine Affäre daraus zu machen.«

»Jawohl, die Zeitungen. Ich bin kein Dunkelmann, das wird mir jeder bestätigen, der mich kennt. Aber man soll doch dem Volke die Gnadenmittel nicht vorenthalten. Seine Exzellenz hat aber recht, diese Zeitungen sind immer gleich dahinter her. Und das Schlagwort vom finsternen Mittelalter sitzt locker in der Feder der Journalisten. Übrigens ...

wenn bei der weltlichen Macht ein wenig guter Wille wäre, so könnte man schon einiges tun. Wenigstens hier und da. Hier z. B., wo es sich bloß darum handelt, die katholische Welt mit einigem Nachdruck auf diesen Gnadenort aufmerksam zu machen.«

»Sie wissen nicht, lieber Graf, was einem die Zeitungen für Scherereien bereiten können.«

»Aber es wäre doch nicht unmöglich ... Es fällt mir eben ein, daß unser lieber Freund Bezug ganz vortreffliche Beziehungen zu den maßgebenden Blättern unterhält. Nicht wahr?«

Bezug sagte ruhig: »Ich schmeichle mir, daß mir viele Blätter mit ganz besonderem Wohlwollen entgegenkommen.«

»Mit vollem Recht, lieber Freund; man hat in Ihnen den bedeutenden Mann erkannt, und es wäre nur unverantwortliche Borniertheit, wenn man das nicht zugeben wollte. Wäre es also nicht möglich, daß Sie Ihren Einfluß auf die Blätter zu unseren Gunsten geltend machen?«

»Wenn ich weiß, daß ich Eurer Bischöflichen Gnaden damit einen Dienst erweise, will ich gerne versuchen, was in meiner Macht steht.«

»Nun also, Exzellenz! Wenn sich der Freiherr dafür verbürgt, so ist die Sache so gut wie sicher. Es handelt sich ja auch nur um die Aufhebung gewisser beschränkender Verordnungen, nicht wahr? Oder vielmehr darum, daß diese nicht gehandhabt werden; denn wir wollen ja alles Aufsehen womöglich vermeiden. Also lassen Sie uns freie Hand, Exzellenz?«

Der Statthalter widerstrebte nicht länger: »Gewiß. Wenn ich der Zeitungen sicher bin,« sagte er mit einem Blick auf Bezug.

»Sie sind es, Exzellenz!« sagte Bezug.

Mit einem Lächeln wandte sich der Bischof an Schleimkugel: »Sehen Sie, lieber Schleimkugel, so sind Sie unvermutet Zeuge geworden, wie schwer die Kirche heute um Dinge zu kämpfen hat, die früher selbstverständlich gewesen wären. Ich hoffe, daß Sie dadurch nicht kleinmütig werden und der unterdrückten Kirche nach wie vor Ihre bewährte Kraft zur Verfügung stellen.«

»Bischöfliche Gnaden, Seine Heiligkeit hat mich durch einen Orden ausgezeichnet. Ich betrachte mich dadurch zum Kampfe geweiht.«

»Sehr gut, mein lieber Freund. Halten Sie an dieser tapferen Gesinnung fest. Nach diesem Gespräch wird es Sie interessieren, die Wallfahrtskirche von Schönau und das wundertätige Muttergottesbild noch einmal zu besichtigen. Vielleicht entschließen Sie sich dann, uns auf Ihrem Gebiet zu helfen. Ich bin gewiß, daß Andenken und Bilder von diesem Gnadenort bald weiteste Verbreitung finden werden.«

»Ich brenne vor Ungeduld, die Gnadenmittel des heiligen Ortes der ganzen katholischen Christenheit zugänglich zu machen.«

Der Bischof nickte Schleimkugel freundlich zu. Dann sagte er zu Bezug: »Wissen Sie, lieber Freiherr, wie wir auf dieses Thema gekommen sind? Ihre Gemahlin hat mir ihr Leid geklagt und den Wunsch ausgesprochen, die Kraft des wundertätigen Bildes in Anspruch zu nehmen.«

»Ich rechne auf Erlösung von meinen Leiden«, sagte Frau Agathe mit einem Blick nach der Decke des Saales.

»Sie können sicher sein, Erlösung zu finden.«

Als sich Bezug und Schleimkugel empfahlen, um die Gemahlin des Fabrikanten aufzusuchen, und in genügender Entfernung vom Tisch des Bischofs waren, angelte Schleimkugel nach der Hand Bezugs und drückte sie mit seiner schweißigen Pfote: »Ich danke Ihnen, lieber Freiherr.«

»Ein gesegneter Fischzug, was?« sagte Bezug. »Ich wollte, daß ich mehr solcher Kerle als Mitarbeiter hätte wie Sie oder den Bischof.« –

Unter den Geladenen befanden sich verhältnismäßig wenig Damen. Da ein Gerücht von der ungeheuren Prachtentfaltung bei diesem Fest hinausgedrungen war und in der Stadt rasch Verbreitung gefunden hatte, kam es bei den Frauen, die Zutritt gehabt hätten, zu den schwersten Konflikten zwischen Eitelkeit und Neugierde. Die Neugierde zog sie mächtig zu dem Fest, von dem man die unglaublichsten Dinge erzählte; die Eitelkeit flüsterte ihnen ein, daß es nicht angehe, einem so glänzenden Fest in den dürftigen Fetzen, die man sein eigen nannte, beizuwohnen. Wie würde man sich inmitten so glänzender Toiletten ausnehmen? Wie ein Aschenbrödel. O nein, dafür war man sich zu gut. Das durfte man seinem inneren Menschen nicht antun, daß er um des äußeren willen zurückgesetzt

wurde. Immerhin aber war es kränkend, daß man diesem Fest fernbleiben mußte, und man fand es empörend, sich wegen der Sparsamkeit, die man sich aufzulegen gezwungen war, ausschließen zu müssen. Aus den inneren Konflikten wurden häusliche Schlachten; denn schließlich geschah es doch nur dem Mann zuliebe, daß man auf seine eigenen Toiletten so wenig verwandte. Und nun: der Gatte zog ein weißes Hemd und den Frack an und ging, während man mit dem Bewußtsein häuslicher Tugenden daheimbleiben konnte. Als ob dieses Bewußtsein in einem solchen Fall ein Trost gewesen wäre. In diesen Gedankengängen wurde man bestärkt, als sich das Gerücht verbreitete, daß auch Ihre Exzellenz, die Frau Statthalterin, abgesagt habe. Es wurde freilich beigelegt, daß Ihre Exzellenz krank sei, aber das war doch wohl nur der Vorwand. Sie selbst, sogar Ihre Exzellenz, sah sich also außerstande, bei dem unerhörten Luxus der Bezugs mit einigem Glück zu bestehen. Der hartnäckigen Versicherung, daß die Krankheit Ihrer Exzellenz kein Vorwand sei, schenken die Eingeschüchterten keinen Glauben mehr.

So kam es, daß sich nur eine Auslese von Frauen hier zusammenfand. Eine Auslese jener Frauen, bei denen die Neugierde stärker war als die Eitelkeit, denen es weniger darauf ankam, gesehen zu werden als zu sehen. Sie standen gerne zurück, wenn es ihnen nur vergönnt war, dabei zu sein und mit hungrigen Augen allen Glanz des Festes aufzunehmen. Vereinzelt fanden sich unter ihnen auch jene Frauen, welche sich der altmodischen Ansicht zuneigten, daß eine wirklich schöne Frau der prunkvollen Toilettenkünste nicht bedürfe. Und endlich jene, die sich ihres überlegenen Geistes bewußt waren und die Klugheit über Schönheit und über Toiletten setzten. Immerhin hatten alle diese Frauen etwas Gemeinsames, eine Verwandtschaft, die sie niemals eingestanden hätten, die sie aber jetzt, als im Wirrwarr der Gäste die Wahlverwandtschaften zu wirken begannen, zu einer großen Gruppe vereinigte. Bezug hatte sie gleich nach dem Einzug in den Festsaal noch besonders begrüßt und sie gebeten, sich den Herren nicht zu entziehen. Er habe ganz besonders auf ihre Mitwirkung gerechnet; denn was sei das heiterste Fest ohne die belebenden Einflüsse der schönen Frauen. Diese Worte, die für alle bestimmt waren, richtete er besonders an

die schöne Frau des Professors Hartl, indem er dabei seinen Blick in den tiefen Buseneinschnitt ihres Kleides versenkte. Die Frau Professor machte darauf einen formellen Hofknicks, die große Verbeugung, die sie einstudiert hatte, als sie mit ihrem Gatten einmal von seiner Exzellenz, dem Statthalter empfangen werden sollte. Und sie dankte mit den wenigen Worten, die ihr in ihrer Aufregung zur Verfügung standen. Als Bezug gegangen war, mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns, daß es ihm nicht vergönnt sei, sich den Damen länger ausschließlich zu widmen, drängten sich die schönen Frauen um die Professorin, während sie in königlicher Haltung lächelnd inmitten des Schwarmes stand, eine Sterbliche, die von Jupiter mit Wohlgefallen begnadet wurde. Hinter ihrem Rücken fand indessen eine Koalition der bloß Neugierigen mit den Geistreichen statt. Ob der gute Professor Hartl wohl eine Ahnung habe? Man hatte ja gehört, daß Bezug in der letzten Zeit sehr häufig Konferenzen mit dem Professor abgehalten habe. Hartl sei als künstlerischer Berater für dieses Fest herangezogen worden. Freilich – es sei nur seltsam, daß Bezug seinen Rat meistens dann eingeholt habe, wenn Hartl nicht zu Hause gewesen sei. Und eine der Damen erinnerte sich, daß Hartl davon gesprochen habe, im Auftrag Bezugs in der nächsten Zeit eine Studienreise nach Kleinasien unternehmen zu müssen. Man lächelte.

So entstand ein erster Riß in der Gruppe der Frauen. Aber noch hielt man sich in der Mitte der Saales unweit des Tisches, an dem die Hauptpersonen des Festes saßen, noch war die Stimmung des Fester nicht auf dem Punkt, auf dem die Mischung mit den männlichen Gästen unerlässlich gewesen wäre.

Eine der schönen Frauen, die Gattin des Malers Dibian, die ein von ihrem Manne entworfener Reformkleid mit vielem Anstand trug, obzwar sie früher nur ein einfaches Modell mit einer nicht einwandfreien Vergangenheit gewesen war, ließ sich als erste an einem der Tische nieder und nahm ein rosafarbenes Blatt mit den Versen Adalberts auf. »Nein – schauen S', wie hübsch das is. Wirklich lieb!« sagte sie, nachdem sie gelesen hatte.

Die rosafarbenen Blätter raschelten in den Händen der Frauen. Entzückend! Einfach himmlisch! Es war zu süß!

»Ich bitte Sie, wie die sich aufspielt«, sagte die Gattin des Kritikers Störner zu Frau Harthausen. »Finden Sie etwas Besonderes an diesen Versen?«

Frau Harthausen, die selbst einen Band Gedichte: »Purpurflammen« veröffentlicht hatte und nicht wußte, ob sie sich mehr zu den schönen oder zu den geistreichen Frauen rechnen sollte (um auf beiden Linien zu wirken, hatte sie dem Band ihr Bild beigegeben), zögerte eine Weile. Fand sie die Verse gut, so mochte man sie eher zu den schönen Frauen rechnen, die an Adalberts Versen Gefallen fanden. Wenn sie die Verse verwarf, so mochte man ihr scharfes Urteil als das einer geistreichen Frau bemerkenswert finden. Die schönen Frauen hatten vor kurzem einen Triumph erlebt. Das wäre ein Grund gewesen, sich für sie zu entscheiden, aber daneben quälte sie der selbstverständliche Neid des Zurückgesetzten. Warum hatte Bezug gerade die Verse dieses Unbekannten den Gästen aufgedrängt? Gab es denn keinen anderen lyrischen Dichter in Deutschland? Ihr Verleger hätte gewiß gerne gestattet ... Sie entschloß sich zu einem Kompromiß: »Oh ...« sagte sie, »der Rhythmus ist abscheulich, so abgehackt und unmelodisch ..., aber ich finde doch einzelne Schönheiten.«

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Damen stand weiterhin der Tisch mit der Familie Bezugs und den Ehrengästen; während sie nach einer anderen Seite hin sprachen, versäumten sie es nicht, mit schnellen Blicken nach dieser Seite den Stand der Dinge an diesem Tische zu verfolgen. Als sich Bezug mit Schleimkugel dorthin durchdrängte, lachte Frau Störner: »Schauen Sie nur! Bezug und ... hinter ihm ... welch Abenteuer! ... ein violette Ungeheuer!«

Frau Hartl, die bloß Bezugs Namen und die letzten Worte gehört hatte, brachte beide in eine Art von Verbindung und wandte sich empört nach der Sprecherin um. Bei dieser Wendung kam ihr prächtiger Nacken zur besten Geltung. Das stellte Harthausen mit großem Vergnügen bei sich fest. Frau Störner erschrak vor diesem Blick, als habe sie wirklich eine Majestätsbeleidigung begangen, und erst als sich Frau Hartl wieder umgewandt hatte, erholte sie sich in einem Lachen: »O weh, jetzt hab' ich mir eine Zurechtweisung geholt.«

Elisabeth stand auf und verließ den Tisch dort drüben. Sie ging, den Blick geradeaus gerichtet, quer durch den Saal, als ob sie niemanden sähe, und alle Bemühungen einiger junger Damen, die zeigen wollten, daß sie mit ihr bekannt seien, waren vergeblich. Eine lange cremefarbene Seidenschleppe rauschte hinter ihr drein. Sie gab sich keine Mühe, die Schleppe aufzunehmen, ließ die schönen blassen Arme lang herabhängen, und erst, als sie an einer Stelle, wo man sich um einen tablettragenden Diener drängte, nicht weiter konnte, griff sie mit einer ungeduldigen Bewegung in die Falten des Kleides, schob die schimmernden blassen Schultern vor und bahnte sich ihren Weg, bis man sie erkannte und voll Respekt zurückwich.

Die Frau des Journalisten Herold, eine jener Frauen, die weder schön noch geistreich, sondern bloß neugierig waren, hatte einige junge Mädchen um sich versammelt. Da sie nicht viel anderes von diesem Fest erwarten durfte, so vergnügte sie sich mit der Achtung, die junge Mädchen verheirateten Frauen entgegenzubringen gehalten sind.

»Sie ist hochmütig«, sagte die Tochter des Bürgermeisters. »Schau' nur, Frieda, wie sie sich aufspielt.«

»Ja, sie tut, als wären wir alle Luft, nicht wahr«, antwortete Frieda, die Tochter des Professors Schreier.

»Es ist empörend!«

Etwas Ähnliches wurde um Frau Hartl herum festgestellt. »Jetzt ... alsdann ... das is doch zu dumm ... das Geld allein macht's nit«, sagte Frau Dibian, die sich niemals ein Blatt vor den Mund nahm.

»Sie weiß auch zu genau, daß sie schön ist«, stimmte Schönbrecher bei, um Frau Dibian zu Gefallen zu sein.

»Himmelherrgott, das is sie auch. Kinder, davon versteht's ihr nix.« Der Maler Dibian war ganz aufgeregt. »Jawohl. Ihr dürft's nit glauben, weil ich bloß Rindviecher mal, so hab' ich keine Augen für die Frauen. Ich hab' schon zuerst auch Porträts geschmiert und Akte und solche Sachen ...«

Störner, der zu der Gruppe getreten war, flüsterte der freigeistigen Tochter des Reichstagsabgeordneten Bräunlich etwas ins Ohr, über das diese plötzlich errötete ...

»Mein Ehrgeiz is also schon auch dorthin gangen. Aber 's Rindvieh war doch einträglicher, von damals her aber versteh' ich was von den Weibern. Sie dürfen's mir glauben.«

»Jedenfalls,« sagte Schönbrecher und zündete eine von Bezugs Zigarren an, »jedenfalls hat dieser Hecht nicht das richtige Verständnis für seine kostbare Braut.«

Darin waren alle Männer einig, während die Frauen behaupteten, man müsse nicht gerade ein Künstler sein, um für Frauen Verständnis zu haben.«

»Schauen S', da is er schon hinter ihr drein«, sagte Frau Dibian und zeigte mit dem Fächer auf Hecht, der jetzt gleichfalls quer durch den Saal ging. »Mir scheint, der fürcht' sich um sie ...«

»Vielleicht fürchtet er nicht ohne Grund«, sagte Doktor Störner und sprach dann flüsternd mit der freigeistigen Tochter des Abgeordneten Bräunlich weiter.

Hecht war seiner Braut gefolgt und traf sie bei dem Sarkophag der Königin Omphale im Gespräch mit Rudolf Hainx. Dieser Sarkophag stammte aus den Ausgrabungen Bezugs in Samarkand und hatte einst die Leiche irgendeiner massagetischen Königin eingeschlossen. Nach dem Relief auf der Vorderseite, das die Demütigung des Herakles am Spinnrocken der Omphale darstellte, hatte er seinen Namen bekommen. Die Kleidung der Omphale und ihrer Frauen, das Fell des Herakles zeigten noch deutliche Spuren der Bemalung. Auch Fleischtöne waren aufgesetzt, und seltsam frisch leuchtete das Gesicht der Omphale mit roten Lippen und schwarzen Strichen über und unter den Augen. Die Mumie der Königin wurde in Bezugs Museum auf die Insel im Adriatischen Meer gebracht, den Sarkophag aber schenkte Bezug seiner Tochter, die den Wunsch geäußert hatte, ihn zu besitzen. Sie verwahrte antike Musikinstrumente und eine Sammlung erotischer Amulette in ihm. Einer plötzlichen Laune folgend, hatte sie ihn für das Fest hier herunterschaffen lassen. Da stand er nun als Tisch unter anderen Tischen hinter einer Wand von blühenden Palmen. Man bewunderte ihn, ging um ihn herum, besah ihn von allen Seiten, und eine Unzahl von gelehrten unästhetischen Gesprächen fand in seiner grünen Nische statt. Schwerwiegende und kühne Hypothesen über die Herkunft des

Sarkophages waren aufgestellt worden und über die Art, wie er nach Samarkand gekommen war. Einer der bedeutendsten Archäologen nahm eine hochentwickelte Lokalkunst an, während die Mehrzahl sich der Ansicht hinneigte, daß man es mit einem äußersten Ausläufer, einem mehr zufälligen Auftreten kleinasiatischer Kunst zu tun habe. Aber, so eifrig man über die Bedeutung des Sarkophages debattierte, niemand wagte es, ihn als Tisch zu benutzen. Schließlich war dieses Prachtstück doch nichts anderes als ein Sarg, und man fand es bizarr, daß Elisabeth den Gästen zumutete, auf einem Sarg zu speisen. Erst als die Stimmung lärmender geworden war, hatte sich Hauser und sein Freund hierher zurückgezogen und sich einen kleinen Korb mit Pommery neben den Sarkophag setzen lassen.

»Auf den Überresten einer verstorbenen Königin Champagner zu trinken ... sozusagen ... das kann man nicht alle Tage haben«, sagte Hauser.

»Trink, Omphale«, sagte Adamowicz und setzte sein Glas an die roten Lippen der Königin, die der Arbeit des Herakles mit siegreichem Lächeln zusah.

Sie waren beide etwas angeheitert und benahmen sich mit einer Art von Wollust unehrerbietig, obzwar sie mehr als alle anderen von der unvergänglichen Schönheit dieses Werkes empfanden, und obzwar ihnen die Schatten der Vergänglichkeit, die um den Marmorsarg lagen, deutlicher waren als allen anderen. Aber sie wollten sich nichts davon merken lassen und betonten mit wilder Ausgelassenheit die Überlegenheit des Lebens über den Tod. Hauser behauptete, er sei weit größer als Praxiteles; denn dieser sei nur mehr ein Name, und er könne Champagner trinken, und wenn es ihm gefalle, könne er die unsterblichen Werke des Praxiteles zerstören, mit Terpentin, Teer, Eisenlack und anderen Ingredienzien. Darauf bat Adamowicz den Freund, mit ihm auf die Gesundheit Michelangelos anzustoßen. Und da er ein Liebhaber sonderbarer Geschichten war, erzählte er Hauser, daß Michelangelo vorgestern bei ihm in der Werkstatt gewesen sei und ihm zufrieden auf die Schultern geklopft habe. Vor einer Büste, die Adamowicz von seinem ehemaligen Lehrer, dem Professor Schlägl, geschenkt worden war, habe er aber entrüstet ausgespuckt. Dann habe er ihm ein neues Sonett vorgelesen, einen Gruß von Dante bestellt –

Adamowicz hatte nämlich eine Dantebüste gemacht – und sei verschwunden. Hauser fand das ganz in Ordnung, daß Michelangelo vor der Büste des Professors Schlägl ausgespuckt hatte. »Ach,« rief er dann aus, indem er sich dehnte und die feuchte Stirne abwischte, »wenn man ein bißchen Champagner getrunken hat, wie weiten sich dann die Räume!«

»Fühlst du dich also nicht mehr von Bezug gefesselt?«

»Nein ... ich weiß nicht ... es war ein verdammtes Gefühl ... unangenehm! Du kannst mir's glauben. Aber jetzt bin ich frei ...«

Sie sollten aber doch bald wieder an ihrer Freiheit zweifeln, denn, gerade als sie den zweiten Korb Pommery bestellen wollten, kam Rudolf Hainx und bat sie, die Nische freizugeben. Adamowicz, der sich in sehr mutige Stimmung versetzt hatte, wollte Widerstand leisten, aber Hauser empfand vor diesem Sendboten Bezugs sogleich wieder seine frühere Beklemmung und hielt den Freund zurück.

Als Elisabeth zum Sarkophag der Königin Omphale kam, traf sie dort Rudolf Hainx, der sie, halb auf dem Sarg sitzend, erwartete.

»Wo ist Adalbert Semilasso?« fragte Elisabeth.

»Ich weiß es nicht. Irgendwo im Garten, im Saal oder vielleicht versteckt in seinem Zimmer.«

»Haben Sie ihm nicht gesagt, daß er sogleich kommen soll?«

»Ich habe es ihm gesagt.«

»Und warum haben Sie ihn nicht sofort mitgebracht?«

Rudolf Hainx war vom Rand des Sarkophags herabgeglitten, stand nun mit drohenden Augen vor Elisabeth und hielt das Gelenk ihrer rechten Hand fest umspannt: »Höre ... du ...« sagte er, »ich habe nicht länger Lust, euch beiden zuzusehen. Soll ich vielleicht noch deine Botschaften zu ihm tragen?«

»Du wirst tun, was ich dir befehle.«

»Das werde ich nicht tun. Ich bin nicht dein Diener. Zum Teufel ... ich soll da vermitteln? Du bist mein ... ich habe keine Lust, dich mit anderen zu teilen.«

»Und mein Bräutigam; das mußt du doch wohl dulden.«

»Ach was, der! Ich weiß, daß du dich dem niemals geben wirst. Aber Adalbert! Solange du dich wie ein Backfisch benahmst, der einen Tenoristen anschmachtet, habe ich zugesehen. Jetzt aber – wo du brünstig wirst ... Jetzt ist es genug ...«

»Du bist unverschämt ... was denkst du von mir?« Elisabeth riß sich von Hainx mit einer so raschen Bewegung los, daß seine Hand an die Kante des Sarkophags flog.

»Reize mich nicht«, flüsterte Hainx mit verzerrtem Gesicht.

Elisabeth streckte ihren biegsamen Leib vor, um ihm in die Augen zu sehen. Ihre Augen waren von den seinen nur um die Breite zweier Hände entfernt. Er bebte vor diesem Abgrund, in den er sah. Haß und Zorn loderten darin in Flammen, und hinter diesem lodernden Vorhang lag tief im Grunde wie eine schöne, schillernde Riesenschlange die Wollust, die dieses Weib zu spenden vermochte.

»Glaubst du,« fuhr er fort, »daß ich verzichte? Ich habe deinen Leib genossen, und ich will nicht an einen anderen geben, was mein war.«

Elisabeth zischte: »Knecht ... Knecht ... elender Knecht.«

»Es kommt vor, daß sich Knechte gegen ihren Herrn empören. Ich empöre mich gegen dich. Ich will dich haben.«

Von seinem Ungestüm bedrängt, wich Elisabeth zurück. Aber Hainx versperrte ihr den Ausgang aus der grünen Nische. Nun gelang es ihm den Platz zu wechseln und Elisabeth war gegen den Marmorsarg gelehnt, während er keuchend vor ihr stand, mit angespannten Sehnen, als ob er sich jetzt, in diesem Augenblick, auf sie stürzen und sie vergewaltigen wolle.

»Du wirst mich mit keinem Finger mehr berühren«, sagte sie, jetzt wieder ganz ruhig.

»Er wird dich nicht anrühren. Er nicht! Er will dich ja gar nicht ... hörst du ... er verabscheut dich ... du bist ihm nicht mehr als irgendeine Dirne von der Straße, als die Gräfin, die immer weint und winselt, weil er sie verschmäht.«

Da griff Elisabeth nach hinten, faßte einen halbvollen Champagnerkelch und zerschlug ihn auf Hainx' Gesicht. Der Wein rann ihm über Mund und Wangen, während seine Züge langsam erstarrten. Mit einemmal war er

wieder zur Besinnung gekommen und hatte seine Herrin erkannt, gegen die er sich hatte empören wollen. Welcher Wahnsinn? Was war mit ihm geschehen? Wie hatte er dies wagen können? Sie durchdrang ihn vollständig mit klaren, kalten Strahlen, bemächtigte sich seiner zitternden und wieder furchtsamen Seele und raubte ihr alle Kraft des Willens. Mit wunderbarer, wilder Raubtierpranke hatte sie nach ihm geschlagen und dieser Schlag hatte ihm zum Bewußtsein gebracht, daß er in ihrer Gewalt war. Scheu geduckt wich er vor ihr bis zur grünen Nischenwand zurück, senkte den Kopf und schwieg, während ihn Elisabeth mit zuckendem Gesicht ansah. Ein kleiner Muskel an ihrem bloßen Hals sprang auf und ab. Dann lachte sie verächtlich und griff mit beiden Händen in ihr weiches, duftendes Haar, um einen losgegangenen Kamm festzustecken. Von außen stieß jemand gegen die Bäumchen der Nischenwand, daß die harten, dunkelgrünen Blätter raschelten. Unter der Notwendigkeit, ein deckendes, gleichgültiges Gespräch zu beginnen, rückte Hainx wieder an Elisabeth heran und fing – da ihm nichts Besseres einfiel – an, von dem Sarkophag der Königin Omphale zu sprechen, an dessen Rand Elisabeth gelehnt stand, während sie mit einem verlorenen und verächtlichen Lächeln schwerfällige Antworten gab.

Wenige Minuten später kam Hecht. Bekannte hatten ihn auf seinem Wege aufgehalten und hatten ihre Glückwünsche erneuert, indessen er von einem Fuß auf den anderen trat und nach dem Winkel des Saales hinübersah, wo ihm Elisabeth hinter einer grünen Wand verlorengewandert war. Da man der Ansicht war, daß man, um den Bräutigam zu erfreuen, das Lob des Brautvaters und der Braut anstimmen müsse, bekam Hecht endlose Hymnen auf Bezug und Elisabeth zu hören. Bis er sich endlich ungeduldig losriß und den Erstaunten entwand.

Hainx erlebte den Triumph, daß Elisabeth, kaum daß sich Hecht zu ihnen gefunden hatte, ihre spöttischen Feindseligkeiten gegen diesen richtete. Nun näherte er sich wieder seiner Herrin wie in geheimer Bundesgenossenschaft und freute sich der Pfeile, die dem unglücklichen Bräutigam galten. Hecht erwiderte kaum, er war abgespannt und außerstande einen Kampf mit Elisabeth aufzunehmen, die, frisch und

glänzend bewehrt, ihren Gegner nicht schonte. Nachdem Elisabeth nach der Art grausamer Amazonen den Feind völlig besiegt hatte, machte sie ihn zum Kriegsgefangenen und sandte ihn mit der Botschaft an Adalbert Semilasso aus, er möge sich sogleich hier einfinden. Aber da kam Adalbert schon selbst, in Begleitung eines kleinen, bartlosen Mannes, der seine Worte mit lebhaften Handbewegungen begleitete. Zögernd trat er in die Nische und er atmete leichter, als er sah, daß auch Elisabeth nicht allein war.

»Sehen Sie,« sagte Hainx zu Hecht, »da kommt er selbst und bringt sich gleich den Herold seines Ruhmes mit.«

Während Elisabeth die Bemerkung des Hainx mit einem höhnischen Zucken der Lippen erwiderte, verneigte sich Herold, der kleine Journalist, vor ihr und führte ihre Hand an den Mund. Dann ließ er sogleich einen großen Schwall von Worten los: wie glücklich er sei, sich ihr heute nähern zu dürfen, und wie schön er es finde, sie gerade an diesem durch die Kunst geweihten Ort getroffen zu haben. »Ungemein reizvoll ... dieses Zusammentreffen ... ganz vortrefflich ... wie soll ich sagen ... komponiert. Die schönste Frau am Sarkophag einer durch ihre Schönheit berühmten Königin ... ringsum die grünen Wände ...«

»Und umgeben von einem Sternenkranz von Männern, die am Himmel der Geistigkeit hell erstrahlen«, sagte Elisabeth, und keiner der vier Männer zweifelte, daß dies eine gegen ihn gerichtete Bosheit sei.

Zuerst erholte sich Herold und fuhr im gleichen Ton wie vorhin fort: »Wäre ich ein Dichter, dies gäbe ein Sonett. Ein Sonett sage ich Ihnen, von berückendem Klang. Ich ließe mir es nicht entgehen, wenn ich als Ihr Haus- und Hofdichter ein Recht darauf hätte.«

»Nun, Adalbert?« fragte Elisabeth feindselig.

Mit der feinen Witterung des Brünstigen merkte Hainx, daß die Dinge für Adalbert nicht günstig ständen. Ob nun etwas von dem zurückgeblieben war, was Hainx vorhin gesagt hatte, oder ob Elisabeth darüber erzürnt war, daß man ihre Unterredung mit Adalbert vereitelt hatte – sie sah Adalbert mit schweren Brauen fast drohend an.

Der Dichter, der die Fechterkünste und überraschenden Kniffe des Gespräches nicht kannte oder verschmähte, beging eine Ungeschicklichkeit. Er versuchte von einem Thema abzuschwenken, das ihm peinlich schien. »Sie haben mich zu sprechen gewünscht,« sagte er, »was wollen Sie von mir?«

Nach einem Blitz des Zornes legte Elisabeth die Maske des Nachdenkens vor: »Sie haben recht,« sagte sie, »ich wollte ... ich wollte Ihnen etwas sagen ... was denn nur? – Was denn? – Bei Gott! Ich weiß es nicht mehr ... ich habe es vergessen ... es wird wohl nichts Wichtiges gewesen sein ... offenbar nichts Wichtiges.«

Nun schien es Hainx an der Zeit, gegen Adalbert loszugehen. Die Stimmung seiner Herrin war günstig und es war leicht, einige Bosheiten gegen den Ungeschützten abzuschicken. »Unser Freund Adalbert ist allzu bescheiden,« sagte er, »er will uns davon abbringen, ihn zu loben. Aber sein Name ist heute ohnehin in aller Gäste Mund. Wissen Sie, was ich vorhin gehört habe, als ich an einem Tisch vorüberging. ›Vortreffliche Verse von Heine‹, sagte eine Dame, und als man sie darauf aufmerksam machte, daß doch ein anderer Name darunter stehe, antwortete sie, das sei jetzt modern, daß sich der Drucker bei künstlerisch ausgeführten Blättern unterschreibe.«

»Ich weiß, daß ich nichts kann«, sagte Adalbert und sah zur Seite.

Lebhaft fiel Herold ein: »Nein ... nein ... das ist nicht richtig. Sie sind ein wirklicher Dichter. Und ganz natürlich, sozusagen unverfälscht. Sie sind kein Kunstpantscher. Sie geben keinen schweren Wein, aber ein gutes und bekömmliches Getränk.«

»Also ... recht eigentlich ... Tischwein«, sagte Elisabeth.

»Und das Schöne ist die vollkommene Unverdorbenheit«, fuhr Herold fort. »Diese prächtige Freiheit von allen Vorbildern. Das macht mir unseren Freund so wert. Da ist nicht ein Wort, das nicht lebendig aus ihm selbst geboren wäre. Freilich fehlt noch einiges: das formale Moment ist noch wenig ausgebildet. Wissen Sie, daß er nicht einmal weiß, was das ist: ein Sonett. Wir haben vorhin darüber gesprochen. Er weiß es wirklich nicht.«

Da Adalbert unruhig wurde, beeilte sich Herold hinzuzusetzen: »Das ist keine Schande, mein Lieber, das ehrt Sie nur.«

»Gewiß,« sagte Rudolf Hainx, »gewiß! Auf die Form kommt es weniger an als auf den Inhalt. Aber –«, fuhr er nach einer kleinen Pause lachend fort: »sie sind eigentlich komisch, diese Dichter.«

»Komisch?«

»Gewiß ... was den Inhalt anlangt. Sie geben sich alle Mühe, den tieferen Sinn aller Dichterei zu verbergen, aber die Sprache selbst verrät sie. Alle Worte, die durch den Reim gebunden werden können, stehen in einer inneren Verwandtschaft zueinander. Und wenn die Dichter auch der ganzen Zeile eine andere Wendung geben, das Reimwort stellt die ursprünglichen und unabänderlichen Beziehungen wieder her. So reimt sich auf ›Not‹ unwiderstehlich ›Brot‹, wenn nicht das harte und unerbittliche ›Gebot‹ entgegentritt. Und das letzte Glied dieser Kette von Begriffen ist ›Tod‹.«

»Eine geistvolle Hypothese,« sagte Herold und zog ein Notizbuch aus der Tasche, »gestatten Sie, daß ich mir dies mit einigen Worten festhalte.«

Durch das Lachen Elisabeths ermutigt, fuhr Hainx fort, während Adalbert gequält einen Schritt nach vorwärts tat, als wolle er bitten, einzuhalten: »Warum bemühen sich die Dichter so krampfhaft, uns darüber hinwegzutäuschen, daß das nächste und verwandteste Reimwort auf ›Liebe‹ – ›Triebe‹ lautet. Es ist doch einmal so und nur ein unverbesserlicher Idealist kann das leugnen wollen.«

Elisabeth sagte mit funkelnden Augen und sah Adalbert dabei grausam an: »Marquis de Sade würde noch ein anderes Reimwort hier ansetzen – ›Hiebe‹.«

»Bravo,« sagte Bezug, der mit Schleimkugel in die Nische getreten war, »ich sehe mit Vergnügen, daß man hier dem Wesen der Dichtkunst auf der Spur ist. Lassen Sie es sich nicht verdrießen, Adalbert, das bleibt doch immer eine esoterische Sache ... nur für die ganz Eingeweihten, denen es nicht schadet, und die sich, obzwar sie um das Geheimnis wissen, doch immer gerne wieder von euch beschwindeln lassen. Ich bin mit Ihnen zufrieden, Adalbert, und mit dem Beifall, den Ihre Verse bei den Gästen gefunden haben.«

Dann wandte er sich zu Herold und sagte: »Und Sie, mein lieber Freund, werden dafür sorgen, daß man in der Welt draußen etwas von

unserem Dichter erfährt.«

»Gewiß, gewiß ... außer dem Bericht über das Fest, in dem ich Herrn Semilasso erwähne, werde ich noch ein eigenes Feuilleton über ihn bringen.«

»Gut ... gut ... und jetzt, meine Herrschaften, bitte ich Sie, sich in den Garten zu bemühen ... Elisabeth, mache dich bereit, das Puppenspiel soll sogleich beginnen ...«

Das Puppenspiel, der Affenmensch und ein kleines Experiment über die Wirkung der Kunst

[Inhaltsverzeichnis](#)

Die Gäste hatten den Saal verlassen und sich in den Park begeben, wo sie sich, nach Zufall und Laune einzeln oder in Gruppen, staunend zwischen Wundern befanden. Auch der Garten war für das Fest vollkommen umgewandelt worden und allerlei gärtnerische Künste setzten die verwöhntesten unter Bezugs Gästen in Erstaunen. Der Makkaronifabrikant Fratelli aus Mailand, der geglaubt hatte, daß seine hängenden Gärten ohnegleichen seien, erklärte dem Seidenfabrikanten Vernier aus Lyon, daß er seine Kulturen vertilgen, in den Boden stampfen und zu einer Rennbahn einrichten werde.

In der Mitte des Gartens war ein großes Becken ausgehoben und mit Wasser angefüllt worden. Rund um dieses Wasserbecken, das fast den Umfang eines Sees hatte, lief ein Säulengang, in dem zwischen je zwei gepaarten Säulen auf schwarzem Marmorsockel eine antike Büste stand. Von dem Säulengang liefen Marmortreppen, die mit Ornamenten von Gold ausgelegt waren, in das duftende Wasser, und am Fuße der Treppen lagen Gondeln aus Sandel- und Ebenholz, die bei jeder Wendung des Steuers einen sanften, gleitenden Akkord hören ließen. Hoch über dem Wasserspiegel und dem Säulengang spannte sich eine Kugel aus Opal, durch die das schon schwächer werdende Tageslicht in hundertfach verschwimmenden und verfließenden Farben drang. Der Widerschein dieses mysteriösen Lichtes auf dem Wasser ließ dessen Oberfläche tief ausgehöhlt erscheinen, so daß man den Eindruck gewann, als gleite die Gondel einer Tiefe entgegen, die sich in einem Zustand der Gärung befand, bevor noch eine Sonderung in festen Grenzen eingetreten war.

Von dem Becken gingen nach allen Richtungen Kanäle aus, sternförmig, zuerst breit und zwischen weiten Rasenflächen, dann immer

enger werdend und von Gebüsch bedrängt, bis sie am Ende des Gartens in breiten dunkeln Höhlenmäulern gurgelnd verschwanden. Längs dieser Kanäle standen allerhand Kleinodien der Gartenbaukunst, kleine Tempelchen, die aus dem Grün wie schüchtern hervortraten, dann wieder Palmenwäldchen oder Haine aus Zypressen, die düstere Schatten über das Wasser warfen. Man konnte mit einigen Ruderschlägen von einem schweren, schwarzen Tannenforst nach einer Stelle gelangen, die mit aller Phantastik des Märchens geschmückt war. Die sonderbarsten Orchideen des Gewächshauses waren da zu einer verwirrenden Wildnis geschart, Abscheuliches und Entzückendes in grellem Nebeneinander wie in Träumen. Querlaufende und scheinbar planlose Kanäle verbanden die symmetrischen Ausstrahlungen des zentralen Beckens und brachten Willkür und Unordnung in die strengen Grundlinien. In diesem vollkommen verwandelten Park gab es keine Wege mehr. An ihrer Stelle waren die Kanäle da, und Hunderte von Kähnen lagen für die Gäste bereit. Nachdem man ein erstes, etwas zaghaftes Staunen überwunden hatte, fand man sich gerne in die ungewohnte Wasserwelt. Jedem Kahn war ein in irgendein Kostüm gekleideter Fährmann beigegeben, und wenn die Bekannten in den aneinander vorübergleitenden Kähnen einander begrüßten, riefen auch die Fährleute einander die Schiffergrüße verschiedener Völker zu.

Für das Puppenspiel war die Bühne auf dem Platz vor dem Gewächshaus errichtet worden. Hier war ein weiter, im Halbkreis amphitheatralisch aufsteigender Bau geschaffen, in dessen Mittelpunkt, an eine rosenüberwucherte Wand gelehnt, sich die Bühne befand. »Von unserem Freunde, dem Hofdichter Adalbert Semilasso«, sagte Doktor Störner, als er Titel und Personen des Stückes von dem auf Seide gedruckten Zettel abgelesen hatte.

»Zum Teufel, also nicht bloß Lyriker, sondern auch Dramatiker«, antwortete Harthausen und lachte, als ob ihm Adalbert vollkommen gleichgültig sei.

»Hoffentlich verdirbt er Ihnen nicht mit Romanen das Geschäft.«

Von allen Seiten kamen die Kähne zu der Plattform des Theaters und setzten ihre Gäste ab, denen dann die Diener Bezugs die Treppen des

Amphitheaters hinan den Weg zeigten.

»Kann ich dieses Spiel ohne Schaden für mein Seelenheil ansehen?« sagte der Bischof und neigte sich lächelnd zu Frau Bezug.

»Sie können es tun; er ist von unserem sanften Adalbert.«

Vor einem aufmerksamen Publikum ging Adalberts Puppenspiel in Szene. Die Bühne war nur ganz klein, viel zu klein für den immerhin großen amphitheatralischen Zuschauerraum, so daß die handelnden Personen, die überdies noch täuschend die eckigen, unvermittelten Bewegungen von Puppen nachzuahmen verstanden, wirklich wie Marionetten erschienen. Sie gingen und saßen und standen auf einem Raum, der nur einige Schritte lang und einige tief war. Während über dem Zuschauerraum der weite, faltenlose Nachthimmel hing, an dem jetzt die ersten Sterne zu flimmern begannen, ganz zaghaft, als bebten sie vor der Schwärze der Welt unter ihnen und den drohenden Umrissen der ragenden Baumwipfel, lag die winzige Bühne im grellsten Licht. Die bunten Kostüme der handelnden Personen mit den schreienden, widerstreitenden Farben, paßten zu den puppenartigen Bewegungen und den Worten, die ein hinter den Kulissen versteckter Vorleser die Schauspieler sprechen ließ. Dadurch, daß die Darsteller von den Worten befreit waren, konnten sie den Gebärden ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden und immer neue und seltsame Gesten ersinnen, Bewegungen, die wohl aus den Worten zu entspringen und sie zu begleiten schienen, aber ihnen doch eigentlich fremd waren, wie das Leblose dem Lebendigen stets fremd ist. Leblos, so schienen sie, seelenlos, ganz unter einem fremden Willen, mechanisch Handelnde, die sich nicht einmal der motorischen Antriebe bewußt sind. Diese Illusion festzuhalten, gelang ihnen so vollkommen, daß einige naivere Zuschauer ernstlich glaubten, man habe bloß die Masken bekannter Schauspieler nachgeahmt und auf Puppenkörper von höchster mechanischer Vollkommenheit gesetzt. Sie hielten den Mund geschlossen, und nur die komische Figur klappte ihn tonlos auf und ab, genau so wie man Puppen die Bewegungen des Sprechens nachahmen läßt. Die einzige weibliche Person des Stückes wurde von Elisabeth dargestellt. Sie hatte das

Rokokokostüm nach der Art Kolombinens behandelt und zeigte unbekümmert ihre schönen Beine bis zum Knie.

»Ich finde das sehr unpassend«, sagte Frau Professor Hartl zu ihrer Nachbarin, der Frau des Malers Dibian, die mit den kritischen Blicken des ehemaligen Modells die Gestalt Elisabeths betrachtete.

»Oh, sie hat vielerlei Talente«, flüsterte Doktor Störner ganz nahe an der nackten Schulter der Professorsfrau, indem er den Geruch ihrer Haut mit der Verzückung eines Feinschmeckers einsog.

»Schaun S' nur an, am Knöchel, das is ein Fehler,« sagte Frau Dibian, »das ist ein grober Fehler. Der Knöchel is zu dick; mein Mann sagt immer, eine Frau, was einen dicken Knöchel hat ...«

Harthausen, der eine Reihe tiefer saß, wandte sich um und legte lächelnd den Finger auf den Mund.

Adalbert hatte den Stoff zu seinem Puppenspiel einer Sammlung alter deutscher Schwänke entnommen, die mit kurfürstlich mainzischem Privilegio im Jahre 1594 erschienen war. Elisabeth selbst hatte den Band in der Bibliothek ausgewählt, hatte die manchmal sehr groben und ohne Erröten vorgetragenen Stücke der Sammlung auf ihre Tauglichkeit geprüft und hatte endlich das eine bezeichnet und Adalbert in seine Einsamkeit mit dem Auftrag übersendet, aus diesem Stoff ein Puppenspiel zu machen. Mit Widerwillen ging Adalbert an seine Arbeit, und nur die Gleichgültigkeit, die ihn keinem Stoff vor einem andern den Vorzug geben ließ, machte es ihm möglich, seine Aufgabe zu beenden. Das Spiel lief im wesentlichen auf die Art hundert ähnlicher Spiele heraus. Adalberts Arbeit stand in den Grundzügen fest, und es handelte sich nur darum, die dramatischen Situationen zu ersinnen und die Verse zu machen. Von einem Kaufmann zu Leipzig ging das Spiel, dessen Frau ihn mit einem Studenten betrügt. Die Nachbarn warnen den Gehörnten, und er kehrt eines Abends unvermutet von einer Reise zurück, um seine Frau mit ihrem Liebhaber zu ertappen. Mit Hilfe der Stadtsoldaten wird der Student festgenommen und in den Kerker gesetzt. Aber die Universität macht ihre Gerechtsame geltend und verlangt die Auslieferung des Verbrechers. Nun kommt es zur Verhandlung vor dem akademischen Senat. Die Schlaueit des Studenten, die graziöse

Unverschämtheit der Frau und die biedere Unbeholfenheit des Gatten wirken in lustigem Gegensatz vor einem Hof von täppischen und eingebildeten Richtern gegeneinander, während der Pedell als komische Figur die groteske Ornamentik des Scherzes in die Szene trägt. Endlich wird der Gatte von neuem betrogen, überzeugt sich von der Unschuld seiner Frau und des Studenten, gibt beiden eine Ehrenerklärung ab und nimmt den Studenten als Lautenlehrer seiner Gattin in sein Haus auf. Zuerst hatte Adalbert dem Spiel ein anderes Ende gegeben und ließ den Kaufmann verzeihen, aber mit einem Rest von Mißtrauen den Studenten von seinem Haus fernhalten. Elisabeth aber hatte ihm seine Arbeit mit dem ausdrücklichen Befehl zurückgeschickt, bei dem Hergang zu bleiben, wie er sich in dem alten Schwank fand. Und Adalbert hatte sich gefügt, weil es ihm im Grund gleichgültig war, ob sein Puppenspiel auf diese oder auf jene Art ausging. Er hatte sich begnügt, die Frivolitäten seines Stoffes auszuscheiden und in der einzigen Szene, die ihn zu interessieren vermochte, dem Auftritt vor Gericht, in dem die Frau ihren Mann von ihrer Unschuld überzeugt, den Dialog auf feine und grazile Art zu führen. Hier hatte er der Frau eine unbekümmerte Heiterkeit gegeben, eine lustige Manier, sich selbst und andere zu betrügen, und hatte deutlich gezeigt, wie es möglich sei, daß jemand sich durch eine Reihe von Sophismen vom Gegenteil der Wahrheit schließlich selbst zu überzeugen vermochte. Alle erotischen Pikanterien waren entfernt und nur eine labyrinthische psychologische Verwicklung übriggeblieben, über die man schließlich herzlich lachen konnte.

Als das Spiel aber bis zu dieser Szene vorgeschritten war, lehnte sich der Bischof in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen. Dann sagte er mit seinem weltmännischen Lächeln, das jedem seiner Scherze den Anschein einer Konzession an seine Umgebung verlieh: »Ich glaube, Ihr sanfter Adalbert hat es doch auf mein Seelenheil abgesehen!«

Frau Agathe, die im Aquarium ihrer Gedankenlosigkeit bloß glitzernde Zierfische des Behagens und des Vergnügens gehegt hatte, sah sich plötzlich in einem Getümmel, als ob ein räuberischer Hecht eingebrochen wäre. »Ja, es ist wahr,« flüsterte sie ganz erschrocken, »er geht zu weit.«

Des ganzen Publikums bemächtigte sich mit einemmal eine Unruhe, und gespannt sahen die Männer auf die kleine Bühne hinab, während die Frauen schneller und heißer atmeten. Frau Professor Hartl fühlte plötzlich zwei Lippen auf ihrer nackten Schulter, und als sie sich rasch umwandte, sah sie in die glühenden Augen Doktor Störners, der, über sie geneigt, den Vorgängen auf der Bühne zu folgen schien. Sein Blick war drohend und flehend zugleich, und nach einer Sekunde des Ringens wandte sich Frau Hartl langsam wieder der Bühne zu, während Störners Lippen wieder auf ihre Schulter herabsanken. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Zuschauer, und in erwachenden Begierden drängten sich die Körper aneinander. »Dieser Semilasso! ... nein ... dieser Semilasso ...«, sagte der Bankier Rosengarten und wandte keinen Blick von Elisabeth. »Und dieses Weib ... es ist eigentlich schamlos ... wie die sich prostituiert ...« stöhnte Schleimkugel.

Am meisten von allen war wohl Adalbert selbst überrascht. Er saß in der obersten Reihe des ansteigenden Halbrunds, wo nur wenige Plätze besetzt waren. Auch in der zweiten Reihe von oben hatten sich nur wenige Zuschauer niedergelassen, Zuspätgekommene oder solche, die dem Spiel wenig Interesse entgegengebracht hatten. So konnte sich Adalbert in verhältnismäßiger Sicherheit fühlen und seinem Schauspiel folgen. Aber je weiter die Handlung vorrückte, desto weniger verstand er, was da unten eigentlich vorging. Sein eigenes Spiel wurde ihm immer fremder und fremder. Es waren wohl seine eigenen Worte, die da in schwerem Fall und mit einer den Puppenspielern glücklich nachgeahmten Betonung vorgelesen wurden; aber was da geschah, war etwas ganz anderes. Elisabeth schien die Worte nur zu benutzen, um sie zu verspotten. Die Vorgänge der Oberfläche waren getreu beibehalten, im Gehen und Kommen, Begegnen und Auseinanderprallen, in allem Motorischen waren seine Vorschriften genau befolgt; aber darunter lag etwas anderes, etwas seinen Absichten Fremdes, und das ging von Elisabeth aus. Sie hatte alle Harmlosigkeit des heiteren Spiels abgestreift und ließ ihre Gestalt in einem ganz anderen, gefährlichen Feuer erstrahlen. Sie schien zu glühen, eine sonderbare Art von Puppe, der ein Dämon ein Leben voll rücksichtsloser Begierden eingehaucht hat.

Während sie Adalberts Worte mit Gebärden begleitete, gab sie jedem dieser Worte einen anderen, unterirdischen Sinn, der aber dennoch sein eigentlicher Sinn zu sein schien. Ohne sich im geringsten zu bedenken, verriet sie ihre Bekanntschaft mit allen Mysterien der Liebe, ließ ihren Leib in kaum verhaltener Lüsternheit zucken, zeigte durch kleine, nur andeutende Bewegungen eine zynische Begehrlichkeit. Und alles das war um so gefährlicher und berückender, als sie dabei eine frivole Grazie bewahrte und niemals die Schönheitslinie überschritt. In der Gerichtsszene erreichte diese verruchte Kunst ihren Höhepunkt. Hier spielte sie nach zwei Seiten hin, die reuige Gattin nach der einen und die Dirne nach der anderen, betrog nach der einen und gab die Verheißungen künftiger Liebesfeste nach der anderen. Und alles, ohne den Puppenstil aufzugeben, in dem sie gerade unbegrenzte Möglichkeiten der Darstellung gefunden zu haben schien.

Adalbert saß da und starrte, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Was war das? was war das? was wurde durch Elisabeth aus seinem Spiel? So hatte er es nicht erdacht. Zuerst empfand er nur das Gefühl der Ohnmacht des Dichters gegenüber dem Darsteller, ein beschämendes und ärgerliches Gefühl. Dann aber erkannte er, daß sich Elisabeth wohl bewußt war, den Sinn und die Absicht seines Spieles ins Gegenteil umzuändern. Und er fühlte, daß das Ganze keinem anderen Zweck diene, als ihn zu demütigen, ihm eine gefährliche Überlegenheit zu zeigen. Er sah ein, daß Elisabeth nicht für die Zuschauer, sondern für ihn spielte, um ihm zu zeigen, wie sie mit ihm spielen könne. Und so peinigend wurde dieses Gefühl, daß er schon einmal aufgesprungen war und hinunter rufen wollte, man möge einhalten, er, der Dichter, verbiete die Fortsetzung seines geschändeten Spieles. Aber in diesem Augenblick strich ein Schatten über ihn hin, eine Fledermaus – lautlosen Fluges, Elisabeth fiel puppenhaft steif vor ihrem Gatten auf die Knie, in der tiefer liegenden Reihe wandte sich jemand nach ihm um ... und Adalbert setzte sich wieder nieder, unfähig zu einem Einspruch und gebannt wie durch einen stärkeren Willen.

Das Puppenspiel war zu Ende. Ein ungeheurer Beifall brach los, daß die Wipfel der nachtschwarzen Bäume wie von einem Sturm geschüttelt schienen. Der Mond war aufgegangen und sah in das Halbrund des

Theaters, wo die Zuschauer auf die Sitzreihen gesprungen waren und immer wieder die Darsteller zu sehen verlangten. Elisabeth trat mit den andern Schauspielern auf die Bühne, nun in einen langen, blauen Mantel gehüllt, als wolle sie damit andeuten, daß sie sich nur für die Dauer des Spieles anders gezeigt habe und nun aus dem Dienst der Kunst wieder in den Kreis der Gesellschaft zurückgekehrt sei. Der Ruf nach dem Dichter erhob sich. Man suchte Adalbert, aber er war nicht zu finden, und so mußten die Darsteller doppelten Beifall hinnehmen.

Endlich war der Sturm vorüber, und die Menge der Zuschauer wandte sich dem Palast wieder zu, erregt durcheinander flutend und noch von den Eindrücken dieses seltsamen und gefährlichen Spieles erhitzt. Im Gedränge gelang es dem Dichter Schönbrecher, von Frieda Schreier die Einwilligung zu einer Zusammenkunft zu erhalten, eine Gunst, um die er sich schon längere Zeit vergebens bemüht hatte. Als die ersten der Gäste den Fuß auf die breiten zur Gartenfront emporführenden Treppen gesetzt hatten und ein wenig verwundert auf die im Mondlicht liegenden stummen Säulengänge und Bogen sahen, die keinen Besuch mehr zu erwarten schienen, wurden sie plötzlich von einer Fülle von Licht geblendet. Der ganze Palast war mit einemmal in eine flutende Helle gehüllt, Licht rann in breiten Kaskaden vom Gesims herab, hob alle Ornamente, alle Säulchen und Zierstücke hervor, floß machtvoll und breit über die unteren Stockwerke und verrann dann in den dunklen Park. Die Treppe erstrahlte unter den Füßen der Gäste mit einem tiefen Grün, daß die Gesichter der Eintretenden so bleich wurden, als stiegen sie aus einem unterirdischen Reich zur Oberwelt. Die Alabasterbäume, die an Stelle der Säulen die Loggia trugen, erblühten milchweiß und zwischen den stilisierten Ästen hingen die goldenen Äpfel wie in einem Zaubergarten. In neuer Befangenheit und zugleich wieder für neue Eindrücke empfänglicher Stimmung betraten die Gäste den Festsaal. Hier waren die einzelnen Tische abgeräumt und durch eine einzige lange Tafel ersetzt worden, an der der Zeremonienmeister nun die Plätze anwies. Die Mischung hatte stattgefunden, die Gäste waren miteinander bekanntgeworden, und man konnte es wagen, sie zu einer einheitlichen

Masse zu binden. Man wartete mit dem Beginn nur auf das Erscheinen Bezugs und Elisabeths.

Als die beiden den großen Festsaal betraten, brauste ihnen der Zuruf der Gäste entgegen, hüllte sie in eine lärmende Woge und trug sie auf ihre Plätze, wo sich Bezug unaufhörlich verneigte, während Elisabeth mit einem kalten, königlichen Lächeln dasaß, mit Blicken, die die Rufer zu durchdringen schienen. Man drängte sich zu ihr, um sie zu beglückwünschen.

»Wie schade, daß ein solches Talent der Bühne verlorengeliebt«, sagte Doktor Störner, der es durchgesetzt hatte, daß er Elisabeth vorgestellt wurde. Und Schönbrecher, der annahm, daß alle Welt seine Dramen kenne, begann mit ihr ein Gespräch über den Charakter der Antigone in seinem letzten Werk, und der Maler Dibian bat sie, ihm die Gunst zu gewähren, daß er sie malen dürfe: »Schaun S', wann ich Sie so anschau', so kunnt' ich wirklich meine Küh' und Ochsen vergess'n, die Viecher, die nixnutzigen. Es ist schon hübsch lang her, daß ich kane Menschen g'malt hab', aber mit Ihnen möcht' ich's wieder amol probier'n. Sakrafix, dös möcht' a Bildl wer'n.« Er war so erregt, daß er noch ärger im Dialekt sprach als sonst.

Elisabeth saß im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit kühl und gleichgültig und nahm die Huldigungen mit einer Höflichkeit entgegen, die hätte verletzend wirken müssen, wenn die Raserei ihrer Verehrer geringer gewesen wäre. Auch die Finanzmänner befanden sich in dem sie umgebenden Schwarm, aber da sie des Wortes weniger mächtig waren, gelang es ihnen nicht, die Kunst- und Sachverständigen zu verdrängen. Bezug nahm sich ihrer an, verwickelte sie in ein Gespräch und suchte so die Zurücksetzung auszugleichen. Von Elisabeth ging der Strom zu Adalbert, als wäre er der andere Pol der chemischen Wirkung, die diese Gesellschaft in Bewegung brachte. Er saß neben Rudolf Hainx am unteren Ende der Tafel, bleich und wortlos, und wenn man kam, um ihn zu beglückwünschen, erhob er sich mit einer linkischen Verbeugung und sagte ein paar belanglose Worte. Rudolf Hainx lächelte höhnisch. Er lächelte unaufhörlich, so daß sein Gesicht schon die Verzerrungen einer grotesken Maske angenommen hatte. Und Adalbert, der dieses Lächeln fühlte, wagte es nicht, seinen

Nachbar anzusehen. Wenn man ihm ein wenig Ruhe ließ, hing er dem Gedanken nach, der ihn beherrschte. Warum hatte sie das getan? Es war ganz genau so gewesen wie damals, als sie mit ihrem Gesang seinen Liedern eine Brünstigkeit gegeben hatte, die nicht in ihnen lag.

Endlich gab eine silberne Glocke das Zeichen zum Beginn der Tafel. Die Gäste nahmen ihre Plätze ein. Die Diener begannen den ersten Gang aufzutragen. Nun ebbte das Geräusch etwas zurück, und man lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Wunder der Kochkunst. Bezug unterhielt mit Unterstützung seiner Gemahlin die Ehrengäste und zog auch Behrens, der seinen Platz schief gegenüber hatte, ins Gespräch. Elisabeth saß neben Hecht am oberen Ende der Tafel, den Bischof neben sich, während der Statthalter neben Hecht saß; dann kam Frau Bezug neben dem Bischof und der Hausherr neben dem Statthalter. Der Bischof begann ein Gespräch über Puppenspiele, erinnerte an Goethes Vorliebe für diese rührende und unbeholfene Kunst, die im Anfang von Wilhelm Meister ihr vorzüglichstes Dokument gefunden hat, und erzählte von seiner italienischen Reise und den volkstümlichen Puppenspielen in Rom, denen er oft unerkannt beigewohnt hatte. Er kannte einen Kardinal in Rom, der ein ganzes Museum von Puppen besaß, in dem er ganze Tage zugebracht hatte.

Man war in der Mitte der Mahlzeit angelangt, und es war Zeit, daß die offiziellen Trinksprüche stattfanden. Der erste, dem der Statthalter eine besondere Weihe gab, galt dem Wohl der Verlobten. Seine Worte hatten einen ähnlichen Gang wie er selbst, steif und stelzend und etwas zurückgeneigt, als sei ihr Rückenmark nicht mehr ganz gesund. Seine Sätze waren sorgfältig mit Bügelfalten versehen und hatten Goldborten zu beiden Seiten. Nachdem der Statthalter gesprochen hatte und der Jubel der Gäste zurückgerauscht war, ergriff der Bankier Rosengarten aus Berlin das Wort und das Glas, um auch die Eltern der Braut und die ganze Familie im weitesten Wirkungskreis leben zu lassen. Und nun kam ein Trinkspruch nach dem andern, zwischen je zwei Gängen der Mahlzeit, während die Diener lautlos die Teller und Gläser wechselten, immer eine kleine Rede, die in einem Hoch auf irgend jemanden ausklang. Als die ganz feierlichen und offiziellen Ansprachen vorüber waren, kamen jene Redner daran, die

auf der Liste des Rudolf Hainx unter dem Titel »heitere Abteilung« notiert waren. Jene Abart von Tafelrednern, die es sich zur Pflicht machen, die Gäste während ihres Toastes nicht aus dem Lachen kommen zu lassen. Hainx hatte seine Leute vorher genau unterrichtet und die heiteren Themen an sie verteilt, so daß nicht etwa zwei Redner über dasselbe zu sprechen in Gefahr kamen. Nun gab er ihnen das Zeichen und in wohl abgemessenen Zwischenräumen bemühten sich diese erprobten Spaßvögel mit Erfolg um die Erhöhung der Laune. Ein Schriftsteller, ein Maler, ein Redakteur, ein Schauspieler kamen nacheinander. Zuletzt sprach Professor Schreier, der eine besondere Gabe für diese Art von Ansprachen hatte, eine Gabe, die um so sicherer hinriß, als man sie ihm bei seiner sonstigen Würdigkeit nicht zutraute.

»Zum Teufel, redet der wirklich solchen Unsinn, oder kommt's nur mir so vor?« sagte Hauser zu seinem Freund Adamowicz. Die beiden waren schon in der Nähe des Zungenklapses angelangt, denn sie hatten keinen der Weine, die mit jedem Gang wechselten, an sich vorübergehen lassen. Endlich hatten sie sich mit einem wunderbaren Tokayer dauernd verbunden; Adamowicz, der immer betrübt wurde, wenn er betrunken war, sagte, als Hauser seine Frage hartnäckig wiederholte: »Ach ... was ... In diesem irdischen Jammertal ist der Unsinn ... der Unsinn ... die blaue Blume.«

Nach der Rede des Professor Schreier wurde durch eine Wand, die sich plötzlich in der Mitte zu einer weiten Öffnung auseinanderschoß, eine Art von ungeheuerem Zuckerhut in den Saal gerollt. Nun stand der Zuckerhut still und mit einemmal war es, als ob er von einem Erdbeben erschüttert auseinanderbräche. Die Seiten bekamen lange Risse und die Spitze stürzte ein und ehe man recht wußte, wie es zugegangen war, sah man einen weißen leuchtenden Felsen vor sich, der mit Zacken und Rissen zu einem strahlenden Gipfel emporstrebte. Auf den Zacken und Vorsprüngen des Felsens waren neun Frauen hingelagert, die an den beigegebenen Attributen sogleich als die neun Musen kenntlich waren. Aus dem Gipfel entsprang ein Quell, der über die Blöcke hinabrieselte und sich unten in einem Becken sammelte. Ein Jüngling von edelster Bildung, die griechische Lyra in einem Arm, ließ das geflügelte Pferd aus der Hippokrene trinken. Die sanfte

Musik, die das Bild umspielte, schien aus dem Innern des Felsens zu kommen. Nach einigen Minuten verwunderten Anstaunens und gerade als die Gäste in lauten Beifall ausbrechen wollten, wurde es mit einem Schlage Nacht, nur der Gipfel des Felsens glühte wie ein Vulkan. Plötzlich stiegen aus dieser vulkanischen Glut leuchtende Kugeln, stiegen zur Decke des Saales empor und begannen über den Köpfen der Gäste lautlos zu kreisen. Größere und kleinere Kugeln, die sich umeinander bewegten, schienen sie ein Abbild ferner Welten. Sie bewegten sich in stiller Gesetzmäßigkeit, und die Musik wurde zu einem leisen und kaum vernehmbaren Hauch, als werde sie durch die Drehungen der Kugeln hervorgebracht. Über den kreisenden Kugeln aber schien in unermesslicher Ferne eine andere Saat von Sternenwelten stille zu stehen. In bekannten Bildern angeordnet, standen sie in irgendeiner Beziehung zu den kreisenden Welten. Das dauerte so eine Weile an, dann schienen zwei der Sterne aus den Bildern durch eine Art von Anziehung bewegt zu werden, sie verließen ihre Gefährten, schwebten an den kreisenden Welten vorbei, immer tiefer und blieben endlich über den Plätzen stehen, wo Elisabeth und Hecht saßen. Die Gäste brachen in laute Zurufe aus. Denn nun war der Sinn des Intermezzos klar geworden: eine glückbringende Prophezeiung für das Brautpaar im Gewand eines astrologischen Vorgangs.

Als das Licht wieder zurückflutete, waren der Musenfelsen und die Sternbilder verschwunden.

Und nun erhob sich Bezug, und sofort wurde alles still. Er blickte über die Tafel hin, als wolle er sehen, ob alle da seien und ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet hätten. »Meine lieben Freunde,« begann er, »denn ich darf Sie nun wohl so nennen, da ich Ihnen nun gezeigt zu haben glaube, daß dieses Haus und der Hausherr Ihnen freundlich gesinnt sind ... meine lieben Freunde, was Sie eben gesehen haben, ist mehr als ein bloßes Spiel, das Sie unterhalten will. Es hat auch seinen tieferen Sinn. Es ist, ich möchte sagen, ein Symbol dieses Bundes, der heute hier in Ihrem Beisein festlich begangen wird ... ich meine geschlossen wird. Was Sie hier gesehen haben, sind die Nativitäten der beiden jungen Leute, eine astrologische Spielerei, die mein Freund Gruber, Professor an der Sternwarte in Wien, mir zu

Gefallen berechnet hat. Eines der größten mechanischen Genies der Neuzeit, Alexei Naschkowitsch in Odessa hat die ungemein komplizierten Apparate ersonnen, durch welche diese Weltsysteme in Bewegung gesetzt worden sind.«

»Alle Achtung«, rief Mister Smith, der nun auch schon ein wenig laut geworden war.

»Sie haben gesehen, daß diese leuchtenden Welten aus dem Gipfel des Helikon aufgestiegen sind. Nun, meine lieben Freunde, das ist nichts anderes als mein Glaubensbekenntnis. Und was habe ich wohl damit sagen wollen? Nichts anderes, als daß ich glaube, daß unser Leben mit der Kunst verbunden ist, daß es immer wieder mit ihr zusammenführt und durch sie erneuert werden muß, daß unser Leben sozusagen eine Wiedergeburt durch die Kunst erfahren muß.«

»Bravo«, schrie plötzlich Adamowicz vom andern Ende der Tafel her, so laut, daß sich alle nach ihm umsahen.

»Ja, die Kunst! Die Kunst ist es, nicht wahr! Halten Sie mich nicht für einen schnöden Geldmenschen. O nein, da würden Sie mir unrecht tun. Ich glaube, daß nicht das Geld, sondern die Kunst die großen Werte des Lebens schafft. Eine ideale Realität oder reale Idealität, wie Sie wollen – das ist die Kunst. Sie ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit ...«

»Und ein vortrefflicher Köder.« Das war Hauser gewesen. Bezug beugte sich vor, suchte den Rufer mit den Blicken, und als er ihn gefunden hatte, lächelte er ihm zu und fuhr fort:

»Unser Freund Hauser meint: ein Mittel, um unsere Freunde anzuziehen. Gewiß, so ist es. Wie vieles trennt uns, Berufe, Weltanschauungen ... aber in diesem Medium treffen wir uns alle. Was hat unser heutiges Fest verschönert und ihm seinen besten Schmuck gegeben? Außer Ihrer eigenen Gegenwart, meine lieben Freunde, die Kunst. Ich habe Ihnen noch nicht für alle die herzlichen, ernst- oder scherzhaften Worte gedankt. Ich tue es hiermit, indem ich Ihnen etwas verspreche, was Ihnen allen wieder zugute kommen wird: die Kunst zu pflegen. Darum rufe ich: es lebe die Kunst.«

Da gab es ein endloses Getöse und ein Anklingen von Hunderten von Gläsern. »Welche hohe, reine, ideale Gesinnung«, rief der Professor der Kunstgeschichte Schreier dem Professor am romanischen Seminar, Ernst von Kramarcz, ins Ohr, und dieser nickte mit einem Gesicht wie ein philosophisch gesinnter Marabu. So fand ihn wenigstens Dibian, der drei Plätze weiter saß.

»Nun, meine lieben Freunde«, fuhr Bezug fort, als sich der Lärm gelegt hatte, »ich bin in diesem Punkte ehrgeizig. Ich habe einen Dichter entdeckt, Herrn Adalbert Semilasso, der sich Ihnen heute in günstiger Weise vorzustellen die Ehre hatte. Sie werden noch Bedeutsames von ihm zu hören bekommen. Aber das genügt mir nicht. Ich habe lange einen Plan bei mir erwogen, der heute endlich zu einem festen Entschluß geworden ist und sicher Ihren Beifall finden wird. Ich habe den Gedanken gefaßt, eine Stadt zu gründen, eine ganz ungeheure Stadt irgendwo in einem gesegneten Landstrich, am Fuße der Berge. Und diese ganze Stadt soll ausschließlich von Dichtern, Künstlern und Gelehrten bewohnt werden. Um ihnen die Freiheit des Schaffens zu ermöglichen, sollen alle materiellen Sorgen von ihnen ferngehalten werden. Es wird ausschließlich meine Sorge sein, ihnen alles Nötige und auch das Überflüssige zu gewähren. Als Dank und Gegengabe bitte ich mir nur aus, daß alle Werke, die aus dieser Stadt hervorgehen, meinen Namen auf der Stirne tragen ... ich meine, daß sie mir gewidmet sind.«

Bezug vermochte nicht weiter zu sprechen. Alles, was irgendwie zur Kunst und Wissenschaft gehörte, sprang auf, focht mit den Armen in der Luft und schrie ... man umarmte sich, vergoß Tränen, rief einander zu, ohne ein Wort zu verstehen. Bezug sah sich umringt und wurde plötzlich mit dem Sessel in die Höhe gehoben. Der Schauspieler, der in der Puppenkomödie den betrogenen Gatten gespielt hatte, stieß die andern beiseite, drängte sich hindurch und rief zu Bezug, der auf der Höhe seines lebendigen Thrones schwankte, hinauf: »Und für Schauspieler auch ...?« Bezug lächelte zu ihm herab: »Auch für Schauspieler ...« Dann bat er, man möge ihn wieder zur Erde lassen. Aber er mußte es sich noch eine Weile gefallen lassen, auf den Schultern der aufgeregten Künstler zu thronen. Als er aber wieder auf

festem Boden stand, gab er ein Zeichen und die Wand, durch die vorhin der Helikon gekommen war, schob sich noch einmal zu einer breiten Öffnung auseinander. Man sah in den nebenan liegenden Ballsaal, und die Musik setzte mit einer Polonaise ein.

»Zum Teufel,« sagte Hauser und schnaufte, als wolle er die Tüchtigkeit seiner Lungen erproben: »tanzen auch noch.«

Aber es kam nicht auf den einzelnen an, denn es gab einen Überfluß an Herren, und die sonst übliche Jagd nach Tänzern konnte diesmal unterbleiben. Die Paare ordneten sich zum Umzug im Saal. Als erstes Paar betraten Frau Bezug und der Statthalter die spiegelnden Parketten, dann folgte Elisabeth mit Hecht. Gerade wollte Bezug Frau Hartl um die Ehre bitten, die Polonaise mit ihr tanzen zu dürfen, als er sich von Hainx aufgehalten sah.

»Das Telegramm ist gekommen«, flüsterte ihm Hainx zu.

»Ist es da! Nun ... und ...?«

»Ja!«

»Also vorwärts. Setzen Sie die Eideshelfer in Bewegung.«

»Wo?«

»Im Hotel! Aber geschickt ... ich bitte.«

»Gewiß.«

Das war alles so schnell und leise gegangen, daß sich die Nächststehenden kaum zurückgezogen hatten, weil sie sahen, daß Bezug mit seinem Generalsekretär etwas zu besprechen hatte, als das Gespräch auch schon zu Ende war. Bezug setzte seinen Weg zu Frau Hartl fort, die ihn, nachdem sie Störner abgewiesen hatte, erwartete. Er reichte ihr lächelnd den Arm und betrat mit ihr den Ballsaal.

In diesem Augenblick geschah etwas höchst Sonderbares und Unerwartetes. Die kleine Tür in einer Ecke des Ballsaales öffnete sich, und ein merkwürdiges Geschöpf schob sich herein, von dem man im ersten Moment nicht sagen konnte, ob es ein Mensch sei oder ein Tier. Es mochte aufgerichtet an der Tür gestanden und sie geöffnet haben. Als die Tür aber aufging, fiel es sofort auf seine Hände zurück und lief nun affenartig in den Saal, gefolgt von einem großen schottischen Schäferhund, der es mit

ausgelassenem, lautem Bellen umkreiste. Einige Sekunden lang waren die Gäste im Zweifel, wie sie sich zu dieser Erscheinung verhalten sollten. Sie hatten so viel Seltsames bei Bezug gesehen, daß sie nicht wußten, ob nicht auch dies wieder eine neue, besondere Überraschung für sie zu bedeuten hatte. Einige vorlaute und Übereifrige begannen laut Beifall zu klatschen. Aber da schrie jemand auf, und man sah, wie Frau Bezug wankte und in die Arme des Statthalters fiel, der sie mit verzerrtem und aufs äußerste entsetztem Gesicht auffing. Denn er hatte bei dem Anprall sein Monokel verloren, und nichts brachte ihn so aus der Fassung als dies. Frau Hartl blieb nicht minder verblüfft stehen, denn Bezug riß sich, ohne ein Wort der Entschuldigung von ihr los und rannte auf das affenartige Wesen zu. Es war ein Mensch, das sah man jetzt ganz deutlich, mit bleichem, krankem Gesicht und entzündeten tiefliegenden Augen. Er war sogleich auf allen Vieren mitten in den Saal gelaufen und saß nun mit untergeschlagenen Beinen gerade unter dem großen Kronleuchter. Mit zuckenden Schultern saß er da, indem er an seinen Nägeln kaute, während der große Schäferhund hinter ihm stand und ab und zu mit der Schnauze zärtlich gegen sein Ohr stieß. Dabei sah das Wesen mit mißtrauischen Blicken um sich, dann unterbrach es sein Nagen, strich mit der Hand leise und wie behaglich über die glatten Parketten und gab dabei ein vergnügtes Grunzen von sich. Der Hund sah jeder Bewegung der Hand aufmerksam, mit gespitzten Ohren zu. Plötzlich hob das Wesen wieder den Kopf, sah Bezug auf sich zukommen und sprang mit einem lauten plärrenden Geschrei auf. Von Bezug verfolgt, lief es auf allen Vieren einer Fensternische zu, wo es sich hinter den schweren Vorhängen versteckte. Als Bezug den Vorhang wegreißen wollte, fiel ihn der Hund wütend an, so daß er zurückweichen mußte.

Die Gäste standen erstarrt. Nun wußten sie, daß dies keine vorbereitete Überraschung war. Um Frau Bezug, die noch immer in Ohnmacht lag, war ein großes Gedränge entstanden.

»Haltet den Hund, haltet den Hund«, rief Bezug seinen Dienern zu, von denen sich einige sogleich auf das Tier stürzten, um es zu bändigen. Inzwischen hatte das Wesen den Vorhang etwas zurückgeschlagen, und als er seinen Verfolger in einiger Entfernung sah, griff er in die Falten des

Damastes und begann hinaufzuklettern. In mehr als Manneshöhe zog sich ein ziemlich breites Gesims um den ganzen Saal. Dort hockte es nieder und begann, ganz nach Art der Affen, hinunterzukeifen und zu kläffen. Der Hund hatte sich losgerissen und sprang unten an der Wand hinan, ganz verzweifelt, daß er nicht bei seinem Gefährten sein konnte. Als Bezug wieder näher kam, begann das Wesen dem Gesims entlangzulaufen, lief rings um den ganzen Saal, immer von dem Hund unten gefolgt und stieß eine Art von Gelächter aus.

»Schrecklich, schrecklich«, sagte Schönbrecher zu Frau Harthausen, die sich an allen Gliedern zitternd an seinem Arm hielt.

Bezug lehnte an der Wand, unfähig sich zu bewegen, und sah immer nur auf das Wesen, das affenartig rund um den Saal lief, immer wieder ... immer wieder. Plötzlich unterbrach das Wesen seinen Rundlauf, setzte sich auf dem Gesims nieder und sah mit gänzlich verändertem Gesicht in den Saal herunter. Der Hund stand augenblicklich gleichfalls still, wich zurück, um seinem Herrn besser ins Gesicht sehen zu können, und achtete, indem er seine spitze Schnauze emporrichtete und die Ohren aufstellte, genau auf jede Bewegung. Die Veränderung, die mit dem Unglücklichen vor sich ging, geschah so schnell, daß die Entfernterstehenden sie nicht in allen Phasen verfolgen konnten. In dem bleichen Gesicht zuckte es zuerst einige Male, als ob es noch von den letzten Ausläufern eines Krampfes geschüttelt würde. Dann verlor sich der tierische Ausdruck, und unter der Verzerrung tauchte die Miene eines Erwachenden auf. Und plötzlich, als würde er sich jetzt seines Elends bewußt, schlug die Flamme eines jammervollen Entsetzens auf. Zitternd richtete sich der Mensch an der Wand empor, indem er mit ausgespreizten Fingern hinter sich tastete, und sah dabei starr in den Saal, wo die Gäste lautlos, in Gruppen standen und nach ihm hinschauten. Die Musik hatte aufgehört zu spielen, und es war ganz still im Saal, nur ein Ächzen in langen, schweren Zügen ... der röchelnde Atem Bezugs. Und plötzlich schlug der Mensch dort oben auf dem Gesims die Hände vor das Gesicht, und an den zuckenden Schultern konnte man erkennen, daß er weinte. Dann nahm er wie in einem raschen Entschluß die Hände fort, setzte sich wieder nieder und glitt längs der Wand in den Saal

hinab. Laut bellend rannte der Hund auf ihn zu und sprang in freudiger Erregung an ihn heran, indem er mit der Schnauze das Gesicht seines Herrn zu berühren versuchte. Der Mensch stand da und schien Bezug zu erwarten, der ganz langsam, als ob seine Füße bleischwer seien, schlurfend auf ihn zukam. Als ihn Bezug erreicht hatte, brach er in lautes Weinen aus und legte den Kopf an dessen Brust. Bezug aber schlang ganz sanft und weich, wie schützend den Arm um ihn und führte ihn durch die kleine Tür hinaus. Der Hund trabte bellend hinterdrein.

Die Gäste blieben in höchster Erregung im Ballsaal zurück. Es war gelungen, Frau Bezug endlich zum Bewußtsein zu bringen; sie saß in einer der kleinen Grotten, die anstatt der üblichen Nischen rings um den Ballsaal angebracht worden waren, im roten Licht, das aus irgendwelchen verborgenen Quellen strömte, und ihre erste Frage nach einem tiefen Atemzug war: »Ist er fort?« Als man sie darüber beruhigt hatte, sank sie zurück und ließ sich von den drei Ärzten, die sich um sie bemühten, weiter behandeln.

Draußen wurden indessen die gewagtesten Erklärungen ersonnen, wilde Gerüchte und Vermutungen gingen um, von einer Gruppe zur andern getragen, lawinenartig anschwellend, wieder von anderen Gerüchten und Vermutungen durchkreuzt. In einer Ecke des Saales standen die Finanzmänner beisammen, und durch Behrens, der sich mit Erfolg den Künstlern genähert hatte, hatten sie eine Verstärkung aus den Gruppen der Schriftsteller gefunden.

»Denken Sie sich ein Romanmotiv aus, Harthausen,« sagte Doktor Störner, »zeigen Sie, daß Sie Phantasie haben, wie einige Ihrer Kritiker von Ihnen behaupten.«

»Ein Wahnsinniger ist es, soviel steht fest«, sagte Rosengarten.

»Ja, aber in welcher Beziehung steht er zu Bezug?« Harthausen sann angestrengt nach.

»Es ist ein Wahnsinniger, der entsprungen ist und nun, angesichts der Menge von Gästen zur Besinnung kam. Haben Sie nicht gesehen, wie er zu sich kam? Es war furchtbar anzusehen.«

»Sie glauben also, daß er in Beziehung zu Bezug steht?« fragte Kotscharow.

»In sehr engen Beziehungen sogar. Aber es ist romantisch, was ich denke ...«

»Sagen Sie es nur,« sagte Störner, »einem Dichter ist alles erlaubt.«

»Haben Sie gesehen, in welcher Aufregung sich Bezug befand? Und Frau Bezug ist in Ohnmacht gefallen. Warum? Wenn der Mensch nicht nahe mit ihnen verwandt ist, vielleicht sogar sehr nahe ...?«

»Sie meinen?«

»Ich habe nichts gesagt. Sie haben mich aufgefordert, meine Phantasie spielen zu lassen ... ich habe sie spielen lassen.«

»Mit Erfolg ... sehen Sie, die Herren sind nachdenklich geworden.«

Die Anwesenden waren wirklich alle nachdenklich geworden. Man schwieg und sah sich gegenseitig mißtrauisch an, als ob man es mit einemmal nicht mehr wage, seine Gedanken auszusprechen, weil sie gefährlich geworden waren. Nur Behrens sagte noch: »Es wäre möglich, daß ...« Aber auch er beendete seinen Satz nicht, weil sich alle nach ihm umwandten und ihn erwartungsvoll anschauten. In diesem unbehaglichen Schweigen zerfiel die Gruppe und löste sich auf, um neue Verbindungen einzugehen.

Nach einer Viertelstunde sprach man ganz allgemein davon, daß der Wahnsinnige ein Sohn Bezugs sei. Niemand zweifelte mehr daran, und man fügte nur noch wie zum Überfluß Zug um Zug zum Beweis. Und ein anderes Gerücht gesellte sich zu diesem, eine Erklärung und breitere Ausführung ... dieses Gerücht erinnerte daran, daß Bezug den Grundstock seines Vermögens durch die Herstellung von mechanischem Spielzeug gelegt hatte. Es war ihm gelungen, besonders durch seine äußerst sinnreich konstruierten Kletteraffen die Konkurrenz zu verdrängen. Diese Tatsache brachte man in eine Relation zu dem Ereignis von heute abend, und man entsann sich weiter, daß Bezug, als er vor einigen Jahren seine Residenz in diese Stadt verlegte, sorgfältig alle Spuren seiner Vergangenheit zu verwischen gewußt hatte. Man wußte nur wenig über seine Herkunft und die Geschichte seiner Familie. Man hatte nur soviel erfahren können, daß er

früher fast das ganze Jahr über von seiner Familie getrennt gelebt hatte. Während sich seine Frau und seine Tochter irgendwo im Süden aufhielten, war er rastlos in seinen Geschäften tätig gewesen, und erst als sein Vermögen ungeheuerlich geworden war, hatte er sich mit ihnen vereinigt. Als dieses Gerücht zu Frau Herold kam, wußte sie sogleich, daß der Wahnsinn des Sohnes eine Strafe der Himmels war. Ihr einfacher Verstand fand augenblicklich die Zusammenhänge zwischen den Kletteraffen, dem mechanischen Kinderspielzeug Bezugs und diesem affenartigen Unglücklichen. Das war also die Strafe Gottes für diesen Menschen, den sie haßte, mit einem unverdorbenen Instinkt, weil er sich alles unterwarf und weil er auch ihren Gatten in eine entwürdigende Abhängigkeit gezwungen hatte.

Nach einer Abwesenheit von mehr als einer Viertelstunde betrat Bezug wieder den Saal. Alle sahen ihm entgegen.

»Sehen Sie,« flüsterte Störner Frau Hartl zu, und selbst er vermochte seine Aufregung nicht zu verbergen, »sehen Sie nur ... er lächelt, er lächelt ... was für ein Mensch! Was für ein Mensch ...«

Bezug lächelte wirklich; seine Salzseeaugen lagen tot in einer leeren Wüste; aber der Mund lächelte, während er mit seinen an die Haut von Grottenolmen erinnernden Händen die Krawatte richtete. Er sah sich einen Augenblick lang im Saal um, als müsse er sich an etwas erinnern, und kam dann geradenwegs auf Frau Hartl zu, um ihr den Arm zu reichen. »Warum wird nicht getanzt?« fragte er, und auf das Schweigen der schönen Frau setzte er hinzu: »Es ist ein armer Teufel, ein entfernter Verwandter von mir, den ich aus Mitleid bei mir aufgenommen habe. Sie wissen ja, wie es mit unserer öffentlichen Irrenpflege steht.« Er hob den Arm gegen die Empore der Musik, und die Kapelle begann neuerdings mit der Polonaise. Ein überlegener Wille zwang die Gäste zur Fortsetzung des Balles, als ob nichts vorgefallen sei ...

Es war gegen drei Uhr morgens, als Hauser und Adamowicz aus dem Ballsaal in den großen Festsaal traten und hier von einem Diener mit stummer Verneigung in einen nebenan liegenden Raum geleitet wurden. Sie fanden hier eine kleine Versammlung von Gästen. Ganz gedämpft nur kam

die Melodie des Walzers aus dem Ballsaal hierher. Man tanzte noch immer, und von der Menge der Gäste hatten sich nur jene entfernt, deren Ansehen es nicht gestattete, länger zu bleiben. Der Bischof ging am Arm des Statthalters fort und fuhr mit ihm in dessen Wagen nach Haus; sie unterhielten sich vorsichtig über die offizielle Deutung, die der heutige Zwischenfall durch Bezug erhalten hatte. Die Zurückbleibenden aber erhitzten sich in den Wellen des Tanzes, immer heißer wurden die Gespräche, die in den farbigen Grotten geführt wurden, und immer deutlicher prägten sich die heute gefundenen Seelenverwandtschaften aus.

Als die beiden Bildhauer, die durch die Bewegung des Tanzes etwas nüchterner geworden waren, den kleinen Raum betraten, kam ihnen Dibian entgegen: »Haben S' auch so a merkwürdige Einladung kriegt?« fragte er.

Hauser zeigte die runde Karte, die man bequem in der Hand verbergen konnte:

»Also, ich bin neugierig, was das wieder ist ...«

»Eine geheimnisvolle Geschichte ... dieser Bezug ...« Hauser sah die Karte noch einmal an: »Eine erlesene Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden versammelt sich in dem kleinen Raum neben dem Festsaal. Ihr Erscheinen wird bestimmt erwartet«, stand auf dem runden Papier. »Was will der noch von uns ...? Ich kann schon bald nicht mehr ... ich bin voll von Eindrücken, bis zum Rand, wenn noch etwas dazukommt, gehe ich über.«

»Es wird wieder a besondere Überraschung sein. Jetzt sind wir schon bald fünfzehn Stund' da, und er hört nicht auf ...«

Adamowicz, der schon ganz stumpf geworden war, schlug vor, ohne Aufsehen davonzugehen und auf die geheimnisvolle Überraschung zu verzichten. Aber die Neugierde der anderen war doch zu groß, und mühsam seinen Schlaf bekämpfend, mußte sich Adamowicz entschließen, zu bleiben. Etwa fünfzig Personen waren in diesem Gemach anwesend, lauter Männer, die irgendwie zur Kunst in Beziehungen standen, ausübende Künstler, Gelehrte, aber auch einige reiche Sammler, die durch ihren wertvollen Besitz an Kunstgegenständen bekannt waren. Mit der Müdigkeit, die sich am Schluß eines so langen Festes einstellt, verband sich

eine gespannte Erwartung, und es ging den meisten so, wie es Hauser und Dibian ging, daß die Erwartung stärker war als die Müdigkeit. Man war gewiß, daß irgendein bedeutsames Erlebnis bevorstand, und die Vorsichtigen und Besonnenen konnten sich einer Art von Furcht nicht erwehren, daß sie, nun weit weniger widerstandsfähig als zu Beginn des Festes, einem starken Eindruck viel leichter erliegen mußten. Dazu kam das Seltsame dieses Gemaches, in dem sie warteten. Nach all dem Marmor und dem Gold, das sie heute um sich gesehen hatten, wollte es ihnen nun sonderbar erscheinen, daß die Wände dieses Raumes aus Eisen bestanden. Ohne Schmuck und Ornamentik schlossen sich die glatten Wände um sie, und nur ganz oben an der Decke lief eine ununterbrochene Reihe von Glühlampen, eine leuchtende Perlenkette ringsum. An einem Ende des Raumes war ein roter Vorhang angebracht, der indes so mit der Wand und dem Boden verbunden war, daß es niemandem gelang, zu sehen, was sich hinter ihm befand.

Nach einer halben Stunde des Wartens verstummte plötzlich die Musik aus dem Tanzsaal, und die Versammelten sahen, daß sich die Wand des Raumes, wo sie eingetreten waren, verschoben hatte und nun so in dem festen Teil saß, daß man kaum einen schmalen Spalt bemerken konnte. Sie waren nun in einen Raum eingeschlossen, der keinen Ausgang zu haben schien, in einer ungeheuren, eisernen Kiste gleichsam, in der sie nichts gegen den Willen des Herrn dieses Hauses zu unternehmen vermochten. Von diesem Augenblick an wuchs die Spannung und Erregung der Versammelten, und zugleich stellte sich ein leichtes Angstgefühl ein, als ob sie in eine Falle gegangen wären, aus der es kein Entkommen gab. Selbst die Müden und Schläfrigen wurden der ängstlichen Erwartung überliefert, die aus der ganzen Versammlung einen von einem einzigen Gefühl beherrschten Körper zu machen schien. Nach einigen Minuten hob sich der rote Vorhang am Ende des Saales. Man sah eine Reihe von marmornen Gestalten edelster Bildung, Jungfrauen in langen, fließenden Gewändern mit dem kurzen griechischen Peplos darüber. Und zugleich mit dem Heben des Vorhangs schob sich in den eisernen Langseiten des Raumes eine Anzahl von größeren und kleineren fensterartigen Klappen zurück, hinter

denen Gemälde sichtbar wurden. Und am anderen Ende des Saales, den Marmorgestalten gegenüber, zeigte sich ein Arsenal von eisernen Stäben, hölzernen Knütteln, von Beilen und Hämmern. Das Erscheinen dieses Arsenal von Zerstörungswerkzeugen fiel indessen niemandem auf, denn aller Aufmerksamkeit war nach vorne auf die Marmorgestalten oder auf die Gemälde gerichtet.

»Es sieht Bezug gleich,« sagte Störner zu Behrens, »daß er uns hier einschließt, um uns zu zwingen, seine kostbarsten Erwerbungen genau anzusehen.«

Behrens trat zu der Gruppe von Gelehrten, die im lebhaften Gespräch vor den Statuen standen: »Nun, meine Herren, welches Urteil geben Sie über die Jungfrauen ab?«

»Unzweifelhaft«, sagte Professor Schreier, »sind diese Gestalten den Karyatiden vom Parthenon verwandt.«

»Griechische Arbeiten sind es ... so viel scheint bestimmt zu sein ...« fügte Professor Hartl hinzu.

»Scheint zu sein?« sagte Hauser, der mit Adamowicz die Karyatiden genau geprüft hatte. »Ist wirklich und gewiß. Es ist nur peinlich, daß uns Bezug dazu eingekerkert hat, um das herauszufinden«, sagte er unruhig und sah von einem zum andern.

Vor den Gemälden hatten sich andere Gruppen zusammengefunden. Hier war Dibian der Wortführer, und er erklärte einem gespannten Publikum, indem er sich vorzüglich an Harthausen, den Lyoner Seidenfabrikanten und Professor Ernst von Kramarcz wandte, warum er zwei der Bilder für ganz besonders wertvolle Werke von Rembrandt und Velasquez ansehe. »Man hat's im Gefühl, sag ich Ihnen, das is sicherer als alle Quellengeschichte ... sehen S', ich weiß, das is a Rembrandt. Ich möcht' Gift drauf nehmen, daß es einer is. Der Bezug wird uns kein Schund daherhängen, wenn er uns einsperrt, daß wir seine geheime Galerie bewundern. Schaun S' die Fleischtöne, die kreidigen Weißen und die verworfenen Lichter. Und finden S' nit, daß diese Susanna im Bad ein bisschen der Saskia ähnlich schaut. Der Lichtfleck da auf dem Rücken ... na, wenn das kein Rembrandt is, häng' ich mich auf.«

»Die Kunstgeschichte weiß aber nichts von diesem Rembrandt«, sagte Harthausen, der eine Monographie über Rembrandt geschrieben hatte, von der die Gelehrten behaupteten, sie sei ein Roman, und die Romanschriftsteller, sie sei eine schnöde Abhandlung.

»Die Kunstg'schicht'! Lächerlich, als ob die alles wüßt' ... nix weiß die Kunstg'schicht'. Wer weiß, wo der Bezug diesen Rembrandt aufgestöbert hat. Der is schlau, der wird sich kein' Kitsch anhängen lassen. Das is ein Rembrandt, so sicher wie das da ein Velasquez is ...«

Das konnte nun wieder Vernier nicht glauben; denn er besaß eine schöne Sammlung von Originalen des spanischen Meisters und hatte alle Galerien Europas und Amerikas nach seinem Liebling abgesucht. Dieses Motiv, eine halbnackte Frau, die sich vor einem Spiegel die Haare flicht, sei dem Kreis des Velasquez fremd und passe nicht zu seinem sonstigen Schaffen. Dibian aber ereiferte sich, schlug mit Argumenten um sich und berief sich zuletzt wieder auf das untrügliche Gefühl der Selbstschaffenden, das sicherer sei als alle Ergebnisse der Kunstgeschichte.

»Ganz richtig«, sagte plötzlich eine Stimme hinter den Debattierenden. Bezug stand mitten unter ihnen. Niemand hatte ihn kommen gesehen. »Ganz richtig,« sagte er noch einmal, »Herrn Dibians Gefühl hat es getroffen. Es ist ein Velasquez, dies dort ein Rembrandt, drüben sehen Sie einen Luca Signorelli, die nackte Frau dort ist ein Tizian. Alles unbekannte Gemälde, die ich aufgefunden habe.«

»Meine Herren,« sagte er mit erhöhter Stimme, so daß sich alle nach ihm umwandten, »meine Herren, ich habe Sie hierher gebeten, um meine kleine Rede über die Kunst, die ich vorhin begonnen habe, vor ihnen zu vollenden.« Während dieser Worte wuchs Bezug über die Köpfe der Versammlung empor, so daß er jetzt von allen gesehen werden konnte. Die Nächststehenden bemerkten, daß sich ein kleines Postament mit ihm aus dem Boden hob, um ihm die erhöhte Stellung des Redners zu geben. »Was ich noch hinzuzufügen habe, paßt nicht für die große Menge, sondern nur für die kleine Schar der Erlesenen und Geweihten. Nur für Männer, die mit der Kunst verwachsen sind, die ihr Leben der Kunst hingegeben haben, als Schöpfer oder als Empfinder des Großen. Sie erinnern sich, daß ich im

Laufe meiner öffentlichen Rede davon gesprochen habe, daß unser Leben eine Wiedergeburt durch die Kunst erfahren müsse.«

Bezug wartete einen Augenblick, bis ihn ein Gemurmel der Versammlung davon überzeugte, daß man sich seiner Worte erinnere.

»Daran möchte ich nun anknüpfen. Eine Wiedergeburt ... das heißt eigentlich, eine Steigerung der Lebenswerte durch die Kunst. So ist es. Aber: jedes Ding hat zwei Seiten. Betrachten wir einmal die andere Seite. Was ist wichtiger: das Leben oder die Kunst? Ich möchte sagen: das Leben ...«

»Gewiß!« rief Hecht, der an der Wand lehnte, weil ihn seine Beine nicht mehr recht trugen.

»Das Leben ist sicher wichtiger. Denn was haben wir von der Kunst, wenn unser Leben nicht ein fester Boden ist, auf dem wir stehen und die Wunder der Kunst genießen können. Und sobald wir zu dieser Erkenntnis gekommen sind, dürfen wir uns auch nicht mehr der anderen Erkenntnis verschließen, daß die Kunst eine Gefahr für das Leben bedeutet. Sehen Sie einmal um sich. Wie viele Menschen gibt es, die, vollkommen der Kunst hingegeben, das Leben und seine Herrlichkeiten vergessen. Die Dichter schmieden sich an ihre Schreibtische, die Maler und Bildhauer schließen sich in ihre Ateliers ein, die Kunstgelehrten graben Schachte und Stollen in die ungeheuren Gebirgszüge der Bücher; selbst die harmlosen Sammler stehen unter der Herrschaft ihres fixen Gedankens und stellen alles andere unter diesen despotischen Trieb. Das Leben rauscht an ihnen vorüber, aber es vermag nichts über sie, denn sie sind von der Kunst besessen. Die Kunst ist ein Dämon, ein gefährlicher Dämon, hütet euch davor, ihm ganz zu verfallen. Denn was wollen wir vom Leben? Was ist das Ideal aller Zeiten vom Leben gewesen? Die Freiheit der Persönlichkeit!«

»Um uns das zu sagen, hat er uns hier eingesperrt«, flüsterte Hauser dem Freund zu. Als habe Bezug den Einwurf Hausers gehört, sah er ihn durchdringend an und fuhr dann fort. »Jawohl, die Freiheit der Persönlichkeit. Ist es nicht so, als ob die Kunst darauf lauere, uns unsere Persönlichkeit zu rauben. Wenn wir von einem Kunstwerk hingerissen sind, von ihm erfüllt, was ist das anderes, als daß wir unsere Persönlichkeit

aufgegeben haben. Wir denken die Gedanken eines anderen, wir sind gezwungen, einen Vorgang, eine Landschaft, einen Menschen so zu sehen, wie ihn der Meister gesehen hat. Wir sind besessen, meine Freunde, unser Ich ist uns geraubt, wir haben unsere Freiheit verloren. Die Kunst ist ein Dämon. Und sehen Sie unsere Galerien an. Müssen da nicht vor allem unsere Schaffenden verzweifeln, wenn sie die Massen dessen sehen, was schon geschaffen wurde, diese unendlichen Mengen von Kunst, an die sich so viele Gedanken und Empfindungen vergangener Jahrhunderte angesetzt haben. Und müssen unsere Schriftsteller nicht verzweifelt hinstürzen, wenn sie in eine Bibliothek treten, wo in Hunderttausenden von Bänden nichts als lauter Wortkunst angehäuft ist. In Galerien und Bibliotheken sind fürchterliche Dämonen daheim, Gespenster, Vampire, die uns überfallen.«

Bezug unterbrach sich. Die Versammlung atmete schwer und beklommen, niemand näherte sich, es war, als ob sich die Decke auf sie herabsenkte, als ob die Wände näher zusammenrückten. Eine Angst, eine heiße zitternde Angst, die irgendwo auf sie gelauert hatte, bemächtigte sich aller. Sie teilte sich ihnen mit wie ein Strom, der durch alle Körper fließt. Was wollte Bezug von ihnen? Warum sprach er so zu ihnen? Welchem Ziel steuerte seine Rede zu? Und zugleich war noch eine andere Empfindung da, etwas Unerklärliches, das sich neben der Angst in ihnen festsetzte und immer gewaltiger emporwuchs. Eine Begleiterscheinung der Angst, der sie keinen Namen wußten, Haß vielleicht, ein halb angenehmes, halb grausiges Gefühl.

»Wir wollen unsere Freiheit bewahren,« sagte Bezug, und er sprach seltsam eindringlich, »das Leben steht über der Kunst, wir wollen siegreich das Leben behaupten. Wer immer von der Heiligkeit der Kunst spricht und niemals an ihre Wunder zu tasten wagt, ist nicht frei. Nur der ist stark, der es vermag, alle Ehrfurcht von sich abzuwerfen, wenn es gilt, seine Persönlichkeit zu behaupten. Wir wollen die Kunst pflegen, wir wollen sie aber auch vernichten können. Jawohl, vernichten, wie einen Feind. Wozu, meine Freunde, alles bewahren, was uns vergangene Jahrhunderte an Kunst hinterlassen haben. Ich wollte ein großes Beispiel geben und eine unschätzbare Sammlung wie die Dresdener Galerie in Feuer aufgehen

lassen können. Ich bin nur ein Privatmann und kann nur im kleinen wirken. Ich rufe den Geist Herostrats an. Er hat meinen Gedanken zum erstenmal gedacht: Er ist der wahrhafte Freie. Er und hie und da noch einer im Verlaufe der Geschichte, wie jener arabische Feldherr, der die Bibliothek zu Alexandria in Brand setzen ließ. Sie haben im Laufe eines Tages in meinem Haus der Kunst ihre Ehrerbietung dargebracht. Ich fordere Sie nun auf, sich wahrhaft frei zu zeigen. Hier sehen Sie eine Anzahl von bedeutenden Kunstwerken. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß diese Statuen und diese Bilder unermeßliche Werte darstellen und daß, wenn es mir gefiele, sie der Welt zu übergeben, ein Sturm des Entzückens durch alle Länder ginge. Aber es gefällt mir, sie zu vernichten. Vorwärts, meine Herren, dort hängen die Werkzeuge der Vernichtung ... vorwärts ... zerstören Sie, schlagen Sie in Trümmer, erweisen Sie Ihre Freiheit.«

Mit einer halbkreisförmigen Bewegung zeigte Bezug auf die Statuen und die Bilder an der Wand. Die Versammlung stand und starrte. Sie begriffen noch immer nicht, was Bezug von ihnen wollte. Er forderte sie auf, die Kostbarkeiten zu zerstören? Ja, war denn in einem solchen Verlangen noch eine Spur von Vernunft? Die Gründe waren ja ganz klar und wohlgesetzt vorgebracht worden und hatten sogar eine gewisse Beweiskraft. Aber noch wehrte man sich gegen das Ungeheuerliche, gegen den brutalen Wahnsinn. Trotzdem aber fühlten sie, wie sie in dem engen Raum, den der Wille Bezugs gewissermaßen erfüllte, zu unterliegen begannen.

Nur einer ging nicht in dem allgemeinen Strom unter. Es war Adalbert Semilasso, der sich ein wenig von der dichtgedrängten Menge der Versammelten entfernt und in eine Ecke gedrückt hatte, unbeachtet von den andern und auch von Bezug, der ihm den Rücken zuwandte, nicht bemerkt. Adalbert hatte bald nach seinem Eintritt in diesen Raum ein Bild gesehen, das seine ganze Aufmerksamkeit gefangen nahm. Es mochte von einem italienischen Meister herrühren und zeigte ein Mädchengesicht von so sanfter Lieblichkeit, daß Adalbert staunend stehen blieb und nicht mehr loskommen konnte. Ein weiches, rundes Gesicht mit klugem, gutem Ausdruck in den Augen und einem entzückenden Mund. Der Hals war frei

und führte in wundersamen Linien zu den zarten nackten Schultern und dem glatten ruhigen Ansatz der Brüste. Hier aber war das Bild abgeschnitten. Es war dem Format nach das kleinste unter allen Bildern, von einer so heiligen, keuschen Reinheit, daß es rührend wirken mußte. Was aber Adalbert sogleich bannte, war eine Ähnlichkeit, die ihn vor Glück erzittern machte, eine Ähnlichkeit mit Regina. Zuerst lächelte er über sich. Er erinnerte sich an das Wandgemälde an Eleagabals Haus, wo er auch in den Zügen der einen Frau diese geliebte Ähnlichkeit gefunden hatte. Sah er wirklich nichts anderes mehr als Regina? Er prüfte das Bild noch einmal, genauer, mit so viel kritischer Besonnenheit, als seine Aufregung zuließ. Aber er kam zu demselben Ergebnis. Es war wie ein Bild Reginas, das der Maler nach Jahren aus dem Gedächtnis wiedergegeben hat. Und zugleich mit dieser Erkenntnis kam er zu dem Entschluß, dieses Bild vor frivolen Blicken und schamlosen Äußerungen zu bewahren. Es war ihm, als sei es eine heilige Pflicht gegen seine Liebe, denn er fürchtete, daß die Keuschheit des Bildes unter der schwülen Sinnlichkeit, die ihm in diesem Raum zu liegen schien, leiden könnte. Gelassen hörte er die Rede Bezugs an und stand wie ein Wächter neben seinem Bild. Als aber die Aufforderung an die Gäste erging, zu zerstören, zu vernichten, erschrak er furchtbar. Sollte er dieses Bild verlieren? Er sah durch eine Kette von stürzenden Gedanken das eine ganz klar: er mußte Regina retten. Im Augenblick verknüpfte sich mit diesem Entschluß eine abergläubische Vorstellung: wenn es ihm gelang, so war es ein Zeichen dafür, daß er auch in Wahrheit die Geliebte erringen werde.

Bezug sah über die Versammlung hin und bemerkte, daß sie noch nicht ganz so weit war, wie er sie wünschte. Ein letzter Anstoß mußte kommen. Mit liebenswürdigem Lächeln gerade in das Gesicht des ihm zunächststehenden Behrens, trat er auf einen in dem Postament angebrachten Knopf. Die leuchtende Perlenreihe der Glühlichter verlosch und ein dunkles, rubinrotes Licht breitete sich, von schwarzen Schattenstreifen durchzogen, im Raum aus. Hinter den Marmorstatuen glomm es dichter und glühender, daß diese wie vor einem Vorhang von Feuer standen. Plötzlich sanken von der Decke zwei sichelförmige Pendel

herab, das eine der Pendel vor der Reihe der marmornen Jungfrauen, das andere hinter ihr, und begannen zu schwingen. Es waren schmale, scharfe Pendel, Halbmonde mit dünnen Spitzen und so still war es, daß man hören konnte, wie sie zischend wie losschnellende Schlangen die Luft durchschnitten. Auf den blanken Stahl sprangen rote Lichter gleich lebendigen Flammen und zuckten sogleich wieder zurück. Die Pendel schwangen in einem steten Wechsel hin und her, bald dunkel wie wilde Vögel und dann wieder gleich gefährlichen Flammen, das eine vor, das andere hinter der Reihe der weißen Gestalten, gleichmäßig, unablässig, zunächst mit keinem andern Sinn, als dem einer Drohung. Wer zwischen diese Pendel geriet, der war verloren, das wußten alle, die in diesem Raum der furchtbaren Phantasie Bezugs preisgegeben waren.

Und plötzlich stand wirklich ein Mensch zwischen den tausenden Pendeln. Eine Frau, im Gewand ähnlich den steinernen Jungfrauen, zwischen denen sie stand. Woher sie gekommen war, wußte niemand. Aber nun war sie da, stand einen Augenblick ruhig und begann sich dann zu bewegen. Man erkannte die Seiltänzerin Bianca aus Kutschenreuters Zirkus.

Das Mädchen verließ ihren Platz zwischen den Statuen und begann mit einem Vor- und Zurückbeugen des Körpers. Während die Pendel gleichmäßig weitersausten, wagte sie sich in ihre gefährliche Bahn, wich noch im letzten Augenblick aus, wenn es schon aussah, als müßte die rot schimmernde Sichel ihren Körper zerfleischen. Zwischen den ernsten, weißen Gestalten bewegte sie sich sicher in Schlangenlinien, umkreiste die Statuen, sprang vor, um niederzuknien und das Pendel über ihren Kopf hinwegsausen zu lassen, wich zurück und ließ nur den Schleier flattern, den das Pendel sogleich in zwei Teile zerschnitt. Nun bückte sie sich, hob das abgeschnittene Ende auf und tanzte vor dem Pendel in den nächsten Zwischenraum zurück, um sich sogleich wieder in die Bahn der hinter den Marmorgestalten schwingenden Sichel zu wagen. Die Zuschauer standen wie versteinert. Niemand rührte sich, es war, als ob sie fürchteten, durch eine Bewegung, durch ein einziges Wort die Tänzerin in Gefahr zu bringen.

»Den Zweifelnden!« sagte da Bezugs Stimme, »den Zweifelnden! Seht hin, um wieviel größer das Leben ist als die Kunst.«

Die Tanzende zuckte zusammen und warf sich mitten in ihren wilden Rhythmen zu Boden. Ebenso plötzlich wie sie gekommen war, war sie verschwunden. Und nun brach der Atem der Zuschauer in heißen keuchenden Stößen los. Die ganze Masse schien aufgewühlt, schäumte und war im Begriffe, loszubrechen, um irgend etwas Unsinniges zu tun. Da fiel plötzlich in das dunkle, rubinrote Licht ein greller, flatternder, heller Schein. Aus dem Boden des Gemaches sprangen zu Füßen der Marmorstatuen lebendige Flammen auf, züngelten mit spitzen Leibern an den steinernen Gewänden hinan, mit leichten, ziehenden Rauchwolken, die sogleich die Arme und Gesichter der Jungfrauen schwärzten. Als seien die steinernen Körper durch die Berührung der Flammen belebt, schienen sie zu zucken und sich zu krümmen; die Züge wurden wie von unendlicher Qual durchwühlt. Hecht stand da, vorgebeugt und starrte auf die gemarterten Jungfrauen. Es durchfloß ihn heiß. Stände sie so da ... stände sie so da ...

Die Flammen schossen höher, über Brust und Schultern, griffen nach dem Hals und dem Kinn der Statuen, flackerten über die steinernen Stirnen und schlugen über den Köpfen der Gemarterten zusammen. Ein Knacken ging durch den Stein, und nun war es allen deutlich, was die Stunde von ihnen verlangte.

Mit einem Schrei sprang Hecht vor und stand nun dunkel vor den Flammen, schwankend mit weit ausgebreiteten Armen, als wollte er sich hineinstürzen. Er focht in der Luft, ballte die Fäuste gegen die Statuen und schrie unaufhörlich. Nun brach es hinter ihm los. Die Gäste stürzten auf die Werkzeuge zu, bewaffneten sich und stürmten gegen die marmornen Jungfrauen. In diesem Augenblick verloschen die Flammen und die wütenden Männer fielen über den glühenden geschwärzten Stein her, schlugen mit Beilen und Knütteln darauf los, außer sich und ohne Empfindung für Schmerz, wenn einer den heißen Marmor berührte oder von einem Schlag getroffen wurde. In sinnloser Raserei zertrümmerten sie mit Beilen und Eisenstangen die Gestalten; nicht zufrieden damit, daß der Marmor nach wenigen Minuten alle Deutungen menschlicher Körper verlor,

hieben sie auch auf die formlosen Blöcke ein, schlugen sie in kleine Stücke und versuchten einer dem andern in der Zerstörungsarbeit zuvorzukommen. Plötzlich war es einigen zugleich eingefallen, daß die Statuen nicht die einzigen Kunstwerke in diesem Raum waren. Mit einem Schrei der Wut und Wollust stürzten sie sich auf die von Meisterhänden gemalten nackten Frauen. Diese Nacktheit stachelte sie an, machte sie noch wütender, schien ihnen entgegenzuschreien und zur mit der Zerstörung verbundenen Wollust aufzufordern. Hauser, der mit einem Beil bewaffnet war, lief voran und warf als erster sein Werkzeug gegen den ruhenden, weiß schimmernden Leib der Venus. Das Beil riß ein großes Loch in die Leinwand und brach im Herabfallen ein Stück des schweren vergoldeten Rahmens aus. Nun waren auch die andern heran, und in das Keuchen und unterdrückte Schreien ihrer Tobsucht war das scharfe Knistern der Leinwand, das harte trockene Brechen des Holzes gemengt.

Adalbert Semilasso stand in seinen Winkel gedrückt und hielt sein kleines Bildchen, das er zu Beginn des Getümmels herabgenommen hatte, unter dem Rock verborgen. Er sah mit Entsetzen der entflammten Raserei der andern zu und war entschlossen, wenn sich die zerstörende Wut auch gegen sein Bild wenden sollte, es mit seinem Leben zu verteidigen. Und er sah, wie Bezug dastand und dem Toben seiner Gäste zusah und wie er dabei lachte. Ein lautloses, fürchterliches Lachen, ein lodernder flackernder Triumph, an dem der ganze Körper wie im Fieber beteiligt schien. Von den Schultern herab lief eine Welle nach der andern über den Rücken Bezugs, und seine Finger schienen wie im Krampf erstarrt. Plötzlich wandte er sich nach Adalbert um, sah ihn in seiner Ecke, das Bild gegen seine Brust gedrückt und nickte ihm fast wohlwollend zu.

In diesem Augenblick schob sich die eiserne Wand zurück, und der Vorhang des Eingangs wurde sichtbar. Ein Diener hob die Falten auf. Frische Nachtluft kam in den heißen Raum und zugleich das Geräusch des Balles, eine wiegende, fröhliche Walzermelodie. Die Rasenden hielten inne, sahen sich wie erwachend an, mit einem verstörten Ausdruck in den Zügen, einem ins Entsetzen gewendeten Staunen, und die Werkzeuge der Zerstörung entsanken ihren Händen. Dann wandten sie sich ab und

schlichen, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus ... wie Hunde, wie beschämte, geprügelte Hunde.

Elisabeth will nach Antothrake. Ein Abschied

[Inhaltsverzeichnis](#)

Am Tage nach dem Verlobungsfest schlief Elisabeth bis gegen Abend. Erst in der Dämmerung stand sie auf und ließ sich von Anna ankleiden.

»Nun, Anna, wie war's gestern?« fragte sie, während das Mädchen die Zöpfe hochsteckte.

»Ein bißchen toll!«

Elisabeth sah sie mit glimmenden Augen an: »Noch nicht toll genug.«

Als Elisabeth fertig war, fragte sie: »Und was hast du gehört? Was spricht man von meinem Bruder?«

Anna zögerte mit der Antwort: »Was man eben so spricht ... durcheinander ...«

»Du hast recht, was geht mich schließlich dieses Geschwätz an.« Elisabeth trat in ihr Boudoir und zu ihrem Schreibtisch hin. Zwei Briefe lagen da auf silbernem Tablett. Sie kannte Format und Schrift und warf sie mit unzufriedener und ungeduldiger Miene fort. Ein dritter Brief, den sie heute erwartet hatte, fehlte. Nachdem sie eine Weile vom Fenster in den Park hinabgesehen hatte, wandte sie sich um und ging, um ihren Vater aufzusuchen. Im Arbeitszimmer teilte ihr der Diener mit, daß der Baron unten bei der gnädigen Frau sei.

Als Elisabeth bei ihrer Mutter eintrat, wurde ein Gespräch unterbrochen, das beide aufgeregt zu haben schien. Bezug stand mit dem Rücken gegen den Kamin gelehnt, in dem trotz der Wärme des Sommerabends ein Holzfeuer brannte, und Frau Agathe lag bleich und erschöpft, mit einer Kompresse auf dem Kopf, auf dem Sofa. Elisabeth ging auf ihre Mutter zu und küßte sie flüchtig auf die Wange.

»Gut geschlafen?« fragte Bezug.

»Es geht an.«

»Hecht war heute schon dreimal hier, um sich nach dir zu erkundigen«, sagte die Mutter mit einem Stöhnen. »Er hat dir endlich geschrieben.«

»Ich weiß es. Ich habe den Brief gesehen.«

»Gesehen? Nicht gelesen?« fragte Bezug.

»Nein.«

»Höre, Elisabeth, du behandelst ihn schlecht. Er ist außer sich. Gestern hat er sich aus Kummer betrunken. Es gab beim Aufbruch beinahe einen Skandal. Er weinte und wollte zu dir. Zum Glück war außer Hainx und Adalbert sonst niemand dabei.«

Elisabeth gab keine Antwort. Frau Agathe stöhnte auf ihrem Sofa und rückte die Kompressen zurecht: »Was ist das mit dir, mein Kind? Ich habe Sorgen ... ich weiß nicht, Ahnungen oder dergleichen ... es überfällt mich manchmal, daß mir die Luft ausgeht.« Und plötzlich brach sie in Schluchzen aus: »Oh, ihr werdet an meinem Tod schuld sein, ich fühle es, das kann nicht mehr lange dauern.«

Weder Bezug noch Elisabeth bemühten sich, Frau Agathe zu trösten. Sie kannten diese Anfälle und wußten, daß sie ebenso plötzlich gingen als kamen. Und nach einigen Minuten hörte Frau Agathe wirklich zu weinen auf. »Es waren keine günstigen Zeichen über dem gestrigen Tag ... Arnold ... Arnold ... daß er ausgebrochen ist! Ich glaubte schon, ich müsse sterben. Wie konnte das geschehen?«

»Wie das geschehen konnte?« sagte Bezug zornig. »Ich habe es dir schon gesagt. Der Wärter, der Kerl, dieser elende Lump ... also dieser Weithofer ist seit gestern fort. Und sein letztes Stück war, dem Arnold die Tür zu öffnen, daß er frei herumlaufen konnte. Die Diener waren alle unten beschäftigt, und dann wissen sie ja auch nichts davon. Vielleicht hat ihn auch der Weithofer sogar bis zum Saal gebracht. Warum ... warum hat er das getan?«

»Du hättest ihm mehr Lohn geben sollen«, sagte Frau Bezug.

»Er hatte einen Ministergehalt. Ein Kerl, der ... sollte ich ihm noch mehr geben? Und ich habe ja nicht mit einem Wort zu entgegnen gewagt, wenn er frech wurde.«

Wer ist jetzt bei ihm?«

»Richard! Er ist der verlässlichste von allen. Ich habe ihn rasch von draußen rufen lassen.«

»Und was wird jetzt geschehen? Jetzt wissen die Leute alle von unserem armen Arnold ...« Frau Bezug stöhnte und schob wieder die Kompresse zurecht. »Jetzt werden sie alle von unserem Unglück sprechen.«

»Ich habe angegeben, daß es ein entfernter Verwandter ist«, sagte Bezug.

»Du denkst doch nicht, daß sie dir das glauben. Sie waren schon gestern auf der richtigen Spur.« Elisabeth sah ihrem Vater kalt und überlegen in das Gesicht.

»Freilich! freilich ... sie glauben es nicht ...« Bezug war so verzagt, daß ihn Frau Agathe trotz ihrer Leiden erstaunt ansah. »Aber etwas muß geschehen. Du hast recht. Sie verbreiten sonst das Gerücht, daß ich meinen Sohn gefangen halte. Etwas muß geschehen ... Dieser Schuft, dieser Weithofer ... aber der soll es mir büßen.« Das sagte Bezug ganz blaß vor Zorn und umklammerte eine der Vasen aus Lapislazuli, die auf dem Kamin standen, als wolle er sie in der Hand zerdrücken.

»Aber das ist nicht das einzige«, fuhr Frau Bezug jammernd fort. »Noch etwas anderes macht mir Angst. Das ist doch kein gutes Zeichen ... kein gutes Zeichen, wenn von einer Gesellschaft, die zu einem Fest versammelt war, am nächsten Tag einer tot ist. Das bedeutet nichts Gutes.«

»Ist einer gestorben? Wer denn?« fragte Elisabeth gleichgültig.

»Behrens, der liebenswürdige junge Mann, weißt du; der Fabrikant aus Darmstadt oder Köln oder so irgendwo her.«

Elisabeth zuckte die Achseln, aber Frau Bezug fuhr mit weinerlicher Stimme fort: »Das kann ja nichts Gutes bedeuten, nicht wahr? Und noch dazu so gräßlich: er ist im Hotel ermordet worden.«

»Ermordet! Lächerlich!« unterbrach sie Bezug. »Ermordet? Wer sagt denn das?«

»Nun, ich glaube: ermordet ... Nach dem, was Hainx erzählt hat.«

Ingrimmig sagte Bezug, indem er Agathe mit verzerrem Gesicht ansah: »Wenn du nur nicht immer so reden würdest. Es ist keine Spur davon, daß er ermordet wurde ... Keine Spur, sage ich dir. Ich war ja selbst im Hotel

und habe mir alles angesehen. Und es sind gar keine Anzeichen für einen Mord da. Nicht die geringsten Anzeichen.«

Elisabeth war aufmerksam geworden, lehnte sich gegen einen hohen Schrank, in dem Frau Agathes Medizinen aufbewahrt wurden, und sah ihrem Vater fest ins Gesicht. Leise klirrten die Flaschen im Schrank. Etwas verwirrt sagte Bezug: »Es kann von einem Mord keine Rede sein. Es ist Selbstmord. Ganz gewiß. Neben Behrens lag sein Revolver und eine der Kugeln stak in seiner Schläfe. Er muß die Tat bald nach seiner Heimkehr vom Fest verübt haben.«

»Und warum hat er sich wohl erschossen?« fragte Elisabeth langsam und eindringlich.

»Was weiß ich. Vielleicht hatte er den Spleen. Es kommt vor, daß sich diese jungen Leute, die alles genossen haben, in einem Anfall von Lebensüberdruß umbringen.«

»Ich habe gestern noch mit ihm gesprochen. Aber ich habe keinen Spleen und keinen Lebensüberdruß an ihm bemerkt. Er war munter und beredt und sprach davon, daß er nächste Woche zur Bärenjagd nach Siebenbürgen wolle.«

»Vielleicht auch waren seine Verhältnisse nicht so glänzend, wie man glaubt. Das Geld ... das Geld, meine Lieben ... es ist rund und rollt aus den Fingern ...«

»Es könnte sein, daß sein Tod irgendwie mit Dingen dieser Art zusammenhängt.«

Ohne Ahnung, daß zwischen Vater und Tochter ein Kampf stattfindet, in dem die Tochter mit Vermutungen zu durchdringen strebte, was der Vater zu verhüllen suchte, fiel Frau Agathe wieder in ihre Klagen über die üblen Vorzeichen. Ob sich nun Behrens selbst erschossen hatte oder ob er ermordet worden war, sein Tod bestand als schreckliche Tatsache und lastete auf dem Eindruck des Festes. Und schon zeigte sich auch ein Teil der schlimmen Dinge, die dieses Ereignis anzuzeigen schien, in einer Verschlimmerung des Gesundheitszustandes Frau Agathes.

Elisabeth hatte sich in einem der zerbrechlichen Sesselchen niedergelassen und unterhielt sich damit, ein kleines Sevillaner Eselchen

unaufhörlich mit dem Kopf nicken zu lassen. Als nun Frau Agathe eine kleine Pause zu machen gezwungen war, schob Elisabeth eine andere Angelegenheit vor die Fortsetzung des Jammers. »Ich bin nämlich heruntergekommen,« sagte sie, »um euch mitzuteilen, daß ich nächster Tage auf einige Wochen verreisen will.«

»Wohin?«

»Nach Antothrake.«

»Nach meiner Insel im Adriatischen Meer?«

»Ja. Ich fühle mich angegriffen. Du, Vater, hast keine Zeit, um dich auszuruhen. Deine Geschäfte sind allzu wichtig. Und die Mama, der kann ich doch die Anstrengungen des Reisens nicht zumuten ...«

Mit einer Gebärde des Entsetzens bestätigte Frau Agathe diese Ansicht.

»Aber ich brauche dringend eine Erholung. Jetzt sind wir mitten im Sommer. Soll ich denn die ganze schöne Jahreszeit über in der Stadt sitzen. Wie lange waren wir jetzt nicht mehr auf Antothrake? Und es ist so wunderschön dort.«

»Was ist denn das für ein plötzlicher Einfall?«

»Kein plötzlicher Einfall ... ich denke ja schon lange daran. Aber gestern, während des Balles, wurde die Sehnsucht so groß, daß ich mich zur raschen Abreise entschlossen habe. Nun will ich es aber auch nicht mehr lange hinausschieben. Gleich übermorgen reise ich ab. Ich will das Meer wiedersehen und die schönen Linien des Gebirges der Küste ...«

»Du willst allein reisen ...«

»Allein. Das heißt, ich nehme zur Gesellschaft Anna mit ... und Semilasso ...«

Frau Agathe richtete sich auf dem Sofa halb auf: »Mit Semilasso willst du gehen? Das ist aber doch unmöglich ... Das ist höchst unpassend ... Das muß doch das Gerede der Leute herausfordern.« Sie war wirklich entsetzt und nahm so lebhaften Anteil, als es ihr Zustand zuließ.

»Warum soll es denn unmöglich sein? Was gehen mich die Leute an. Semilasso soll mir vorlesen und mich unterhalten.«

Auch Bezug wagte es zu entgegnen: »Aber, was wird denn Hecht dazu sagen? Du glaubst doch nicht, daß der es dulden wird?«

Elisabeth legte ein Bein über das andere mit einer graziösen Frechheit, die mit Absicht den Eltern gegenüber unschicklich war, und lehnte sich in dem zarten Sesselchen zurück, daß die schwache Lehne krachte: »Was hat mir Hecht zu sagen? Er hat mir nichts zu sagen ... niemand hat mir etwas zu sagen ... ›dulden‹ ... lächerlich! ... er hat zu dulden, was ich beschließe ... alles.«

»Du wirst mir doch zugeben, daß er mit der Verlobung gewisse Rechte eingeräumt erhielt ...« Noch einmal hatte es Bezug gewagt, gegen den Entschluß Elisabeths anzukämpfen.

Sie blieb zuerst noch eine Weile in ihrem Sessel sitzen und sah ihren Vater an, spöttisch, überlegen und ganz ohne Ehrerbietung vor seinem Willen. Ihre Augen glommen dunkel. Wie ähnlich sie ihm ist, dachte Frau Agathe. Nun erhob sich Elisabeth und, als wäre niemals ein Bedenken gegen ihren Wunsch geäußert worden, sagte sie: »Also übermorgen ... du wirst die Güte haben, Papa, Semilasso morgen davon zu verständigen, daß er mit mir zu gehen hat.«

Es blieb Bezug nichts anderes übrig, als den Auftrag seiner Tochter auszuführen. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen nahm er Adalbert beiseite. Hecht war schon sehr zeitig zu Bezug gekommen, um einige dringende Angelegenheiten mit ihm zu besprechen, und war dann zur Mahlzeit eingeladen worden. Er benahm sich sehr bescheiden, fast zaghaft, denn eine dunkle Erinnerung sagte ihm, daß sein Abgang beim Feste nicht gerade glanzvoll gewesen war. Rudolf Hainx hatte ihn im Wagen heimgebracht, und er hatte von dieser Fahrt einen unangenehmen Eindruck behalten, als habe sein Begleiter seinen Zustand benutzt, um ihm Dinge zu sagen, die aufwühlend und beschämend waren. Aber er wagte nicht nach dem Inhalt des Gespräches, sofern es ein Gespräch gewesen war, zu fragen. Frau Agathe wohnte dem Frühstück nicht bei, denn ihr Zustand wurde immer schlimmer, und sie war ständig von einem Arzt und einigen Wärterinnen umgeben. Rudolf Hainx war der einzige, der andauernd und in seltsam spöttischen Worten sprach. Er gab Gedankensplitter von sich, die hart und kantig waren wie Feuersteine, aus denen sich gefährliche Waffen, Dolche und Lanzenspitzen, herstellen lassen. Wenn er aber nach der

Wirkung seiner Worte auf Elisabeths Gesicht forschte, sah er nichts als eine kalte, steinerne Gleichgültigkeit gegen sein Bemühen, sie zu einer Entgegnung anzuregen. Vor Hecht und Hainx wollte Bezug das Gespräch nicht auf den Entschluß seiner Tochter bringen. Darum hielt er Adalbert zurück, als man vom Frühstück aufstand, und nahm ihn in eine Nische.

»Sie werden morgen meine Tochter nach Antothrake begleiten, nach meiner Insel im Adriatischen Meer. Elisabeth wünscht Ihre Begleitung. Sie sollen ihr dort vorlesen.«

An dem Erschrecken Adalberts sah Bezug, daß ihm dieser Befehl ebenso unwillkommen wie unerwartet war. Und nun, geweckt von diesem Schrecken, warf sich Adalbert dem Auftrag entgegen. »Ich werde nicht mitgehen«, sagte er leise und wurde ganz bleich.

»Was soll das heißen? Ich will kein Wort mehr hören. Sie werden gehen.«

Schon war es mit Adalberts Mut zu Ende. Er senkte den Kopf und schwieg. Bezug aber besann sich, daß er wohl kaum dem Wunsch seiner Tochter gefällig war, wenn er ihr einen mißgelaunten und unwilligen Begleiter mitgab, und fuhr im Tone der Überredung fort: »Sie braucht es. Denn die letzten Tage haben viel Lärm und Aufregung gebracht. Und dann das Fest selbst ... Sie haben ja gesehen, was vorgefallen ist ... dieses Schreckliche ... es hat sicher auch Elisabeth angegriffen und erschüttert ... sie will es nur wohl verbergen ... aber es wird schon die Ursache sein ... sie will es vergessen ... dieses schreckliche Bild ...«

Adalbert sah überrascht auf. Was war das? So hatte Bezug noch niemals gesprochen. Er erschrak förmlich vor dem Zittern in Bezugs Stimme, als habe er mit einemmal einen Blick in die Tiefen einer armen, gequälten Seele getan. War das wirklich Bezug, der unerbittliche Herr seiner Gefühle? Wie brach das nun plötzlich warm aus ihm hervor. Lag auf dem Grund einer bis zur Grausamkeit gesteigerten Selbstbeherrschung noch ein Fünkchen von Menschlichkeit? Adalbert sah Bezug an. Es zuckte im Gesicht des Herrschers, und seine Augen hatten einen ganz anderen Ausdruck. Er schien vergessen zu haben, daß er mit Adalbert sprach, und er schaute angstvoll und gequält geradeaus, als sähe er wieder das groteske und

aufregende Schauspiel vor sich. Da überkam Adalbert ein Mitleid mit dem Mann, ein aus seiner Gutmütigkeit quellendes Mitleid, das um so mehr nach einem Ausdruck drängte, als er es zum erstenmal gegen seinen Herrn empfinden durfte. Er trat einen Schritt auf Bezug zu und sagte: »Ein schreckliches Bild ... ich weiß, daß dieser arme wahnsinnige Ihr Sohn ist ... oh ... ich weiß es! Es gibt einen einzigen Weg, ihn zu retten ... Eleagabal Kuperus ...«

»Was sagen Sie?«

»Ich meine, wenn Sie ihn retten wollen ... wenn Sie ihn wieder zum Licht führen wollen ... Gehen Sie zu Eleagabal Kuperus ... der wird Ihnen sagen, was Sie zu tun haben ...«

Aber Bezug hatte sich wieder gefaßt und hielt Adalbert mit einem durchdringenden und kalten Blick von sich fern. Und nun fand er für seine Antwort eine kalte Ruhe: »Ich habe nicht nach Ihrem Rat gefragt.« Und erbittert darüber, daß Adalbert einen Moment der Schwäche bei ihm gesehen hatte, fuhr er fort: »Ich will Ihnen nur eine Maxime geben: bieten Sie niemals einen Rat an, der nicht von Ihnen verlangt wird. Und bringen Sie heute Ihre Sachen in Ordnung. Morgen reisen Sie.«

Dann wandte er sich von Adalbert ab. Inzwischen hatte Elisabeth selbst Hecht und Hainx ihren Entschluß mitgeteilt. Hecht nahm die Ankündigung in stumpfer Ergebung hin, es schien, als ob die Ereignisse des Festes seine Kraft gebrochen hätten. Rudolf Hainx aber erlöste seine Aufregung durch ein häßliches Gelächter.

»Warum lachen Sie?« fragte Elisabeth.

»Wie gut haben es die Dichter. Sie sind wahrhaftig die Könige der Menschheit. Wir müssen hier unsere Arbeit tun. Und er wird das Meer und die seligen Inseln sehen, in Ihrer Gesellschaft ...«

Elisabeth kehrte sich von ihm, um Adalbert in strengem Ton den Auftrag zu geben, daß er sich für den morgigen Mittagszug bereit zu halten habe.

Gegen Abend fand Adalbert Zeit, zu Heinrich Palingenius zu gehen. Als er in das Zimmer des Türmers trat, fand er Regina allein. Johanna war fortgegangen, um einige Einkäufe zu besorgen, und Palingenius war in

seiner Werkstatt, von wo ein seltsames schnurrendes Geräusch seine Tätigkeit ahnen ließ. Regina stand, als Adalbert eintrat, von ihrem Nähtisch auf und gab ihm die Hand.

»Kommen Sie, Regina,« sagte Adalbert, »kommen Sie hinaus auf die Galerie. Der Abend ist so schön. Ich möchte die Stadt sehen ...«

Es war frei und luftig draußen, und der Abend war sanft und verklärt wie eine gute Verheißung. Die Stadt atmete ganz ruhig, fast kindlich zu Füßen des Turmes, als ob alle Gegensätze zum Schweigen gebracht wären und alle Leidenschaften in eine große Heiterkeit gewendet. Im Westen war der Himmel wollig, haarig, von rotbrauner Farbe, von einer Schicht unzähliger Flocken überdeckt, fast wie ein Fell. Aber nun verwandelte sich das Fell, indem die Sonne darunter sank, in ein goldenes Vlies, von Feuerströmen lebendigen Goldes durchflossen und unaufhörlichen Veränderungen der Gestalt und Farbe unterworfen. Als spräche irgendein Zauberer seine Sprüche darüber aus ... Goldflockig und am Rand mit loderndem Feuer verbräunt hing das Vlies am westlichen Himmel. Unter diesem Vlies hob sich das Land mit einer weichen Welle hoch gegen den Himmel ... Und nun riß das goldene Vlies plötzlich an einer Stelle, daß man dahinter den grünen Atlas sah, auf dem es ausgespannt war. Und gerade in dieses Loch hinein rollte der Rauch eines fernen Feuers, das draußen auf einem der Felder brennen mochte, eine schwere und massige Fahne, die sich zuerst längs des Horizontes hinzog und sich erst ganz am Ende in einzelne, leichtere Flocken auflöste, die nun befreit in die Höhe stiegen.

Regina hatte, die Hände auf die Brüstung gelegt, hinausgesehen und schwieg. Auch Adalbert sagte nichts. Er stand hinter Regina und sah die unendlich rührende Linie ihrer sanft abfallenden Schultern vor dem brennenden, lautlos lodernden Himmel. Im Turm hinter ihnen ging das Werk der großen Uhr, regelmäßig, besonnen, wie der Puls dieses alten Gemäuers. Eine der Dohlen, die auf dem steilen Kirchendach ihre Nester hatten, flog ganz nahe an Regina vorüber, änderte plötzlich scharf ihre Richtung und stürzte sich hinab. Die Zeit verstrich, und Adalbert besann sich, indem er sich fast gewaltsam von allen diesen Dingen abzog, warum

er eigentlich gekommen war. Aber wenn er schon ansetzen wollte, um zu sprechen, hielt er sich noch im letzten Augenblick zurück. Es war ihm, als dürfe er diese seligen Minuten nicht vorzeitig beenden, weil sie niemals mehr in so vollendeter Schönheit wiederkehren könnten. Noch immer schwieg er und verschob seinen Entschluß, bis zu einem nächsten jähen Erschrecken, das ihn vorwärts trieb. Nun aber brach ein Rasseln und Scharren in dem alten Uhrwerk, das wie ankündigend schon längere Zeit angedauert hatte, in mächtige Schläge aus, die das Mauerwerk erschütterten. Die Glocken, die über den Köpfen der beiden hingen, schlugen an. Zuerst die kleinere, die mit vier schnelleren Schlägen verkündete, daß wieder eine ganze Stunde herum war, und dann die größere, die mit acht langsamen, lang hinschallenden Schlägen der Stadt das Ende der achten Stunde ansagte. Der unmittelbar über den Köpfen der beiden gelöste Donner stürzte betäubend über sie herab; daß sie ganz in den Schall gehüllt dastanden, wie zu einer Gemeinsamkeit verbunden. Mit dem letzten Stundenschlag sagte Adalbert noch in den lang aushaltenden Nachhall hinein: »Ich bin gekommen, Regina, um Ihnen Lebewohl zu sagen ...«

Regina wandte sich um. Ihre Augen waren feucht. Über Adalbert hing noch das ganz feine, immer dünner werdende Summen des schwingenden Metalls. Er ergriff Reginas Hand: »Sie haben geweint?«

Aber sie schüttelte den Kopf: »Ich weiß nicht, was es ist. Ich habe nicht geweint. Aber wenn ich etwas so ganz Schönes sehe wie jetzt, oder wenn mir etwas sehr Liebes geschieht, so kommt es über mich ... Es ist mir dann, als seien die höchste Schönheit und der tiefste Schmerz nahe verwandt ...« Aber nun brach sie wirklich in Weinen aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen ... »Sie gehen ... Sie gehen ... oh, ich hab' es ja gewußt ... ich hab' es geahnt ... jetzt, bevor Sie noch gesprochen haben ... als hätte mir es schon jemand gesagt ... gerade jetzt ...«

»Ich komme ja wieder, Regina, es ist nur für einige Wochen ...«

»Warum geben Sie sich solche Mühe?« sagte Regina und schüttelte den Kopf, »Sie werden nicht mehr kommen ...«

»Es müßte sein, daß ich sterbe. Wenn ich am Leben bleibe, so bin ich in einigen Wochen wieder hier ... Ich muß nur mit der Tochter Bezugs auf ihre Insel fahren ... Eine Laune ... und ich bin ein unfreier Knecht, ein Diener ihrer Launen, den sie nach Lust und Gefallen hierher und dorthin schieben ...«

Regina hob den Kopf und sah Adalbert angstvoll an: »Sie ist schön und gefährlich, nicht wahr?«

Adalbert erinnerte sich mit plötzlichem Erschrecken dessen, was die Gräfin gesagt hatte, und der Verwandlung, die Elisabeth mit seinem Puppenspiel vorgenommen hatte, und antwortete ausweichend: »Elisabeth ist schön, und sie mag auch gefährlich sein ... für Männer, die nicht von einer anderen großen Liebe erfüllt sind ...« und er setzte hinzu: »Und sie ist auch verlobt, wir haben doch vor zwei Tagen das große Fest gefeiert ... ich habe Ihnen ja von den Vorbereitungen erzählt.« Aber kaum, daß Adalbert dies gesagt hatte, schämte er sich seiner Unaufrichtigkeit, denn er war ja davon überzeugt, daß das Verhältnis zu Hecht kein Band für Elisabeth bedeutete.

Der Himmel war auch im Westen dunkel geworden. Eine einzige, langgestreckte Wolke von schwerem Violett, deren unterer Rand wie Eisen war, das durch Schlacken noch glüht, schwamm über dem Horizont. Ein fahler Schimmer drang aus der Stadt empor. Adalbert sah, wie Reginas Schultern zuckten. Plötzlich warf sie sich in ausbrechendem Schmerz an seine Brust: »Du kommst mir nicht wieder, ich weiß es ... ich weiß es ...«

Adalbert umfaßte sie und hielt sie fest. Und er sagte zitternd, ganz nahe an ihrem Ohr: »Ich komme wieder ... denn ich liebe dich ja ... ich liebe dich ... hörst du ... dich ganz allein. Und durch dich werde ich die Kraft finden, mich zu befreien ...«

Noch eine Weile lag Regina ganz still in seinen Armen, während Adalbert ihr Haar küßte. Dann sah sie auf, unter Tränen glücklich lächelnd: »Ich hab' dich ja so lieb ... und ich stürbe, wenn du mich verläßt ... ich stürbe ... denn ich hab' dich doch so lieb, daß ich nicht ohne dich leben will.« Und sie küßten sich in der webenden Dämmerung, angesichts

der ganzen Stadt und des unendlichen Himmels, an dem schon einzelne zaghafte Sterne erglommen waren.

Aus dem Fenster hinter ihnen zuckte ein heller, gelber Schein über die Turmgalerie, schnitt einen Teil des Geländers aus der Dunkelheit und verlor sich dann in der Nacht. Als sie in das Wohnzimmer traten, fanden sie die alte Johanna damit beschäftigt, den Tisch zu decken. Johanna unterbrach ihre Beschäftigung, sah sie zuerst erstaunt und dann mißtrauisch an und fuhr nach einer Weile unter leisem Gebrumm fort, die klappernden Teller zu ordnen. Adalbert war so frei und leicht gesinnt, daß er einen heiteren Ton anzuschlagen vermochte, als er von Johanna Abschied nahm. Unter buschigen Augenbrauen sah ihn die Alte fast zornig an und sagte dann gehässig: »Langweilig ist es da auf unserem Turm, junger Herr, was?«

Da kam auch Heinrich Palingenius aus seiner Werkstatt, legte die blaue Arbeitsschürze ab und begrüßte Adalbert mit der zerstreuten Miene eines Mannes, der durch einen einzigen beherrschenden Gedanken seiner Umgebung entfremdet wird. Es war zuerst, als hörte er gar nicht, was ihm Adalbert sagte. Und erst als dieser mit dem Wunsche schloß, daß er bei seiner Rückkehr Palingenius am Ziele seiner Arbeit finden möge, wurde der Türmer aufmerksam. »Ja, sie wird bald fertig sein,« sagte er, »ich hoffe es, denn sie fängt schon an zu leben ... sie wird organisch belebt sein, sage ich euch ... wenn Sie zurückkommen ... wenn Sie zurückkommen? Ja ... Sie wollen verreisen? Haben Sie das gesagt? Aber Sie kommen wieder. Und dann sollen Sie sehen, wie das Problem der Flugmaschine gelöst ist ...« Und nun fing er an, eine Unzahl technischer Details zu erörtern, als sei es ihm willkommen, nach langem Schweigen seine Gedanken in Worte kleiden zu dürfen. Adalbert hörte ihm zu. Hinter ihm stand Regina, die eine Hand auf die Lehne seines Stuhles gelegt, und er fühlte ihre Nähe wie eine unsagbar wohltuende Berührung. Als sich Adalbert endlich erhob, reichte ihm der Türmer die Hand und sah ihm freundlich und fast liebevoll ins Gesicht: »Auf Wiedersehen, mein lieber Freund. Sie werden mir wieder willkommen sein ...«

Regina begleitete Adalbert hinaus, einige Stufen hinab, und wortlos küßten sie sich im Dunkeln. Plötzlich ging hinter ihnen die Tür auf, und

Johanna trat in die helle Öffnung. »Gute Nacht«, sagte Regina leise, und Adalberts Antwort kam schon aus der Dunkelheit unter ihr: »Gute Nacht ...« Dann flammte sein kleines Kerzchen auf, und Regina sah, wie der Schimmer über die Windungen der Stiege glitt, immer schwächer und endlich von der Finsternis verschlungen wurde.

Als Adalbert voll drängender Gedanken und jubelnder Seligkeit über den Domplatz ging, stieß er fast mit Eleagabal Kuperus zusammen. Er faßte den Alten an der Hand. »Ich bin auf dem Weg zu Ihnen,« sagte er, »ich wollte ...«

»Sie waren bei Palingenius, um Abschied zu nehmen ... Ich gehe eben zu ihm.«

»Sie wissen es ... woher wissen Sie es?«

Eleagabal Kuperus lächelte gutmütig: »Sie fahren in ein lachendes Land ...«

»Ich komme wieder ... ich komme wieder. Wissen Sie, was ich eben dachte? Ich dachte: es ist ein Geschenk des Glückes, in einem Augenblick größter Seligkeit zu gehen. Denn so wird sie uns rein erhalten und wir verdienen sie uns von neuem durch einigen Schmerz ...«

»Es ist ein guter und schöner Gedanke ...«

»Ich bin glücklich.«

»Sie dürfen glücklich sein. Denn Regina liebt Sie, mehr als sie Ihnen sagen kann.«

»Geben Sie mir kein Wort mit, das mich leiten könnte?«

»Wozu? Wir müssen solche Worte in uns selbst finden ...«

Adalbert faßte noch einmal nach Eleagabals Hand, drückte sie und ging zwischen den beiden verdrossenen Heiligen aus Stein die breite Treppe hinab, die vom Domberg in die Stadt führt.

Leuchtender Dunst schwamm über den dunkeln Dächern wie der Dampf, der aus einem Kessel aufsteigt.

Auf Antothrake

Inhaltsverzeichnis

Zum Mittagszug, der nach Süden geht, hatte Elisabeth großes Geleite. Außer Adalbert gingen noch Bezug, Rudolf Hainx und Hecht auf den Bahnhof mit. Frau Agathe lag mit unerträglich gesteigerten Kopfschmerzen zu Bett, hatte Elisabeth eine matte, von der Wärme des Bettes welke und feuchte Hand gereicht und mit versagender Stimme einen Abschiedsgruß geflüstert. Der Bahnsteig war voll Menschen, aber, sobald man Bezug und seine Tochter erkannt hatte, gab man einen Raum um sie und ihre Begleiter herum frei, schied sie durch eine vom Respekt geschaffene leere Zone von der namenlosen Masse der übrigen Reisenden und beobachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Gerüchte vom Verlobungsfest im Haus Bezugs hatten die ganze Stadt hypnotisiert. Wer den Vorzug gehabt hatte, bei diesem Fest zugegen gewesen zu sein, tat sein Möglichstes, um durch die Bedeutung und den Glanz seiner Schilderung seine eigene Persönlichkeit strahlender hervortreten zu lassen. Alle Ereignisse gewannen an Umfang und Wucht, und was man von der fürchterlichen Szene mit dem Wahnsinnigen erzählte, war nicht minder geeignet als die Beschreibung des Festes, die Scheu vor Bezug noch zu erhöhen. Mit Befriedigung sah Bezug an dem ehrerbietigen Zurückweichen der Menge, daß er wieder um einiges erhöht worden war. Selbst die Gepäckträger, die sonst unter rücksichtslosem Geschrei und Drängen ihre schwerbeladenen Rollwagen durch das dichteste Gewühl schieben, wichen der geschützten Insel aus.

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit vollzog sich der Abschied. Man sah, wie sich ein Dienstmann mit einem großen Rosenstrauß durch die Leute drängte und wie ihm der Strauß von Hecht, der den Mann offenbar erwartet zu haben schien, abgenommen wurde. Dann reichte Hecht mit einer kleinen Verbeugung den Strauß seiner Braut. Elisabeth nahm ihn entgegen, und fühlte durch den hellgelben Handschuh hindurch die Wärme der Hand, die den Strauß bis jetzt getragen hatte. Es ekelte sie an und am

liebsten hätte sie die Blumen sogleich wieder hingeworfen, wenn sie nicht aller Blicke auf sich gerichtet gesehen hätte. Es war ein böses Lächeln, mit dem sie Hecht für sein Geschenk dankte. Indessen hatte sich der Stationsvorstand genähert und ein respektvolles Gespräch mit Bezug begonnen. Der bestellte Wagen stand schon auf einem Nebengeleise bereit, und wenn es den Herrschaften gefällig war, konnte sogleich eingestiegen werden. Wenn der Eilzug dann eingefahren war, würde der Wagen an den Zug angeschoben werden.

»Aber nicht als letzter Wagen,« sagte Elisabeth, »das kann ich nicht vertragen.«

»Bitte, wie Sie wünschen«, beeilte sich der Stationschef seine Bereitwilligkeit zu beweisen.

Unter der Leitung Annas und eines Dieners, der gleich ihr mitgenommen werden sollte, begann die Verladung des Gepäcks. Mit Staunen sahen die auf dem Bahnsteig Gestauten, wie viele Koffer und Kisten, Schachteln und Pakete nötig waren, um Elisabeth für einige Wochen Behagen und gewohnte Ordnung zu geben. Außer diesen als Handgepäck in den Sonderwagen verladenen Stücken wurde aber noch eine ganze Barrikade aus größeren Koffern und Kisten auf dem Bahnsteig errichtet. Die sollten als Frachtgut in dem Gepäckwagen des Eilzugs untergebracht werden. »Hörst du,« sagte der eine der Träger zu dem Diener Elisabeths, der hier nun die Arbeit überwachte, »dort dos Riesentrumm, dos schwere, dos mit dem Lastzug nachgeht ... dos is a Sarg, hat aner g'sagt ...« Der Mann war aus demselben Dorf wie der Diener und zeigte mit einem gewissen Stolz die alten vertrauten Beziehungen vor dem Publikum. Karl aber sah ihn mit allem Hochmut des erfolgreichen Mannes an, der einem in niederer Sphäre verbliebenen, einst Gleichstrebenden begegnet. Während der Träger die Kappe abnahm und mit dem roten Tuch die schwitzende Stirn trocknete, sah ihm Karl mit verächtlich hochgezogenen Mundwinkeln zu und sagte dann nach einer genügend langen Pause mit gemessenem Ton: »Das ist kein Sarg, sondern ein Sarkophag ...«

»Aha!« sagte der Träger und fragte nicht weiter, denn er empfand dunkel, daß ihn eine jede weitere Frage noch tiefer in Karls Schätzung

herabsetzen mußte.

Das Drahtgeflecht, das unmittelbar vor der Einfahrt des auf dem ersten Geleise kommenden Zuges zum Schutz des Publikums herabgelassen wird, sank nieder und draußen, hinter den Dächern der Magazine und Heizhäuser verkündete eine Reihe geballt aufsteigender Rauchwolken, die wie aus einer ungeheueren Pfeife zu kommen schienen, das Herannahen des Eilzuges. Dann bog die Lokomotive um die letzte Kurve und fuhr, die lange Zeile der vollbesetzten Wagen hinter sich herschleppend, mit donnerndem Toben und unter dem betäubenden Zischen des Dampfes in den Bahnhof ein. Das Drahtgeflecht wurde hochgezogen, und die Reisenden beeilten sich, einen Platz zu suchen. Vom Stationschef geführt, bahnten sich Elisabeth und ihre Begleiter einen Weg durch das Getümmel, selbst jetzt noch, in der Aufregung des Einsteigens durch bereitwilliges Zurückweichen der Reisenden respektiert. Am Ende des Zuges ging die von Elisabeth gewünschte Verschiebung vor sich. Der letzte Wagen wurde abgekoppelt und der bestellte Separatwagen eingeschoben. Anna und Karl standen vor der geöffneten Tür. Als Bezug seine Tochter umarmte, sagte er leise, nahe an ihrem Ohr: »Ich will dir nur sagen, daß er ein Bild mitgenommen hat.« Und als ihn Elisabeth fragend ansah, setzte er hinzu: »Ein Bild, das nicht *dir* ähnlich sieht ...« Ohne eine Antwort zu geben, stieg Elisabeth, von Adalbert gefolgt, in den Wagen. Schon war das Getümmel des Einsteigens vorbei. Die Zurückbleibenden hatten sich von den Abreisenden gesondert. Gespräche an Fenstern ... Händeschütteln unter erschwerenden Umständen ... letzte Aufträge und Grüße. Der Stationschef stand in einiger Entfernung von der Gruppe um Bezug, als ein taktvoller Mann, der in einem intimeren Beziehungen geweihten Augenblick nicht aufdringlich erscheinen will. Nun war alles zur Abfahrt fertig. Eine Signalpfeife schrillte vorne, die Kondukteure hoben, einen Fuß schon auf den Trittbrettern, die Hände und der Zug setzte sich mit einem plötzlichen Ruck in Bewegung. Elisabeth stand am Fenster, Adalbert hatte auf der dem Bahnsteig abgewandten Seite Platz genommen. Nachlässig winkte Elisabeth ihren Begleitern zu. In diesem Augenblick sah Elisabeth, wie Hainx ihrem Bräutigam etwas zuflüsterte. Hecht fuhr auf, wie von einem Hieb getroffen und sah wild um

sich; es schien, als wolle er sich auf den Wagen losstürzen. Aber Hainx hielt ihn am Rockärmel zurück, indem er mit einer grausamen und triumphierenden Miene nach Elisabeth hinsah. Da aber traf ihn ihr wilder und befehlender Blick, und plötzlich erlassend, senkte er vor ihrer Macht die Augen. Langsam in ein schnelleres Tempo gleitend, verließ der Zug den Bahnhof.

Elisabeth war mit Adalbert allein. Sie trat in das Wagenabteil und zog, nachdem sie die Gangtür vorgeschoben hatte, auch den Vorhang mit den eingewirkten Flügelrädern vor. Dann kam sie, sich an den Gepäcksnetzen über ihrem Kopf anhaltend, denn der Zug, der eben über das große Wechselsystem des Bahnhofs fuhr, rüttelte, stieß und schwankte, zum Fenster und ließ sich Adalbert gegenüber nieder. Mit abgewandtem Gesicht saß sie da und sah hinaus, als wäre sie ganz allein im Wagen. Sie hatte die Beine übereinandergelegt, so daß das übergeschlagene Bein, frei im Kniegelenk beweglich, bei jedem Stoß des Wagens baumelte und die Fußspitze manchmal gegen Adalberts Schienbein stieß. Mit zusammengezogenen Augenbrauen, ohne sich aber dieses Ausdrucks der Mißbilligung und Abwehr bewußt zu sein, sah sie Adalbert an. Ein verirrter Strahl der hochstehenden Sonne fiel in den Wagen. Und Adalbert sah auf der weichen Wange Elisabeths eine ganz leichte Puderschicht, die an den Flaum eines Pfirsichs erinnerte. Unter dieser Schicht schimmerte eine leicht gerötete zarte Haut. Von den Augen sah Adalbert nicht viel. Nur die leichte Bucht der Profillinie, die zu der klaren, nicht allzu hohen Stirne führte. Und in dieser Bucht einen schweren, schwarzen Schatten, den letzten Teil jenes dunkeln Sees, der unter den Augen lag. Es fiel ihm ein, was die Gräfin gesagt hatte. Und dann erinnerte er sich wieder der frivolen Künste Elisabeths bei dem Puppenspiel, die dazu bestimmt schienen, ihn zu umspinnen, deren Sinn sich gegen ihn richtete, um ihn zu verwirren und zu umfassen. Und diese sonderbare Laune, ihn als Begleiter mitzunehmen ... Unwillig rückte Adalbert von Elisabeth fort. Aber dann lächelte er. Er war stark und fest in sich. Die Zeit brutaler Wünsche lag so weit dahinter, wie die Höhle des Vaters, und die Zeit der furchtbaren Verwirrung, eines unklaren und rätselhaften Dranges, der ihn die Orchideenbeete vernichten

ließ, war ihm fern und fremd. Mit Regina hatte er Achse und Pol seines Lebens gefunden. Und lächelnd dachte er an das gerettete Bild, das er auf dem Grund seines Koffers mit sich führte, wie an einen Talisman, dessen Besitzer kein böser Geist zu schaden imstande ist.

Einige Stunden vergingen, ohne daß die beiden ein Wort gesprochen hatten. Elisabeth hatte ein Buch aus ihrer Handtasche hervorgeholt und zu lesen begonnen. Als sie die Handtasche herabhob, hatte sie sich nach dem etwas hoch angebrachten Gepäcknetz strecken müssen, und ihr schmiegsamer schlanker Körper zeigte dabei eine Schönheit der Linien, die Adalbert nicht entging. Er hatte eine Bewegung gemacht, als wolle er Elisabeth behilflich sein, aber sie hatte ihn so unwillig und fast zornig angesehen, daß er zurücksank. Dann saß sie mit dem Buch in ihrer Ecke und las, bis die Sonne ganz tief am Himmel stand. Sie kam mit einem rötlichen Schein in den Wagen, aber der vor die Gangtür gezogene Vorhang verhinderte sie daran, in das Abteil selbst zu dringen. So war nur der Vorhang in hellstes Licht getaucht, fast wie ein Transparent, das zu irgendeinem Fest angebracht wurde. Als Adalbert sich überzeugt hatte, daß Elisabeth nicht beabsichtigte, seine Dienste als Unterhalter in Anspruch zu nehmen, hatte auch er ein Buch vorgenommen. Station folgte auf Station, und da der Wagen Elisabeths an den Umsteigestationen verschoben wurde, brauchte man nirgends auszusteigen. Nur wenn man irgendwo anhielt, wo das Getriebe des Bahnhoflebens sich unmittelbar vor ihrem Fenster entfaltete, richtete Elisabeth einen gleichgültigen Blick auf die Menschen, die da vorübergingen. Es geschah, daß der eine oder der andere der Reisenden, die suchend die Wagen entlangschritten, diesen Blick auffing und erstaunt durch einen Augenblick des Zögerns Elisabeths Schönheit seine Huldigung erwies. In solchen Augenblicken empfand Adalbert einen ungemeinen Stolz darüber, daß er als einziger Begleiter dieser Frau auffallen mußte, und indem er sich nahe an das Fenster stellte, warb er um den Tribut der Fremden. Der eine oder der andere versuchte es auch wohl, mit der Kühnheit des Abenteurers in den Wagen einzudringen, mußte aber nach einem kurzen Wortwechsel mit dem Kondukteur davon abstehen.

Gegen Abend klopfte Karl an die Tür und erkundigte sich, ob das gnädige Fräulein in der nächsten Station, wo man längeren Aufenthalt habe, etwas zu speisen wünsche. Elisabeth bestellte, ohne Adalbert anzusehen und zu fragen, zwei kleine Mahlzeiten und eine Flasche Wein. Sie aßen, ein kleines Tischchen, das unter Elisabeths Gepäck mitgenommen worden war, zwischen sich. Ihre Knie berührten sich zwischen den schlanken Beinen des Tischchens. Noch immer hatte Elisabeth kein Wort gesprochen und Adalbert hatte trotzig bei sich beschlossen, keinesfalls zuerst das Schweigen zu brechen. Allmählich war ihm die Stummheit Elisabeths lästig geworden, und er legte sie sich als ein Zeichen der Verachtung aus. Bald nach dem Speisen wurde die Lampe entzündet. Elisabeth sah in die Flamme und das Licht floß über ihr Gesicht, die schönen, geraden Schultern und schien sich wie in einem Becken in ihrem Schoß zu sammeln und die gefalteten, ruhig liegenden Hände zu bespülen. Adalbert, der im Dunkel saß, konnte den Blick nicht von seiner Herrin wenden. Der Ausdruck ihres Gesichtes rührte ihn, irgend etwas näherte sie seiner Regina. Was mochte das sein? Sie sah so unendlich sehnsuchtsvoll in das Licht und alle Härten waren von ihr genommen, alle Wildheit und alle Zügellosigkeit, die oft auf ihrem Antlitz flammte. Plötzlich erhob sie sich und sagte leise: »Gute Nacht«. Darauf verließ sie das Abteil und ging in das Schlafkupee, wo Anna inzwischen alles zur Nacht vorbereitet hatte.

Adalbert saß noch eine Stunde in seiner Ecke und rauchte eine Zigarette nach der andern. Er sah zu, wie der blaue Rauch aufstieg, zuerst in unruhige Wirbel geriet und dann von der Zugluft des offenen Fensters erfaßt und in die Nacht hinausgerissen wurde. Manchmal flogen rasche Funken vorbei, oberhalb oder unterhalb eines rötlichen Mondes, der sich endlich aus einem Gewirr von Ästen am Horizont befreit hatte. Dann kam plötzlich die Erinnerung an Regina zurück, so mächtig, als habe sie den ganzen Tag unter einer Hemmung gelitten und erwache jetzt erst, in der Stille der Nacht zu rechtem Leben. Manchmal rasselte der Zug durch kleine Stationen, in denen nur einzelne trübe, verdrossene Lichter wie blinzelnd nach dem Zug sahen. Endlich stand Adalbert auf und hauchte einen Kuß in die Luft. »Gute

Nacht«, sagte er und lächelte, als er sich erinnerte, daß Elisabeth vor einer Stunde dieselben Worte gebraucht hatte.

Er suchte seine Schlafabteilung auf, fand mit Behagen alles zu seiner Bequemlichkeit bereitgestellt, entkleidete sich und legte sich zu Bett. Plötzlich fiel ihm ein, daß er neben Elisabeth lag. Er hielt den Atem an, ob er nicht noch ein Geräusch vernehmen könne. Aber mit heftigen, gesteigerten Schlägen zerstückelte das Rasseln des Zuges jede Wahrnehmung. Trotzdem schien es ihm, als höre er zwischendurch und darüberhin ein leichtes, gleichmäßiges Atmen. Sie schlief wohl schon. Und mit einemmal, als er so dalag und sann und horchte, wurde er sich dessen bewußt, daß ihm Elisabeth leid tat. Da aber sah er wieder Bezug vor sich und entsann sich der brutalen Art, wie er sein Mitleid abgewehrt hatte. Sollte er sich auch von Elisabeth zurückstoßen lassen? Er beschloß, niemals zu verraten, was über ihn gekommen war ... Dann, als sei er mit diesem Entschluß am Ende einer langen Gedankenreihe angelangt, schlief er ein.

Am frühen Morgen erwachte er von einem Klopfen. »Bitt' schön,« sagte Karl draußen, »in einer Stunde sind wir in Triest.« Adalbert zog den Vorhang von seinem Fenster. Leichter Nebel lag über der Landschaft und ließ nur die nächsten Dinge erkennen.

Langsam kleidete er sich an, und als er aus der Tür trat, traf er gerade mit Elisabeth zusammen, die eben ihre Schlafabteilung verließ. Sie trug ein anderes Kostüm als am Tag vorher, eine Art Matrosenbluse mit freiem Halsausschnitt und losen Falten. »Guten Morgen,« sagte sie und reichte ihm eine kühle Hand, »wie haben Sie geschlafen?«

Adalbert erzählte, daß er noch aufgeblieben sei, Zigaretten geraucht und aus dem Fenster gesehen habe, und Elisabeth schien damit nicht unzufrieden zu sein.

»Unterhaltend waren Sie gestern aber nicht«, sagte sie und sah ihn an.

Adalbert war verletzt: »Sie hätten mir sagen sollen, daß Sie meine Dienste in Anspruch nehmen wollen ...«

Man fuhr in den Bahnhof ein und wurde vom Dienstpersonal der Jacht empfangen. Der Wagen stand vor der Bahnhofauffahrt und brachte sie durch das bald erwachende Leben des Hafens zum Schiff Bezugs, das mit

hochgezogenen Wimpeln auf die Tochter seines Herrn wartete. Elisabeth war sehr gesprächig und plauderte über alle Dinge und Menschen, an denen sie vorbeikamen. Mit scharfem Blick erfaßte sie die Typen des südlichen Hafens und knüpfte an ihre Beobachtungen Erinnerungen an frühere Reisen, harmlos wie ein junges Mädchen, das sich freut, auf einige Wochen aus dem Haus zu kommen. Noch lag der leichte, dünne Nebel über dem Wasser, aber schon begann der Morgenwind an seinen Schleiern zu zausen und hatte hoch über den Masten der Schiffe schon den Himmel freigebracht. Die Wimpel flatterten wie zur Begrüßung wehende Tücher. Am Fallreep empfingen der Kapitän und die zwei Schiffsoffiziere in großer Galauniform die Ankommenden. Der Kapitän, ganz rot vor Eifer und Beflissenheit, reichte Elisabeth die Hand, half ihr über die letzten Stufen und hielt hierauf eine kleine Ansprache in seinem schwerfälligen, mit italienischen Worten versetzten Deutsch. Elisabeth erwiderte ihm in italienischer Sprache, daß sie sich freue, sich wieder einmal seiner Führung anvertrauen zu können und daß sie auf gutes Wetter hoffe.

Adalbert stand, wenig beachtet, abseits und war froh, daß man sich nicht viel um ihn bemühte. Als sie an das Schiff herangekommen waren, hatte er den Namen auf dem Heck gelesen. In goldenen Buchstaben stand da: *Regina maris*, die Königin des Meeres. Dieser Name klang ihm wie ein Vorwurf, und er wußte doch nicht, wodurch er ihn verdient hatte. Er sprach ihn einige Male vor sich hin und erschrak fast, als sich ihm Karl näherte und meldete, daß ihn das Fräulein unten in der Kajüte zum Frühstück erwarte.

Der Kapitän war anwesend, ein noch junger, schwarzhaariger Mann mit befehlenden und feurigen Augen, der sich, so oft er noch das Glück gehabt hatte, Elisabeth auf seinem Schiff zu empfangen, immer wieder in sie verliebte. Er fühlte sich verpflichtet, als Hausherr dem Frühstück beizuwohnen, und saß Elisabeth gegenüber. Während er aß und mit vollen Backen kauend an der Unterhaltung teilnahm, verschlang er Elisabeth mit den Blicken. Plötzlich fragte er, mit einer halben Wendung nach Adalbert hin, ob das des gnädigen Fräuleins Bräutigam sei.

»Nein,« lachte Elisabeth, »nur ein Interims-Bräutigam; den richtigen habe ich zu Hause gelassen.«

Über den Köpfen der Speisenden begann der Lärm der Abreise. Der Kapitän fragte Elisabeth, ob sie wünsche, daß man den Hafen verlasse, und als sie erklärte, daß sie gerne der Abfahrt zusehen würde, gab er sofort den Befehl, die Vorbereitungen einzustellen. Nach dem Frühstück ging man auf Deck. Elisabeth voran, der Kapitän, der Adalbert fast gewaltsam zurückdrängte, dicht hinter ihr. Seitdem er wußte, daß Adalbert nicht Elisabeths Bräutigam war, behandelte er ihn als höchst überflüssigen Dritten, als einen unangenehmen Begleiter, dem man nicht deutlich genug zu verstehen geben konnte, wie lästig er war. Wenn Adalbert nur Miene machte, an Elisabeths Seite zu kommen, manövrierte der Kapitän so geschickt, daß er ihm immer den Weg abschnitt. Endlich gab Adalbert seine Bemühungen auf und blieb einige Schritte zurück, ohne weiter darüber zu zürnen, daß er nun wie ein Lakai seiner Herrin zu folgen gezwungen war. Die Matrosen und Offiziere taten ihr Bestes, um die Arbeiten des Abfahrens rasch und geschickt vor Elisabeth auszuführen. Während die durcheinanderlaufenden Tuae gelöst wurden und der Anker rassend hochging, erklärte der Kapitän, soweit er imstande war, das ihm Selbstverständliche zu erklären, die einzelnen Handgriffe. Endlich faßte der Wind in die Segel, mit einer leisen Neigung zur Seite glitt die Jacht durch die im Hafen liegenden Schiffe hinaus. Noch immer lag der leichte Nebel über dem Meer, aber schon ganz dünn, daß man es nicht einmal für nötig fand, Signale zu geben. Adalbert stand da, die Hände auf die Bordwand gestützt und sah hinaus. Das Gefühl des Gleitens auf glatter Bahn ging in seinen Körper ein und machte ihn ganz wundersam froh, erhöhte sein Lebensgefühl, so daß er mit beiden Händen an der Bordwand zu rütteln begann. Die Sonne legte jetzt eine lange, glänzende Bahn über das Meer, und zu beiden Seiten dieser Bahn wichen die Nebel zurück. Immer breiter wurde die freie, glitzernde Fläche. Adalbert staunte hinaus.

»Sie sehen das Meer zum erstenmal?« sprach ihn Elisabeth an. Sie hatte sich erst nach Adalbert umgeschaut, und als sie sah, daß er von dem Kapitän verdrängt worden war, ließ sie den übereifrigen Verehrer stehen

und kam auf Adalbert zu. Mit einer entschuldigenden Bewegung der Hand sagte sie: »Mich hat die Abfahrt so sehr interessiert, daß ich beinahe Sie vergessen habe.« Adalbert war durch die Weichheit in Elisabeths Ton seltsam berührt und wurde ganz auf die Höhe gehoben, als sich der Kapitän zu nähern versuchte und von Elisabeth unzweideutig abgewiesen wurde. Sie ließ ihn sprechen und sah inzwischen ins Wasser, und wenn er dann fertig war, wandte sie sich wieder an Adalbert, um das unterbrochene Gespräch fortzusetzen. Der Kapitän wurde wütend und geriet immer mehr in Aufregung, bis er endlich nach einem drohenden Blick auf Adalbert die beiden allein ließ.

»Nehmen Sie sich in acht,« sagte Elisabeth mit gänzlich verändertem Ausdruck, fast ängstlich, und faßte Adalberts herabhängende Hand, »jetzt haßt er Sie, und der Mann ist gefährlich.«

Als Adalbert eine Bewegung geringschätziger Abwehr machte, fuhr sie fort: »Nein, mein Lieber, geben Sie acht. Gehen Sie nicht allein irgendwohin, wo ein rascher Stoß genügt, um Sie ins Wasser zu werfen. Ich bitte Sie, seien Sie nicht unvorsichtig. Der Mann hat mehr als ein Leben auf dem Gewissen. Mein Vater hat ihn gerettet und einen unbedingt ergebenen Diener gewonnen. Aber gegen Fremde kennt er keine Schonung. Es war unvorsichtig von mir, ihn so zu reizen. Aber Sie werden mir jetzt nicht von der Seite gehen, so lange wir auf dem Schiff sind.«

Adalberts Hand lag noch immer in der Elisabeths, und es schien ihm, als sei der warme Strom, der aus dieser Hand kam, irgendwie jenem Gefühl des Gleitens verwandt, das er vorhin empfunden hatte. Nun machte er sich sanft los. Aber er konnte es nicht verhehlen, daß er einen Augenblick lang diese Berührung als ein großes, fast schmerzhaftes Glück empfunden hatte.

Die Jacht fuhr zwischen Inseln durch, auf denen weiße Häuser und grüne Flecken wie Farbtupfen auf dem Braun und Grau der Felsen saßen. Manchmal kam dann wieder die Küste in Sicht. Die Sonne begann so mächtig zu werden, daß Elisabeth und Adalbert den Schatten des ausgespannten Segels aufsuchen mußten. Mittags mußten sie auf die Gesellschaft des Kapitäns verzichten. An seiner Statt hatte er den ersten Offizier geschickt und sich durch eine dringende Arbeit entschuldigen

lassen. Der Offizier war ein schweigsamer Mensch, ein Deutscher, aber Elisabeth wußte ihn durch ihre Liebenswürdigkeit so anzuregen, daß er aus sich herausging und lustige Schiffergeschichten zu erzählen begann.

Nach dem Speisen lag Elisabeth lang ausgestreckt auf einem bequemen Stuhl unter dem Sonnensegel, und Adalbert saß neben ihr, sah auf das Meer hinaus und kam sich vor, als sei ihm der Schutz dieses Weibes anvertraut worden. So blieben sie bis gegen Abend, bis Elisabeth, scheinbar aus einem langen Dämmern aufwachend, ein Gespräch begann.

»Sagen Sie mir,« fragte sie, »was denken Sie eigentlich von mir?«

»Was ich von Ihnen denke? Wie soll ich das Ihnen sagen?«

»Es ist also nichts Gutes?«

»Nicht deshalb. Aber ich bin nicht klug genug, um über Sie zu einem Urteil zu kommen.«

»Weichen Sie mir nicht aus. Ich will, daß Sie sprechen. Wir Frauen haben es gern, wenn man sich mit uns beschäftigt. Wir wollen, daß man über uns nachdenkt.«

»Wenn ich also sprechen soll ... ich glaube, daß Sie nicht auf Ihrem Platz stehen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wie ich das meine ... Sie hätten nicht als Bezugs Tochter geboren werden sollen. Ich denke, Ihre Seele ist krank an dem Überfluß, der Sie umgibt. Sie hätten in einem strengeren Klima aufwachsen sollen.«

Elisabeth hatte die Augen geschlossen und schwieg. Adalbert aber fuhr, immer wärmer werdend, fort: »Ich meine: Sie haben die Arbeit niemals kennengelernt, und darum fehlt Ihnen das Gleichgewicht; vielleicht sehnen Sie sich manchmal nach einem Beruf.«

»Ist es kein Beruf,« sagte Elisabeth und sah Adalbert mit einem Blick an, der ihm eine seltsame Mischung von Schwärmerei und Hinterlist zu haben schien, »ist es kein Beruf, schön zu sein? Die Blumen, sehen Sie die Blumen an ... welchen Beruf haben die? Keinen andern, als zu schmücken.«

»Ich habe in einem sehr gelehrten Buch gelesen, daß sie deshalb so schön und duftend sind, um Insekten anzulocken. Die fliegen von einer zur

ändern und besorgen durch Übertragung des Blütenstaubes das Geschäft der Fortpflanzung.«

Adalbert erschrak vor der Veränderung, die in Elisabeths Zügen vor sich ging. Die schwärmerische Hingabe verschwand und zornig, haßerfüllt sah sie ihn an. In diesem Augenblick kam der erste Offizier und meldete, daß Antothrake in Sicht sei. Elisabeth stand auf und ging nach dem Bug, wo sie schwarz vor einem hellgelben Horizont stand, bis die Jacht die Anker herabließ. Zum Abschied kam der Kapitän wieder feierlich an die Treppe. Er versuchte sich zu beherrschen, aber nur mühsam hielt er sich zurück. Elisabeth ließ erst Adalbert einsteigen und folgte ihm, nachdem sie durch ein paar freundliche Worte die Laune des Kapitäns wieder etwas gebessert hatte.

Es war schon Nacht, als das Boot in den kleinen Hafen der Insel einfuhr. Eine doppelte Reihe von Fackeln beleuchtete den Weg vom Strand zu Bezugs Villa. Adalbert ging hinter Elisabeth her und sah die zwei Schatten, die sie in der beiderseitigen Beleuchtung warf, über den Muschelkies gleiten. Auf den Treppen der Villa erwartete sie die Dienerschaft, und Elisabeth gab Befehl, das Nachtessen für sie in ihren Zimmern zu servieren. Über Adalberts Unterkunft und Verpflegung gab sie keine Anordnungen, und als der Kastellan ihm mitteilte, daß man für ihn in der großen Halle gedeckt habe, ließ es Adalbert dabei bewenden.

Die große Halle war nach dem Meere zu mit einer Reihe von Säulen offen und mit einer Terrasse davor, die hoch auf steilen Klippen hing. Vor den Öffnungen der Säulenbogen lag das Meer in einem leuchtenden Schimmer, wie von innen erleuchtet, in dem jede der langrückigen, langsam rollenden Wogen ein Sprühen von Funken entzündete. Die schmalen weißen Wogenkämme liefen langsam durch den grünen Glanz. Adalbert kam sich hier in ein Reich des Seltsamen versetzt vor. Sein Weg hatte von dem heiteren freien Portikus durch enge Gänge geführt, die von nassen, massigen Mauern begrenzt waren. Er war auf schmalen Treppen durch mehrere Stockwerke geführt worden, bis sich ihm wieder weitere und freiere Räume geöffnet hatten, die in ihrem Stil an den Portikus erinnerten. Von der hohen Decke der Halle hing an einer starken Kette ein großer,

schmiedeeiserner Kronleuchter herab, dessen Halter mit vielen Kerzen besteckt waren. Zwei Kerzen brannten in schmiedeeisernen Standleuchtern auf dem Tisch.

Der Kastellan, der Adalbert hierher begleitet hatte, blieb vor ihm stehen, die schwarze Mütze in der Hand, den kahlen Kopf in der Beleuchtung des über ihm hängenden Kronleuchters, mit einer Miene der Unterwürfigkeit, die Adalbert bei dem Dienstpersonal Bezugs selten genug zu sehen bekam.

»Führen Sie mich jetzt auf mein Zimmer«, bat Adalbert, und der Alte ergriff einen der Leuchter, die auf dem Tisch gestanden hatten, und schritt voran. Es ging wieder durch einige enge Gänge und über schmale Stiegen hinan, bis sie plötzlich von einem Altane aus wieder das Meer vor sich sahen. Aber es lag jetzt viel tiefer unter ihnen.

»Wir sind auf dem Turm«, sagte der Kastellan und öffnete eine eisenbeschlagene Tür in der Wand des letzten Aufbaues. Adalbert trat ein und fand ein wohnlich eingerichtetes Zimmer, in dem Teppiche und Bilder ein Behagen verbürgten. Ein kleiner Raum nebenan enthielt das Bett, den Waschtisch und einige geöffnete Türen verrieten eine Anzahl von Wandschränken. Mit einem Gruß und einem Dank verabschiedete Adalbert seinen Führer.

In einer Ecke des Zimmers stand Adalberts Reisekoffer. Als sein Blick auf den grauen, unscheinbaren Begleiter fiel, lenkten seine Gedanken in eine andere Richtung ein. Er suchte den Schlüssel hervor, kniete nieder und begann auszupacken. Da ihm die eine Kerze zu wenig Licht gab, unterbrach er seine Arbeit nach einer Weile und zündete alle Kerzen der beiden Räume an. Sie staken in von der Decke herabhängenden, eisernen Meeresungeheuern, Polypen mit einer Unzahl von aufwärts gekrümmten Fangarmen, deren Saugnäpfe als Dillen für die Kerzen dienten. Die eisernen Tiere schienen drohend über ihm zu schwimmen, und als er jetzt wieder vor seinem Koffer kniete, kam er sich vor wie ein Taucher, der auf dem Meeresgrund nach Schätzen sucht. Beklommen hielt er den Atem an und sah auf, denn er wollte ein Angstgefühl besiegen, eine Furcht, die ihm eine hinter seinem Rücken auftauchende Gefahr zu verraten schien. Ruhig hing der Polyp über ihm und trug die brennenden Kerzen in den

Saugnäpfen. Adalbert zwang sich dazu, seine Sachen sorgfältig aus dem Koffer zu nehmen und in den Wandschränken des Schlafraumes unterzubringen. Je näher er dem auf dem Grund des Koffers verborgenen Bild kam, desto größer wurde seine Sicherheit und desto freier fühlte er sich von Angst. Aber er hielt sich zurück, um nicht vorzeitig das Bild hervorzunehmen, als wolle er sich durch diese Prüfung seiner Standhaftigkeit von neuem seines Talismans würdig erweisen. Endlich hob er die letzte Schicht ab und sah in das geliebte Gesicht.

Beglückt hob er es aus dem Koffer und hielt es vor sich hin, daß die Züge im vollen Licht lagen. Zuerst störte es ihn ein wenig, daß er die Sprünge der Leinwand und die Pinselstriche sah, die dieses Werk gebildet hatten. Aber dann war es, als gehe ein Hauch über das Bild hin und nähme alle Unzulänglichkeiten weg. Er sah das blühende Leben, und es war ihm, als sähe ihn das Weib mit lieben vertrauten Augen an. Nun ging er daran, es irgendwo sicher unterzubringen. Es sollte ihm nahe sein und durfte doch nicht von den Dienern, die in seiner Abwesenheit diese Zimmer betraten, gesehen werden. Nachdem er beide Räume abgesucht hatte, entschied er sich endlich dafür, es neben seinem Bett an die Wand zu hängen. Hier war ein Teppich über die Wand gezogen, der die Möglichkeit gab, in schweren Falten unbemerkt einen Schnitt anzubringen. Adalbert besann sich nicht lange und zerschnitt mit seinem Taschenmesser unter großem Kraftaufwand das starke Gewebe. Dann zog er den Teppich ein wenig auseinander und hängte das Bild an einen Nagel, den er im Vorzimmer aus der Wand gezogen hatte. Den Blick auf Reginas Antlitz gerichtet, schlief er ein.

Als er morgens erwachte, war sein erster Gedanke, den Teppich vor das Bild zu ziehen. Es gelang ihm, die Falten so übereinander zu schieben, daß niemand vermuten konnte, daß sie etwas verbargen. Die Kerzen in den Saugnäpfen der eisernen Polypen waren herabgebrannt, und schwerer Dunst erfüllte das Zimmer. Adalbert entdeckte, daß seine Zimmer keine Fenster hatten, sondern daß das Licht von oben einfiel. Die Räume waren durch Glasplatten abgeschlossen, über denen er den blauen Himmel sah. Ab und zu zog eine einzelne weißglänzende Wolke von links nach rechts über die runden Felder. Nach einigem Suchen fand Adalbert eine Stange, die in

einem Gelenk am Rahmen der Fensterplatten befestigt, dazu diente, die Scheiben aufzuheben. Er stieß die Fenster auf und empfand bald die Wirkungen der frischen Luft.

Nachdem er sich angekleidet hatte, versuchte er selbständig den Weg zur Halle zurückzufinden. Er glaubte die Stiegen wiederzuerkennen, die er am Abend hinaufgeführt worden war, bog in Gänge ein, kreuzte Korridore, und kam durch Galerien, von denen er plötzliche Blicke auf das Meer oder in düstere Binnenhöfe hatte, bis er endlich eingestehen mußte, daß er in diesem Gewirr von Gängen und Räumen fehlgegangen war. Nun versuchte er sich zurechtzufinden, und begann noch einmal seinen Weg zu suchen, planmäßiger, systematischer als vorhin. Einmal glaubte er irgendwo eine Stimme zu hören, ein Lachen, ein Geräusch von geöffneten Türen, und er ging rasch dem Schall nach. Aber diese plötzliche Wendung brachte in sein System Unordnung, und als er niemanden fand, der ihn zurechtgewiesen hätte, war er vollständig verwirrt und ging nunmehr blind drauflos. Dieses Gefühl war ihm durchaus nicht unangenehm, eine abenteuernde Laune bemächtigte sich seiner und gab ihm ein, daß am Ende seiner Irrfahrten irgendeine lebenswürdige und lohnende Überraschung warte. Der Wechsel zwischen dunkeln Mauerbogen, schmalen Wendeltreppen und heiteren, freien Altanen, offenen Säulenhallen und vorspringenden Erkern, schien etwas in ihm zu lösen und für unvorhergesehene Erlebnisse bereit zu machen. Wenn er in offene Räume trat, in denen der Seewind herrschen konnte, empfand er dankbar die erfrischende Luft, und wenn er das Meer erblickte, nickte er ihm zu wie einem guten Freund.

Endlich kam er in einen Raum mit großen Fenstern. Er trat an die Brüstung und übersah jenseits einer tiefen Schlucht einen Teil dieses mächtigen Schlosses. Über Klippen baute sich eine Terrasse auf, und dahinter strebte eine weite Halle mit schimmernden Säulen empor. Noch weiter zurück lag der Turm mit dem Aufbau, in dem seine Wohnung war. Neugierig wandte er sich um und schritt auf einen Vorhang zu, der im Hintergrund des Raumes den weiteren Weg zu verschließen und zugleich zu verraten schien. Als er den Vorhang zurückzog und eintrat, sah er sich

Elisabeth gegenüber, die in einem weißen Morgenkleid auf einem bunten niedrigen Diwan lag.

Sie nickte ihm lächelnd zu: »Nun, wie gefällt Ihnen mein Schloß, Adalbert?«

Adalbert verneigte sich, ging auf sie zu, und aus irgendeinem Antrieb tat er etwas, was er noch nie getan hatte, er ergriff die Hand Elisabeths und küßte sie.

»Ein sonderbares Schloß,« sagte er heiter, »wie verzaubert. Man kann sich nicht zurechtfinden.«

»Sie haben doch den Weg zu mir gefunden. Ich habe Sie erwartet.«

»Sie haben mich erwartet?« Adalbert folgte dem Blick Elisabeths und sah mit Erstaunen den Sarkophag Omphales hinter dem Diwan stehen. Allerlei sonderbare Dinge lagen oben darauf, Wurzeln wie es schien, kleine Figuren und Gläschen, und in der Mitte stand eine glitzernde Kugel, die mit schiefgestellter Achse in ein Lager gefügt war. Über die opalisierende Oberfläche der Kugel zogen von Zeit zu Zeit weißliche, wolkenartige Gebilde, die sich immer erneuerten, so daß es schien, als sei das Ding von inneren Dämpfen erfüllt. Und nicht minder erstaunt war Adalbert, als er sah, daß der Frühstückstisch in der Mitte des Raumes für zwei Personen gedeckt war.

»In diesem Schloß«, sagte Elisabeth lächelnd, »herrscht nur mein Wille.«

»Hoffentlich«, sagte Adalbert scherzend, »hat er mehr Dienerschaft unter sich, als ich auf meinem Weg zu sehen bekommen habe.«

»Die Dienerschaft ... die habe ich von Ihrem Weg entfernt. Sie sind nicht sehr wohlerzogen, die Leute hier. Sonst, müssen Sie wissen, lebt der Kastellan allein in diesem Schloß. Nur wenn jemand zu Besuch kommt, werden ein paar Leute in den nächsten Fischerdörfern verständigt. Es tut manchmal recht wohl, nicht immer die glatten Gesichter und höflichen Manieren der allzu gut Abgerichteten um uns zu sehen.« Mit einer einladenden Bewegung nach dem Tisch erhob sich Elisabeth. »Wollen wir jetzt nicht frühstücken?«

Adalbert saß Elisabeth gegenüber, und während des Mahles hielt sie ein munteres Gespräch im Gang. Vom Meer, das vor dem einzigen Fenster des Zimmers bis zur Hälfte des Rahmens emporzusteigen schien. Sie wies mit ausgestrecktem Arm nach einigen Fischerbooten, die mit weißen Segeln draußen kreuzten, und zeigte Adalbert die langgezogene Rauchfahne eines unsichtbaren Dampfers. Bei dieser Bewegung öffnete sich das leichte Morgenkleid, und Adalbert sah ein Stück der weißen Brust. Er schloß die Augen. Lachend stand Elisabeth vom Tisch auf. »Gehen Sie jetzt«, sagte sie, »und sehen Sie sich meine Insel an.« –

Von dem griechischen Portikus aus wandte sich Adalbert einem kleinen Pinienwäldchen zu, das ihn durch die schöne Lage auf einem breiten Felsrücken anzog. Im Schatten der Bäume lag er da, ließ kleine Steinchen durch die Finger gleiten und folgte dem Weg der Segler, die dunklere Streifen auf dem blauen Grund hinter sich herziehen schienen. Dann ging er landeinwärts. Die Sonne stand schon hoch, und die Felsen, zwischen denen ein schmaler Weg immer weiter in die Einsamkeit führte, strahlte eine glühende Hitze aus. In stetiger Steigung schien der Weg einem Gipfel zuzustreben, von dem Adalbert einen Überblick auf die ganze Insel zu haben hoffte. Unter der sengenden südlichen Sonne wurden Adalberts Gedanken matt und taumelten der Ruhe zu. Endlich fühlte er, daß er inmitten des heißen nackten Gesteins seinen Weg nicht fortzusetzen vermochte. Er wollte umkehren und blieb stehen. Aber irgend etwas trieb ihn weiter, widerstrebend wankte er zwischen den Felsen den immer schmaler werdenden Weg entlang. Immer bizarrer türmten sich die Wände neben ihm auf, schienen den Pfad plötzlich abzuschneiden und schlossen ihn in Kessel ein, in denen eine kochende Luft den Atem benahm. Der Weg, der noch kaum erkennbar weiter kroch, verlor sich endlich ganz und Adalbert raffte sich zur Umkehr auf. Aber kaum hatte er einige Schritte in der Richtung nach dem Strand getan, als ihn eine furchtbare Angst erfaßte. Eine Stimme schien ihm zuzuflüstern, daß er etwas versäume, wenn er seinen Weg nicht fortsetze. Wieder mußte er diesem Gebot gehorchen und schob sich mühsam über die steilen Hänge, ließ sich über Felsplatten hinab und glitt in engen Furchen von kaum erreichten Höhen hinunter.

Ein großer dunkler Vogel flog über ihn hinweg. Es war ihm wie ein Zeichen, diesem Flug zu folgen. Atemlos, mit brausendem, brennendem Blut, das in seinem Kopf und seinen Pulsen tobte, kam er wieder auf eine Höhe. Ringsum starrten wirre, zackige Felsen, nackte und glühende Risse, über denen die Luft zitterte. Erschöpft sank er hin. Da sah er zu seinen Füßen in einem Kessel einen grünen Wiesenfleck, von einem schmalen, hellen Bach durchströmt. Das war sein Ziel, das fühlte er, und er begann langsam über den Abhang hinabzuklettern, von einem quälenden Durst angefeuert, der ihm in diesem Augenblick als das Treibende bei seiner Wanderung erschien. Indem er sich an den biegsamen Ranken einzelner Gesträuche oder an langhalmigen dünnen Grasbüscheln festhielt, gelang es ihm den grünen Wiesenfleck zu erreichen, und aufatmend wollte er auf das Wasser losgehen, als er an einer Stelle, an der er noch einen Augenblick vorher niemand gesehen hatte, ein Mädchen erblickte, das mit dem Rücken gegen ihn zugewendet dastand und irgendwohin zu horchen schien. Adalbert stand sogleich still und wagte nicht mehr einen Schritt zu machen. Dasselbe Gefühl, das ihn vorhin vorwärts getrieben hatte, eine mit Grauen gemischte Angst, bannte ihn jetzt an seinen Platz. Er sah das Mädchen an, und irgend etwas wollte ihm an ihr bekannt erscheinen. Die rührende Linie vom Kopf zu Hals und Schultern brachte ihn in eine Richtung, in der etwas sehr Liebes, Vertrautes, Freundliches lag. Aber es war, als ob Adalberts Gedanken und sein Erinnerungsvermögen hier auf eine Hemmung stießen. Er war außerstande, bis zu dem Namen vorzudringen, der seine Verzauberung gelöst hätte, und zerbrach sich nur immerfort den Kopf, wie das Mädchen wohl so plötzlich hierher gekommen war. Er hatte doch ganz genau gesehen, daß die kleine grüne Oase leer vor ihm gelegen hatte. Und er hatte nicht bemerkt, daß außer ihm irgend jemand über die Felsen herabgeklettert wäre.

Plötzlich wandte sich das Mädchen nach Adalbert um, als habe es von dort, wo er stand, einen Ruf vernommen. Es war Regina. Der Name fiel Adalbert plötzlich ein, und heiß und brausend ergoß sich eine wilde Freude durch ihn. Alles was sich mit diesem Namen verknüpfte und die ganze Reihe der vorhin gehemmten Gedanken und Empfindungen war mit einmal

da. Er fragte sich nicht, wie es möglich sei, daß Regina plötzlich hierher kam, er genoß nur das unerwartete Glück, sie zu sehen. Ein Ausdruck freudigen Erstaunens in Reginas Gesicht und eine Bewegung nach ihm zu schienen anzuzeigen, daß auch sie ihn gesehen hatte und über dieses Zusammentreffen beglückt war. Adalbert wollte eben, ein Gefühl der Schwere überwältigend, Regina entgegengehen, als neben ihm ein zweites Mädchen zum Vorschein kam, die von hinten genaht sein mußte und auf Regina zuging. Und dieses zweite Mädchen – Adalbert erschrak so sehr, daß seine Kinnladen zu klappern begannen – war Elisabeth. Weder sie noch Regina schienen Adalbert bemerkt zu haben, trotzdem er doch ganz nahe stand und Reginas Blicke ihm selbst gegolten zu haben schienen. Was hatte das zu bedeuten? Warum taten die zwei, als sähen sie ihn nicht, und wie war Elisabeth hierhergekommen? Welcher seltsame Zufall hatte sie alle drei hier in dieser Wildnis und Einsamkeit zusammengeführt? Adalbert sah, wie sich die beiden Mädchen gleich Freundinnen begrüßten, wenigstens sah er ein freundliches Lächeln auf dem ihm zugewandten Gesicht Reginas. Er sah auch, wie sich ihre Lippen bewegten, als spräche sie. Aber er hörte keinen Laut. Nur das Rauschen des Baches zog sich wie ein breites Band durch die Stille. Woher kannten die zwei Mädchen einander? Alles dieses Seltsame und Sonderbare legte sich bedrückend auf Adalbert, und wieder wuchs die Angst, die einen Augenblick durch plötzliche Freude verdrängt gewesen war. Um allen Fragen und diesem Druck der Angst ein Ende zu machen, wollte Adalbert auf die beiden Mädchen losgehen und sich ihre Antwort erbitten. Aber er vermochte den Fuß nicht vom Boden zu heben, wie man oft in banger Träumen an allen Gliedern gelähmt ist. Er wollte rufen, aber die Zunge lag schwer und unbeweglich in seinem Mund, und die Kehle hatte keinen Ton. Er war vollständig gebannt, unfähig sich zu bewegen, ein gefesselter Zuschauer der Szene, die sich vor ihm abspielte, als ob er nicht vorhanden wäre.

Elisabeth hatte ihren Arm in den Reginas gelegt, und die Mädchen gingen in einem eifrigen Gespräch, von dem nicht ein Wort hörbar war, am Ufer des Baches auf und ab. Sie kamen in regelmäßigen Pausen ganz nahe an Adalbert vorbei, und mit Grauen sah er die Bewegungen des Sprechens,

die von keinem Ton begleitet waren. Regina schien unbefangen und herzlich, in Elisabeths Gesicht aber sah Adalbert einen Zug, der ihm irgendwie gefährlich und drohend vorkam. Er lauerte gleichsam unter einer verstellten Freundlichkeit. Während sie auf Regina einsprach, versteckte sich ein Entschluß im Hintergrund, der keiner guten Gesinnung entsprang. Adalbert hatte in diesen Tagen Elisabeths Mienen mit solcher Aufmerksamkeit geprüft, daß er sich nicht zu irren glaubte. Wie ein gefährliches Raubtier, das mit seinem arglosen Opfer spielt, erschien ihm Elisabeth neben Regina. Außer sich vor Angst, versuchte er es immer wieder, zu den beiden hinzutreten und durch seine Dazwischenkunft ein Unglück zu verhüten, das sich für Regina vorbereitete. Aber er war gebannt und konnte sich nicht regen. Immer eindringlicher schien Elisabeth zu sprechen, und Regina, die anfangs mit geduldiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, nahm eine abweisende Miene an, je länger Elisabeth sprach. Offenbar wollte sie Regina zu irgend etwas überreden, und diese weigerte sich fest und entschieden, es zu tun. Der Ausdruck in den Mienen der beiden Mädchen war so sprechend, daß Adalbert alle Phasen eines Kampfes wahrzunehmen glaubte. Als Reginas Weigerung nunmehr in einem abwehrenden Kopfschütteln bestand, wurde Elisabeth immer heftiger und erregter. Nicht mehr freundlich, sondern fordernd und befehlend sprach sie mit ihr, und deutlicher erkennbar wurde der drohende und gefährliche Zug in ihrem Gesicht. Aber Reginas Antwort war dasselbe starre und entschlossene Nein. Plötzlich faßte Elisabeth, wie von Zorn überwältigt, Regina an der Schulter und rüttelte sie heftig hin und her. Regina erblaßte, faßte Elisabeths Hände und stieß sie von sich. Da sah Adalbert, wie in Elisabeths Augen ein Feuer aufflackerte, in dem ein dunkler und fürchterlicher Entschluß gehärtet war.

Rasend vor Verzweiflung tobte Adalbert gegen seinen Bann. Und als er das Vergebliche seines Ringens gegen eine unerbittliche Macht erkannte, erstarrte er in tödlicher Furcht und fühlte sich schwer werden wie Blei.

Indessen war in der Szene vor ihm eine Verwandlung eingetreten. Elisabeths Gesicht hatte einen anderen Ausdruck angenommen, sie schien die andere um Vergebung ihrer Heftigkeit zu bitten und legte wieder

schmeichelnd ihren Arm um die Hüfte Reginas. Und Regina lächelte rasch besänftigt und von Elisabeths heuchlerischer Miene getäuscht. Noch einige Male gingen die Mädchen am Ufer des Baches auf und ab, dann ließen sie sich, mit dem Rücken gegen Adalbert im Gras nieder. Zuerst setzte sich Regina, legte die Arme um die emporgezogenen Knie und sah vor sich hin. Der Rücken war leicht gekrümmt, und die rührende Linie der Schultern fiel sanft zu den Armen ab. Im Augenblick, in dem sich Elisabeth neben sie niederließ, nahm sie einen Gegenstand aus ihrem sandfarbenen Gürtel und verbarg ihn rasch in der Hand auf dem Rücken. Adalbert sah das plötzliche Funkeln eines kleinen Dolches.

Er wollte aufschreien, ein Wort der Warnung rufen, aber er vermochte es nicht. Nur den Kopf brachte er mit einem Ruck zurück. Da standen die Felsen rings um den grünen Wiesenfleck und sahen mit grauen, zerfurchten Gesichtern hinab. Wilde, steinerne Fratzen starrten, verwitterte Felshäupter reckten sich über rauhe Schultern ... Adalbert sah alte Bekannte aus frühen Tagen, die Galgenvögel vom Hexenstein und wußte sich von Freunden umgeben. Sie sahen ihn aufmerksam an und schienen auf ein Wort von ihm zu warten. Plötzlich lösten sich zwei rissige, ungeheuere Arme von der Seite einer der Felszacken ab und hoben sich zu dem Haupt empor. Adalbert sah, wie der Felsenkerl den schweren Kopf abhob und ihn schwebend hielt, als wolle er Elisabeth mit ihm zerschmettern. Dabei sahen ihn die leeren steinernen Augen, seines Befehles gewärtig, immerfort an. Aber in der Angst, daß der stürzende Block mit Elisabeth auch Regina töten könnte, legte Adalbert alle Kraft des Verbotes in seinen Blick. Der Felsenkerl schüttelte den Kopf ein wenig und setzte ihn wieder auf die Schultern.

Die beiden Mädchen saßen noch immer am Ufer des Baches, wie es schien in ein freundliches Gespräch vertieft. Aber Adalbert sah das Glitzern des Dolches auf dem Rücken Elisabeths und sah, wie ihre Finger sich krampfhaft spielend vom Griff lösten und wieder um ihn schlossen. Sein Entsetzen war so furchtbar, daß er einen Schleier vor seinen Augen herabsinken sah. Plötzlich bekam das helle Gewebe dieses Schleiers zwei blutrote, rasch sich vergrößernde Flecken. Elisabeth hatte, indem sie sich

erhob, als wolle sie an den Haaren Reginas etwas in Ordnung bringen, ihren Dolch zweimal in den Rücken Reginas gestoßen. Der Oberkörper der Getroffenen sank vornüber und aus den beiden Wunden drang in quellenden Stößen das Blut. Elisabeth war aufgesprungen und stand hochaufgerichtet neben Regina, die sich zur Seite gewälzt hatte und mit grauenvoll verzerrtem Gesicht zu ihr aufsah. Langsam öffneten sich die Finger der Mörderin und der Dolch fiel neben ihr zu Boden.

In diesem Augenblick zerriß der Bann, der Adalbert festgehalten hatte. Er schrie auf, wankend lief er auf Regina zu und warf sich neben ihr zu Boden. Aber als seine Hände nach ihrem Leib tasteten, löste sich ihre Gestalt auf, zerfloß in der Luft, und Adalbert sah die Stelle, wo die Geliebte noch eben gelegen hatte, leer. Nur eine Sekunde war es ihm, als sähe er sie noch undeutlich, wie unter dem grünen Gras, ein Stück in den Boden gesunken. Er schaute auf; auch Elisabeth war fort. Stöhnend erhob er sich, sah wild um sich, schrie noch einmal auf und fiel dann bewußtlos hin.

Als er wieder zu sich kam, war es Abend, der Kessel von den Schatten der umstehenden Felsen erfüllt. Adalberts Kopf war schwer, und seine Gedanken kamen nur ganz langsam zurück. Auf den Knien liegend versuchte er sich zu erinnern, was zuletzt gewesen war. Eine fürchterliche Tat und hier ... hier hatte sie blutend, entstellten Gesichts neben ihm gelegen, während die Mörderin in trotzigem Triumph daneben stand. Aber nun war nichts mehr da ... und da war auch kein Wiesenfleck und kein Wasser ... Mehr unter einem fremden Willen, als eigener Erwägung folgend, erhob sich Adalbert und versuchte unter großer Mühe zu gehen. Zu seinen Füßen klirrte etwas. Adalbert bückte sich und hob einen kleinen Dolch mit silbernem Griff auf. Er steckte den Dolch in die Tasche.

Quer über den Kessel flog ein großer schwarzer Vogel, wie ein Schatten über den noch hellen Himmel. Indem Adalbert der Richtung seines Fluges folgte, kam er an einem Vorsprung der Felsen vorbei, der einen schmalen Spalt verbarg. Hier hatte der Felskessel einen Ausgang, und Adalbert, der ohne zu überlegen sich durch die Engen des mannigfach gewundenen Spaltes schob, gelangte nach einigen Kletterstellen, die er wie im Traum überwand, auf eine kleine Hochebene. Das Meer lag vor ihm, und in nicht

allzu großer Entfernung sah er auch das Schloß Bezugs. Auf einem der kleineren Türme brannte unter dem rasch sich verdunkelnden Himmel ein mächtiges, offenes Feuer. Es griff mit lodernden Armen gegen den Himmel.

Der Kastellan stand mit einem Diener, der eine Fackel hielt, unter dem Portikus und schien Adalbert zu erwarten: »Kommen Sie endlich?« rief er ihm entgegen. »Das Fräulein hat schon zehnmal nach Ihnen gefragt.«

»Wann ist das Fräulein zurückgekommen?«

»Zurückgekommen? Sie ist nicht zurückgekommen ... Sie war den ganzen Tag im Schloß.«

»Lügen Sie nicht,« schrie Adalbert, »ich habe sie ja draußen gesehen, hören Sie ...«

»Ich lüge nicht, Herr ... ich war fast den ganzen Tag um das Fräulein herum. Sie blieb in ihrem Zimmer. Dann machte sie einen Gang durch die Burg, blieb längere Zeit in der großen Halle, saß mit einem Buch auf der Terrasse, aber sie las nicht viel, glaube ich, hielt das Buch im Schoß und sah nur immer auf das Meer. Gegen Abend ließ sie sich dann Ihr Zimmer zeigen ...«

»Mein Zimmer ... und was wollte sie?«

»Ich weiß es nicht. Sie schickte mich hinaus und blieb wohl eine Viertelstunde darin allein. Was ist Ihnen, Herr? wie sehen Sie aus?«

»Nichts, nichts«, erwiderte Adalbert und lehnte sich an eine Säule, weil er fühlte, daß er nicht länger allein zu stehen vermochte.

Elisabeth saß in der großen Halle an einem gedeckten Tisch und sah auf, als sie Adalberts Schritte hörte. Rasch erhob sie sich und ging ihm entgegen. Sie trug ein phantastisches Gewand, etwa wie eine indische Königin, reich mit Perlen besetzt und einen kleinen goldenen Elefanten vorne an der Brust. Das Kleid war vom Hals bis zu den Brüsten durchsichtig, und die Arme waren nackt, von leichten, flatternden Schleierflügeln umweht. »Sie haben sich unsere Insel gründlich angesehen,« sagte sie, »werden Sie Ihre Spaziergänge immer bis in die Nacht ausdehnen?«

Adalbert starrte sie an und wich vor ihr zurück.

»Was haben Sie? Bin ich ein Gespenst?« lächelte sie mit einem Anflug von Selbstbewunderung, der Adalbert Grauen einflößte. »Und wie sehen Sie aus?« Als Adalbert noch immer schwieg, fuhr Elisabeth plötzlich den Kastellan an, der hinter Adalbert eingetreten war: »Was stehst du noch? Wenn ich dich brauche, werde ich klingeln.« Adalbert sah dem Alten nach; es war ihm, als ob er einer ungeheuren, immer wachsenden Gefahr allein gegenüberstehe. Er vermochte sich nicht zu regen und leistete keinen Widerstand, als ihn Elisabeth jetzt unter dem Arm nahm und zum Tisch führte. »Kommen Sie,« sagte sie im Ton leichten Ärgers, »warum stehen Sie so da? .. Trinken Sie ein Glas Wein, wenn Ihnen nicht ganz wohl ist. Nur stehen Sie nicht so da.« Adalberts Finger berührten leicht die kühle Haut von Elisabeths Arm und er erschauerte. Aus einem alten Krug, der den bärtigen Kopf eines Mannes darstellte, goß Elisabeth einen dunklen, schwer duftenden Wein in den Becher, der vor Adalberts Platz stand.

»Trinken Sie!«

Er trank. Und er trank noch ein zweites Mal; aus keinem anderen Grund, als weil es Elisabeth so wollte. Die Wirkung des Weines trat fast augenblicklich ein. Mit einem Male sah Adalbert die Gegenstände in doppelter Schärfe und alle Schleier, die vor seine Sinne gesunken waren, rissen mit einem Ruck. Er hörte die Brandung des Meeres, voller und lauter als gestern abends und dazwischen ein feines Pfeifen, wie von einem beginnenden Sturm.

»Das Meer ... das Meer«, sagte Adalbert und deutete mit dem Arm hinaus.

»Es wird eine wilde Nacht werden«, sagte Elisabeth. »Bleiben Sie ... wohin wollen Sie gehen? Auf die Terrasse? Nein bleiben Sie ... und essen Sie zuerst.«

Adalbert gehorchte und aß von den Speisen, die ihm Elisabeth auf seinen Teller legte. Die einzelnen Bissen sanken schwer in ihn hinein, er fühlte, wie sie sich in ihm ansammelten und die Wärme seines Körpers erhöhten. Und von einem plötzlichen Durst gequält, trank er noch einige Becher des schweren, fast schwarzen Weines. Zu seinem Erstaunen fühlte er sich leichter werden. »Glauben Sie,« sagte er mit einmal, indem er sich

vorbeugte und Elisabeth fest in die Augen sah, »glauben Sie an diese Verdoppelung unseres Körpers? Nicht im Traum, sondern im wachen Zustand ...«

»Was meinen Sie ...?«

»Ich meine, ob Sie es für möglich halten, daß ein Mensch zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Orten sein kann?«

»Wie haben Sie sich solche Geschichten in den Kopf gesetzt?«

»So antworten Sie doch«, schrie er zornig und faßte Elisabeths Handgelenk. Sie überließ ihm willig ihren Arm und sah ihn stumm an, mit einem Flimmern der Augen, das Adalbert erschreckte. Zitternd ließ er sie los und murmelte vor sich hin: »Aber nein, aber nein ... wie sollte so etwas möglich sein ... und warum nicht? warum nicht? wenn es im Traum ...«

»Hören Sie: ich glaube, Sie sind krank. Und ich hasse die kranken Menschen ... ich hasse sie. Ich will nicht, daß Sie krank werden ... ich will es nicht. Meinen Bruder, den hasse ich ... man sollte ihn einfach erschlagen ... so ein Tier ...«

In diesem Augenblick stieg ein Gedanke in Adalbert auf. Er kam sich ungeheuer schlaue vor, und es war ihm, als habe dieser Gedanke irgendwo schon lange auf ihn gewartet. Wenn es nicht gelang, Elisabeth auf dem geraden Wege zum Sprechen zu bringen, so mußte er sie plötzlich überrumpeln. Indem er scheinbar auf ein anderes Thema überging, wollte er diese Überrumpelung vorbereiten.

»Ihr Bruder ...«, sagte er: »mir tut er leid. Ich kann mir nicht helfen. Und wie ist das eigentlich gekommen ... man spricht so vieles ... merkwürdiges Zeug ...«, dabei fühlte er nach dem Dolch in seiner Tasche. Er war da, er war da.

Aufmerksam sah ihm Elisabeth bei dieser neuen Wendung ins Gesicht. Dann schlug sie die Augen nieder, griff nach einem Teller mit Obst und zog ihn zu sich heran. Adalbert schien es, als fliehe ein sonderbarer Schimmer über ihr Gesicht, wie ein höhnisches Lächeln.

»Wie das gekommen ist ... das ist eine lange Geschichte. Eigentlich eine unheimliche Geschichte, wenn man in ungewöhnlichen Dingen gerne Absonderliches findet. Die Leute haben damals so vielen Unsinn

geschwätzt ... das war der Grund, weshalb auch Papa aus der Stadt weggezogen ist. Sie werden auch sicher irgend etwas davon gehört haben ... bei dem Fest, als der Bruder ausbrach.«

»Unsinniges Zeug ... aber ich glaube ...«

»Es kommt immer nur auf die Zusammenhänge an. Die Leute sind geneigt, ein Nebeneinander oder ein Nacheinander in Beziehungen zu setzen, irgendwie als Ursache und Wirkung zu verbinden. Übrigens ist es zu spät, und Sie werden müde sein ... nicht wahr? Also weniger Betrachtungen und mehr Historie. Ich erzähle Ihnen also alles Nebeneinander und Nacheinander und Sie können dann nach Ihrem Belieben Beziehungen finden und verbinden. Der Vater fing also, wie Sie vielleicht wissen werden, als Spielzeugfabrikant an. Mit mechanischen Puppen und Tieren legte er den Grundstock zu seinem Vermögen. Es war damals eine günstige Zeit für diese Industrie. Die Sache war neu und man konnte oft sehen, daß sogar Erwachsene, wenn sie unsere Magazine besuchten, mit besonderem Vergnügen bei den beweglichen Dingen stehenblieben. Es muß damals ein merkwürdiger Spieltrieb in der Welt gewesen sein, ein bemerkenswerter Mangel an Ernst, eine fast sträfliche Harmlosigkeit und eine Gleichgültigkeit allen wichtigeren Angelegenheiten gegenüber. Vor ein paar Tagen habe ich ein Buch in die Hand bekommen, eine Kulturgeschichte des Jahrhunderts, deren Verfasser sagt etwas Ähnliches über diese Zeit. Mein Vater scheint immer einen guten Blick für den Zug der Zeit, vor allem für ihre Schwächen gehabt zu haben. Er kam ihnen jederzeit weit entgegen und stand sich immer gut dabei. Wenn ich an damals zurückdenke, so scheint es mir, als ob mein Vater viel dazu beigetragen hätte, jene Zeit so zu verläppern und verspielt zu machen. Jeder große Mann, jede besondere und gewaltige Tat wurde sogleich von ihm für seine Industrie verwertet. Dieser Eindruck mag vielleicht dadurch verstärkt worden sein, daß ich als Kind diese Sachen immerwährend um mich sah. Die Welt, in der wir als Kinder leben, ist uns auf immer unverlierbar, und ich glaube, daß es keine Erlebnisse gibt, die in ihren Wirkungen den Kindheitserlebnissen gleichkommen. Übrigens – ich selbst habe vor den mechanischen Spielereien meines Vaters immer Furcht gehabt. Diese

beweglichen, das Leben nachäffenden Puppen und Tiere waren mir unheimlich. Ich verstand nicht, wie andere an den Dingen Vergnügen finden konnten, die mir Grauen machten. Und ich war durchaus nicht dazu zu bringen, diese Spielwerke in mein Kinderzimmer aufzunehmen. Eine leblose Puppe, ein totes Stück Holz waren mir lieber als der tadelloseste Mechanismus. Eines Tages kam der Vater mit einem nachdenklichen Gesicht zum Mittagstisch, noch mürrischer als sonst, und gab der Mutter, die damals noch nicht krank war, auf ihre Fragen keine Antwort. Erst nach langem Drängen sprach er in abgebrochenen Worten von einem Gedanken, der ihn ganz in Anspruch nahm. Er hatte auf einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, die er in Geschäften zu besuchen pflegte, einen Kletteraffen gesehen. Irgendein Jahrmarktsvagabund hatte das Spielzeug gezeigt. Es war ein kleiner Affe, der mit unglaublicher Behendigkeit und dem Leben abgelauchten Bewegungen an einem Strick hinaufkletterte. Der Vater war von dem Spielzeug entzückt und wollte dem Vagabunden seine Erfindung augenblicklich abkaufen. Aber damals war mein Vater noch im Beginn seiner Bahn und konnte nicht ohne weiteres jeden Betrag zahlen. Der Vagabund verlangte eine bedeutende Summe, der Vater wollte nicht soviel dranwenden, und so konnten die beiden nicht handelseinig werden. Verdrossen ging mein Vater weg und vergaß über seinen Geschäften den Kletteraffen und seinen hartnäckigen Erfinder. Als er sich aber gegen Abend wieder an das Spielzeug erinnerte und als genialer Geschäftsmann sich den großen Zug ausrechnete, den er mit diesem Artikel machen konnte, überlegte er bei sich, daß es nicht schlau gewesen war, dem Mann nicht die Summe zu zahlen. Er lief sogleich nach dem Markt, aber die Buden waren geschlossen, die Gassen zwischen ihnen leer, nur der Nachtwächter wankte verschlafen herum. Nun rannte er in seiner Angst, daß er etwas versäumt haben könnte, in die Herberge, wo die Jahrmarktsleute einkehrten. Der Vagabund war hier nicht zu finden. Noch die halbe Nacht fragte der Vater in sämtlichen Wirtshäusern der Stadt nach und machte, als er fertig war, den ganzen Weg noch einmal. Nirgends wußte man etwas von dem Besitzer des Kletteraffen. Mein Vater war wütend und machte sich die bittersten Vorwürfe. ›Du wirst sehen,‹ sagte er zur Mama, ›daß ich ein vortreffliches

Geschäft aus der Hand gelassen habe. Oder ... du wirst es nicht sehen ... < Plötzlich stand er vom Tisch auf – ich sehe ihn noch vor mir – und sagte: ›Und ich werde es doch machen ... ich werde es machen ..., dieses Geschäft.< Sie kennen ja meinen Vater. Je schwieriger eine Sache ist, desto mehr reizt sie ihn. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, Kletteraffen zu erzeugen, und seine ganze Spannkraft war auf dieses Ziel gerichtet. Über sein vollständiges Versinken in diese Arbeit war meine Mama, die damals gerade mit meinem Bruder schwanger war, sehr unglücklich. Sie hat seit jeher das Bedürfnis gehabt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der ganzen Familie zu stehen und alles um sich bemüht zu sehen; und sie glaubte durch ihren Zustand ein besonderes Recht auf diese Aufmerksamkeit zu haben. Der Vater aber schloß sich in sein Zimmer ein und kam oft tagelang nicht zum Vorschein. Nur die Mechaniker der Fabrik wurden zu langen Beratungen eingelassen. Ich war natürlich neugierig, was mein Vater in seinem Zimmer trieb, und es gelang mir eines Tages, einen Augenblick zu erspähen, als mein Vater das Zimmer verließ und die Türe offen blieb. Da standen lange Tische rings an den Wänden, mit Werkzeugen und Teilen von mechanischen Figuren, eine Hobelbank war da und ein kleiner Ofen, auf dem irgendein Brei oder Leim kochte. Es roch jämmerlich in dem geschlossenen Raum. Und wie ich so hinsah, war es mir, als ob sich diese Dinge alle bewegten und auf mich zukröchen ... Da wurde mein Abscheu wieder stärker als meine Neugierde, das Grauen überwältigte mich, und ich lief davon. Wochenlang dauerten die vergeblichen Versuche meines Vaters, er wurde immer mürrischer und geriet immer tiefer in den Bann seines Wunsches. Eine Idee, die ihn einmal so erfaßt hat, kann sich bei ihm bis zu einer Art Wahnsinn steigern. Selbst ich, die ich die Vorgänge um mich doch mit kindlicher Unbefangenheit sah, bemerkte, daß der Vater verfiel. Die Mutter weinte über ihre Vernachlässigung. – An einem schönen Frühlingstag ging ich mit der Gouvernante spazieren und kam in die Vorstadt, wo auf einer großen Wiese zwischen neuerbauten Häusern eine Menagerie aufgeschlagen war. Ich bat so lange, bis die Gouvernante mit mir hineinging. Noch ganz voll von den großen Eindrücken, kam ich nach Haus und erzählte von den Elefanten und Löwen und Affen. Mein Vater, der am

Tisch saß und anfangs gar nicht zugehört hatte, horchte auf, als ich von dem Gorilla erzählte. Plötzlich sprang er auf, wollte etwas sagen, besann sich aber und ging zur Tür hinaus. Am andern Tage brachten einige Männer auf einem Wagen einen großen in Tücher gehüllten Gegenstand, eine Kiste oder dergleichen. Ich sah aus dem Fenster und bemerkte, als sich die Tücher beim Abladen etwas verschoben, Käfigstangen darunter. Das viereckige Ding wurde mit großer Vorsicht in das Arbeitszimmer meines Vaters gebracht. Ich war ganz außer mir; denn ich glaubte bestimmt zu wissen, daß irgend etwas Besonderes, Geheimnisvolles darin steckte. Am Abend erfuhr ich in der Küche, daß sich der Vater einen großen Affen habe ins Haus bringen lassen. Ein weiblicher Affe, sagte die Köchin, für die einer der Männer das Tuch des Käfigs ein wenig gehoben hatte, und der sei noch viel gräßlicher als ein Männchen. Mit *solchen* Augen habe er sie angesehen. Als ich fragte, wozu der Papa wohl das Tier habe bringen lassen, zuckte sie die Achseln. Dann zog sie mich plötzlich an sich und murmelte, indem sie mich unzähligemal auf die Stirn und das Haar küßte: ›Wenn nur kein Unglück g'schieht, wenn nur kein Unglück g'schieht.‹ Ich habe mir diese Szene genau gemerkt, weil sie eigentlich dem Wesen unserer Marie so wenig entsprach. Sie war breitschultrig wie ein Dragoner, hatte eine laut schallende, männliche Stimme, und war, so gern sie mich hatte, sonst wenig zu Zärtlichkeiten geneigt. Ich habe sonst niemals wahrgenommen, daß sie ihre Stimme gedämpft hätte. Selbst wenn sie an irgendwelchen häuslichen Vorgängen etwas auszusetzen hatte, tat sie es so, daß man es draußen vor der Türe und unten auf dem Hof mit aller Deutlichkeit hören konnte. Darum fiel mir damals ihr scheues Wesen auf. Ich glaube, sie hatte Furcht. Es dauerte nicht lange, so hatte sie auch mich angesteckt. Unser Stubenmädchen trug dazu bei, mich aufs äußerste zu erregen. Sie erzählte mir eines Abends in der Dämmerung, daß die Affen die Lieblinge des Teufels seien. Ab und zu suche er sich einen Affen aus, um in ihn hineinzufahren. Früher sei er mit Vorliebe in die Menschen gefahren, aber seit ihm Christus das verboten habe, halte er sich an die Affen. In der Nacht darauf hörte ich ganz deutlich einen lauten Schrei. Ich erwachte, hörte noch einen Schrei, und darauf ein lang anhaltendes Geheul. Nun besann ich

mich, daß mein Zimmer über dem Arbeitszimmer Papas lag. Das war der Affe, der da schrie, sagte ich mir. Die Gouvernante schlief mit mir in meinem Zimmer. Ich rief sie an, aber sie hörte mich nicht, sie schlief einen soliden, englischen Schlaf. Da zog ich die Decke über die Ohren und lag die ganze Nacht wach. Mit meiner Angst und meiner Aufregung flüchtete ich am Morgen zu meiner Miß. Sie sah mich an, schüttelte den Kopf, befühlte meine Stirne, und griff nach meinem Puls; denn sie war die Kaltblütigkeit in Person, ruhig wie eine Säule und führte alle seelischen Erregungen auf Affektionen des Magens zurück. Der Papa hatte einen Affen bei sich; gut, was war weiter daran, der Affe schrie bisweilen bei Nacht; gut, er langweilte sich vielleicht, oder er träumte vom Urwald. Ich täte auch besser, zu schlafen und zu träumen. Nun ging ich zur Mama und begann meine Furcht auszuweinen. Die Mama wußte schon davon, sie hielt sich die Ohren zu und schrie: »Hör' auf, hör' auf ... ich will nichts davon wissen.« Nun war ich wieder allein und meinen Phantasien überlassen. Noch zwei Nächte lag ich schlaflos, immer in fürchterlichster Erwartung des Schreies, aber ich hörte nichts, nur ab und zu ein leises Grunzen, wie von einem Tier, das sich etwas behagen läßt. Endlich, nach fast einer Woche, kam der Vater zum erstenmal aus seinem Arbeitszimmer hervor. Er sah sehr schlecht aus, als ob er die ganze Zeit über nicht geschlafen habe. Ich lief auf ihn zu und bat ihn, den gräßlichen Affen aus dem Haus zu geben. Die Mama stand dabei und sah den Papa ganz sonderbar an. Nach einer Weile strich mir der Papa über das Haar und sagte: »Ja ... ja ... sehr bald ... ich bin bald fertig.« Dann ging er wieder davon und ließ sich einen ganzen Tag nicht mehr sehen. Am zweiten Tag darauf saß ich gerade bei der Mama im Zimmer und spielte. Da kam die Köchin, die dem Vater immer das Essen zu bringen hatte – sie durfte es gerade nur durch den schmalen Türspalt reichen – und begann: »Gnädige Frau, ich muß Ihnen etwas sagen.« Als ihr Blick auf mich fiel, trat sie an Mama heran und flüsterte die Fortsetzung ganz nahe an ihrem Ohr. Kinder beobachten meist weit schärfer, als die Erwachsenen geneigt sind anzunehmen. Ich sah, daß die Mitteilung der Köchin auf die Mama einen schrecklichen Eindruck machte. Sie verfiel in eine Art von Krämpfen, faßte sich aber nach einer Weile und erhob sich. So hatte ich die Mama

noch niemals gesehen. Wie eine Heldin stand sie da. »Kommen Sie,« sagte sie, »aber wie ...« »Er hat heute vergessen, wieder abzusperrren«, sagte Marie. Dann gingen sie, und ich schlich trotz meiner Furcht leise hinter ihnen drein. Vor der Tür des Arbeitszimmers stand die Mama einen Augenblick still, dann riß sie die Tür plötzlich auf. Ich war noch zu weit hinten, um einen Blick in das Zimmer machen zu können. Ich hörte nur, wie die Mama einen Schrei ausstieß, und sah, wie sie lang hinfiel. Die Köchin zerrte sie rasch von der Schwelle und warf die Tür zu. Nun entstand ein Tumult, man lief hin und her, bemühte sich, die Mama zum Bewußtsein zu bringen, und trug sie, als das nicht gelang, auf ihr Zimmer. Der Arzt kam, ein paar Stunden später eine fremde Frau. Ich wollte zur Mama, aber man ließ mich nicht zu ihr. Sie sei krank und müßte Ruhe haben. So waren lauter fremde Leute um Mama, denn der Papa kam nicht zum Vorschein. Zwei Tage später erfuhr ich, daß ich einen Bruder bekommen habe. Und als habe der Papa nur auf diesen Augenblick gewartet, kam er aus seinem Arbeitszimmer. Strahlend, vergnügt, und als ich auf ihn zulief, hob er mich auf und küßte mich. »Ich habe einen Bruder, Papa«, schrie ich; denn ich faßte das so vergnüglich auf, als habe ich ein lang ersehntes Spielzeug bekommen. Da setzte er mich schnell hin, sah mich an, strich sich über die Stirn, murmelte etwas, das ich nicht verstand, und ging dann zu Mama. Als ich meinen Bruder endlich zu sehen bekam, war ich enttäuscht. Mit einem solchen dummen, hilflosen Ding war ja nichts anzufangen. Ich sagte das dem Papa. Er tröstete mich und brachte mir einen Affen, der an einem Strick in die Höhe klettern konnte. Mit einem Stolz, der aus jedem Wort und jedem Blick sprach. Aber ich schrie und lief davon. Das Ding flößte mir noch mehr Grauen ein, als alle anderen mechanischen Spielzeuge aus Papas Fabrik. Aber andere Leute dachten nicht so wie ich. Papa hat mit seinen Kletteraffen den Weltmarkt erobert, und ist durch diese Erfindung ein reicher Mann geworden.«

Das leise, feine Pfeifen draußen hatte sich zu lautem Brausen gesteigert. Der Wind hatte sich gedreht und fegte Wellen türmend über die offene See. Adalbert, der die Geschichte Elisabeths heraufbeschworen hatte, um

inzwischen eine Überraschung vorzubereiten, hatte fast vergessen, was er gewollt hatte. Er saß da und sann dem Gehörten nach.

»Und der Affe?« fragte er endlich.

»Nach ein paar Jahren hat mich die Köchin wieder in der Dämmerung auf den Schoß genommen. »Er ist tot,« sagte sie, »sie haben ihn heute umgebracht.« »Wer ist tot?« »Der Affe.« Ich schüttelte mich vor Entsetzen und war doch wie befreit. Und dann erfuhr ich, daß man ihn im Garten verscharrt hatte. Da erfaßte mich die Lust, mir das Ungeheuer anzusehen. Ich schlief wieder eine ganze Nacht lang nicht. Etwas trieb mich an, wie man oft willenlos gerade dem Gräßlichen, das man vermeiden will, entgegengetrieben wird. Ich habe seitdem diesen Reiz des Grauens oft genug genauer kennengelernt. Alles Heldentum ist diesem Trieb in etwas verwandt. Gegen Morgen schlich ich mich in den Garten. Meine Gouvernante schlief wieder ihren englischen Schlaf und hörte nicht, wie ich unter meinen Spielsachen den kleinen Spaten hervorsuchte, mit dem ich meine Sandbauten auszuführen pflegte. Es war noch ziemlich düster unter den alten Bäumen. Aber ich brauchte doch nicht lange zu suchen, bis ich die Stelle fand, wo man den Affen verscharrt hatte. Es war leicht zu erkennen, wo die Erde frisch aufgewühlt worden war. Mit meinem Spaten ging ich an die Arbeit. Man hatte es mir nicht allzu schwer gemacht. Nach ein paar Stichen stieß ich auf einen Gegenstand. Ich warf die Erde fort und griff in die Grube. Da bekam ich einen Teil eines haarigen Pelzes zu fassen. In einem Anfall von Wahnsinn zerrte ich an dem Ding, und plötzlich brachte ich einen Arm hervor, an dem eine Hand mit Menschenfingern saß. Da brüllte ich, als ob mich ein Gespenst beim Kleide hätte, ließ meinen Spaten liegen und rannte davon.«

Adalbert trank ein Glas des schweren, schwarzen Weines, und das Toben in ihm war eins mit den Schlägen der Brandung unten an den Felsen. Plötzlich warf er das Glas, in dem noch ein Rest des Weines war, im Bogen von sich, daß es auf dem Boden zersplitterte, und schrie: »Warum erzählen Sie mir das? ... Warum? ... Warum? ... Was hat das mit Ihrem Bruder zu tun?«

»Mit meinem Bruder?« Elisabeth hatte ein Bein über das andere geschlagen und ihre Hände um das Knie geschlossen. Sie sah vor sich hin, ohne das Toben Adalberts auffallend zu finden. »Mit meinem Bruder? ... Er wurde mir, als er in die glücklichen Jahre der Drolligkeit kam, ein willkommener Spielgefährte. Aber das dauerte nicht lange. In seinem vierten Jahr bekam er zum erstenmal den Anfall, der ... nun Sie haben ihn ja gesehen. Das steigerte sich mit den Jahren, kam immer öfter und verließ ihn zuletzt nur noch selten. Er ist unglücklich; denn ich glaube, in seinen lichten Augenblicken kommt ihm das Bewußtsein seines abschreckenden Elends. Die Ärzte können da nicht helfen. In der Stadt aber tauchten Gerüchte auf und gingen so lange um, bis der Vater sich entschloß, den Mittelpunkt seines Wirkens zu verlegen.«

Adalbert saß in sich zusammengesunken, den Kopf auf der Brust. Langsam löste Elisabeth ihre Hände vom Knie, stand auf und ging auf die Terrasse hinaus. Dort stand sie an der Brüstung und schaute auf das Meer. Adalbert sah sie nur auf kurze Augenblicke, wenn der Sturm den dunkeln Vorhang vor einem seltsam erhellten Himmel zerriß. Da tauchte sie plötzlich aus der Finsternis auf, ihre Schleier wehten um sie, so fremd und nicht zu ihrem Leib gehörig, als hätten sie die langen Arme zerfließender Gestalten gepackt und suchten sie hinabzuziehen. Jetzt war der Augenblick gekommen, dachte Adalbert. Leise nahm er den Dolch aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch, und schob ihn durch das Gewirr der Teller, Schüsseln und Gläser bis unmittelbar vor Elisabeths Platz. Es gab einen ganz hellen leichten Klang, als der Stahl gegen den gerippten Fuß eines grünlichen Weinpokals stieß. Einen Moment lang schwebte der Klang wie ein kleines silbernes Wölkchen über dem Tisch. Es war, als habe er Elisabeth gerufen. Sie wandte sich und kam aus dem Bereich des Sturmes zurück. Ihr Haar war zerzaust, und einzelne Strähne hingen wirr ins Gesicht. Sie nahm einen von ihnen und strich ihn wie liebkosend hinter das Ohr. Adalbert dachte an das Haupt der Medusa, das er einmal irgendwo gesehen hatte, und es war ihm, als seien auch Elisabeths Haare lebendige züngelnde Schlangen, die sie mit zärtlichen Bewegungen beruhigte und zähmte. Er sah ihr ins Gesicht. Ihre Augen glommen. Schlangenhändigerin! dachte er. Plötzlich

erblickte sie den kleinen Dolch neben ihrem Teller. Sie nahm ihn auf. »Mein Dolch,« sagte sie, »wie kommt der hierher?«

»Ihr Dolch?« fragte Adalbert und faßte mit beiden Händen die Kante des Tisches.

»Ja ... ich vermisse ihn schon seit Mittag. Wo haben Sie ihn gefunden?«

Da stieß Adalbert mit einem Ruck den Tisch von sich. Es war eine Art von Krampf, dem die Berechnung der angewandten Kraft fehlt. Nur eine plötzliche Bewegung, in der sich die Anspannung der Nerven löste. Und zugleich eine Äußerung des Instinktes, der einer drohenden Gefahr wehren wollte. Der schwere Tisch hob sich, neigte sich nach der anderen Seite, stand einen Augenblick lang auf zwei Beinen und stürzte dann um. Alles Geschirr und alle Gläser, die Schüsseln mit den Resten der Mahlzeit klirrten und zerbrachen auf dem Steinboden. Adalbert stand da, bleich wie die Wand und streckte eine Hand gegen Elisabeth aus. Einer der Teller, der durch einen Zufall unversehrt geblieben war, kam im kurzen Bogen aus dem Trümmerhaufen hervorgeschossen und begann gerade vor Adalbert einen Kreiselanz. Er wirbelte auf vergoldetem Rand einige Male herum; dann wurde seine Drehung flacher, und endlich kam er mit kurzem, plumpem Klirren zur Ruhe.

Noch immer standen sich Adalbert und Elisabeth lautlos gegenüber.

Plötzlich schrie sie auf: »Adalbert!« und es schien, als wolle sie auf ihn zugehen. Da zog er sich Schritt für Schritt zurück, immer die Augen fest auf ihrem Gesicht. Als er die Tür erreicht hatte, riß er sie auf und sprang mit einem Satz hinaus. Er lief durch die Gänge und Hallen, über Treppen auf und ab, von einer fürchterlichen Angst gehetzt, ohne zu wissen, was er wollte.

Rasch trat Adalbert in sein Turmzimmer, warf die Tür hinter sich zu und sperrte ab. Dann tastete er im Dunkeln zu einem Stuhl und setzte sich so schwer hin, daß die Füße knackten. Sein Körper war eine träge Masse, über die sein Wille keine Macht mehr hatte. Er fühlte, daß er mit seiner Kraft zu Ende war. Nun saß er im Dunkeln und wagte nicht, Licht zu machen. Der Sturm stieß mit schweren, nassen Flügeln gegen das Gemäuer und schwang sich, wie wenn er auf der Plattform einen Augenblick geruht hätte, mit

einem heulenden Gelächter davon. Alle Galgenvögel des Hexensteins rasten durch die Luft. Nach einer Weile, die Adalbert wie im Chaos zugebracht hatte, empfand er einen Strahl von Kraft und Helle. Hier war ja Rettung. Hier war sein Schutz vor dem Grauen, das ihn überall umlauerte: Reginas Bild. Und nun vermochte er aufzustehen und die Lichter in den Saugnäpfen des Polypen zu entzünden.

Dann ging er in das Schlafzimmer und zog den Vorhang vor dem Bild zurück. Mit einem Schrei taumelte er gegen das Bettgestell, mit beiden Händen den Kopfteil erfassend, starrte er auf die leere Wand.

Das Bild war weg.

Der Nagel war da, an dem es gehangen hatte; aber das Bild war verschwunden. Unter dem Nagel war ein roter Fleck an der Wand. Mit zitternden Fingern strich er über die Wand, um sich zu überzeugen, ob seine Augen nicht etwa geblendet waren. Der rote Fleck fühlte sich feucht an, und als Adalbert seine Finger ansah, fand er sie rotgefärbt. Blut? ... War das nicht Blut, was da an seinen Fingern klebte? ... Blut an der Stelle, wo das Bild gehangen hatte? ... Halb wahnsinnig vor Angst warf sich Adalbert auf das Bett hin. Keuchend, wie nach einer fürchterlichen Hetze lag er da ... den Blick starr auf die Decke gerichtet, wo über den Glasplatten die Nacht starrte. Er war vollständig seiner Besinnung beraubt, und es erschien ihm nur ganz richtig, daß die Nacht ein rundes, schwarzes Auge hatte, mit dessen unverwandtem Blick sie ihn festhielt. Plötzlich kam Leben in dieses Auge ... ein weißlicher Schleier mit grünem Geäder schob sich vor ... und preßte sich fest an die Glasscheibe des Auges ... aber das war kein Schleier, das war ein Krötenbauch, weißlich, mit grünen Adern ... ein Krötenbauch, der sich gegen die Glasscheibe preßte.

Und mit einemmal kam ihm auch die Besinnung zum Teil zurück. Das Ding da über ihm war nicht im Auge der Nacht, sondern er war ja in seinem Turmzimmer, und hatte die Glasscheiben des Daches über sich ... und was sich da außen gegen die Platten preßte, war das fürchterlichste von allen Nachttieren ... die Sturmkröte ...

Die Sturmkröte ...!

Er fuhr auf und rannte davon ... der Schlüssel seiner Tür drehte sich schwer im Schloß, verzweifelt wandte er alle Kraft an, riß die Tür endlich auf und raste die Treppen und Gänge entlang ... zu ihr ...

Zu ihr!

Sie mußte ihn retten ... eine Helle umfloß ihn, er sah den Vorhang vor sich, griff wild in die Falten und stürzte in Elisabeths Zimmer ... Atemlos, blind stand er da und hielt sich noch an den Falten des Vorhangs.

Vor ihm, am Rande des Sarkophags saß Elisabeth ... nackt ...

Einen Augenblick lang hörte Adalbert einen Ruf: Zurück! Ein lauter, gellender Ruf, und der vermochte so viel über ihn, daß er eine Bewegung machte, sich zu wenden. Aber da hob Elisabeth die Arme, er sah die kleinen blonden Haarbüschel unter ihren Achseln, er sah das Zittern ihrer Brüste ... »Komm«, sagte sie.

Eine Flamme schoß durch ihn, und der Sturm eines schrecklichen Triebes machte ihn taumeln. Blind stürzte er vorwärts und umklammerte ihre nackten Schenkel.

»Ich wußte, daß du dich mir im Grauen vermählen wirst«, sagte Elisabeth und beugte sich über ihn, daß ihre Haare auf seine Schultern fielen.

»Um meinen Verstand ... um meinen Verstand hast du gespielt«, schrie Adalbert.

»Und habe deinen süßen Leib gewonnen ...«

Adalbert fühlte, wie sich ihm die Schenkel Elisabeths entgegenpreßten. Mit wilden Küssen fiel er über ihr duftendes Fleisch her, wühlte seinen Kopf in ihren Schoß ...

Elisabeth zog ihn empor, schlang sich eng um ihn und sank dann in fester Umklammerung mit ihm in den mit weichen Kissen und kostbaren Decken angefüllten Sarkophag der Königin Omphale ...

Zweiter Teil.

Höllenfahrt

[Inhaltsverzeichnis](#)

Zwei Feinde nähern sich. Meer und Weib. Elisabeth bekommt Besuch

Inhaltsverzeichnis

Der Tod des jungen Behrens brachte Bezug einige Unannehmlichkeiten. Während die ganze Stadt von den märchenhaften Geschichten über die Verlobungsfeier im Hause Bezugs erfüllt war, fiel die Ermordung des Fabrikanten in zu unmittelbare Nähe, als daß man nicht beide Ereignisse hätte miteinander irgendwie in Verbindung setzen wollen. War er auch bei Bezugs Fest dabei gewesen? Gewiß, er war dabei gewesen.

Man suchte nach irgendeinem Motiv, das aus diesem Fest entsprungen sein konnte. Ein Gerücht behauptete – es war mit einiger Sicherheit bis in die Nähe der Frau Herold zurück zu verfolgen –, daß Behrens nicht ermordet worden sei, sondern sich selbst getötet habe. Warum? Man flüsterte geheimnisvoll, daß die wundersame, magische Anziehung Elisabeths auch auf ihn wirksam geworden sei, und daß er den Tod einem von hoffnungsloser Leidenschaft zerstörten Leben vorgezogen habe.

Damit wurde er für alle Backfische ein Märtyrer der Liebe, und der »Illustrierte Tageskurier«, der sein Bild auf der ersten Seite brachte, mußte im Laufe des Tages drei Auflagen veranstalten.

Nun hatte man auch eine ungezwungene Erklärung für die Abreise Elisabeths. Obzwar sie schuldlos war und den jungen Mann nicht ermuntert hatte – oder hatte sie ihn doch ermuntert? – wollte sie doch den düsteren Eindruck der Tat durch Ortswechsel und Zerstreuungen verwischen. Darum nahm sie auch den Bräutigam nicht mit. Immerhin war es sonderbar, daß sie an seiner Statt einen anderen jungen Mann als Begleiter hatte. Und hier, an dieser Ecke, zweigte eine andere Ansicht von der Sache ab. Elisabeth war nicht so schuldlos, wie man geneigt war zu glauben. Sie war eine der ganz großen Koketten, und ein gewisser Kreis, in dessen Mittelpunkt Doktor Störner stand, behauptete, sie hätte zur Zeit des römischen Kaiserreiches geboren sein sollen, um ihre Talente ganz entfalten zu können. Sie sei

gefährlich und sei sich ihrer Macht allzusehr bewußt, um freigesprochen zu werden, wenn durch sie ein Unheil geschehen war.

Die Presse ließ die Frage von Elisabeths Schuld unberührt, und focht unter Herolds Führung unentwegt für die Anschauung, daß Behrens durch Selbstmord geendet habe.

Trotz alledem ließ sich eine Gegenmeinung nicht niederringen, die hartnäckig, mit einer gewissen Bosheit darauf bestand, daß Behrens ermordet worden sei. Es war ein düsterer Chor, der endlich die Behörden zwang, irgend etwas zu unternehmen. Es gab einige Verhöre und Protokollaufnahmen, eine ganze Menge von Zeugen wurden vorgeladen, auch Bezug und Hainx mußten ihre Wahrnehmungen wiedergeben. Dann, nachdem man der öffentlichen Meinung den Willen getan zu haben glaubte, geriet die Angelegenheit in Vergessenheit.

Bezug zeigte sich während dieser Zeit von einer ihm sonst ganz fremden Nervosität und Hast, und einige waren der Ansicht, daß dieses veränderte Gebaren mit der Mordaffäre zusammenhänge. Andere aber brachten diese Nervosität mit dem dritten großen Ereignis in Verbindung, das zugleich mit den beiden anderen seine Wirkungen ausübte: mit der Entdeckung, daß Bezug einen wahnsinnigen Sohn besaß. Durch diesen Umstand verschob sich das Bild Bezugs in den Augen des Publikums in etwas. Der Milliardär hatte auch sein menschliches Leid zu tragen. Was half ihm das Geld ...? Und selbst solche, die Bezug bisher eher gefürchtet und gehaßt hatten, begannen ihn nun ein wenig zu bemitleiden.

Sie hatten recht. Bezugs Unruhe kam vor allem aus der Besorgnis um den Sohn. Auch anderes war noch da: die Scherereien mit den Behörden machten ihn mißgestimmt, Hecht war mürrisch und schien zur Empörung geneigt, die Verhandlungen mit Behrens' Onkel wollten nicht glatt gehen. Aber vor allem war es die Qual, seinem Sohn keine Hilfe schaffen zu können.

»Ich habe es jahrelang vermieden,« sagte er zu Hainx, »ihn zu sehen. Ich brauche meine Ruhe und Festigkeit; ich kann mich nicht täglich durch diesen Anblick erschüttern lassen. Und das war gut. Aber seit ich ihn

wiedergesehen habe ... es ist ... es ist schrecklich. Was soll ich tun? Was soll ich tun?«

Agathe durfte er mit solchen Klagen nicht kommen, denn die verfiel beim ersten Wort in Krämpfe. Und selbst wenn ihr Zustand es erlaubt hätte, so hätte es Bezug verschmäht zu ihr zu kommen; er hatte sie und sich daran gewöhnt, vor ihr als Mensch von Stein und Eisen zu erscheinen, und an der Erhaltung des Glaubens der andern an seine Kraft war ihm vor allem gelegen.

Hainx staunte über die manchmal plötzlich eintretende Kraftlosigkeit seines Herrn. Mitten in einer Arbeit, die Scharfsinn und Geistesgegenwart erforderte, nach Proben ungeschwächter Beherrschung aller Dinge, sank Bezug plötzlich zusammen, und es war, als ob er irgendwohin lauschte. Seine Aufmerksamkeit war auf ein leises Geräusch gerichtet, das manchmal hörbar wurde, ein sehr entferntes und gedämpftes Geräusch, das aus den Tiefen des Hauses kam. Diese Versunkenheit konnte Viertelstunden lang andauern, dann war es, wie wenn Bezug erwachte, er richtete sich auf und setzte seine Arbeit genau an dem Punkte fort, wo er sie unterbrochen hatte.

Daß Bezug aber auch nachts stundenlang in seinem Zimmer auf und ab ging und im Bett aufsaß, um auf dieses fürchterliche Gekreisch, das trotz aller schalldichten Wände und Türen zu ihm drang, zu lauschen, wußte niemand.

Jeden Morgen ließ er sich von Richard Bericht erstatten. Und dessen Bericht lautete stets gleich: Es änderte sich nichts im Zustand des jungen Herrn. Nach Richard kam der Hofrat, der Vorstand der psychiatrischen Abteilung, der seit einiger Zeit Arnolds Behandlung übernommen hatte. Sein Bericht besagte, obzwar er klarer und mit einigen fachmännischen Ausdrücken geschmückt war, nichts anderes als der des Dieners.

Eines Morgens aber kam Richard mit so merkwürdigem, verstörtem Ausdruck, daß es Bezug sogleich auffiel. Er stand auf und ging ihm entgegen. »Was ist's ... was gibt's?« rief er, indem er ihn am Handgelenk faßte und schüttelte.

Richard, der sonst die Fassung und Geistesgegenwart nicht verlor, war unfähig, zu sprechen.

»So rede doch ...«, schrie Bezug heftig.

»Gnädiger Herr ... gnädiger Herr!«

»Was denn?«

»Der junge Herr ist zu sich gekommen ... es ist, wie wenn er ganz vernünftig wäre.«

»Was tut er?«

»Er ist ganz ruhig und schaut vor sich hin ... und sieht so blaß und elend aus ... Er redet auch ganz vernünftig. Er will den gnädigen Herrn sprechen.«

»Mich?«

»Ja!«

»Was will er?«

»Ich weiß es nicht.«

»So komm ...«

Aber Richard blieb mitten im Zimmer stehen, und machte keine Anstalten, seinem Herrn zu folgen. »Gnädiger Herr!« sagte er, als Bezug schon die Tür erreicht hatte.

»Also vorwärts ... was willst du?«

»Ich möchte den gnädigen Herrn bitten, mich zu entlassen ...«

»Entlassen ... warum?«

»Wenn mich der gnädige Herr nicht wieder hinaus aufs Schloß schicken wollen, dann will ich lieber ganz gehen ... aus dem Dienst mein' ich ... ganz ...«

»Bist du verrückt?«

»Ich kann das nicht anschauen! ... wenn er tobt und schreit, das ja ... das noch ... aber nicht, wenn er so dasitzt ... das kann ich nicht ...«

»Wir werden sehen ... Komm jetzt ...«

Und Richard, nach kurzem Widerstand wieder im Bann des gewohnten Gehorsams, ging hinter seinem Herrn zu der eisenbeschlagenen Tür, die er mit einem kleinen Vexierschlüssel öffnete. Das Vorzimmer war ganz dunkel. Aber auch das kleine Zimmer dahinter war nicht sehr hell, denn eine dem einzigen Fenster gegenüberliegende hohe Mauer ließ von dem Licht des trüben Tages nicht viel in den Raum. Das einfache, doch bequeme

Mobilar war am Boden befestigt, ein Tisch, mehrere Stühle und Schränke, zwei Sofas ... alles durch eiserne Klammern und Schrauben verankert und dadurch seltsam bewegungslos und starr, wie tot. Das Seltsamste aber waren die Schaukelgeräte, die von der Decke herabhingen, lange Seile mit Ringen oder Querhölzern. Und in der einen Ecke ein Kletterbaum, der vom Gebrauche ganz abgeschliffen war.

An dem vergitterten Fenster saß Bezugs Sohn auf einem niedrigen Stuhl, vornübergebeugt, so daß der gesenkte Kopf fast die emporgezogenen Knie berührte; die Hände hingen schlaff längs des Körpers bis zum Boden herab. Neben Arnold saß der Hund, der sich nun, beim Eintritt der beiden, knurrend erhob und mit steifen Beinen und funkelnden Augen bereit schien, sich auf die Feinde zu stürzen.

Bezug hörte den lauten, keuchenden Atem des Dieners hinter sich und machte einen Schritt vor. Jetzt erst erhob Arnold den Kopf. »Vater ...!« sagte er und stand langsam auf. Es war, als seien seine Gelenke schlecht zusammengesetzt, denn er knickte mehrere Male ein und vermochte es erst, sich ganz aufzurichten, als er sich an der Wand anhielt. Bezug wollte ihm helfen, aber bei der ersten Bewegung sprang der Hund vor und zeigte seine blanken Zähne. Endlich stand Arnold seinem Vater gegenüber. »Zurück, Barry«, sagte er; der Hund gehorchte widerwillig und wich zur Seite, wo er unschlüssig stehenblieb, mit zwischen seinem Herrn und dem Feind wandernden Blicken.

»Was willst du von mir, Arnold?« fragte Bezug; trotz seines Grauens fiel es Richard auf, daß er diesen Ton in der Stimme seines Herrn noch niemals gehört hatte.

»Vater,« sagte Arnold, »ich muß dich um etwas bitten.« Die Worte kamen nur ganz langsam hervor, es war, als müsse sie Arnold unter großen Schwierigkeiten bilden. Die Artikulation war dumpf und kehlig, wie die von Stummen, denen erst eine Operation die Sprache gegeben hat.

»Es gibt nichts, was ich nicht für dich tun würde ...«

»Dann bitte ich dich ...« Arnold wankte vorwärts und ergriff die Hand seines Vaters ... »dann bitte ich dich, laß mich sterben.« Bezug sah das Gesicht seines Sohnes dicht vor sich, sah die weißliche, fahle Haut, die

blutig gekratzte Stirne und den irren Schimmer in seinen Augen. Seine Hände preßten die Hand des Vaters mit furchtbarer Kraft.

Nach einem kleinen Schweigen sagte Bezug, und auch bei ihm schien es, als ob es ihm schwierig werde, Worte zu bilden: »Alles, was du willst, mein Kind, nur das kann ich nicht tun ...«

»Ich bitte dich, ich bitte dich ... laß mich sterben. Was ist denn das für ein Leben? Bin ich denn ein Mensch? Heute gehe ich und spreche ich wie ein anderer ... und morgen vielleicht noch und übermorgen ... aber dann wird es wiederkommen ... wieder ... du brauchst mich ja nicht selbst zu töten, laß mir nur ein Messer da oder gib mir eine Pistole ... das will ich dann schon selber tun ... ich könnte ja auch ... mit dem Stricke ... nicht wahr ... aber vor dem Strick hab' ich ein Grauen ...«

Richard, der hinter Bezug stand und die Hände so krampfhaft geballt hatte, daß es ihn schmerzte, sah, wie Bezugs Achseln zu zucken begannen und sein ganzer Körper von einer Seite nach der andern schwankte. Nun beugte sich der Vater zu dem Sohn herab, der sich vor ihm auf die Knie geworfen hatte, und sagte: »Nein ... du armer Kerl ... du sollst nicht sterben ... du sollst leben ... Es gibt einen, der dir helfen kann ... ich werde es tun, ich werde zu ihm gehen, für dich ... für dich werde ich es tun. Du wirst gesund werden ...«

Mit einem Kuß auf die Stirn hob Bezug seinen Sohn auf.

Arnold lächelte trübe. Es war ein fürchterliches Lächeln, nur eine Verzerrung dieses verwüsteten, entstellten Gesichtes. »Nein, Vater ... nein,« sagte er, »mir ist ja doch nicht zu helfen. Laßt mich sterben,« und dann schrie er plötzlich auf, »quält mich doch nicht länger.«

»Ich will dich nicht quälen, du wirst gesund werden ...«

»Ach, du wirst mich nur weiter quälen; und ich werde doch nicht gesund werden; ich kann es nicht glauben ...«

»Ich will dir sagen, was auf dem Haus des Mannes, der dir helfen wird, geschrieben steht: ›Glaube dem Wunder‹, steht über seiner Tür ... Glaube dem Wunder, mein armer Kerl; du wirst gesund werden. Sicher wirst du gesund werden.«

Arnold war wieder einen Schritt zurückgetreten; Barry, der den Augenblick wahrnahm, drängte sich wieder schützend vor ihn. »Vater,« sagte Arnold, »wenn du einen Mann kennst, der mir helfen kann, warum hast du ihn nicht schon längst zu mir gerufen. Warum nicht?« wiederholte er noch einmal fast drohend, und eine Röte stieg in sein fahles Gesicht.

Bezug schwieg eine Weile. »Weil ich ... ich habe ...« und nach einer Pause sagte er hastig: »Ich habe ihn erst jetzt kennengelernt ... jetzt erst ...« Noch einmal wollte er sich Arnold nähern, aber Barry knurrte wieder und zeigte seine Zähne. Arnold sank auf den niedrigen Stuhl am Fenster, so plötzlich, als werde seinen Gelenken auf einmal der Halt entzogen.

»Geh jetzt«, sagte er und winkte mit der Hand.

»Ich gehe heute noch zu ihm ... ich gehe und du wirst gesund werden.«

Arnold schüttelte nur müde mit dem Kopf.

In der Abenddämmerung dieses Tages machte sich Bezug auf den Weg zu Eleagabal Kuperus. Vor der Tür des alten Hauses sagte Hainx, der ihn begleitet hatte, noch einmal nachdrücklich: »Nehmen Sie sich in acht, er haßt Sie ...«

»Ich habe mich vorgesehen«, sagte Bezug und ließ den Klopfer fallen. »Übrigens, verständigen Sie die Eideshelfer. Wenn ich in einer Stunde nicht zurück bin, holen Sie mich heraus.«

Die Tür öffnete sich, Bezug trat ein und wurde von dem Diener mit dem Wolfskopf in den großen Raum mit der Glaskuppel geführt. Wortlos stand der Diener hinter dem Besuch, aber Bezug wußte, daß jede seiner Bewegungen beobachtet wurde ... Nach einigen Minuten des Wartens wandte sich Bezug um: »Wo ist Ihr Herr?«

Wortlos wies der Diener auf die gegenüberliegende Wand. Da stand Eleagabal Kuperus und sah Bezug schweigend an. Seine großen, gelben Hauer waren hervorgekrochen und sein starres Gesicht glich einer Maske. Auch Bezug stand regungslos und bemühte sich, ein Gefühl zu unterdrücken, das ihn befangen und schwach machte: das Gefühl, daß ihm sein Feind überlegen sei. Es war keine Furcht, es war nur ein Unbehagen, das er wütend verwünschte. Eleagabal Kuperus ging an den Marmortisch

unter der großen Kuppel und entließ den Diener. Dann sagte er: »Wir wollen uns setzen, Herr Bezug.«

Mit raschen Schritten kam Bezug zum Tisch, zog einen Stuhl heran und setzte sich. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er den Revolver aus der Tasche und legte ihn vor sich. »Was soll das?« fragte Kuperus und die Hauer kamen wieder hervor.

»Ich weiß, daß Sie mich hassen, und will Ihnen nur zeigen, daß ich mich vorgesehen habe, falls es Ihnen vielleicht einfallen sollte ... und dann will ich Ihnen nur sagen, daß mich meine Leute holen, wenn ich in einer Stunde nicht zurück bin. Ich kann mich auf meine Leute verlassen.«

Kuperus nickte: »Ich weiß es ... es sind wohl dieselben, die den jungen Behrens ermordet haben ... verlässliche Burschen ...«

Bezug fuhr von seinem Sitz auf, seine Hand schloß sich um den Griff des Revolvers. »Lassen Sie nur,« sagte Kuperus, »ich will Ihnen nur zeigen, daß ich Sie nicht hasse. Denn ich könnte Ihnen schaden, wenn ich wollte. Ich tue es aber nicht. Hasse ich Sie also? Ich will Ihnen etwas sagen – ich wünsche nichts sehnlicher, als daß der Haß aus der Welt verschwindet!« Dabei sah Kuperus seinem Besuch so ruhig und offen ins Gesicht, daß dieser die Augen niederschlug und unschlüssig dastand. Es war unmöglich, an diesem Blick zu zweifeln. Kuperus sprach die Wahrheit, und Bezug hatte ihm nichts zu entgegenen. Daß er ihn trotzdem haßte und gerade deshalb haßte, weil Kuperus nichts vom Haß zu wissen vorgab – nein, nicht vorgab, sondern wirklich nicht wußte ... das konnte er ihm doch nicht sagen. Vielleicht auch brauchte er es Kuperus nicht einmal zu sagen ... vielleicht wußte er das alles ... Bezug sah nach einer Minute wieder auf.

»Setzen wir uns«, sagte Kuperus mit einer Handbewegung nach Bezugs Stuhl hin. »Setzen wir und sprechen wir von dem, was Sie zu mir führt.«

Inzwischen war Bezug zu einem Beschluß gekommen. Er ließ seine Hand hart auf die Marmorplatte fallen: »Sie spielen den Großartigen, Kuperus, und wollen mich beschämen. Aber Sie sollen den Triumph nicht erleben, daß ich mich vor Ihnen verstelle. Es ist nicht klug von mir, denn es könnte sein, daß ich ... genug, aber das soll nicht geschehen, daß Sie sagen, Thomas Bezug hat vor mir Komödie gespielt, um mich freundlich zu

stimmen. Ich verachte Sie ... hören Sie ... ich verachte Sie mit Ihrer Menschenliebe ... Denn diese Bestien verdienen nichts als den Haß ... ich verachte Sie! Was haben Sie mit allen Ihren Künsten erreicht? Nichts. Kein Mensch hört auf Sie ... da sitzen Sie in Ihrem Loch, aber ich bin auf dem Wege zur Herrschaft über die ganze Welt ... und wenn Sie mir auch jetzt Ihre Hilfe versagen; ich hasse Sie ...«

Bezug war ganz bleich geworden, seine Augen lagen tief und gefährliches Feuer spielte in ihnen. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und die Finger seiner Hand glitten suchend über den Marmor des Tisches. Es dauerte eine Weile, bis es ihm zum Bewußtsein kam, daß er nicht finden konnte, was er suchte. Plötzlich fuhr er mit einem Schrei von seinem Platz auf und starrte auf den Tisch. Der Revolver, der vor ihm gelegen hatte, war fort.

Kuperus lächelte. Es schien, als sammele sich alle Helligkeit des weiten Raumes auf seinem Gesicht.

»Taschenspieler!« schrie Bezug.

Kuperus hörte nicht auf zu lächeln. Die gelben Hauer lagen ganz draußen auf dem ehrwürdigen Vollbart. »Wenn Sie dann fortgehen,« sagte er, »wird Ihnen mein Diener am Ausgang Ihre Waffe wiedergeben.«

»Ich bin nicht hergekommen, um mir von Ihnen alberne Kunststücke vormachen zu lassen.«

»Ich weiß es. Aber verachten Sie diese Dinge nicht. Es sind keine bloßen Spielereien; denn ich spiele nicht mit den Gesetzen der Natur, die auch diese Dinge bestimmen. Ich will nur, daß Sie sehen, daß ich nicht aus Schwäche dem Haß entsagt habe.«

Bezug sah wild um sich. Dann warf er sich wieder in den Stuhl und schwieg einige Minuten lang.

»Sie sind gekommen,« sagte Kuperus endlich, »um mich wegen Ihres Sohnes zu befragen.«

»Sie wissen es also? Sie wissen es ...« murmelte Bezug.

»Ich weiß es. Aber, hören Sie, Bezug, bevor wir weiter sprechen, muß ich Ihnen eines sagen. Der Mann, der früher als Wärter bei Ihrem Sohn war ...«

»Er wird mir nicht entgehen. Ich werde ihn erreichen ...«

»Sie werden darauf verzichten müssen, ihn zu bestrafen. Weithofer war bei mir und hat mich um meinen Schutz gebeten. Ich habe ihm versprochen, ihn zu schützen.«

»Das wird Ihnen nicht gelingen.«

»Es wird mir gelingen, denn Sie werden mir versprechen, ihn nicht zu verfolgen. Ich kenne die Geschichte der Emma Rößler und sage Ihnen, daß ich eine zweite solche Geschichte nicht mehr zulassen werde. Ich weiß, daß niemand Ihrem Haß zu gering ist. Aber sehen Sie, wie Haß wieder nur Haß erzeugt. Sie haben den Mann, der Ihren Sohn zu warten hatte, fürstlich bezahlt. Und dennoch hat er Sie verraten und verlassen, warum wohl? Der Mann hat Ihnen jahrelang gedient. Sie haben ihn zum reichen Mann gemacht. Und dennoch? Warum hat er das wohl getan? Haben Sie nicht gefühlt, wie sein Haß gegen Sie von einem Tag zum andern größer wurde? Er hätte Ihnen wohl gar dankbar sein sollen?«

»Ich denke, er hatte allen Grund dazu.«

»Wirklich? Und woher hätte er Dankbarkeit nehmen sollen? Haben Sie nicht sein Leben Jahre hindurch zu einem Kerkerleben gemacht? Sie haben ihn dafür fürstlich gezahlt. Aber ist es nicht gerade das, was ihn empören mußte? Es ist Ihnen durch Ihr Geld gelungen, ihn so blind zu machen, daß er nicht mehr sah, daß das, was er aufgab, weit mehr war als das, was er dafür gewann. Er hat der Sonne, dem Licht und der Freiheit entsagen müssen, der Mann war verheiratet und hatte zwei Kinder. Beide starben ihm und er konnte nicht dabei sein, als sie starben, und auch nicht, als sie begraben wurden. Denn er stand in Ihrem Dienst, Tag und Nacht. Er hat Ihren unglücklichen Sohn recht gern gehabt, so lieb man einen Menschen haben kann, der nicht allzuviel vom Menschen an sich hat ... ich will Ihnen nicht weh tun, aber es muß ja doch gesagt werden. Aber dies alles hätte er ertragen können, wenn von Ihnen ein wenig Liebe dabei gewesen wäre. Sie hielten aber Ihren Sohn vor aller Welt verborgen, aus keinem anderen Grund als aus Haß, jawohl. Nicht aus Haß gegen Ihren Sohn, aber aus Haß gegen die Welt. Sie wollten nicht, daß diese Welt, die Sie hassen, erfahren soll, daß auch Ihre Macht und Herrlichkeit nicht ohne Abgrund ist. Woher

sollte er, als er sich einmal über alles dies klar geworden war, etwas anderes gegen Sie gewinnen als Haß? Bevor wir weiter sprechen, müssen Sie mir die Versicherung geben, daß Sie Weithofer nicht verfolgen werden.«

Nach einem kurzen Schweigen sagte Bezug: »Gut ... ich verspreche es Ihnen ...« Er sagte es, ohne aufzuschauen.

Kuperus nickte: »Und jetzt sagen Sie mir, was Sie von mir wollen?«

»Wenn Sie doch schon ohnehin alles wissen ...« sagte Bezug und fuhr mit der flachen Hand über die Marmorplatte, als wollte er etwas wegwischen.

»Sprechen Sie nur ... es ist notwendig, daß Sie sprechen.«

Mühsam und schwerfällig kamen einzelne Worte: »Mein Sohn ... ist ... krank ... schon lange Jahre. Sie wissen es doch ... wie krank er ist ... es kann ihm niemand helfen, niemand, kein Arzt ist es imstande ... es ist gräßlich ... wenn er zu sich kommt und sein Elend erkennt, das ist gräßlich. Nur Sie können ihn retten ...« Plötzlich geschah etwas Seltsames. Bezugs Hand, die unaufhörlich über den Marmor strich, begann zu zittern, während Bezug sich in seinem Sessel zurücklehnte und schweigend die Augen schloß. Nun lief das Zittern aus der Hand über seinen Arm weiter, erfaßte den ganzen Körper und warf ihn hin und her, bis Bezug mit einem dumpfen Laut aufsprang. Zwei Schritte machte er auf Kuperus zu, blieb wankend mit einem Ruck stehen und hielt sich an der Tischkante fest. »Sie müssen ihn retten,« schrie er, »Sie müssen ihn retten ... hören Sie, Kuperus, retten Sie ihn ... retten Sie ihn ...«

Da erhob sich auch Kuperus. »Sie lieben ihn, Sie lieben ihn«, sagte er leise und erschüttert.

Von der hohen Glaskugel strahlte ein wundersames Farbenspiel herab, ein mildes, weißes Glühen, gedämpft durch zartere rosige Töne. Bezug stand mit gesenktem Kopf und hängenden Armen. »Sie können es ... wenn Sie wollen, können Sie ihn retten ...«

»Ich will es tun, Bezug, aber ob ich es kann, weiß ich nicht. Ich will aber dafür einen Lohn, denn ich habe so viel gelernt, daß man großen Kaufleuten nichts umsonst tun darf. Auch ich habe jemanden zu retten, vor

Ihnen, Bezug ... Werden Sie einen Gefangenen freigegeben, den Sie schmachvoll gefesselt haben?«

»Wen meinen Sie?«

Zug um Zug dachte Kuperus. Es sitzt tief. Da ich einen Preis nennen will, merkt er auf, ob er nicht übervorteilt wird. Er ist fest in seinem Kreise. Dann sagte er: »Ich meine Adalbert Semilasso.«

»Den soll ich freigegeben?«

»Ja, Adalbert Semilasso. Seine Schmach hat lange genug gedauert!«

»Und ich soll ihn sogleich freigegeben?«

»Ja.«

»Wird mein Sohn auch sogleich gerettet sein?«

»Das ... weiß ich nicht!«

»Was habe ich mit ihm zu tun?«

»Ich habe gelesen: er wird auf dem Meere gesund werden. Die Unendlichkeit der Horizonte mag wohl nach der schrecklichen Einsamkeit das meiste tun. Aber ich las auch, daß es gut sein werde, einem Weib Einfluß auf ihn zu geben.«

»Das Meer und das Weib ...« sagte Bezug nachdenklich, »das mag sein ... Und er wird gerettet werden ...?«

»So habe ich es gelesen. Er wird gerettet sein, die einzige Heilung liegt für ihn auf dem Meer. Sie haben ja Schiffe genug auf allen Meeren. Nehmen Sie eines von ihnen und gönnen Sie dem Unglücklichen den Anblick der ewigen, glänzenden See ...«

Bezug richtete sich auf: »Ja!« sagte er, »ja!«

»Und Adalbert Semilasso?«

Blinzelnd antwortete Bezug, indem er die Miene eines Geschäftsmannes annahm: »Den gebe ich frei, bis ich mit meinem Sohn zurückgekehrt bin ...«

Der Funke scheint zu erlöschen, dachte Kuperus, aber ich weiß, er ist da, er glimmt unter der Asche. »So sind wir also einig ...«

»Ich werde tun, wie Sie mir geraten haben: das Meer und das Weib ... gut. Und dann, wenn Arnold gesund ist, entlasse ich Ihren Adalbert Semilasso.« Bezug hatte sich aufgerichtet: auf der Basis eines soliden

Geschäfts entfaltete sich wieder seine Kraft. »Ich danke Ihnen«, sagte er kurz und wandte sich zum Gehen, während ihm Eleagabal mit dem Lächeln eines Gewinners nachsah.

An der Haustür stand der stumme Diener mit dem Wolfsgesicht und gab Bezug mit einer Verbeugung seinen Revolver zurück. Lautlos glitt die Tür hinter Bezug ins Schloß. Aus dem Schatten der gegenüberliegenden Häuser trat Rudolf Hainx auf ihn zu, mit der Uhr in der Hand. »Es fehlen noch zehn Minuten auf eine Stunde,« sagte er, »in zehn Minuten hätten wir die Tür eingeschlagen.«

»Hören Sie,« sagte Bezug, indem er Hainx beim Handgelenk erfaßte und drückte, »er wird gerettet werden.«

»Ich traue dem Alten nicht.«

»Er spricht die Wahrheit ... ich weiß es, er spricht die Wahrheit ...«

»Sie glauben ihm?«

»Ich glaube ihm. Morgen telegraphieren Sie dem Kapitän der *Regina maris*, daß er sich bereit macht, bestellen Sie sogleich auch für übermorgen einen Separatzug, wir reisen ab.«

»Mit Arnold?«

»Mit ihm! Und dann ...«

»Sie haben vielleicht vergessen, daß Sie der Frau Professor Hartl eine Woche idyllischer Einsamkeit zugesagt haben. Die arme Frau freut sich darauf. Bedenken Sie, Sie haben den Mann nach Abessinien geschickt.« Hainx sah in diesem Augenblick schrecklich aus. Der Schein der Laterne fiel von oben auf ihn und schnitt schräg über sein Gesicht. Während der obere Teil unter der Krempe des Hutes im Schatten lag, klaffte im unteren Teil die schwarze Höhle eines offenen Mundes.

Bezug blieb stehen und sah ihn an: »Schweigen Sie,« sagte er, »was soll das heißen? Ich spreche davon, daß ich meinen Sohn wiederbekommen werde, und Sie erzählen mir von dieser Frau ... Übrigens,« fuhr er nach ein paar Schritten nachdenklich fort, »man könnte ... nein ... sie ist gewiß nicht die Richtige ... gewiß nicht ... man muß an jemanden anderen denken ...«

Den beiden Männern waren, als sie über den Domplatz gingen, stillschweigend einige dunkle Gestalten gefolgt, die aus den Seitengassen

und dem Schatten der Haustür kamen. Nun, als Bezug und Hainx sich vor dem Domportal der Steintreppe zuwandten, traten ihnen aus der dichten Finsternis, die hinter den gotischen Pfeilern lag, noch einige Männer entgegen. Zwei Männer erhoben sich plötzlich hinter den Sockeln der Heiligenstatuen am Ende der Treppe. Bezug sah sich von zehn bis zwölf seiner Eideshelfer umringt. Als einer von ihnen einen Schritt auf Bezug zu machte, sagte Hainx: »Ach so ... fast hätte ich vergessen, Zareck hat eine hübsche Entdeckung gemacht. Er scheint unseren famosen Adalbert nicht besonders zu lieben. Nun hat er, ich weiß nicht wie, herausbekommen, daß Nella die Schwester unseres Adalberts ist.«

Der Entdecker, der sich eine besondere Wirkung von seiner Nachricht versprochen hatte, sah erstaunt, daß diese Wirkung ausblieb und die Worte an Bezug vorüberglitten. Mit einem leeren Blick streifte er über Hainx und die Eideshelfer, dann sagte er, als habe nur dieses eine Wort in ihm einen Klang geweckt: »Nella ...« und hastig fuhr er fort: »Nella ... ja ... sie ... sie ... sie mag es sein ... gewiß sie ist es ... Nella ... wie ihr Wesen ist ...« Er wandte sich an die Schar, die ihn ehrfürchtig in einigem Abstand umgab: »Es ist gut ... geht jetzt nach Haus.«

Während die Männer, einen Enttäuschten in der Mitte, lautlos hinter den Dom abzogen, gingen Bezug und Hainx die Treppe hinab. Auf der untersten Stufe blieb Bezug abermals stehen: »Und noch eines, Hainx, Sie werden Nella davon verständigen, daß sie sich mit uns auf der *Regina maris* einschiffen wird. Haben Sie verstanden? Dem Direktor geben Sie für die Zeit ihrer Abwesenheit eine Entschädigung.«

Hainx wollte, da er keine Zusammenhänge zwischen den Befehlen Bezugs finden konnte, mit einer Frage an Frau Hartl erinnern, die ihn, den Überbringer der Botschaften Bezugs, täglich mit Bitten bestürmte. Aber er schwieg, denn er empfand, daß es jetzt nicht angebracht war, seinem Herrn mit Dingen zu kommen, von denen dieser nichts hören wollte.

Am Morgen brachte Bezug seinem Sohn die Nachricht, daß sie schon am nächsten Tag eine Reise antreten würden, daß ein Schiff sie auf die See hinausnehmen werde. Arnold, der beim Eintritt seines Vaters fast genau so dagesessen hatte, wie tags vorher, auf dem Stuhl beim Fenster, den Hund

zur Seite, sah auf, blickte seinem Vater ins Gesicht, schüttelte dann den Kopf und lehnte sich an die Wand. »Was soll das? Kann mir das helfen? Ich weiß, daß mir nicht zu helfen ist.«

»Er hat es gesagt, Arnold, und er spricht die Wahrheit ...«

Als Bezug, von Richard begleitet, vor die Tür kam, fragte er nach dem Befinden seines Sohnes. Er vernahm, daß Arnold den ganzen gestrigen Tag ruhig zugebracht habe und auch die Nacht über ganz still in seinem Bett gelegen sei. Ob er geschlafen habe, könne Richard freilich nicht angeben.

Ein wenig später erfuhr auch Frau Agathe von der geplanten Reise. Sie begann zu jammern, daß sie von allen verlassen werde und daß sie hier zugrunde gehen könne, ohne daß sich jemand um sie kümmere. Bezug sah sie spöttisch an: »Hast du Lust, seekrank zu werden?«

»Nein, um Gottes willen, nein.« Die Seekrankheit hatte sie vergessen; aber sie wollte ja überhaupt nicht mitreisen, sondern nur jemanden um sich haben, dem sie ihr Leid klagen konnte. Die neue Kur, die sie vor einigen Tagen begonnen hatte – sie war reuig zu den alten Weibern zurückgekehrt –, wollte nicht recht anschlagen. Die toten Frösche, die sie sich mit Überwindung ihres Ekels in einem Umschlag um den Leib binden ließ, gaben ihr die Gesundheit nicht zurück. »Ich schlage vor, daß du dir deinen Schwiegersohn kommen läßt; der wird dir ein wenig die Zeit vertreiben«, sagte Bezug.

Aber Agathe fand, daß sie von Hecht mit zu wenig Respekt behandelt werde. Er war stets mürrisch; und von seiner hinterhältigen Bosheit, behauptete sie, werde sie nur noch kränker. Achselzuckend entfernte sich Bezug, und er nahm mit einer gleichen Gebärde am nächsten Tage von ihr Abschied, als sie ihre Klagen erneuerte. Er hatte sie gefragt, ob sie noch vor der Abreise ihren Sohn zu sehen wünsche. Agathe, die sich auf ihrem Sofa halb aufgerichtet hatte, fiel vor Entsetzen sogleich zurück. »Nein, nein,« rief sie und hielt die Hände vor das Gesicht, »du willst mich töten.«

»Aber ich sage dir, daß er ganz vernünftig ist, du wirst gar nichts Schreckliches sehen.«

»Schon sein bloßer Anblick regt mich auf. Ich kann nicht, ich kann nicht, was für eine unglückliche Mutter bin ich, mein Kind nicht umarmen

zu können. Aber es ist unmöglich. Ich kann es nicht.«

Bezug holte seinen Sohn ab, der noch immer bei voller Besinnung war und keine Spuren einer Rückkehr seines Wahnsinns gezeigt hatte. Arnold stand reisefertig mitten im Zimmer. Als sie hinausgingen, drängte sich zwischen Arnold und dem Diener, der ihm folgte, Barry hindurch. Da stand er vor seinem Herrn, sah ihm unverwandt ins Gesicht und zuckte aufgeregt einige Male mit dem Schweif. Der Ausdruck einer Erwartung, die schon der Verzweiflung nahekam, war so deutlich, daß Bezug fragte: »Er will wohl mit dir kommen? – Willst du ihn mitnehmen?«

»Er ist der einzige, der mich nie ...« Arnold unterbrach sich und beugte sich zu Barry hinab: »Komm mit, Barry!«

In unbändiger Freude sprang Barry an seinem Herrn hinauf, lief voraus, kehrte um, mit kurzem Bellen immer wieder um Arnold kreisend. Ab und zu stieß er mit der feuchten Schnauze gegen die herabhängende Hand des jungen Mannes. Von Frau Agathe wurde mit keinem Wort gesprochen.

Da sich Arnold so verständig benahm und die Besserung in seinem Befinden anhaltend schien, hatte man es unterlassen, besondere Vorsichtsmaßregeln in seinem Wagen zu treffen. Der Separatzug bestand nur aus drei Wagen, von denen der eine für das Gepäck und die Diener, der zweite als Schlafräum bestimmt war, während der dritte, nach Art der amerikanischen Waggons gebaut, äußerst bequem zum Aufenthalt den Tag über eingerichtet war. Bezug setzte sich seinem Sohn gegenüber an das Fenster und versuchte ein Gespräch zu beginnen. Arnold war aber einsilbig und in sich gekehrt und gab nur ab und zu kurze und befangene Antworten. Immerhin waren sie so gefaßt, daß Bezug aus ihnen mit Erstaunen sah, daß Arnold trotz seines Unglücks nicht unwissend war. In seiner früheren Jugend, als die Anfälle seiner Krankheit noch seltener und weniger heftig waren, hatte man die Pausen benützt, um ihm die Anfänge der Schulbildung beizubringen. Damals hatte er Lesen und Schreiben gelernt, und es schien, als ob er in den folgenden Jahren seiner Einkerkerung nicht ohne Nutzen die wenigen Bücher, die sich in seinen Zellen fanden, gelesen habe. Das Beste an ihm war wohl eine reiche Phantasie, die sich von allen Dingen, auch wenn er sie noch nicht gesehen hatte, lebendige und bildhafte

Vorstellungen machte. So kam es, daß das Erstaunen all dem Neuen gegenüber, das Bezug erwartet hatte, ausblieb. Während Bezug auf ihn einsprach und ihm für alles, was sie vom rasenden Zug aus sahen, Erklärungen gab, blickte Arnold beim Fenster hinaus, nickte ab und zu und gab durch einige Worte zu erkennen, daß er alles ganz wohl verstand. Selbst das lebhafte Großstadttreiben, das er auf der Fahrt zum Südbahnhof in Wien zu sehen bekam, verwirrte ihn nicht, obwohl man bemerken konnte, daß es nicht an ihm vorüberglitt und daß es ihn keineswegs gleichgültig ließ. Auf dem Südbahnhof erwartete Bezug ein in gleicher Weise zusammengestellter zweiter Separatzug, mit dem die Fahrt sogleich fortgesetzt werden konnte.

Als die Dämmerung hereinbrach, bemerkte Bezug an seinem Sohn eine seltsame Unruhe. Er begann auf seinem Platz hin und her zu rücken, warf ängstliche Blicke auf seinen Vater und dann immer wieder auf einen bestimmten Punkt in der gegenüberliegenden Ecke des Abteils. Nach einer Weile stand er auf, ging einige Male auf und ab, und stellte sich dann, mit dem Rücken gegen den Vater, zum offenen Fenster. Bezug gewahrte, daß er die Weste und den Kragen öffnete. Als er sich wieder Bezug zuwandte, sah er verstört aus, sein Gesicht war wie von schrecklicher Angst verzerrt und aschfahl, etwas Fremdes kämpfte um die Herrschaft über ihn. Sein Atem ging schwer, und keuchend ließ er sich auf seinen früheren Platz fallen. Barry, der den ganzen Tag über in einem Winkel des Wagenabteils gelegen hatte, erhob sich, kam zu seinem Herrn und legte den spitzen Kopf auf die krampfhaft zusammengepreßten Knie, indem er ihm aufmerksam ins Gesicht sah. Nun schien es auch, daß Arnold für Bezugs Bemühungen um eine Art von Gespräch teilnahmslos geworden sei. Er gab keine Antwort mehr und starrte, die Hand auf den Kopf seines Hundes gelegt, in das mählich wachsende Dunkel vor den Fenstern.

Erschöpft von den Anstrengungen, Brücken zwischen sich und Arnold herzustellen, erhob sich Bezug, und ging in die benachbarte Abteilung, wo Rudolf Hainx den Tag zugebracht hatte, ohne daß man es nötig befunden hatte, ihn zu rufen.

»Kommen Sie jetzt mit hinein,« sagte Bezug, »ich bin mit meiner Kraft zu Ende. Helfen Sie mir. Ich will nicht, daß er wieder anfängt zu grübeln.«

»Wie steht es mit ihm?«

»Ich glaube gut. Aber jetzt scheint es, daß er wieder über sein Unglück nachzudenken beginnt. Das darf nicht sein. Das macht ihn verzweifelt und ... das ist nicht anzusehen. Wissen Sie ... dieser arme Mensch ist kein stupider, gleichgültiger Idiot, sondern ein kluger und tüchtiger Geist, wie es scheint. Daß ich alles das jetzt erst sehen muß! Und vielleicht wäre er ein Erbe meiner Herrschaft ... Kommen Sie! Sie sind lebendig und beweglich und werden ihn aufrütteln ... ich glaube, es fehlen ihm die Eindrücke des Tages, die Nacht ist ... kommen Sie.«

Hainx folgte Bezug in den Abteil nebenan; aber sie sahen sich vergebens nach Arnold um. Endlich wies Barry, der mit erhobenem Kopf, leise winselnd, in die Höhe sah, ihrem Suchen die Richtung. Da lag Arnold oben auf dem Gepäcknetz, in einer fürchterlichen Verkrümmung unter die Decke des Waggons gezwängt, hielt mit einer Hand einen der eisernen Stützstäbe umklammert und sah durch die Maschen des Netzes nach den Männern. Seine Augen hatten das seltsame Leuchten, wie es sich in den Augen der Tiere findet, ein grünlich gläserner Schein, und tierisch war auch das Gemisch von Furcht und Wut, das ihren Ausdruck ausmachte. Bezug stand, an allen Gliedern zitternd, und hatte alle Spannkraft der Muskeln verloren, so daß ihn das Rütteln des Wagens widerstandlos hin und her warf. Hainx aber, der neben ihm stand, rief laut und heftig in befehlendem Tone: »Kommen Sie augenblicklich herunter und betragen Sie sich vernünftig! Was für Einfälle sind das?«

Darauf bewegte sich Arnold ein wenig auf seinem Lager, seufzte und schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, war der tierische grüne Glanz verschwunden; der Ausdruck hatte sich in Entsetzen gewandelt. Langsam löste sich die Hand vom krampfigen Griff, und mit unbeholfenen Bewegungen kletterte Arnold herab, um sich sofort auf seinen früheren Platz zu setzen. Er war sehr blaß und sprach kein Wort, auch nicht, als sich Hainx bemühte, ein unbefangenes Gespräch zu beginnen. Mit keiner Silbe wurde an das Geschehene gerührt, aber das Grauen lag über den dreien, auch über den Einfällen Hainx', so daß sie matt und farblos erschienen.

Endlich erhob sich Bezug und machte den Vorschlag, schlafen zu gehen. Als Arnold die Tür seiner Abteilung hinter sich geschlossen hatte, hielt Hainx Bezug zurück und machte nach einer Bewegung zur Tür hin die Gebärde des Schlüsselumdrehens. »Es ist kein Schloß da,« flüsterte Bezug, »die Türen sind nur von innen versperrbar.«

»Dann müssen wir wachen. Ich fürchte, er tut sich sonst etwas an ...«

Hainx und Bezug wachten je eine halbe Nacht. Aber es rührte sich nichts in Arnolds Kabine. Gegen Morgen – der Zug war die Nacht über langsamer gefahren, so daß sie erst nach Tagesanbruch nach Triest kamen – öffnete Bezug die bewachte Tür. Er fand sie unversperrt. Arnold lag angekleidet auf dem Bett und schlug sogleich die Augen auf. »Sind wir schon da?« fragte er.

»Wir werden gleich einfahren.«

Eine Ungeduld schien über Arnold gekommen, wie über einen Kranken, der das ersehnte Heilmittel ganz nahe weiß und noch zurückgehalten wird, es zu gebrauchen.

»Ist das das Meer?« fragte er enttäuscht, als sie auf dem Boot der *Regina maris* durch die engen Wasserstraßen des Hafens gerudert wurden. Bezug sah, daß eine Hoffnung in seinem Sohn erstanden war, eine Hoffnung, die so stürmisch und wild schien, daß sie den Vater nicht weniger entsetzte als früher die Verzweiflung des Kranken. Es war klar, daß sich der Glaube in dem jungen Mann befestigt hatte, ein Blick auf das Meer werde genügen, ihn gesund zu machen. Wie sollte Bezug dieses Hoffen auf sein mögliches Maß zurückführen, ohne ihn mißtrauisch werden zu lassen? Nun erst glaubte Bezug Eleagabal Kuperus zu verstehen. Nicht irgendeine mystische Einwirkung, sondern ganz natürliche Kräfte würden Arnold retten.

Ungeduldig erwartete der Kranke die Abfahrt des Schiffes. Er sah die benachbarten Segler die Anker lichten, die Segel aufziehen und den Hafen verlassen. Ab und zu kam in größerer Entfernung ein Dampfer vorbei, zuerst noch in langsamer Fahrt, eine dichte Rauchwolke über dem Schornstein, die immer länger wurde, je schneller der Dampfer vorwärts kam, und die endlich als schmales schwarzes Band hinten dreinzog.

»Warum fahren wir noch nicht?« wandte er sich an den Kapitän.

»Wir erwarten noch jemanden.«

Am meisten Freude machten Arnold die bunten Wimpel, die zu Ehren des Herrn aufgezogen worden waren. Er sah die Masten hinan in das verwirrende Durcheinander der Stricke, und als ein Matrose vor seinen Augen die Strickleiter zur ersten Rahe hinaufkletterte, faßte er eines der Tauen, wie um seine Festigkeit zu erproben. Aber er ließ es sogleich erschreckt fahren, denn er war sich des Verlangens bewußt geworden, es dem Matrosen nachzutun. Das Schiff lag fast den ganzen Tag noch im Hafen. Endlich kam das Boot, das mittags mit Hainx ausgefahren war, zurück. Neben Hainx saß eine Dame in einem weißen Kleid.

»Nehmen Sie sich zusammen«, sagte Hainx zu Nella, als sie in die Nähe des Schiffes kamen.

»Und was will er von mir?«

»Ich weiß es nicht. Er wird es Ihnen selbst sagen. Bedenken Sie nur, der Kranke ist sein Sohn.«

Mit unfreundlichem Gruß wurde Nella von Bezug empfangen. »Du hast dir Zeit gelassen. Daß man auf euch Weiber doch immer warten muß.«

Demütig entschuldigte sie sich: »Ich mußte Vorbereitungen treffen ...«

»Wenn du dich beeilt hättest, so hättest du heute morgen schon da sein können. Mit dem fahrplanmäßigen Zug, fast gleichzeitig mit uns.«

Unweit der Angekommenen stand Arnold. Nella sah ihn zwischen Bezug und dem Kapitän, und sogleich gab sie ihm ihr Mitleid. Was ihr Hainx von seinem Leben erzählt hatte, war so entsetzlich, daß jedes andere Unglück daneben verschwand. Die Art seines Wahnsinns war so abscheulich, sein Aussehen sprach so deutlich von durchlebten Qualen; sie war entschlossen, ihm zu helfen, soweit es ihr möglich war.

Vor dem Abendessen, als Nella in ihrer Kajüte Toilette machte, klopfte es an ihrer Tür. Sie erkannte Bezugs Stimme, nahm rasch ein Tuch über die nackten Schultern und beeilte sich zu öffnen, denn sie kannte die Ungeduld ihres Herrn und fürchtete sie. Bezug trat ein, sah Nella prüfend an, und als sie zögerte, ihre Toilette vor ihm fortzusetzen, sagte er befehlend: »Vorwärts.« Nella ließ das Tuch herabgleiten und trat fröstelnd vor den

Spiegel. Zusammenzuckend nahm sie wahr, daß sich ihr Bezug von hinten näherte, und verfiel in die Aufregung, die ihr niemals erspart blieb, wenn sie ihr Herr mit Zärtlichkeiten vergewaltigte. Sie fühlte einen flüchtigen Kuß auf ihrem Nacken und schauderte. Die Arme über den Brüsten gekreuzt, wandte sie sich um und sah ihn furchtsam an. Die glimmenden Salzseeaugen zeigten Flammen auf dem Grunde: »Bestie,« sagte er, »hast es noch immer nicht gelernt? Noch immer nicht ...« Bezug zwang etwas hinab, und fuhr dann in anderem Ton, fast schmeichelnd fort: »Bist doch schön ... ja, du bist schön ... das ist gut ... fürchte dich nicht vor mir, ich habe dich nicht für mich kommen lassen. Nicht für mich. Sondern für ihn. Hainx wird dir alles erzählt haben. Also lache nicht über ihn ...«

»Ich lache nicht. Ich bedaure ihn.«

»Gut. Das ist gut. Und du wirst alles für ihn tun. Alles! hast du verstanden?«

»Ich will mich um ihn bemühen.«

»Gut ... gut. Und wenn du fertig bist, so komm in den Speisesaal.«

Das Meer war ein wenig bewegt, und als das Schiff den Hafen verließ, stellten sich die Schwankungen ein, jenes rhythmische Wiegen, das ein Gefühl vollkommener Seligkeit gibt, wenn es nicht Seekrankheit nach sich zieht. Der Kapitän, der neben Bezug Platz genommen hatte, scherzte mit Nella, nachdem er die erste Befangenheit in der Gesellschaft seines Herrn überwunden hatte. Von Bezug aufgemuntert, dem daran gelegen war, ein fröhliches Gespräch in Gang zu bringen, schilderte er die Schrecken der Seekrankheit in grellen Farben. Sein Leben brache ihn wenig mit Frauen zusammen, die Befehle Bezugs stellten ihn häufig wissenschaftlichen Expeditionen zur Verfügung, und wenn er einmal Frauen auf seinem Schiff sah, waren seine tiefsten Kräfte aufgewühlt. Freilich reichte keine Frau an Elisabeth heran, für die er eine ganz wilde und verzehrende Leidenschaft bewahrte, einen schlummernden Blitz von ungeheurer Kraft. Heute war er maßlos glücklich. Eine Frau saß neben ihm, deren Schönheit nicht an Elisabeth heranreichte, aber ihn doch lebendig und munter machte. Und dann hatte ihm Bezug bei der Ausfahrt gesagt, daß er zunächst Antothrake anlaufen solle, wo Bezug seine Tochter besuchen wolle. Es war also

Hoffnung vorhanden, Elisabeth zu sehen. Seine Seele zitterte wie eine angespannte Saite, an die ein leiser Finger rührt. Rudolf Hainx, der dabeigestanden hatte, als Bezug dem Kapitän seinen Befehl gab, war das glückliche Leuchten nicht entgangen, das bei der Nennung der Insel über das Gesicht des Kapitäns hinflieg. Mißtrauisch beobachtete er sein Benehmen und richtete seine Bosheit gegen den Arglosen.

»Das Meer macht entweder ganz glücklich oder ganz unglücklich«, sagte er, als der Kapitän mit seiner Schilderung der Seekrankheit zu Ende war. »Es gibt entweder die volle Ruhe des Behagens bei klarem Wetter und das Gefühl des Fliegens im Sturm, oder es stürzt in die Hölle der Krankheit. Übrigens«, und hier wandte er sich gegen den Kapitän, »rechne ich diese Seekrankheit zu den vielen Gespenstern, die durch die Furcht in die Welt gekommen sind.«

Man munterte ihn durch ein mit unausgesprochenen Fragen untermischtes Erstaunen auf, fortzufahren, und Hainx tat es, indem er seine Gabel am äußersten Ende zwischen zwei Finger nahm und sie leicht hin und her schwanken ließ, als wolle er die Art gewisser aufdringlicher Lehrer verspottend nachahmen: »Sehen Sie, ich glaube nämlich, daß diese Seekrankheit eine böswillige Erfindung der Seeleute ist. Es mag ja sein, daß hie und da jemand besonders dazu neigt. Es gibt empfindliche Leute, die die Bewegung des Schiffes wirklich nicht vertragen. Gut! Aber die Seeleute, die ja infolge einer uneingestanden Antipathie gegen Landmenschen uns feindlich gesinnt sind, haben in ihrer Freude darüber die Sache weit übertrieben. Dazu kommt noch eines. Wer eine Gefahr überstanden hat, pflegt sie hinterdrein möglichst gräßlich darzustellen. So ist es auch mit denen, welche die Seekrankheit überstanden haben. Also ... alles das, ich bitte, muß doch ängstliche und um ihr Heil besorgte Gemüter schrecklich aufregen. Sie kommen, vor Furcht zitternd, auf das Schiff und lauern auf jede Regung ihres Innern, ob nicht das Gespenst schon da ist. Was geschieht? Die Seekrankheit kommt wirklich ... Es ist genau, wie mit Seuchen und ansteckenden Krankheiten. Wer sich vor ihnen fürchtet, kriegt sie wirklich. Die Seekrankheit gehört zu den Gespenstern, die auf dem Meer umgehen. Es ist ein wenig Wahres an ihr, genau so wie an der

Seeschlange und eine Menge Erfindung ... übrigens,« unterbrach er sich mit einem Lächeln, indem er die Gabel sinken ließ, »ich bin gewiß, daß unser Kapitän schon einmal irgendwo die Seeschlange gesehen hat.«

Dem Kapitän, dem die Fechterkünste des zugespitzten Dialogs fremd waren, entging auch die boshafte Richtung der Frage. Hainx war übrigens mit sich nicht besonders zufrieden, er fand sich matt und kraftlos, und auf einem Gebiet, das er so gut wie gar nicht kannte, nicht besonders geschickt und glücklich im Angriff. Aber womit sollte er dem Kapitän beikommen? Es war schwer, mit Skepsis und Hohn einen mit unerschütterten Überzeugungen Gepanzerten anzugreifen. Der Kapitän sah seinen Herrn und dann Nella an und sagte: »Die Seeschlange ... nein, die Seeschlange habe ich noch nicht gesehen. Einen alten Matrosen habe ich gehabt ... der ist im vorigen Jahr gestorben. Und der hat sie selbst gesehen. Er ist zwanzig Jahre zwischen Hongkong und Hawaii gefahren, und da hat er sie einmal gesehen. Aber hier in unserem Meer gibt es keine Seeschlange. Das ist noch von den Venezianerzeiten her. Die haben sie vertrieben. Denn damals war sie auch hier. Und einmal ist sie bei Kreta hinaufgekommen, und da war eine furchtbare Flutwelle an allen ägäischen Inseln und an der afrikanischen Küste ...«

»Großartig«, sagte Hainx, und er wollte noch etwas sagen, aber er sah es an Bezugs Mienen, daß dieser nicht wünschte, daß der Kapitän unterbrochen werde.

»Das steht in sehr alten Büchern zu lesen. Und dort steht auch, wie sich die Venezianer geholfen haben. Sie haben in der Gegend von Kreta, wo die Seeschlange heraufgekommen ist, ein großes Kreuz ins Meer versenkt. Das Kreuz war so ungeheuer groß, daß es von vier Galeeren hingebacht worden ist. Jedes Ende ist auf einer Galeere gelegen. Und wie die Galeeren am rechten Platz waren, sind sie einfach voneinander fortgerudert und das Kreuz ist ins Meer gefallen. Drei Monate lang war das Meer blutig und bis nach Jaffa hin haben sie Fleischfetzen gefunden.«

»Also unser Meer ist durch die Venezianer gesäubert?«

»Doch nicht ganz. Einer hat sich nicht vertreiben lassen. Und den habe ich gesehen.«

»Und wer ist das?«

»Der Meermönch. Er sieht aus wie ein Mönch, in einem grauen Mantel, mit einer Kapuze, aber unten ist er wie ein Fisch. Das war einmal nach einem Sturm bei den liparischen Inseln. Das Sonderbare war, daß drei Stunden nach dem Sturm ein dichter Nebel gefallen ist. Ich war damals mit der ›Agathe‹, der Kapitän verneigte sich gegen Bezug, »auf Tiefseexpedition mit einigen gelehrten Herren. Nach dem Sturm ... also, sie waren sehr schwach, die Herren, und waren in ihren Kajüten. Und darum haben sie nicht sehen können, was ich gesehen habe. Nämlich ... also die Dampfsteuerung war beschädigt, und man mußte sehr aufpassen. Es warf uns herum, und kein Mensch wußte eigentlich genau, wo wir waren. Wir hielten eben nur irgendeinen Kurs, weil wir sonst nur noch mehr geschleudert worden wären, vorne stand ein Mann bei der Glocke und läutete aus Leibeskräften. Aber der Schall war gewiß nicht hundert Schritte weit zu hören.«

Mit vorgebeugtem Oberkörper lehnte der Kapitän an dem Tisch und suchte auf den Gesichtern seiner Zuhörer nach dem Grad der Spannung. Er hatte eine lebhaftere, bewegliche Art, zu erzählen, eine auffallende Sicherheit im Aufbau, und eine große Gewandtheit im Ausdruck, das Erbteil seines Volkes, das Erzählertalente in Fülle hervorbringt. Dallago verstärkte den geheimnisvollen Zug in seinem Gesicht und fuhr mit einer Art von Beschwörergebärde fort: »Ich gehe nach vorne, um dem Mann zu sagen, daß er die Glocke zerbrechen darf, wenn er kann. Er schlägt und schlägt ... plötzlich hört er auf zu läuten, die Hand sinkt ihm herunter, und er schaut, blaß wie eine Wand, geradeaus auf das Meer hinaus ... Ich schaue hin. Da steht oder schwebt oder schwimmt auf dem Meer gerade vor uns ein Ding, das einem Menschen ähnlich sieht. Es hat einen grauen Mantel und eine Kapuze, so dicht ins Gesicht gezogen, daß man nichts davon sieht. Zur Hälfte steht es aus dem Wasser heraus, und hebt sich und sinkt mit den Wellen zugleich. Es kann also kein Mensch sein, denn so kann sich ein Mensch nicht im Wasser halten ... Auf einmal schreit der Mann neben mir auf und fällt der Länge nach hin: ›Der Meermönch – der Meermönch‹, schreit er. Denn die Leute erzählten sich die schrecklichsten Geschichten

vom Meermönch ... wer ihn sieht, muß sterben. In diesem Augenblicke aber hebt der Meermönch seine Hand gegen die ›Agathe‹ und winkt mir ganz deutlich: zurück! Ich schaue noch einmal hin. Er winkt: zurück! Da ist kein Irrtum möglich. Ich weiß nicht, welche Eingebung mich damals bestimmt hat, dem Befehl zu folgen. Aber so war's. Ich springe auf die Kommandobrücke und rufe in den Maschinenraum: Volldampf zurück! Niemals ist mir die Zeit, bis ein Kommando ausgeführt wird, so lang vorgekommen. Die Maschine stoppt endlich, gibt Rückdampf, das Schiff steht einen Augenblick und fängt dann an, zurückzugehen. Ich sehe noch von der Kommandobrücke aus den Meermönch im Nebel, wie er sich mit den Wellen hebt und senkt. Kaum sind wir um zwei Schiffslängen zurückgegangen, so braust es im Nebel, ein riesiger grauer Schiffsrumpf taucht auf, und senkrecht auf unseren Kurs geht vor unserem Bug ein ungeheurer Dampfer vorbei.«

»Der Meermönch hat Sie also gerettet?« sagte Hainx und brach seine eigene Spannung durch ein spöttisches Lachen.

»Die ›Agathe‹ wäre ganz gewiß überrannt worden«, antwortete der Kapitän vollkommen ernst.

»Wenn Sie die Geschichte so erzählen, möchte man sie beinahe glauben.«

»Sie können diese Geschichte glauben, so wie ich sie erzähle.« Nun hatte Dallago den Gegner endlich erkannt und stellte sich ihm entgegen.

Bezug, der bis jetzt geschwiegen hatte, sagte nach einem Blick auf Arnold: »Das Meer ist voll von sonderbaren Dingen. Wer kann wissen, welche Geheimnisse es hat. Ich bewundere von allen Völkern am meisten die seefahrenden Nationen. Und die alten Venezianer vor allem, das waren Kerle ...«

Dallago, dessen Mutter eine Venezianerin war, erhob sich und rief, indem er sein Glas erfaßte: »Die alten Venezianer – jawohl! Ihrem Andenken. Und ihrem Nachfolger in der Herrschaft über die See, unserm gnädigen Herrn!«

Über Bezugs Gesicht zuckte es. Die ungekünstelte Begeisterung des Kapitäns, die ihn erfreute, hatte ihn zugleich auf einen Gedanken gebracht.

»Sie hatten eine schöne Zeremonie, die alten pompösen Herren ... nicht wahr, Dallago ... die Vermählung des Dogen mit dem Meer. Sie fuhren mit dem Staatsschiff hinaus und der Doge warf einen Ring in die See. Man sollte die Zeremonie erneuern.« Und nach einer Weile, während der alle erwartungsvoll nach ihm hinsahen, setzte er hinzu: »Gewiß, warum sollte ich sie nicht erneuern? Ich habe wohl ein Recht dazu ...«

»Gewiß, Sie haben ein Recht dazu ... wer sonst, wenn nicht Sie?« schrie Dallago ganz erregt. Und Hainx beeilte sich, als ihn ein Blick Bezugs aufforderte, zu sagen: »Gewiß ... wer sonst, wenn nicht Sie.«

Bezug erhob sich und nahm die Männer mit sich hinaus. Als Nella folgen wollte, hielt er sie durch eine Handbewegung zurück. Nun war sie mit Arnold allein. Arnold stand mitten im Salon und ließ seine Augen nicht von ihr. Er hatte die Gespräche der Männer und die Erzählung des Kapitäns nur mit halbem Ohr vernommen, denn seine Aufmerksamkeit war ganz von Nella gebannt. Trotzdem sich Nella vorgenommen hatte, den Unglücklichen gut zu behandeln, ließ ein leises Grauen keine Herzlichkeit zu. Konnte nicht jeden Augenblick die fürchterliche Verwandlung in das Tier vor sich gehen? Endlich faßte sie Mut und begann mit zaghafter Liebenswürdigkeit: »Sie sind zum erstenmal auf dem Meer ...?«

Wie ungeschickt diese Frage war, und wie die Erkenntnis dieser Ungeschicklichkeit Nella verwirrte!

Arnold nickte nur. Seine Augen, die jetzt einen Schimmer der Augen seines Vaters zu haben schienen, waren weit geöffnet und starrten sie an.

Ängstlich zog sich Nella zurück. »Wir wollen schlafen gehen, das heißt ...« sie versuchte zu lächeln, »ich vielleicht, ich muß. Ich bin von der Reise sehr müde. Gute Nacht ...!« Sie gab Arnold die Hand und hätte fast aufgeschrien, so eisern fühlte sie die Umklammerung seiner Finger.

Am Nachmittag des nächsten Tages landete man auf Antothrake. Nella war tagsüber viel um Arnold gewesen, und wenn sie sich erschöpft zurückziehen wollte, war sie von Bezug sofort wieder an ihren Platz geschickt worden. Ihre Bemühungen, den jungen Mann auf die Schönheit des Meeres aufmerksam zu machen und ihm die glückliche Versunkenheit zu geben, die sie an ihren ersten Seefahrten so entzückt hatte, waren

erfolglos. Während Nella sprach, sah sie Arnold unaufhörlich an, und es schien, als wolle er jeden Zug ihres Gesichts seinem Gedächtnis einprägen. Er selbst hatte nicht zehn Worte gesprochen, und als ihn Nella nach stundenlangem Beisammensein endlich etwas ungeduldig fragte, warum er nicht rede, antwortete er in seiner plumpen, schwerfälligen Art: »Weil ich nicht sprechen kann.« Je länger sie in seiner Gesellschaft war, desto unheimlicher erschien er ihr. Sie erwies ihm allerlei kleine Aufmerksamkeiten, die Barrys Mißtrauen erweckten. Obzwar sie sich sagte, daß man sie als Krankenpflegerin mitgenommen habe, und obwohl sie selbst den Willen hatte, ihr Mitleid mit dem armen jungen Mann werktätig zu bekunden, widerstand es ihr zuweilen, an ihn gefesselt zu sein. Mit ihrem Mitleid mischte sich Ungeduld und bisweilen ein Grauen; und durch diese widerstreitenden Empfindungen kam in ihr Betragen jene Ungleichmäßigkeit, die von niemandem stärker empfunden wird als von Kranken und von Tieren.

Jetzt saß sie neben Arnold auf der Bank des Bootes, das dem voranfahrenden Boot mit Bezug und Hainx folgte. Elisabeth und Adalbert Semilasso hatten sich zur Begrüßung am Strand eingefunden.

»Ich war erstaunt,« sagte Elisabeth, als ihr Vater ihr die Hand gereicht hatte, »dein Telegramm kam mir sehr unerwartet ... ich bekam es erst vor drei Stunden.«

»Du wirst uns wohl für eine Nacht hier aufnehmen ...?« Bezug sagte es so zaghaft, als hinge die Erlaubnis dazu wirklich von seiner Tochter ab.

»Warum nicht? Aber sag' mir nur, welchen Zweck du verfolgst?«

Bezug vermied es, Elisabeth anzusehen: »Ich will ... ich muß deinem Bruder doch einmal das Meer ... weißt du, das Meer ... ich glaube, es wird ihm wohl tun ... er kommt dort im zweiten Boot ...«

»Arnold!? ... Und wer ist die Frau ...?«

»Eine ... eine Gesellschafterin, die ich für ihn mitgenommen habe ...«

Als Arnold und Nella aus dem Boot stiegen, ging Elisabeth den Ankommenden einige Schritte entgegen, dann aber blieb sie plötzlich stehen, als sei es ihr unmöglich, noch einen Schritt zu machen. Während die andern sich zu einer Gruppe vereinigten, stand Elisabeth Arnold gegenüber.

»Du bist mein Bruder?« fragte sie.

»Du bist meine Schwester?« ... Sie schwiegen wieder und sahen sich an.

Ein anderes Zusammentreffen von Bruder und Schwester fand in der Gruppe um Bezug statt. Voll Schadenfreude sah Hainx das Erstaunen der beiden, die quälende Frage, die ihnen niemand beantwortete. Mit kaltem und gleichgültigem Gesicht stellte Bezug Adalbert vor. Er vermied es, den Namen Adalberts zu nennen: »Unser Hausdichter,« sagte er, »ein sehr tüchtiger junger Mann ... er ist auf dem Weg, berühmt zu werden; die Zeitungen bringen lange Artikel über seine Kunst. Und hier Fräulein Bianca Semonski, berühmt auf einem anderen Gebiet. Sie werden sie kennen ...«

»Ich hatte Gelegenheit ...« Adalbert sah ein, daß er weiter sprechen müsse, und gab sich einen Ruck: »Ich hatte Gelegenheit, Ihre Kunst zu bewundern ...«

Mit einiger Verwunderung hatte Elisabeth in der Gesellschafterin ihres Bruders Bianca Semonski erkannt, das Weib, dessen Kunst ihr bei einem Besuch des Zirkus den Wunsch eingegeben hatte, ähnliches zu erreichen. Von allen Besuchern war ihr Bianca am meisten willkommen, und in rasch geweckter Vertraulichkeit schloß sie sich an sie an, legte ihren Arm in den Biancas und führte sie, während Arnold an Biancas anderer Seite schritt, dem Schloß zu.

»Haben Sie Ihre Kunst aufgegeben ... ich meine, weil Sie Zeit zu einer Seefahrt haben?«

»Nein, Fräulein ... ich habe einen Urlaub erhalten. Ihr Herr Vater hat ihn mir verschafft ... er kennt unseren Direktor sehr gut und ... man erweist ihm gern bei uns Gefälligkeiten, Ihrem Herrn Vater ...«

»So ...« sagte Elisabeth gedehnt und mit einem Blick nach rückwärts, »Gefälligkeiten ... ja ... aber wissen Sie, daß ich Sie bewundere. Die Grazie und Kühnheit, mit der Sie Ihre Künste zeigen, die Sicherheit ihrer Bewegungen, die Harmonie Ihrer Erscheinung ... alles das, es ist wohl das höchste Gefühl, nicht wahr, so oben über der Manege auf dem Seil zu stehen und alle Blicke auf sich gerichtet ... Und tausend Menschen bewundern die Macht und die Geschmeidigkeit Ihres Körpers ... man sieht

das Spiel der Muskeln unter dem angespannten Trikot ...« Elisabeth unterbrach sich und sah Bianca fast schwärmerisch an. »Dann der rasende Lauf auf dem Zweirad durch die Schlinge ... der Augenblick, in dem man fast gewiß ist, daß Sie stürzen müssen ...«

»Man hat nicht Zeit, Fräulein, an die andern zu denken. Sie kennen nicht, die ... wie soll ich es Ihnen beschreiben. Man denkt immer nur an die nächste Sekunde ... wie wirst du jetzt den Fuß setzen und was wirst du jetzt tun? Man sieht nur das allernächste Stück seiner Aufgabe. Und wenn man dann herunter kommt, weiß man nicht, ob man eine Stunde oder bloß fünf Minuten oben gewesen ist. Meine Kunst ...«

Plötzlich mischte sich Arnold ins Gespräch. Die Laute kamen dumpf und schwerfällig heraus: »Was für eine Kunst ist das – Ihre Kunst?« fragte er.

Elisabeth übernahm die Antwort: »Das Fräulein ist ... wie soll ich es dir sagen, du hast es noch nie gesehen, Akrobatin und Seiltänzerin ... sie geht auf einem turmhoch über den Köpfen der Leute gespannten Seil, sie fliegt aus einem Winkel des Hauses in den andern ... sie fährt auf dem Rad über das Seil und ... wissen Sie,« lenkte sie ab, »daß Sie mir alle Lust machten, Ihren Beruf zu ergreifen. Ich habe ja keinen Beruf, und man muß irgendeinen Beruf haben ... sagte der Dichter, den mein Vater hält, er ist übrigens ein Narr,« lachte sie, indem sie einen Blick zurückwarf, »ein Narr ... aber sind nicht alle Dichter Narren? Nicht wahr? Selbstverständlich! Er hat mir vorgehalten, daß ich keinen Beruf habe. Das wäre ein Beruf für mich gewesen.« Sie war bemüht, von Adalbert, der mit Bezug und Hainx ganz nahe herangekommen war, einen Blick zu erhalten.

Inzwischen war man in den großen Saal gelangt, wo schon eine reich besetzte Tafel zum Abend bereitet war. Von der Terrasse sah man auf die See hinaus. Schon waren die Schatten der Dämmerung der spielenden Lichter Herr geworden. Nur noch ein rosiges Tor war im Westen über der leicht bewegten See offen und es war, als sähe man dort in ein anderes Land, wo noch Heiterkeit und Licht ist, während sich über die diesseitige Welt Nacht und Dunkel breitet. Eine lange rote Bahn ging von diesem Tor über das Meer, und sie verbreiterte sich im Hafen der Insel zu einem scharf

begrenzten blutroten See. Mitten in diesem See lag die *Regina maris* vor Anker, mit schwarzem Rumpf und spinnwebfeinen Masten und Rahen. Man sah, wie ein Boot vom Schiff abstieß und dem Land zustrebte.

»Ich habe auch den Kapitän eingeladen,« sagte Bezug, »er wollte nur seine Arbeit beenden und dann kommen.«

»Schön ist es hier.« Hainx hatte einen Widerschein des offenen Tores auf seinem Gesicht, als er dies sagte; es war, als vermöge dieser Abend selbst ihn zu verklären: »Schön ist es. Und«, er wandte sich zu Elisabeth, »was haben Sie diese Wochen über getrieben?«

»Was ist hier zu tun? Nichts. Es füllt den Tag aus. Spaziergänge, ein Buch, das mir Adalbert vorliest, eine Bootfahrt draußen ... man wünscht nichts, das ist Ruhe ...«

»Man wünscht nichts?« fragte Hainx und seine Stimme zitterte, als er seine Frage noch eindringlicher wiederholte: »Man wünscht nichts?«

»Nein«, entgegnete Elisabeth und kehrte Hainx den Rücken.

Neben Adalbert hatte Bianca einen Platz an der Brüstung gefunden. Sie fühlte sich auf eine unerklärliche Art zu ihm hingezogen, und wenn sie ihm ihr Gesicht zuwandte, sah sie seinen Blick mit scheuer Bewunderung auf sich gerichtet. Ihr Gespräch bezog sich gleichfalls auf das Leben auf der Insel, und da sie zu erfahren wünschte, wie man hier lebte, gab Adalbert mit leiser Stimme Auskunft, so leise, als wolle er von den anderen nicht gehört werden. Plötzlich drängte sich jemand zwischen sie, schob Adalbert mit brutaler Gewalt zur Seite und nahm dessen Platz ein. Arnold stand neben Bianca und schien mit einer Miene des Trotzes und der Wut Besitz von ihr zu ergreifen. Wortlos beugte er sich vor, sah ihr in die Augen und legte seine Hand, die kalt und feucht anzufühlen war, auf ihren Arm, der auf der Brüstung ruhte. Dieser Blick ... Nella kannte ihn ... war brennend wie der Blick seines Vaters, wenn jene Wünsche in ihm entstanden, die Nella mehr als seinen Zorn fürchtete. Schaudernd duldete sie die Berührung seiner Hand eine Sekunde lang, dann zog sie ihren Arm mit Anwendung von Gewalt fort.

Mit tiefer Stimme meldete der Kastellan, daß die Tafel bereit sei. Der Kapitän war angekommen und stand nun unter dem Kronleuchter von

Schmiedeeisen. Er erschöpfte sich in Huldigungen für Elisabeth, etwas stürmisch und unbedacht, als habe er ein Recht darauf und als sei niemand da, der es ihm verwehren könnte. Nella, die durch einen Wink Bezugs an die Seite Arnolds befohlen war, sah während des Speisens immer den jungen Mann an, den man ihr als Hausdichter vorgestellt hatte. In welchem Verhältnis stand er zu Elisabeth? Wie sonderbar, daß man es zugab, daß sie mit ihm allein auf diesem Inselschloß wohnen durfte? Gewohnt, sich über alle Menschen, die sich ihr näherten, rasch ein Urteil zu bilden, um zu wissen, ob sie sich feindlich oder freundlich zu ihnen stellen sollte, war sie doch hier verwirrt. Hier kreuzten sich so viele ihr unbekannte Beziehungen, alle Menschen, die da um den Tisch saßen, verband ein gemeinsames Netz, in dem die einzelnen Fäden vielfach verknüpft waren. Sie wußte nicht einmal, an welcher Stelle dieses Netzes sie sich befand? Wem unter diesen Menschen sollte sie vertrauen? Elisabeths Freundlichkeit war ihr so überraschend gekommen, daß sie nicht vermochte, sich ihr anzuschließen. Was hatte Bezugs Tochter an ihr gefunden? War dies Interesse an ihrer Kunst nicht bloß eine Maske, ein Vorgeben, um irgend etwas Unbekanntes zu erreichen? Nella fühlte sich von dunkeln Gewalten umgeben, und wie eine Lähmung lag es auf ihr, daß sie in ihrem Nachbar ein leidenschaftliches Begehren entflammt hatte. Fast körperlich fühlte sie die Wellen der Erregung, die von seinem Körper ausgingen. In diesem Wirrsal schien es am sichersten, sich an den Dichter zu halten, der ihr gegenüber saß und sie mit dunkeln, traurigen Augen bisweilen fragend anblickte. Zu ihm hatte sie augenblicklich herzhaftes Vertrauen, seine gelassene Art zog sie an, und es war ihr, als müßte sie ihm irgend etwas Liebes tun.

Nach einem seltsamen Fischgericht, das Hainx »gebackenen Meermönch« nannte, erhob sich der Kapitän Dallago, um einen Trinkspruch auszubringen. Während er seine Huldigungen für Elisabeth zugleich mit seiner fanatischen Verehrung für Bezug in Worte brachte, betrachtete ihn Adalbert und dachte daran, daß ihm Elisabeth von diesem Mann erzählt hatte, daß mehr als ein Leben durch ihn abgeschnitten worden war. Dabei sah Dallago so heiter und liebenswürdig aus, strahlend vor Jugend und Eifer. Warum hatte Elisabeth ihre Liebe nicht diesem Manne

zugewendet? Wie gut hätte er zu ihr gepaßt? Warum quälte sie Adalbert mit einer Leidenschaft, die ihn vernichtete?

Der Kapitän beendete seinen Trinkspruch mit einer Wendung, die von Bezug wieder auf Elisabeth zurückkam. Er nannte sie mit einer theatralischen Geste »Rose des Meeres« und forderte die Anwesenden auf, ihre Gläser auf das Blühen dieser Rose zu erheben.

Man stieß an und Hainx sagte, indem er sich wieder niederließ, in etwas trockenem Ton: »Ja, das gnädige Fräulein blüht wirklich wie eine Rose. Frisch und gesund ... Aber«, fuhr er bedächtig fort, »unserem Freund scheint die Seeluft nicht gut zu tun. Sind Sie nicht ganz wohl, mein Bester? Sie sehen wirklich etwas blaß aus. Wollen Sie sich nicht auf der *Regina maris* einschiffen? Wir setzen Sie dann im nächsten Hafen ab, und Sie fahren nach Haus ...«

An dem Blick, den Adalbert auf Hainx warf, erkannte Nella: Hier sitzt ein Gefangener. So sieht jemand aus, der lange im Kerker saß und dem man verspricht, daß sich seine Türen bald öffnen werden.

Man erhob sich vom Tisch. Nella war glücklich, denn sie hatte gefühlt, wie Arnold immer näher an sie heranrückte, und sie hatte es dulden müssen, weil sonst zu fürchten war, daß Arnold irgend etwas tat, dessen Folgen auf sie zurückfielen. Aber sie wurde ihn nicht los, er blieb ihr auf den Fersen, war immer um sie herum und drängte sich zwischen sie und andere, mit denen sie eben sprach. Außer Adalbert und Elisabeth waren alle Anwesenden blind für diese plumpe Art der Annäherung, deren sich Nella nicht zu erwehren wagte. Die entfesselten Instinkte des Unglücklichen brannten um sie und umgaben sie wie mit einem Feuerwall, den sie nicht durchschreiten durfte.

Als man auf der Terrasse den Gutenachtgruß austauschte, sagte Bezug, der den ganzen Abend über geschwiegen hatte: »Noch einen Augenblick, meine Herrschaften! Morgen findet meine Vermählung mit dem Meere statt ... ich lade alle zu diesem Feste ein ... Elisabeth und Sie, Adalbert, ihr werdet dann in eurem Boot zurückgebracht.«

Er heißt also Adalbert, dachte Nella – Adalbert, wie mein Bruder. Dann trennte man sich.

Adalbert und Hainx standen einander gegenüber.

»Also gehen wir auch schlafen«, sagte Hainx nach einer Pause, während der er in Adalberts Mienen zu lesen versucht hatte.

»Gehen wir ...«

»Brauchen Sie die Laterne? ...«

»Nein, nehmen Sie sie nur ... ich finde mich auch so zurecht ...«

»Gute Nacht ...« Hainx trat näher an Adalbert heran: »Was sagen Sie zu seinem ... Fest?«

»Zu der Vermählung mit dem Meer?« Adalbert zuckte die Achseln.

Es war, als habe Hainx das Bedürfnis, noch mehr über diese Sache zu sprechen. Indem er sich von der Tür entfernte und Adalbert weiter in den Gang hineinzog, sagte er leise: »Wissen Sie, was Xerxes tat, als ihm der Hellespont nicht gehorchte. Er ließ ihn geißeln und Ketten in das Meer versenken. Man glaubt, daß er damals schon wahnsinnig war. Ich denke, Bezug ist nicht mehr weit davon, zu handeln wie Xerxes ...« Forschend sah er in Adalberts Gesicht. Aber Adalbert war zu mißtrauisch geworden, um eine scheinbare Vertraulichkeit zu erwidern. Ganz tief im Dunkel der Ahnungen spürte er, daß Hainx zu keinem guten Zweck um sein Vertrauen warb, und er wehrte sich gegen diese Annäherung.

»Ich kenne die Geschichte des Xerxes nicht«, sagte er gleichmütig.

»Sie finden Sie im Herodot.«

»Ich danke Ihnen ... Gute Nacht ...« Er ließ Hainx stehen und schritt in das Dunkel hinein. Nach einigen Wendungen und einem Tappen, durch das er sich in den ihm nun vertrauten Gängen zurecht fand, kam er nach kurzer Zeit in eine der kleinen Hallen mit dem Blick nach dem Meer. Zwischen wilden Wolken hing der Mond, und sein Licht zeichnete helle Bogen auf den Steinboden. Adalbert trat an die Brüstung und sah auf das Meer hinaus. Inmitten der silbernen See lag die *Regina maris*, und ein Licht, das an Bord brannte, war wie ein spähendes, wachsames Auge. Morgen ging das Schiff wieder in die See, und wenn seine Fahrt auch noch Tage und Wochen dauerte, so war doch die Aussicht auf ein schließliches Ende da. Aber wo war diese Aussicht für Adalbert ... es war ihm, als sei er für sein ganzes

Leben in dieses Schloß gebannt, wo er einer fürchterlichen Macht verfallen war.

Ein Geräusch hinter seinem Rücken machte Adalbert aufmerken und erinnerte ihn daran, daß man in diesem Schloß, wo so viele überraschende und seltsame Dinge nur auf den Augenblick der Erscheinung zu warten schienen, immer auf seiner Hut sein mußte. Es war wie ein heftiges Atmen, und so nahe schien es an Adalberts Nacken, daß er sich hastig, mit geballter Faust umwandte. An die Brüstung gelehnt, mit zurückgebogenem Oberkörper überblickte er rasch die kleine Halle. Im Mondlicht war nichts Bedrohliches zu sehen. Unter seltsamen perspektivischen Gesetzen schoben sich die Schatten der Säulen schief nebeneinander und der plumpe, schwere Schatten mitten inne war sein eigener ... Nun versuchte er das Dunkel zu durchdringen, das jenseits der Monddämmerung zwischen den Pfeilern und Vorsprüngen klebte. Dort war, wie er wußte, eine Tür. Und als er mit zwei Schritten nähertrat, bis in die Wölbung eines der scharf gerissenen Mondlichtbogen hinein, erkannte er, daß dort im Dunkel ein Mensch an der Schwelle der Tür kauerte. Es war nur ein Schattenklumpen, noch schwärzer als das Dunkel, das in der Türnische lag. Aus dem Knäuel von Gliedern und Rumpf hob sich der Kopf, und zwei Augen mit dem grünlichen Schimmer, wie ihn Tiere haben, schauten scharf nach Adalbert. Bei einer Begegnung, die Adalbert machte, sah er den Schimmer heller erglühen und sah in dem verschlungenen Knäuel ein Straffen und Spannen. Er wußte, daß der Mensch dort an der Tür Bezugs Sohn war, und von dem Grauen befallen, das nun über seine Seele die Herrschaft gewonnen hatte, setzte er seinen Weg fort, langsam, um den Unglücklichen nicht zu reizen und ihn über seine Absichten zu beruhigen. Dabei klopfte sein Herz in wilden Stößen. Und plötzlich fiel ihm ein, daß diese Tür wohl zu den Zimmern der Bianca Semonski führen mochte.

Desponsamus te mare

Inhaltsverzeichnis

Als Elisabeth Bianca nach dem Mahl die Hand zum Abschied gereicht hatte, empfand diese an einem Druck, daß sie das Fräulein noch zurückzuhalten wünschte. Sie zögerte also so lange, bis alle gegangen waren und sich außer Elisabeth nur noch Arnold in der großen Halle befand. Richard stand in der Türe, bereit, Arnold auf sein Zimmer zu führen. Die Arme über die Lehne eines der hohen Stühle gelegt, die Hände vor dem Gesicht gekreuzt, sah Elisabeth ihren Bruder an.

»Was willst du noch, Arnold?« fragte sie nach einer Weile.

Arnold stammelte einige unverständliche Silben.

»Geh!« sagte Elisabeth, »geh jetzt. Ich habe mit dem Fräulein zu sprechen.« Von ihren Worten ging eine zwingende Macht aus, die selbst auf Arnold wirkte. Schwerfällig wandte er sich um und folgte dem Diener, nachdem er noch von der Türe aus einen Blick auf Nella geworfen hatte. Elisabeth hatte ihre Stellung beibehalten. Das Licht der Kerzen auf dem schmiedeeisernen Kronleuchter warf einen warmen Mantel um ihre Schultern, nur die Stirne und die Augen lagen im Schatten.

»Sie sind die Geliebte meines Vaters?« fragte sie ohne Einleitung.

Nella griff hinter sich. Alle Scham, die ein unwürdiges Verhältnis in ihr niemals zu zerstören vermocht hatte, brach jetzt hervor. So derb und nackt war ihr das von niemandem gesagt worden, seit der Direktor einigen Kollegen, die sie einmal mit Scherzen darüber ärgern wollten, sofortige Entlassung angedroht hatte. Und dies verstörte sie vollends: daß es die Tochter Bezugs war, die ihr das sagte. Im Gefühl, daß sie vor der Reinheit dieses Mädchens als Verworfenen dastehe, lag eine Qual, der sie zu erliegen fürchtete. Es blieb nichts anderes übrig, als zu leugnen. Mit einer Verstärkung der Stimme, die so nicht beabsichtigt war, sagte sie: »Ich weiß nicht ... was ich darauf sagen soll? Wenn Sie es nicht wären, Fräulein ... so müßte ich annehmen ...«

Elisabeths Arme sanken von der Lehne des Stuhles herab, und sie hob den Kopf, mit einem spöttischen Blick, wie es Nella scheinen wollte: »Lassen Sie doch ... ich bitte Sie ... warum wollen Sie es mir nicht sagen? ... Sie können es tun ...«

»Was soll ich Ihnen sagen? Es ist nichts ... Sie kränken mich ...«

»Es könnte Sie kränken, wenn ich es aus bloßer Neugierde täte ... so von hoch oben, voll Schadenfreude, daß Sie so tief unten sind. Aber Sie sehen doch, das ist nicht. Bemerken Sie etwas, das Sie verletzt? ...«

Darauf schüttelte Nella den Kopf und sagte von Elisabeth halb abgewandt: »Sie sind seine Tochter ... Elisabeth!«

»Eben darum kenne ich alle seine Schurkereien und schlimmen Streiche. Ich weiß mehr von ihm, als er denkt.« Sie mäßigte den Ton ihrer erregten Stimme und sagte ruhig, als ob sie von einem dritten spräche: »Ich habe ja selbst etwas von ihm, und das macht mich manchmal rasend.« Und wieder rasch abbrechend, wiederholte sie ihre Frage: »Also sagen Sie, sind Sie seine Geliebte?«

Nella senkte den Kopf und schwieg.

»Sie sind es. Ich habe es sogleich gewußt, als ich Sie sah. Darum hat er sie also mitgenommen.« Und als Nella hier sprechen zu wollen schien, wehrte ihr Elisabeth: »Sagen Sie nichts ... Ich erlasse es Ihnen. Sie sollen nicht reden ... Ich weiß es ja nun. Und dies will ich Ihnen nur sagen: ich warne Sie vor ihm. Nehmen Sie sich in acht ... hören Sie ... nehmen Sie sich in acht.« Mit einer hastigen Bewegung legte Elisabeth ihren Arm um Nellas Schultern, zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn. Dann, ehe die Verblüffte noch Zeit gefunden hatte zu antworten, ging sie davon, daß die weiten leichten Ärmel sich durch die rasche Bewegung an die Arme preßten.

Draußen befahl sie Karl, der mit dem Licht auf sie wartete, Fräulein Semonski auf ihr Zimmer zu bringen. Sie selbst nahm einen Weg, der sie durch die äußeren Hallen der Burg führte, in denen ihr das Mondlicht Begleiter war. Sie ging sehr langsam, hielt ab und zu den Schritt an, um einem der Geräusche zu lauschen, die bisweilen aus den Tiefen des weitläufigen Baues drangen. Von einem Summen erfüllt, in dem alle Töne

der Nacht zusammenflossen, schien das ganze Schloß zu leben. Drüben auf dem Schiff sang jemand ein italienisches Liedchen mit einem ganz wunderbar süßen Klang, der dem Mondlicht verwandt sein mochte. Da verhielt sich Elisabeth eine ganze Weile, bis das Liedchen zu Ende war.

Lächelnd betrat sie ihr Schlafzimmer und sah sich in dem Raum um. Der Sarkophag der Königin Omphale war heute verschlossen und auf dem steinernen Deckel lag die ganze Sammlung ihrer Liebesamulette. Da war der Phallus, der bei karthagischen Liebesfesten dem Zug der Weiber vorangetragen wurde, die Schnur aus roten Korallen, mit der Widmung an Istar auf der goldenen Schließe, ein kleiner Götze, wie ihn die sumerischen Weiber zu Häupten ihres Bettes befestigten, um alle Liebeswünsche des Mannes erfüllen zu können; zwischen Lederbeutelchen mit getrockneten Stierhoden, die bei den Ägyptern der Bräutigam der Braut vor der Hochzeitsnacht um den Hals befestigte, standen Büchsen und Tiegel, die bei den verruchten Orgien der schwarzen Messe ihre Rolle gespielt hatten. Da war auch eine ganze Anzahl der seltsamen Hautlappen, die von den Alten Hippomanes genannt wurden, jener Auswüchse, die man bisweilen am Kopf des Füllens und der Stute findet, und die man in einen neuen glasierten, irdenen Topf tun und in einem Backofen trocknen muß, aus dem eben das Brot herausgenommen wurde. Neben einer Schale mit der Pomade aus dem im linken Fuß eines Ochsen befindlichen Mark, das mit grauem Ambra und Zypernpulver vermischt wird, lag ein vergoldeter Hyänenknochen.

Elisabeth streifte den Ring mit dem großen Nephrit, auf dessen Innenseite das Wort Scheva eingraviert war, ab und legte ihn zu den übrigen Talismanen. Dann beugte sie sich über die Kugel, deren opalisierender Glanz in den letzten Wochen zu einem tiefen, brennenden Rot erglommen war. Heute war der Glanz etwas blasser geworden, und auf der Oberfläche zeigten sich Sprünge, als ob die Kugel im Begriff sei, zu zerfallen. »Eine Nacht,« murmelte sie, »eine Nacht der Ruhe.«

Als sie aufblickte, sah sie Rudolf Hainx vor sich, der lautlos eingetreten war und den Vorhang, dessen Falten er noch in den Händen hielt, hinter sich zugezogen hatte.

»Du bist zufrieden!« sagte er. »Ich hoffe, daß du zufrieden bist!«

Auf den Rand des Sarkophags gestützt, sah Elisabeth den Eindringling an: »Ich frage dich nicht, wie du gekommen bist,« sagte sie, »aber ich sage dir, geh!«

»Ich habe dir Grüße zu überbringen.«

»Es ist gut.«

»Er ist verzweifelt, in Raserei. Und er arbeitet wie ein Tier, um sich zu betäuben.«

»Du kommst als Liebesbote für einen anderen? Das ist mir neu ...«

»Immer noch besser der ... als der andere ...«

»Es könnte dir doch einerlei sein. Dir wenigstens. Und übrigens habe ich genug Briefe von ihm bekommen, in denen er jammert und klagt.«

»Er könnte einmal aufhören zu jammern ...«

»Du hast ihm wohl die Augen geöffnet, wie man zu sagen pflegt.«

»Ja, ich habe es getan ... ich habe ihm gesagt, daß du diesen Menschen liebst.«

»Nun ... und du siehst, was darauf geschehen ist. Er hat mir geschrieben, daß er es weiß, und daß er es gestattet ... hörst du, gestattet! Wenn ich nur auch einmal ihm angehören will. Aber das wird niemals geschehen. Es gibt unüberwindbare Ströme.«

Hainx hatte den Vorhang losgelassen und war näher gekommen: »Er ist ein Narr«, sagte er bebend. »Ein Narr.«

»Er wird sich mit dem Gedanken abfinden. Und da ist er klüger als du, du selber Narr!«

Den Sarkophag der Königin Omphale vor sich, beobachtete Elisabeth jede Bewegungen ihres Gegners. Während sie ihn beschimpfte und durch den verächtlichen Ton ihrer Worte, durch den feindlichen Ausdruck ihres Gesichtes zu reizen versuchte, war sie darauf bedacht, sich vor ihm zu sichern. In der Schublade ihres Spieltisches lag neben dem Dolch ein kleiner Revolver. Sie kannte Hainx zu gut, um nicht zu wissen, daß er bei der ersten Bewegung, die ihn ihre Absicht erraten lassen konnte, sich auf sie stürzen würde. Noch beobachtete er eine tadellose Haltung bei aller Erregung, aber es war zu deutlich, daß er, von irgendeinem Gedanken, von

einer noch verschleierte Gewalt unterstützt, entschlossen war, heute ihrem Bann nicht zu gehorchen. In seinem Gesicht fiel Elisabeth eine seltsame Veränderung auf. Muskelpartien, die sonst zu seinem Ausdruck nichts beitrugen, waren heute deutlich und auffallend vorgetreten, und Merkmale, die sonst Hainx' Besonderheit ausmachten, waren verschwunden. Ohne daß sich Elisabeth im einzelnen über diese Veränderung klar zu werden vermochte, gewann sie aus dem Eindruck aller zusammen die Überzeugung, daß es ihr heute nicht allzu leicht sein werde, Hainx zu bändigen.

Indem er noch einen Schritt näher an den Sarkophag herantrat, sagte er: »Gut, auch ich bin ein Narr. Denn ich bin rasend, ich verzehre mich nach dir. Schenk mir deinen Leib. Ich will ja deine Liebe nicht. Aber ich will nur noch einmal wiederhaben, was ich einmal schon gehabt habe.«

»Ich kann dir nicht helfen, mein Lieber. Ich kann nicht. Ich finde, es wäre gemein, mich jetzt noch einmal mit dir einzulassen.«

»So ... und das ist nicht gemein, wenn der Mann, dem du dich gibst, dein Geschenk lästig findet.«

Elisabeth lachte. Was Hainx da sagte, hatte sie schon oft gedacht, wenn sie Adalberts Müdigkeit und seine nur mühsam entfachte und dem Grauen verwandte Lust gewahrte. Aber für ihre Leidenschaft waren diese Bedenken nur Spreu, die von einer rasenden Brunst als flimmernde Funken in die Luft geworfen wird. Lachend antwortete sie: »Es gibt keinen Mann, dem mein Geschenk lästig wäre. Ich will dir etwas sagen: glaubst du nicht, daß selbst mein Vater nach mir verlangt?«

»Es mag sein. Aber Adalbert ... ich habe Gründe anzunehmen, daß er ein anderes Weib liebt und daß er ...«

Aus der hastigen Bewegung, die Elisabeth machte, entnahm Hainx, daß sie getroffen war. Aber rasch besonnen, bemerkte sie ihre Unvorsichtigkeit: »Vielleicht! ... Aber er vergißt sie bei mir ... das ist, worauf es ankommt ... Übrigens,« fügte sie wie gleichgültig hinzu, »kennst du dieses Weib? ...«

»Noch nicht ... aber ich werde sie bald kennen. Ich will nichts anderes von dir, Elisabeth, als daß du dich erinnerst, was zwischen uns gewesen ist.«

»Sentimentalitäten! Du wirst geschmacklos, Hainx.«

»Meinetwegen. Aber heute mußt du einmal mein sein ...«

»Nein ... du bemühst dich umsonst ...«

Hainx wurde noch blasser als vorher, und zu beiden Seiten des Halses schwellen dicke Muskelstränge an: »Jeder kann dich haben, Elisabeth, warum gerade ich nicht ... da ... was du dir für Mühe gibst, um ihn festzuhalten. Kein Unsinn im ganzen Bereich der menschlichen Dummheit ist dir zu entlegen. Und ich ... sieh, ich falle dir ganz ohne Zauberei zu ...«

»Das erhöht deinen Wert für mich nicht.«

Und da kam der Ausbruch, den Elisabeth schon längst erwartet hatte. Plötzlich schrie Hainx auf und machte einen Sprung auf den Sarkophag zu. »Verfluchter Kram«, schrie er, schlug mit beiden Fäusten in die Gläser, Schalen und Tiegel und fegte mit dem Arm die Trümmer herab. Klirrend zerbrach die Opalkugel auf dem Boden, und in den Scherben zitterte und erlosch eine kleine rote Flamme. Diese Verzögerung mußte Elisabeth benutzen, und als sich Hainx über die Trümmer hinweg auf sie stürzen wollte, stand sie ihm mit dem Revolver gegenüber und erhob ihn, kaltblütig nach seinem Gesicht zielend.

»Hinaus!« rief sie.

Aber nur einen Augenblick zögerte Hainx, dann stürzte er in einem blutigen Nebel vorwärts. Er hörte einen Schuß und fühlte zugleich einen heftigen Schlag an seiner Wange. Doch blindlings vorwärtsgerissen, hatte er Elisabeth umfaßt und hielt sie an sich gepreßt. Da hörte er ganz dicht an seinem Ohr eine ruhige Stimme, die sogar durch das Rauschen des Blutes zu seinem Bewußtsein drang: »Wenn du nicht sofort losläßt, so schieße ich ...« Indem er zur Besinnung kam, bemerkte er, daß es Elisabeth gelungen war, den rechten Arm von seiner würgenden Umklammerung zu befreien und ihm den Revolver an die Schläfe zu setzen. An ihren Augen sah er, daß sie keinen Moment zögern würde, ihre Drohung wahr zu machen. So dicht waren diese brennenden und doch kalten Augen an den seinen, daß er die krampfhaftige Erweiterung der Pupillen fast als Schmerz empfand. Er hörte: »Ich werde drei zählen ... Eins ... Zwei ...«

Elisabeth fühlte, wie die furchtbare Umklammerung sich lockerte. Bei drei ließ Hainx sie los und trat zurück. Die Arme hingen ihm schlaff herab, und sie sah, als sie mit einem Blick über seine Gestalt glitt, daß seine Hände rot und aufgequollen waren und die Adern wie blaue Stricke unter der Haut lagen. Von der Wunde an seiner Wange rann ein dünner Blutstreifen über den aufgerissenen Hemdkragen und die weiße, mit gelben Tupfen übersäte Weste. Nach einer Minute fand Hainx den Weg zu den Worten:

»Du hättest mich erschossen?« fragte er.

»Ja!«

»Gut, ich gehe. Aber ich gehe darauf aus ... ich will dir nur etwas sagen. Kennst du den Klub der babylonischen Jungfrauen?«

Vorsichtiger als vorhin, gewann es Elisabeth über sich, unbefangen zu erscheinen: »Ich wünsche keine Unterredung mit dir ...«

»Ich gehe schon. Aber damit du es weißt ... hüte dich!« Er zog ein Taschentuch hervor, drückte es an die Wunde und verließ das Zimmer, während Elisabeth auf das Sofa sank und noch immer den Revolver in der Hand, den sich entfernenden Schritten nachlauschte. –

Der helle Morgen, der einen blauen Himmel über das gläserne Dach von Adalberts Schlafzimmer ausspannte, fand ihn schon früh wach. Seine Nacht war unruhig gewesen, und von allen Gedanken, die ihn in der von seltsamen Geräuschen belebten Stille des Schlosses bedrängten, kam einer immer wieder: der Gedanke an die Flucht. Schließlich wob dieser Gedanke bunte und beängstigende Bilder in seine Träume, und als er am Morgen vor den Wünschen und Plänen der Nacht stand, sahen sie ihn fremd und kalt an, wie die Gedanken eines Fremden, zu dem er keine Beziehungen hatte. Es war unmöglich, von hier zu entkommen. Alles, was er an abenteuerlichen Entschlüssen und tollen Ereignissen klar und einfach vor sich gesehen hatte, trug nun eine seltsame Schwere. Am vertrautesten blieb ihm noch der Plan, sich, wenn er heute auf Bezugs Schiff käme, zu verstecken und irgendwo im Schiffsraum die Fahrt mitzumachen, bis sich Gelegenheit fand, zu entweichen. Als er sich von seinem Bett erhoben hatte, schob er den Wandteppich zur Seite und besah die Stelle, wo Reginas Bild gehangen

hatte. Noch immer war der rote Fleck an der Wand, und wenn Adalbert mit dem Finger über ihn hinstrich, glaubte er seine Feuchtigkeit zu fühlen.

Nachdem er sich angekleidet hatte, ging er in die große Halle hinab. Wie lächerlich waren diese Pläne, dachte er auf dem Wege. Elisabeth würde sich doch nicht eher vom Schiff ihres Vaters entfernen, als bis er gefunden war, und wenn er sich auch im finstersten Winkel des Raumes verkroch. Von der Brüstung der Terrasse aus sah er auf das heute so ruhige Meer und auf das Schiff, dessen reges Leben auf die nahe Abfahrt deutete. Mit Freude sah er Bianca Semonski neben sich. Lächelnd begrüßte sie ihn und gab ihm eine kühle Hand mit festem Druck.

»Wir sind wohl als die ersten im Schloß wach?« fragte sie.

»Ich bin niemandem begegnet.«

»Sehen Sie, selbst die Diener kommen später als wir«, rief sie, als eben jetzt einige Diener in die Halle traten und die Tafel für das Frühstück herzurichten begannen.

»Und ... wie haben Sie geschlafen?« fragte Adalbert zögernd.

Auf seinem Gesicht suchte Bianca nach dem Sinn seiner Frage. »Gut«, antwortete sie endlich. »Recht gut. Aber ich mußte früh hinaus ... Es hat mir keine Ruhe gegeben. Ich wollte schon die Sonne sehen. Es ist so wunderbar schön hier ... Dieses alte Schloß am Meer. Wie gern bliebe ich hier.«

»Warum können wir nicht tauschen? Ich möchte gern auf Ihrem Schiff dort ... auf der *Regina* ... *Regina maris* fort.«

»Warum? Ich verstehe Sie nicht ...«, aber plötzlich verzichtete Bianca auf alle Vorsicht: »aber warum bin ich nicht aufrichtig gegen Sie ... ich fühle, daß Sie es mit mir gut meinen. Warum soll ich Ihnen nicht sagen, daß ich Sie verstehe. Mir ist so bang hier und ich begreife, daß Sie dieses Schloß verlassen wollen ... es ist unheimlich. Jetzt, selbst im Sonnenschein ist es mir, als ob ich von düsteren Ahnungen ...«

Adalbert nickte.

»Und die Nacht ...«, fuhr Bianca fort, »ich glaube, es muß jede Nacht etwas Gräßliches hier geschehen. Das durchdringt die Mauern und setzt sich überall fest ...«

»Vor Ihrer Tür lag ein Mensch ...«

»Also doch ... ich habe es gehört. Erst spät nach Mitternacht hat man ihn fortgebracht ... es gab ein langes Gemurmel, bevor Ruhe wurde.«

»Sie wissen, wer es war?«

»Ja!«

Schweigend sahen beide auf das Meer hinaus: »Ich bin hier ein Gefangener,« sagte Adalbert leise, »Sie können sich das nicht ausdenken. Ich bin mit meiner ganzen Seele anderswo ... Aber ich werde hier festgehalten, ohne Möglichkeit zu entkommen ... Sie sind frei ...«

»Glauben Sie?«

»Was denn?«

»Daß ich frei bin?«

»Sind Sie nicht frei?« Biancas Gesicht zeigte Adalbert die Linien eines edeln Profils vor dem Hintergrund einer weißleuchtenden Marmorwand, die den eben über den Rand der Morgenwolken erstehenden Glanz der Sonne mit ruhigen Atemzügen zu trinken schien. Adalbert sah die Miene einer Gefesselten. Es war ihm, als erblicke er das Antlitz seiner eigenen Seele, wie es sich in den Stunden des Schmerzes vor ihm stellte, nur vollkommener und reiner, als es in seiner Einbildung erschienen war. Ganz nahe fühlte er sich dieser Fremden verwandt, zu ihr gehörig, wie ein Stück ihres Lebens, irgendwo durch geheimnisvolle Beziehungen mit ihr verbunden. Und indem er ihre herabhängende Hand ergriff, sagte er ohne nach Worten zu suchen, da sie ihm ganz von selbst auf die Lippen traten: »Ich glaube, ich kann Ihnen sagen, was mich quält. Denn es ist mir, als wären Sie mir seit jeher bekannt. Ich habe auch eine Bitte an Sie. Und ich weiß ... Sie werden mir nichts abschlagen ... Ich kann sagen, daß Sie ...«

Schon längst war das Profil von der Marmorwand in eine volle Ansicht gedreht worden, und nun griff Bianca nach Adalberts anderer Hand: »Sprechen Sie nur ... Sagen Sie mir alles ... ich will alles tun.«

»Ich bin hier gefangen. Vielleicht durch eigene Schuld? Ich weiß es nicht. Wie ist es manchen Menschen gegeben, über andere zu Herren zu werden? Wie mag das zugehen? Wir hassen sie und wollen uns von ihnen befreien. Lieber Not und Elend als Glanz und Reichtum, die von ihnen

kommen. Aber in der entscheidenden Stunde sinkt uns der Mut und wir bleiben ...«

»Kennen Sie das auch ... Sie auch«, sagte Bianca ganz atemlos und erregt. »Ja ... das ist es. Wir empören uns und wollen uns befreien, aber sie wirken ... wie soll ich sagen, auch aus der Ferne, auch wenn sie nicht da sind.«

»Ja ... ja!« auch Adalbert war erregt. »Es gab schon Augenblicke, in denen ich mich nach langem Ringen befreit glaubte. Aber im nächsten Moment war ich wieder zurückgesunken. Und das ganze Ringen umsonst. Wir werden uns vergebens bemühen, dieses Rätsel aufzulösen ...« Nach einer kleinen Pause des Nachdenkens fuhr er fort: »Einer könnte es mir vielleicht ... er kann es sicher. Und ich werde ihn fragen, ja – ich werde ihn fragen.«

Mit einem Gruß trat Hainx zu den beiden, und der spöttische Blick, den Adalbert an ihm zu bemerken glaubte, brachte ihn sogleich auf, so daß er sich von ihm abwandte. »Oh, ich gefalle Ihnen heute nicht«, lachte Hainx, und griff nach dem entstellenden Verband, der auf seiner angeschwollenen Wange befestigt war. »Ja ... ich kann nichts dafür. Dieses niederträchtige Schloß ist so voll Ecken und scharfer Kanten in den Gängen. Und die Beleuchtung ist auch so stilvoll mittelalterlich. Ich wundere mich nur, daß ich mir nicht überhaupt den Schädel eingerannt habe. Es ist immerhin ein Glück, sich bloß die Wange aufzureißen, wenn man Aussicht hat, sich den Hals zu brechen.«

Und zu Bezug gewandt, der kurz nach Hainx in die Halle getreten war, erzählte er, daß ihm gestern beim Stolpern über irgendeine Schwelle oder einen Balken die Laterne aus der Hand gefallen sei. Und gleich darauf sei er selbst mit dem Kopf voran in eine Verwirrung von Kanten und Ecken gefahren. Seine Erzählung glückte ihm vollkommen, und Bezug, der heute eine feierliche und herrische Miene zur Schau trug, hörte ihn gnädig an. Gleich darauf kamen fast gleichzeitig Elisabeth und Arnold, und der Kapitän erschien als letzter am Frühstückstisch. Er berichtete, daß er schon zeitig am Morgen auf der *Regina maris* gewesen und daß alles zur Abfahrt bereit sei.

Sogleich nach dem Frühstück, bei dem Hainx sich und seinen Unfall freiwillig zum Thema einer heiteren Unterhaltung angeboten hatte, brach man auf. Am Strand lag neben den beiden Booten der Regina der kleine Segler, der zu Bezugs Schloß gehörte. Adalbert bemühte sich vergeblich, in Biancas Boot einen Platz zu erhalten; Arnold, der sich sogleich beim Frühstückstisch der Widerstrebenden bemächtigt hatte, wich nicht von ihrer Seite, und bei der Annäherung Adalberts zeigte er den Ausdruck eines gereizten Tieres. Schauernd verzichtete Adalbert darauf, mit ihr zu sprechen und folgte dem Ruf Elisabeths in das Segelboot. Seine Gedanken umwoben Bianca, und er sah, daß ihre Gefangenschaft nicht minder drückend war als seine.

Der Mast des Segelbootes lag, von dem rotbraunen Segel umwunden, auf dem Boden; Elisabeth machte eben Adalbert auf ihrer Bank Platz, so daß die Rolle zwischen ihnen lag, als der Kapitän in ihr Boot einsteigen wollte.

»Nein, Kapitän,« rief sie lachend, »wir sind Nachzügler, wir kommen ganz zuletzt. Sie gehören nach vorne. Ins erste Boot. Zu den Führern ... Sie müssen uns den Weg zeigen.«

Dallago stand mit einem Fuß auf dem Bordrand und sah mit zusammengezogenen Augenbrauen auf Adalbert. Dann sank der zuerst wie zu einer beredten Bewegung der Untertänigkeit erhobene Arm mit geballter Faust schwer herab. Es war die Geste eines Hammerschlages. Dann wandte er sich ab und ging zu dem Boot, in dem Bezug mit Hainx saß und das nun als erstes sich vom Strande löste.

Die Riemen fielen taktmäßig ein.

Das Boot mit Bianca und Arnold folgte, und als letztes kam das Boot Elisabeths.

Auf dem Deck der *Regina maris* war unweit der Kommandobrücke ein Zelt errichtet worden. Alle Kostbarkeiten, die in den Kajüten angehäuft waren, hatte man hinaufgeschleppt, und das Schloß hatte seine schweren Stoffe, Brokate und goldgestickte Sammete, persische und indische Teppiche hergegeben. Über Stangen aus einem duftenden Holz waren die Zeltwände hinangegipfelt, bis zu einem goldenen Geier, der zuhächst auf

der Spitze die Falten der Zeltstoffe in den Krallen zu halten schien. Unter dem Mittelpunkt des Zeltes stand auf einer teppichbelegten Estrade ein thronartiger Stuhl mit hoher Rückenlehne.

»Ist es nicht wie auf der Bühne?« fragte Elisabeth Semilasso, als sie mit ihrem Boot näher gekommen waren und die Anstalten auf dem Schiff bemerkten: »Ich finde das lächerlich. Und es ist auch lächerlich. Was soll das wieder bedeuten? Wen will er wieder damit betrügen? Oder hat das Ganze keinen Zweck? Ist er am Ende schon? ...«

Adalbert erinnerte sich dessen, was Hainx nachts gesagt hatte, aber er schwieg und rückte sein Knie von Elisabeth ab, die ihn mit dem ihren, ohne der Matrosen zu achten, bedrängte.

An der Schiffstreppe empfing Bezug seinen Sohn und Bianca, die ihm auf dem Fuße folgte. Als habe er sich erinnert, daß er Arnold gestern und heute etwas vernachlässigt hatte und als empfinde er nun Gewissensbisse, umgab er ihn mit doppelter Zärtlichkeit. Indem er ihn nach seinem Befinden ausfragte und ihn immer wieder auf die prächtige Küstenszenerie und die farbenbunten Wunder des Meeres hinwies, versuchte er ihn aufzurütteln. Aber Arnold hörte ihn stumpf, mit gesenktem Kopf an und hielt seine Augen fest auf Bianca geheftet, deren Bewegungen er mit Mißtrauen verfolgte, als sei er dazu berufen, sie zu bewachen.

Nachdem Bezug mit Arnold einige Schritte getan hatte, kehrte er zur Schiffstreppe zurück, über die eben Elisabeth und Adalbert heraufkamen.

»Glaubst du nicht,« wandte er sich an seine Tochter, indem er ihr die Hand reichte, um ihr behilflich zu sein, »glaubst du nicht, daß es günstig auf ihn ... weißt du, ich denke, er wird davon günstig beeinflusst werden. Immerhin ... ein prächtiges Schauspiel, angesichts des Meeres ... darauf kommt es an: er muß herausgerissen werden. Auf jede mögliche Weise ...«

Er brach ab und ging auf das Zelt zu. »Wir wollen beginnen, Dallago«, rief er dem Kapitän zu, der schon auf der Kommandobrücke stand.

Von der schrillen Pfeife des Bootsmanns hervorgezaubert folgten die Manöver der Abfahrt, diesmal mit ganz besonderer Raschheit und Gewandtheit. Mit dem Sonntagsgewand, in dem die Arbeiten ausgeführt wurden, schienen die Matrosen auch eine ganz feiertägliche Tüchtigkeit

angelegt zu haben. Der Kapitän hatte dafür gesorgt, daß Bezugs phantastischer Plan unter die Leute kam. Der Herr wollte sich dem Meere vermählen, so wie es früher, vor Jahrhunderten Sitte gewesen war. Das brachte alle in Aufregung. Unter diesen Seeleuten, die zum größten Teil Italiener oder Dalmatiner waren, gingen Bruchstücke der glänzenden Geschichte Venedigs im Gewand von Sagen und Legenden um, und der stumpfste unter der Mannschaft wußte etwas von der ersten, feierlichen Fahrt des neuen Dogen. Venedig hatte über dieses Meer und diese Küsten geherrscht, hatte ihre Geschicke bestimmt und sogar ihre Natur geändert, indem es das Land des Holzes beraubte, um es auf dem Meere schwimmen zu lassen. Der feierlichste Akt der großen Zeit sollte nun erneuert werden, und dieser Gedanke belebte alle diese Menschen, die noch immer in sich seeräuberische Instinkte, zugleich mit dem Sinn für Pomp und Großartigkeit der Geste bewahrten. Als die Arbeiten der Abfahrt beendet waren und die *Regina maris* vor dem angenehmen Morgenwind glatt über die See ging, versammelte der Ruf des Kapitäns die Mannschaft zur feierlichen Handlung und stellte sie zu beiden Seiten des Zeltes in zwei Reihen bis zum Bug.

Bezug saß auf dem hohen Stuhl, etwas blaß und – wie es Bianca scheinen wollte – fast aufgeregt. Aus Hainx' Händen nahm er ein kleines Kästchen entgegen, in dem auf blauem, verschossenem Samt ein altertümlicher Ring lag. In dem grünen Stein war der Löwe von San Marco eingeschnitten, und das Gold der Fassung zeigte in zierlich durchbrochener Arbeit einen Reigentanz von Delphinen. Es war ein Ring aus der Sammlung von Altertümern im Schloß von Antothrake, und er kam an Alter und Stil den Ringen recht nahe, die von Bord des Bucentoro ins Meer geglitten waren. Nun, während Bezug den Ring an den Finger steckte, näherte sich Dallago, der dem ersten Offizier seinen Platz eingeräumt hatte, dem Zelt. Er neigte ein Knie vor Bezug und sagte: »Das Meer ist bereit, seinen Herrn zu empfangen.« Auch Dallago vermochte sich der Feierlichkeit des Augenblicks nicht zu entziehen und sprach die Worte stammelnd und erregt. Da glänzte das alte, ewige Meer im Sonnenschein vor der Bahn des Schiffes, und der eine Mann, der in seiner Hand mehr als die ungeheure

Macht des großen Venedig vereinigte, stand auf, um auch das Meer sich symbolisch zu unterwerfen. Langsamem Schrittes ging Bezug die Stufen hinab und auf den aufgelegten Teppichen bis zum Bug voran. Er stand eine kleine Weile schweigend im gelben Sonnenschein, während nichts zu hören war, als das Rauschen der durchschnittenen Wellen am Kiel, in seinem schwarzen Frack eine seltsam wirkende moderne Verkörperung des uralten Gedankens.

»Ich habe euch hier versammelt,« sagte er, »damit ihr Zeugen seid, wie ich mir das Meer verpflichte. Ich nehme die Erbschaft Venedigs auf mich, und ihr sollt wissen, daß mir das Meer von nun an dienen und unterworfen sein soll, wie es Venedig untertan war. Höre, Meer,« er wandte sich nun dem Meere zu, »du wirst mir gehorchen und meinem Willen dich unterwerfen. Du wirst meinen Befehlen gehorchen, meine Schiffe tragen und meine Wünsche erfüllen. Und zum Zeichen meiner Herrschaft vermähle ich mich dir, wie es meine Vorläufer auf diesen Meeren getan haben ...«

Bezug zog den Ring vom Finger und hielt ihn hoch empor. Ein grüner und ein goldener Strahl waren wie ein letzter Gruß seiner Schönheit an das Licht. Und nun sprach Bezug die große und bedeutsame Formel der Vermählung: » *Desponsamus te mare in signum veri perpetuique domini.*«

Der Ring glitt aus Bezugs Hand, noch einen Augenblick stand der Herr des Meeres mit erhobenem Arm, dann wandte er sich und schritt seinen Weg zurück. Er war bleich, und in seinen Augen lag ein fanatischer Glanz. Die Matrosen, die von Bezugs Worten nur wenig verstanden hatten, aber von der Symbolik der Zeremonie hingerissen waren und alles in sich aufgeregt fühlten, rissen die Mützen mit den flatternden Bändern vom Kopf und riefen ein begeistertes: » *Evviva*«. Von Dallago, Hainx und den Offizieren des Schiffes mit Glückwünschen umgeben, spähte Bezug nach Elisabeth und Arnold. Auf Arnolds Gesicht war kein Widerschein einer Wirkung zu sehen, und Elisabeth stand mit einem spöttischen Lächeln abseits bei Adalbert; mit dem Auge des Dichters hatte dieser die Schönheit der Szene aufgenommen und trotz der Disharmonie im einzelnen den großen Zug des Ganzen erkannt. Auf Elisabeths leise und boshafte

Bemerkungen schwieg er lieber, denn irgendein nicht zum Bewußtsein vorgedrungenes Gefühl verband ihn in diesem Augenblick eher mit Bezug als mit ihr.

Dallago näherte sich Elisabeth mit finsterem Gesicht.

»Lassen Sie wenden«, rief sie ihm entgegen; sie war durch Adalberts Schweigsamkeit mißmutig geworden: »Wir wollen zurück.«

In Dallagos Gesicht blitzte es auf, ein Wetterleuchten, das sich Elisabeth als schmerzliches Bedauern auslegte: »Schon? ... so bald schon? ...«

»Ich denke, wir haben genug gesehen, wir sind zufrieden.«

»Wollten Sie nicht ... warum wollen Sie nicht noch ein Stückchen? ...«

»Ich sage Ihnen ... ich habe genug. Es sind mir auch zu viel Leute hier. Ich bin jetzt die Einsamkeit gewöhnt. Und wir finden,« durch einen Blick auf Adalbert reizte sie Dallago von neuem, »daß der Einsamkeit nichts anderes vorzuziehen ist. Unsere selige Insel hat uns das gelehrt.«

Dallago ging auf Bezug los und meldete ihm den Wunsch seiner Tochter. Zögernd gab der seine Zustimmung und kam dann zu Elisabeth, um in vorsichtigen Worten sein Bedauern auszusprechen, daß sie schon das Schiff verlassen wolle. Plötzlich sagte Adalbert, der unschlüssig und mit seiner Frage ringend einige Schritte seitwärts gestanden hatte: »Und wie lange wird Ihre Fahrt wohl dauern?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete Bezug mit einem erstaunten Blick, »das kann ich nicht wissen. Es ist eine Fahrt, die so lange dauern muß, bis ein ...«, er unterbrach seinen Satz und endete kurz: »Das kann noch Wochen dauern.«

Adalbert trat zurück. Noch Wochen? Es war also nichts mit der Flucht auf dem Schiff! Aus dem brodelnden Nessel der Verzweiflung stieg ein Qualm von Gedanken. Einer davon, der tollste und verzweifelte, bemächtigte sich Adalberts, setzte sich in ihm fest und überwand alle Hemmungen.

Als man abschiednehmend am Fallreep stand, während unten schon das mit drei Dienern aus dem Schloß bemannte Boot lag, wandte sich Adalbert an den Kapitän. Er bemühte sich um ein liebenswürdiges, unbefangenes

Lächeln. »Ich wäre gerne zu Ihnen in die Schule gegangen, Kapitän!« sagte er.

Dallago funkelte ihm aus schwarzen Augen seinen Haß entgegen.

»Wirklich,« wiederholte Adalbert dringlich, fast bittend, »ich hätte gerne einiges gelernt. Sextanten, Kompaß, Steuerung ... und so ... ich kenne mich in diesen Dingen gar nicht aus. Das Meer ist mir so ... denken Sie, ich weiß zum Beispiel gar nicht, wo hier die nächste Insel liegt ... wie man da fahren müßte ...«

Es war nötig eine Antwort zu geben. »Dort liegt Korfu«, sagte Dallago und hob den Arm. Dann wandte er sich und rief den Leuten im Boot einen Befehl zu. Elisabeth stieg eben von der letzten Stufe des Fallreeps ins Boot. Adalbert gab Bianca die Hand.

Dann stieß das Boot ab, und Adalbert entfernte sich von dem Schiff, trotzdem es den Namen der Geliebten trug, fast mit einem Gefühl des Hasses. Er hatte eine Hoffnung an die *Regina maris* geknüpft, und sie hatte ihn betrogen.

Ein Mann geht über Bord und ein Boot wird übersegelt

Inhaltsverzeichnis

Das sonnige, heitere Wetter der letzten Tage hielt an. Die *Regina maris* setzte ihre planlose Fahrt fort, von der blauen, mit Gold und Silber geäderten Unendlichkeit des Meeres umgeben, aus der bisweilen am Horizont eine Insel emportauchte. Noch immer war keine Veränderung in Arnolds Zustand eingetreten. Es erfolgte kein neuer Ausbruch, aber es war auch kein Anzeichen vorhanden, daß er aus seiner Starrheit erwachen werde. Er war immer um Nella, verließ sie keinen Augenblick und beobachtete sie unaufhörlich mit brennenden Augen. »Es hat nichts genützt,« sagte Bezug zu Hainx, »ich dachte, es wird gelingen ...« Hainx zweifelte daran, daß Bezug nur aus Rücksicht auf seinen Sohn, um ihn aus seiner Stumpfheit zu reißen, die Zeremonie der Vermählung vorgenommen hatte. »Es fehlt ihm der Sinn der Geschichte,« sagte er einmal zu Bezug, »nur wer diesen Sinn hat, wird erkennen, wie groß Sie in diesem Augenblick waren. Er kennt keine andere Geschichte als die seines Leidens, und die auch nur unvollständig. Eine Reihe von lichten Momenten, durch Strecken der Dunkelheit getrennt.« »Ach, was ... Geschichte,« antwortete Bezug aufgebracht, »Geschichte! Lächerlich! Habe ich einen Respekt vor Geschichte? Ich mache selbst Geschichte, wie soll ich Respekt vor ihr haben.« Hainx schwieg, aber er fand seine Ansicht durch die fast abgöttische Verehrung bewiesen, die Bezug bei den Matrosen seit dem Tag seiner Vermählung genoß. Diese einfachen Leute sahen durch ihren Herrn die große Vergangenheit dieser Meere erneuert, die ihnen allen im Blut lag. Hainx zog einen Vergleich mit dem Erfolg Rienzis, der, indem er alte historische Erinnerungen aufrief, seine suggestiven Gewalt über die Römer gewonnen hatte.

Nach mehr als einer Woche, als die Hitze des Spätsommers selbst auf dem Meer unangenehm zu werden begann, wandte die *Regina maris* ihren

Kurs aus den ägyptischen Gewässern wieder nach Norden.

Nella hatte in diesen Tagen ein Bild für ihr Schicksal gefunden. Sie vermied es ängstlich, mit Arnold allein zu sein, und rettete sich in die Einsamkeit der Nacht. Wenn sie tagsüber mit dem Kranken unter dem Sonnendach saß, versuchte sie es, ihn für irgendein Buch zu interessieren, das sie der kleinen Schiffsbibliothek entnahm. Und da hatte sie einen Band mit Sagen des Altertums gefunden. Sie las die Sage von Andromeda. Ihr Schicksal war das der Andromeda. An einen Felsen geschmiedet und von den greulichen, starren Augen eines Scheusals bewacht. Bei jeder Bewegung sah sie das wachsende Mißtrauen seiner Blicke. Sie vermochte es sich länger nicht mehr zu verbergen: ihr Mitleid hatte sich in Abscheu gekehrt. Nur die Angst vor ihrem Herrn hielt sie an ihrem Platz fest, wo sie sich täglich enger von den Windungen einer scheußlichen Macht umschlungen fühlte. Manchmal schien es ihr, als nehme Perseus, der sie in ihren Träumen befreite, die Züge des jungen Dichters an. Ganz im Leben ihres Bildes von Andromedas Geschick befangen, sah sie ihn herabstürmen, todestraurig, aber tapfer und einen greulichen Wasserdrachen erlegen. Dann reichte er ihr die Hand und sagte irgend etwas, das in die Seele schnitt. Einmal am hellen Tage, als eine Möwe hoch oben über das Schiff hinstrich, glaubte sie ganz ferne, hoch in der Luft und dadurch verkleinert ein Flügelroß zu sehen, das sich herabsenkte. Dann erkannte sie, daß es eine Möwe war, und sie erschrak. War sie auf dem Wege wahnsinnig zu werden? Ihre Nerven waren durch die scharfe Wachsamkeit, die sie dem lauernden Kranken entgegensetzen mußte, erschöpft, und eine unaufhörliche Angst peinigte sie. Selbst die Nächte, die sie zuerst als Rettung begrüßt hatte, wurden Höllen von Qualen. Es gab Minuten, in denen sie in seiner Gegenwart die Besinnung zu verlieren fürchtete, aber sie raffte sich immer wieder auf, denn sie war gewiß, daß er sich, wenn ihn ihre Rügen nicht mehr beherrschten, auf sie stürzen würde wie ein Tier. Und einmal kam ein eiserner Trotz über sie. Sie war entschlossen, ihm die Geschichte von Andromeda und Perseus vorzulesen. Wenn er sie auch nicht verstand, so kam es ihr doch wie eine Befreiung vor, die klaren, klugen Worte der alten Sage vor ihm auszusprechen.

An diesem Tag war der Himmel etwas bedeckt, und eine kühlere Luft kam aus Norden, so daß man an Bord von einer Bora zu sprechen begann, die irgendwo weiter nördlich geherrscht haben mochte. Den einen Arm gegen die Bordwand gelehnt, saß Nella mit Arnold vorn im Bug, wo sie vor dem immer stärker werdenden Wind geschützt waren. Mit schwierigen Segelmanövern kreuzte die *Regina maris* gegen den Wind auf. Fast alle Mann waren an der Arbeit, und Bezug und Hainx sahen den Matrosen aufmerksam zu. Ab und zu blickte auch Nella von ihrem Buch auf und zuckte immer zusammen, wenn ihr Blick auf das Gesicht Arnolds fiel, der dicht neben ihr auf einem niedrigen Schemel kauerte, so daß seine Stirne nicht viel höher war als ihr Schoß. Dann aber las sie die Sage von Andromeda weiter, und es war ihr, als gehöre der Gesang des Windes im Takelwerk und die Rufe der Matrosen zu dieser grotesken und gewalttätigen Geschichte. Plötzlich fühlte sie Arnolds Hand auf ihrem Knie. Er hatte die Rundung des gebeugten Knies fest umspannt und preßte seine Finger mit aller Kraft zusammen. Entsetzt fuhr sie auf ... sein Gesicht war verzerrt, von einem grünen Schimmer überflogen. Keuchend drückte er seinen Mund an ihr Kleid.

Da sprang sie empor, sich durch den plötzlichen Ruck befreiend, daß Arnold hintenüberstürzte und mit dem Kopf gegen einen der großen Haken zur Befestigung der laufenden Taue schlug. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, lief Nella davon, an Bezug und Hainx vorbei, außer sich vor Entsetzen und Scham. Erstaunt sah ihr Bezug nach, und als er sich nach der Richtung umwandte, woher sie gekommen war, kam auch schon Arnold auf ihn zu, wankend, das Gesicht mit Blut überströmt.

»Was ist geschehen?« rief ihm Bezug entgegen.

Arnold deutete Nella nach und rang nach Worten, bis er wie in einem plötzlichen Erstickungsanfall mit beiden Händen nach dem Hals fuhr und den Hemdkragen entzweiriß. »Sie muß ... sie muß ...« brachte er endlich hervor.

Bezug verständigte sich durch einen Blick mit Hainx. »Du meinst ...« sagte er. Aber Arnold fehlten die Worte für etwas, das ihm noch nie zur Erfahrung geworden war. Hainx sah, wie es in ihm wühlte, wie er seinem

fürchterlichen Drang Ausdruck zu geben suchte, wie sein ganzer Körper von einem wütenden Sturm der Leidenschaft geschüttelt wurde, der ihn zur Verzweiflung treiben mußte, wie einen Menschen, der plötzlich in der Dunkelheit auf einen fernen, unbekanntem Stern versetzt wird. Er hatte es ungefähr so kommen sehen. Denn die langsame Erziehung, die Gewöhnung an die Geheimnisse der Liebe fehlte diesem jungen Mann, der mehr als drei Viertel seines Lebens in absurder Tierheit verbracht hatte.

Nachdem Arnold in der Kajüte gewaschen worden war, legte ihn Bezug auf das breite Sofa. Arnold ließ alles mit sich geschehen und trank den Kognak aus dem kleinen Spitzgläschen, das der Vater vor ihn hingestellt hatte. Dann sah er zu Bezug auf, faßte seine Hand und murmelte: »Sie ist ... ich will sie ... sie soll mich nicht zurückstoßen ... sie soll mich nicht zurückstoßen ... nicht ...«

»Sie wird es nicht mehr tun ... verlaß dich darauf, armer Kerl ...«

»Vater ...«, der Griff des Kranken um Bezugs Hand wurde krampfhaft und wild, »sie soll mich nicht zurückstoßen ...«

»Nein ... Nein!«

Durch den zuversichtlichen Ton der Antwort beruhigt, legte sich Arnold zurück und schwieg. Seine Lippen bildeten aber immer noch lautlose Worte. Bezug nahm Hainx mit hinaus und fragte ihn vor der Tür: »Glauben Sie, daß ich es wagen soll ... Er hat damals gesagt ... wie hat er gesagt? ... es wird gut sein, einem Weib Einfluß auf ihn zu geben. Glauben Sie, daß er das gemeint hat? Meinen Sie nicht, daß es ihm schaden kann? ... es ist eine große Erschütterung ...«

»Vielleicht nimmt sie seine Starrheit von ihm.«

»Sie könnten recht haben ... Ja, Sie haben wohl recht. Glaube dem Wunder! Warum sollte ein Weib nicht auch einmal Wunder tun?«

»Wenn Sie nur Bianca dazu bringen werden. Sie erinnern sich doch, daß sie die Schwester unseres famosen Adalbert ist. Der gleiche Schlag ... widerspenstig ...«

»Sie wird es tun müssen ...«

Aber Bezug fand, als er sich abends in Nellas verriegelte Kajüte Eingang verschafft hatte, daß Hainz Recht behalten sollte. Zuerst hatte sie

überhaupt nicht öffnen wollen, und erst als er die schärfsten Drohungen gebrauchte, ging ein Spalt ihrer Türe auf, den sie gleich wieder schließen wollte, als habe sie sich eines anderen besonnen. Aber es war zu spät, schon hatte Bezug seinen Fuß in den Spalt geschoben und riß die Türe mit der ganzen Brutalität des Herrn auf. Er fand Nella zum Widerstand gerüstet, obzwar er die Anwandlungen der Furcht hinter ihrer Panzerung sogleich erkannte. Mit ein paar Schlägen ins Gesicht und über die Schultern zerbrach er ihren Trotz und ihren Stolz und verwandelte sie in die Sklavin, zu der er sie gemacht hatte. Aber als er ihr befahl, seinem Sohn zu Willen zu sein, und mit höhnischem Lachen Bemerkungen über die Natur des Weibes hinterdrein schickte, da richtete sie sich neuerdings empor. Dazu werde er sie niemals bringen, erklärte sie, und auf ihrem Gesicht sah er deutlich, daß sie in diesem Augenblick den letzten Ausweg, der aus jedem Wirrwarr des Schicksals hinausführt, vor sich sah. Er verstand genug von der Art dieses Weibes, um zu wissen, daß sie fähig war, über Bord zu springen. Nun war es an der Zeit, zurückzugehen und sich auf andere Mittel zu besinnen.

Tief atmend stand er vor ihr, noch die Hand zur Faust geballt, dann sagte er mit leiser Stimme, der er mit aller Anstrengung einen schmerzlichen Ton gab: »Du hältst nicht ... du hältst nicht, was du versprochen hast. Hast du nicht gesagt, daß du alles für ihn tun willst? Hast du es gesagt?«

»Ich habe es gesagt. Ich war voll Mitleid für ihn. Aber an das habe ich nicht gedacht. Gott weiß es, an das nicht.«

»Was habt ihr Weiber denn so viel mehr anderes als das ...?«

Nella schwieg. Dann sagte sie: »Ich kann es nicht ... ich kann es nicht ...«

»Es ist gut. Aber ich will dir das eine sagen. Zwischen uns ist es aus. Wie soll ich es dulden, daß dir mein Wille nichts gilt. Ich sage dir, es ist aus ... hörst du ...«

Nella war außerstande, ihre Glückseligkeit zu verbergen, und Bezug, dem der freudige Strahl nicht entging, schrieb dies zu ihren anderen Vergehen. Sie hatte genug gelernt, um zu wissen, daß sie Bezug nichts von ihren Gefühlen verraten durfte, aber die plötzlich aufjubilende Hoffnung war

so stark, daß die Maske zerbrach. Indem Bezug tat, als bemerke er nichts davon, machte er sie sicherer: »Wenn wir zurückkehren, ziehe ich meine Hand von dir ... Du wirst deinen Haushalt auflösen müssen, und ich werde dafür sorgen, daß der Direktor dich bald entläßt. Du kannst dann gehen, wohin du willst. Ich kümmere mich nicht mehr um dich ...«

Jauchzend nahm sie diese Drohung als ein Versprechen hin, das ihr neue Kraft gab.

»Und nun verlange ich nichts weiter von dir ...« – Noch immer, trotz allem, was sie erfahren hatte, war Nella zu wenig mißtrauisch. Immerhin war sie so vorsichtig, erst die Lage zu prüfen und sich solange aus ihrer Festung nicht zu entfernen.

Hainx, der am anderen Morgen, nicht in Bezugs Auftrag, sondern – wie er versicherte – aus eigenem Antrieb kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, erhielt von Nella den Bescheid, sie sei seekrank. Die Tür blieb dabei geschlossen, so daß Hainx nicht wissen konnte, ob ihm die Wahrheit gesagt worden war oder nicht. Und die Behauptung hatte einige Wahrscheinlichkeit, denn die See blieb bewegt und die *Regina maris*, die auf Bezugs Befehl keinen Hafen aufsuchen durfte, ritt vor dem Sturm auf den schäumenden Wogenrücken, abwechselnd mit Stürzen in schwarzgrüne Wasserklüfte. Nella ließ sich während dreier Tage nicht sehen, und die Mahlzeiten wurden ihr durch den schmalen Türspalt geschoben. Mit dem Scharfsinn, den die Not zur Tat antreibt, hatte sie eine Sicherung gegen unvermutete Angriffe ersonnen. Sie hatte die Stricke, mit denen ihr Reisekorb umwunden war, dazu verwendet, um starke Bänder oben und unten vor die Türe zu legen, die nur ein mäßiges Öffnen gestatteten. Diese Erfindung, die in den Sicherheitsketten der Großstadtwohnungen ihr Vorbild hatte, machte Nella so viel Freude, daß sie sich in ihrem Gefängnis behaglich fühlte, wie Kinder, die sich in irgendeinem Winkel ein Haus eingerichtet haben. Ganz auf sich selbst gestellt zu sein, das war ihr nach den Erlebnissen der letzten Zeit fast ein neues Gefühl, und die Angst, die irgendwo dunkel lauerte, verstärkte nur das Behagen an der gesicherten Gegenwart.

Aber am dritten Tage, als diese Gefühle ihren Reiz eingebüßt hatten, breitete sich eine Lähmung aus. Der Aufenthalt in dem engen Raum bedrückte ihren Geist; sie wurde es endlich überdrüssig, durch das runde Kajütenfenster auf das Meer hinauszusehen, das bisweilen so nahe war, daß sie mit der Hand in den Schaum hätte greifen können, wenn sie das Fenster hätte öffnen dürfen. Dann prallte wieder ein wilder Schwall gegen die Scheibe, weiße Schaumkringel und Luftblasen, die wie große opalisierende Perlen herabglitten. Die unendlichen Möglichkeiten dieses Spieles füllten einen halben Tag aus. Dann kam das ruhelose Umherwandern zwischen dem Waschapparat und dem kleinen Wandschrank des angrenzenden Raumes, aber auch diese Bewegung verlor endlich ihre Wirkung. Nella versuchte die Tage zu verschlafen. Nach einer halben Stunde sprang sie auf, kramte in ihrem Reisekoffer und verschaffte sich Arbeit, indem sie die künstlich hergestellte Unordnung wieder aufhob. Mit Schauern dachte sie an die ungezählten Myriaden von Menschen, die ein ganzes Leben in noch viel engeren Räumen bei Dunkelheit und bei elender, halb verfauter Nahrung zugebracht hatten. Es war ihr klar, daß sie nach einigen Monaten in Tobsucht verfallen wäre. Und plötzlich fühlte Nella eine heiße Sehnsucht nach einem Buch, dessen Einfluß sie befreien sollte. Sie war in ihrer Einsamkeit zu viel sich selbst überlassen, und der Wunsch, sich an andere zu verlieren, gewann Herrschaft über sie. Nach einigem Überdenken kam sie zu dem Schluß, daß es nicht gefährlich sei, einen Gang in den Salon hinüber zu unternehmen, wo die kleine Bibliothek des Schiffes untergebracht war. Bezug hatte ja darauf verzichtet, ihren Gehorsam zu erzwingen. Immerhin war es besser, eine Zeit zu wählen, in der sich voraussichtlich niemand im Salon aufhalten würde. Nella wartete eine stille Nachmittagsstunde ab und verließ dann leise und vorsichtig ihre Festung. Den Gang entlang, der noch mit Küchendunst erfüllt war, an den Kajüten Hainx' und Arnolds vorbei schlich sie in den Salon. Ganz vorsichtig öffnete sie die Türe, bereit, sie augenblicklich zuzuwerfen und zu fliehen. Als sie niemanden im Salon bemerkte, trat sie zuversichtlicher ein, durchschritt den Raum und kam in das kleine anstoßende Rauchzimmer, wo die Bibliothek in ihrem Mahagonischrank stand. Ohne lange zu wählen, nahm sie zwei

Bände und wollte wieder in den Salon zurückkehren, als sie ein Geräusch dort drinnen wie ein heißer Strahl durchstieß. Sie wußte augenblicklich, es war jemand eingetreten, außer ihr war jetzt noch ein Mensch in diesem Raum, der nur jenen einen Ausgang hatte. Mit verwirrender Schnelligkeit überflog sie alle Möglichkeiten der Rettung; es erschien ihr noch am besten, der Gefahr sogleich entgegenzugehen und, wenn nötig, mit Gewalt den Ausgang zu gewinnen. Sie stürzte vorwärts in den Salon, wie man sich der gräßlichen Gewißheit entgegenwirft, um den gräßlicheren Zweifeln zu entgehen.

Da stand Arnold mitten im Zimmer.

Und jetzt, gerade in diesem Augenblick, dem letzten Augenblick der Rettung, hörte sie hinter seinem Rücken ein scharfes Knacken. Man hatte die Tür von außen abgesperrt, sie war mit Arnold hier eingeschlossen. Das Gräßliche war aber in diesem Moment nicht so sehr diese Erkenntnis, nicht einmal Arnolds körperliche Anwesenheit, sondern das Bild, das ein seitwärts hängender Spiegel von ihm gab. Nach dem ersten entsetzten Schrei glitt Nellas Blick von Arnolds Gesicht ab; sie war außerstande, diese glühenden, glimmenden, grün schimmernden Augen zu ertragen. Und da sah sie in dem Spiegel über dem Spieltisch ein nicht mehr menschliches Profil, hier, wo die Aufmerksamkeit nicht auf den Ausdruck der Augen allein, sondern auf die Gesamtheit der Züge gerichtet war, konnte sie alle Einzelheiten erkennen: den vorgeschobenen Unterkiefer, die fletschenden Zähne, von denen sich die Lippen halb zurückgezogen hatten, so daß die Grimasse eines fürchterlichen Grinsens entstand; es wollte ihr scheinen, daß sich die Tierheit auch in der stumpfen Nase und der zurückfliehenden Stirn aussprach. Noch war etwas Menschliches an der Oberfläche, aber darunter tobten vulkanische Gewalten, wie unter einer dünnen Kruste, in einer äußersten Spannung, die sich jeden Augenblick auslösen konnte.

Plötzlich bemerkte Nella, daß das Bild sich im Spiegel verschob und auf den ihr näher gelegenen Rahmen zurückte. Arnold schlich auf sie zu. Es war gewiß, er würde sich über sie werfen und sie mit brutaler Kraft überwältigen. Wenn sie Furcht zeigte und floh, war sie verloren. Und wohin hätte sie fliehen sollen, da man so sorgfältig gewartet hatte, bis sie in die

Falle gegangen war? Es blieb nichts übrig, als einen Versuch zu wagen; den Gegner durch überlegenen Mut einzuschüchtern.

Nella wandte den Kopf und sah Arnold gerade entgegen. Sie versuchte trotz ihrer Angst den bannenden Blick zu finden, mit dem sie ihn schon früher oft zurechtgewiesen hatte. Im Augenblick hörte Arnold auf, vorwärts zu schleichen, und sah an Nella vorbei, indem er den Kopf hängen ließ und mit den Armen schlenkerte. Dabei trat eine Art von Lächeln auf sein Gesicht, ein fürchterliches und erstarrtes Lächeln. Nella dachte: so muß das Lächeln der ersten Menschen gewesen sein, die sich weit hinten im Dunkel der Zeiten über die dumpfe Welt des Tieres erhoben. Und jetzt versuchte Arnold zu sprechen. Aber es kamen nur glucksende und gurgelnde Laute aus seiner Kehle. Ein Röcheln, das sich aus einer keuchenden Lunge emporrang.

Arnold schwieg und sah Nella wieder an, während er fortfuhr, die Arme leise pendeln zu lassen. Und nun setzte er sich wieder in Bewegung, ganz langsam vorrückend, als beschleiche er einen wachsamem Feind. Nella wußte, daß sie nicht einen Schritt zurücktun durfte. Sie hielt stand und legte alle Kraft ihres gesunden Willens in ihren Blick. Es war ein fürchterliches Ringen, aber Nella brachte den Feind noch einmal zum Stehen. Nun war sie entschlossen, ihren Vorteil nicht mehr aufzugeben und Arnold festzuhalten. Sie sah ihn den Blick von ihr abwenden, immer wieder zu ihr zurücklenken und wieder abwenden.

So standen sie einander eine endlos lange Zeit gegenüber. Nichts war zu hören als das Scharren der Wogen an den Planken. Einmal war es, als gäbe es ein Geräusch außen an der Türe. Es entfernte sich wieder, und Nella, der eine vage und ganz ferne Hoffnung auf irgendeine Art Veränderung aufgegangen war, stand wieder starr und hilflos. Sie fühlte, wie ihre Kraft schwand ... mit ihrer Angst allein gelassen trieb sie auf einem Meer des Grauens. Die Zeit war ohne Abschnitte und vereinigte sich auf seltsame Weise mit dem wogenden Rhythmus des Meeres, so daß es schien, als wiederhole das Meer nur den Pulsschlag der Zeit. Plötzlich ward sie sich dessen inne, daß das Gesicht Arnolds vor ihren Blicken verschwamm. Was war geschehen? Trübte sich ihr Blick? Verließ sie ihre Kraft? Es war ein

grauer Schleier vor ihr ausgebreitet, und nun bemerkte sie, daß die Dämmerung hereinbrach. Da überfiel sie ein neues Entsetzen. Wenn die Finsternis kam, dann war sie wehrlos, ihr Blick aller Macht beraubt, und Arnold würde über sie herfallen. Wieder hörte sie ein Geräusch an der Türe, das Drängen eines großen Körpers, ein Schnuppern und ein Blasen an der Türspalte, dann das Klingeln eines Halsbandes. Es mochte Barry sein, aber für Nella, der sich die Sinne zu verwirren begannen, verband sich dieser Eindruck mit der Angst vor dem Wesen ihr gegenüber, und es war ihr, als ob alle diese tierischen Laute von ihm herkämen.

Plötzlich sah sie, wie Arnold zu schwanken begann. In der Dämmerung schien es ihr zuerst eine Täuschung. Aber als sie mit Aufgebot aller Willenskraft sich zu scharfem Sehen zwang, bestätigte sich ihre Beobachtung. Arnold schwankte hin und her, in ganz anderen Schwingungen als sie ihm das Schaukeln des Schiffes mitteilen konnte. Und mit einmal brach er zusammen, ganz plötzlich, als ob ihm eine Stütze entzogen worden sei, die ihn bis jetzt gehalten hatte. Er kauerte auf dem Boden, mit merkwürdig verkrümmten Gliedern und begann schmatzend an den Fingern seiner rechten Hand zu saugen. Große Blasen Geifers quollen in seinen Mundwinkeln auf.

Es wurde dunkel, und Nella hörte nichts als das zufriedene Schmatzen eines Tieres. Ab und zu traf sie ein grünlicher Schein. Im Schutz der Dunkelheit wich Nella lautlos zurück und lehnte sich an die Wand. Die Knie zitterten ihr, und mit ausgebreiteten Armen tastete sie nach einem Halt.

Draußen kamen Tritte die Treppe hinab, flüsternde Stimmen näherten sich, dann – auf einen kurzen Befehl – erhob sich der schwere Körper vor der Türschwelle. Nun wurde ein Schlüssel in das Loch gesteckt ... noch eine Pause des Überlegens und Lauschens, dann wurde die Türe vorsichtig geöffnet. Nella, die vom ersten Geräusch an alle ihre Sinne auf das Entkommen gespannt hatte, war der Wand entlang bis zur Tür geschlichen, möglichst lautlos und dabei immer in der Erwartung, daß Arnold aufspringen und sich auf sie stürzen werde. Aber es schien, als beachte sie Arnold gar nicht mehr. Er saß mitten im Zimmer und schmatzte. Nella

wartete im Dunkeln ab, bis die Türe weit genug geöffnet war, dann warf sie sich mit aller Wucht gegen die beiden Männer, die in das Zimmer hineinspähten, brach zwischen ihnen hindurch, stieß gegen Barry, der einen plumpen Sprung zur Seite machte und lief die Treppe hinauf. Nicht mehr in ihre Kajüte ... es wäre ihr unmöglich gewesen, sich wieder einzukerkern ... sie wollte den Sturm fühlen und das Meer sehen; sie war sicher, zugrunde zu gehen, wenn sie nicht auf Deck kam.

Hinter ihr am Fuß der Treppe gab es ein Getümmel, dann einen Schrei ... war es Wut? war es Entsetzen? Und dann kam etwas hinter ihr die Treppe hinauf. Verfolgte man sie? Ehe sie noch Zeit hatte, einen Entschluß zu fassen, kam es an ihr vorbei. Es war Arnold, der auf allen vieren mit ungemeiner Behendigkeit die Stufen hinauf lief. Barry kam mit ungelassenen Sätzen hinterdrein. Und unten im Dunkeln schrie jemand. Außer sich vor Entsetzen rannte Nella die wenigen Stufen hinauf, die noch vor ihr lagen. Da sah sie Arnold, von Barry gefolgt, quer über das Deck hinlaufen, eines der straff gespannten Taue ergreifen und daran hinaufklettern. Barry stellte sich auf die Hinterbeine und schlug mit den Vorderpfoten auf das Tau, als wolle er auch da hinauf. Dann lief er verzweifelt hin und her, rannte zur Bordwand, richtete sich an ihr empor und mit in die Dunkelheit hinaufgewandter Schnauze stieß er klägliche Töne aus, ein Mittelding zwischen Bellen und Heulen.

»Wo ist er, wo ist er?« rief Hainx, der nun mit Bezug die Kajütentreppe hinaufkam.

Nella deutete in die Dunkelheit hinauf.

»Dort oben?« Hainx faßte Bezug an, der an dem Treppenoberbau lehnte, ohne ein Wort sprechen zu können ... »Hören Sie ... dort oben!« Aber Bezug machte nur Zeichen mit den Händen, so daß Hainx einsah, er müsse an seiner Stelle handeln.

»Kapitän, sind Sie da?« rief er in der Richtung der Kommandobrücke.

»Ja ... was gibt's?«

»Die Scheinwerfer! Lassen Sie die Masten absuchen ... wo ist er?« und schon rannte er der Kommandobrücke zu. Nach einigen Minuten glomm ein rötliches Licht auf, wurde rasch heller, die erst zerstreuten Strahlen zogen

sich in einen engen Kegel zusammen, der nun, vom Deck anfangend, den Mast entlang rückte. Dann glitt der grelle Schein wieder hinab und begann den zweiten Mast abzusuchen. Und jetzt – stand der suchende Lichtkegel still. Man sah in seinem festen, wie körperlichen Bezirk auf der Raa des Bramsegels eine Gestalt. Sie hockte auf der Raa und hielt sich mit einer Hand an einem über ihrem Kopfe laufenden Tau. Wie diese Gestalt mit einem Stück des Mastes und Tauwerkes scharf aus der umgebenden Dunkelheit geschnitten war, schien sie vollständig beziehungslos zu aller Wirklichkeit ganz aus einem Raume genommen, wo die Dinge nichts mit unserer Realität gemein haben.

Man schrie durcheinander, Befehle wurden erteilt und widerrufen, man rannte hin und her und stieß in der Dunkelheit zusammen, da aller Blicke nach dem wiegenden und wippenden Mast gerichtet waren. Nella sah nahe an der Quelle des grellen Lichtkegels Hainx und Dallago im dämmernden Schein der ober der Kommandobrücke befestigten Laterne. Von seitwärts fiel das Licht des Kompasses auf sie. Dallago war in heftigster Aufregung; mit emporgeworfenen Armen deutete er nach dem Mast, wo Arnold, durch den Scheinwerfer beunruhigt, sich anschickte, höher hinauf zu klettern.

Eine feuchte Schnauze stieß gegen Nellas herabhängende Hand. Barry wandte sich an sie, gleichsam hilfesuchend, indem er ihr dadurch zu verstehen gab, daß er noch zu ihr am meisten Vertrauen habe. In diesem Augenblick sah Nella ein, daß sie den Rückfall Arnolds verschuldet hatte. Aber war es ihre Schuld? Sie sprach sich im selben Moment noch frei. Sie nahm Barrys Kopf zwischen ihre Hände und redete ihm begütigend zu, wie man ein aufgeregtes Kind durch allerlei Worte beschwichtigt, an denen der Sinn weniger wichtig ist, als der Ton, in welchem sie vorgebracht werden. Der Hund drängte sich an sie und versuchte sie in der Richtung nach dem Mast vorwärts zu bringen. Dann, als verlasse ihn neuerdings alle Besonnenheit, rannte er fort, sprang mit den Vorderpfoten auf die Bordwand und heulte in die Höhe.

Nella hörte einen keuchenden Atem hinter sich. Bezug hatte sich aufgerafft und kam an ihr vorbei, blaß wie eine Leiche, wankend, mit vorgestreckten Händen. »Dallago,« rief er zur Kommandobrücke hin,

»Leute hinauf ... Sie sollen ihn holen ...« Der Befehl des Kapitäns jagte sogleich einige Matrosen in die Wanten. Jetzt kam der Mond aus den zerrissenen Wolken hervor, und eine breite, freie Fläche des Himmels lag vor ihm. Man übersah mit einemmal die Szene. Während die Matrosen rasch hinaufkletterten, rückte Arnold immer höher, von Zeit zu Zeit innehaltend, um nach seinen Verfolgern zurückzublicken. Nun war eine tiefe Stille eingetreten, niemand rief mehr, alle Blicke hingen auf der seltsamen Jagd; Nella fühlte sich wie gewaltsam ausgedehnt, wie körperlich gespannt, so daß den beengten Lungen der Atem auszugehen drohte. Nur Barry wanderte ruhelos hin und her, zwischen seinem Platz an der Bordwand und Nella, die er immer wieder anstieß, um sie zur Tat aufzufordern.

Nun tauchten die ersten der Verfolger aus dem Mondlicht in den gelben Schein des Lichtkegels. Arnold hielt sich wenige Fuß über ihren Köpfen an einem Seil und begann in krächzenden Lauten auf sie niederzuschreien. Unbekümmert um seinen Zorn rückten sie vor, und schon griff der erste nach Arnolds Beinen. Da ... Nella sah, wie Arnold sich noch ein wenig höher zog und dann, gerade als die Spitze des Mastes sich stark seitwärts neigte, mit einem Schrei seine Umklammerung losließ. Der verfolgende Matrose griff ins Leere.

Jemand schrie hinter Nella auf. Sie sah Bezug neben Dallago auf der Kommandobrücke stehen und die geballten Fäuste erheben. Und nun folgte ein ungeheurer Tumult.

»Zu den Booten ... zu den Booten ...«

Es dauerte nicht länger als zwei Minuten, bis die beiden Boote bemannt und herabgelassen waren und vom Schiff abstießen. Nella wußte nicht, wie sie zur Bordwand gekommen war. Mit krampfhaftem Griff hatte sie irgendein Tau umfaßt und sah hinaus, wo der grelle Kreis des Scheinwerfers suchend über die Wogen glitt. Irgendwelche Manöver gingen vor sich. Die Eindrücke verwirrten sich und brausten wild durcheinander. Plötzlich hörte sie einen pfeifenden Laut. Ein Körper setzte über die Bordwand und fiel plump ins Wasser. Nella sah Barrys Kopf im Schaume eines Wellenkammes. Er schwamm zwischen den Booten durch, einer Stelle zu,

die außerhalb des beleuchteten Kreises lag. Der Scheinwerfer folgte seinem Weg, und nun war Arnold gefunden.

»Dort draußen ... dort draußen«, schrie jemand von der Kommandobrücke herunter.

Ein Körper rang mit den Wellen. Ein Arm kam hoch, ein Kopf, und eben als Barry, den Booten voran, seinen Herrn erreicht hatte, verschwand der Körper. Und nun kamen die Boote in schwerem Kampf gegen den Wogengang heran.

Barry schwamm in kleinen Kreisen um die Stelle, wo Arnold untergegangen war.

Obzwar die Leute in den Booten wußten, daß der Versunkene nicht mehr zum Vorschein kommen würde, hielten sie sich an derselben Stelle. »Den Hund ...« sagte der Steuermann des ersten Bootes ... »wenigstens den Hund.« Einer der Ruderer stand auf, und im Bug kniend, wartete er, bis das Boot an Barry herangekommen war. Aber als der Mann den Arm ausstreckte, wich Barry aus. wieder folgte das Boot seinen Kreisen, bis es dem Matrosen gelang, Barrys Halsband zu fassen. Mit aller Kraft sich gegen den Retter wehrend, hätte Barry den Mann fast aus dem Boot gezogen. Der Matrose mußte den Hund loslassen, aber, nun einmal durch den Widerstand des Tieres erst recht für seine Rettung entflammt, ließ der Steuermann das Boot unablässig den Bewegungen des Hundes folgen. Ein zweites Mal faßte der Mann im Bug Barrys Halsband und versuchte den schweren Körper ins Boot zu ziehen. Aber es blieb ihm nur ein zerrissenes Halsband in Händen, und man mußte, da nun eine schrille Pfeife vom Schiff zur Rückkehr rief, den Hund zurücklassen.

Nella sah ihn in immer gleichen Kreisen auf derselben Stelle schwimmen, als das Schiff schon seinen schweren Kampf gegen den Sturm aufgegeben hatte und wieder vor dem Wind ging. Das Licht des Scheinwerfers erlosch, und nun war die Nacht wieder allein dem Mondlicht überlassen. Es war wie ein Verlöschen der Hoffnung, wie ein Aufgeben der letzten Rettungsgedanken. Der Mond beharrte am Himmel, und immer mehr erweiterte sich der freie Raum um ihn. Ein paar Matrosen unterhielten sich flüsternd in der Nähe Nellas. Sie wagte nicht, sich umzuwenden, um

nicht zu sehen, was mit Bezug vorging. Endlich trieb es sie an, wie die Angst, die uns in dunkeln Zimmern überfällt, nach der Kommandobrücke hinzusehen. Da kam Bezug eben mit Hainx die Treppe herab. Bezug ging voran, ganz aufgerichtet; im Mondschein war sein Gesicht von einer grünlichen Blässe. Am Ende der Treppe stand er einen Augenblick still und legte die Hand auf den Haken, an dem das Tau befestigt war.

Dann kam er gerade auf Nella zu. Sie sah ihn kommen, und etwas in ihr schrie ihr zu, zu fliehen, aber sie war unfähig, auch nur einen Schritt zu machen. Er hatte sie erreicht ... er trat heran und hob die geballten Fäuste zu ihrem Gesicht. Sie erwartete einen Schlag, ein fürchterliches Wort ... aber sie sah nur eine Verzerrung seines Gesichtes, eine Erstarrung, die noch schrecklicher war als der wildeste Ausbruch. Der Mund stand weit offen, und plötzlich fand sie wieder jene Ähnlichkeit mit Arnold, die sie schon oft beunruhigt und gequält hatte. Bezugs Fäuste sanken herab, er sah ihr noch einmal in die Augen, mit einem so haßerfüllten Blick, daß Nella erbebt. Dann schritt er an ihr vorüber dem Bug zu.

Noch einmal sah sie ihn dort die Arme erheben, mit derselben drohenden und wilden Gebärde, und sie wußte, daß er das Meer verfluchte, das Element, dem er sich vermählt und dem er seine Herrschaft aufgezwungen hatte und das ihm heute nacht den Gehorsam verweigerte. Hainx aber, der einen Schritt hinter Bezug stand, hörte seine irren Worte: »Ewig ... ewig! Wir wollen sehen ... wir wollen sehen ... wenn die Erde mein ist ... es wird ein Tag kommen ... die lächerliche Unendlichkeit ... wir werden sehen ... meine Macht ist über ... ist über dir ...« – Und Hainx mußte wieder an Xerxes denken, der den Hellespont züchtigen und in Ketten schlagen ließ.

Gegen Tagesanbruch, als ein graues Licht über die Wellen floß, bemerkte der Kapitän ein kleines Segelboot in der Ferne. Der Wind hatte abgeflaut, und ein heiterer Himmel, an dem noch einige Sterne und die tiefstehende Mondsichel sich gegen den ersten Schimmer des Morgens behaupteten, verkündete den schönsten Tag. Die *Regina maris* vermochte ohne besondere Schwierigkeiten den Kurs gegen das Land zu nehmen, wie es Bezug befohlen hatte, als er das Deck verließ. Hainx, der neben Dallago

die Nacht auf der Kommandobrücke verbracht hatte, folgte der weisenden Hand des Kapitäns mit dem Blick.

»Was für ein Boot ist das?« fragte er.

Der Kapitän sah eine Weile angestrengt hinaus: »Das kann ich nicht so glatt sagen. Ein Fischerboot? Es sieht nicht wie ein Fischerboot aus ...« Und nachdem er das Fernrohr benutzt hatte, fuhr er fort: »Ein Fischerboot ist es nicht ... es ist, wie wenn es von dieser Nacht arg mitgenommen wäre ... ich sehe den Stumpf eines Mastes ...«

»Ist jemand drinnen?«

»Das kann ich nicht ... ich glaube nicht ... wenn er nicht auf dem Boden liegt. Es treibt steuerlos. Sonderbar ... ich denke beinahe ...«

»Was denn?«

»Es könnte ja schließlich sein, wir sind ja wieder ungefähr in der Nähe von Antothrake ... ich wette ... ja, es ist wohl das Boot vom Schloß unseres Herrn.«

»Das ist Ihnen möglich zu erkennen?«

»Man bekommt den Blick dafür. Wenn man ein Schiff oder ein Boot einmal gesehen hat, so vergißt man nicht, wodurch es sich von anderen unterscheidet. Ich wette, daß es das Boot von Antothrake ist ... es wird sich losgerissen haben ... halt ... warten Sie!« Er hob das Fernrohr rasch auf und sagte: »Ein Mensch ... ich sehe einen Menschen ... er richtet sich auf und sieht nach uns herüber ... es ist ... wissen Sie, wer das ist?« fragte er, indem er das Fernrohr sinken ließ.

»Wer ...? Wer kann es sein?«

»Dieser junge Mensch ist es ... dieser Dichter ...«

»Adalbert?«

»Ja ... sehen Sie, Sie müssen es jetzt schon mit freiem Auge sehen ... er winkt ... er hat uns erblickt und winkt. Er ist in Not ...«

Im gleichen Augenblick einander zugewandt, versuchte jeder auf dem Gesicht des anderen zu lesen, und sie sahen denselben Gedanken zugleich auch im anderen entsprungen. Nach einem Zögern gab Dallago dem Steuermann den Befehl, den Kurs auf das treibende Boot zu richten. Im

helleren Licht erkannte nun auch Hainx den Mann im Boot, der auf den Knien lag und mit einem Fetzen des Segels oder einem Taschentuch winkte.

»Hören Sie,« sagte Hainx plötzlich, indem er seine Hand auf den Arm des Kapitäns legte, »was denken Sie über diese Nacht? Was wird Bezug tun?«

Mißtrauisch sah Dallago den Frager an: »Ich weiß, es nicht.«

»So viel ist sicher, daß er sich an allen rächen wird, die seine Hoffnungen zerstört haben. Ich habe gehört, wie er dem Meer geflucht hat ... dem Meer ...«

Erschauernd wiederholte der Kapitän: »Dem Meer!«

»Und nicht weniger Hoffnung hat er auf dieses Weib gesetzt ... auf Bianca. Sie hat seine Hoffnung nicht erfüllt. Er wird sie strafen ... an allem, was sie liebt ...«

»Er ist der Herr! Er hat die Macht ...«

Die *Regina maris* war dem Boot näher gekommen, und Adalbert hatte, jetzt seiner Rettung gewiß, das Winken eingestellt. Mit einer heiseren Stimme sprach Hainx nach einem kleinen Schweigen weiter: »Wissen Sie, Kapitän, daß dieser Mensch, daß Adalbert Biancas Bruder ist?«

»Wirklich ... ihr Bruder? Und sie weiß es nicht ...?«

»Sie weiß es nicht. Aber glauben Sie, daß Bezug untröstlich wäre, wenn die *Regina maris* heute Adalbert nicht aufgenommen hätte ... oder sagen wir mit Bedacht auf die Grammatik: aufnehmen würde ...«

Der Gedanke stand da, von Hainx in Worte gewandelt, er war lebendig geworden und übte seine Gewalt aus. Noch immer aber war in Dallago der Instinkt des Seemannes mächtig, und noch war er nicht ganz von Hainx gewonnen.

»Sind Sie Ihrer Leute sicher?« fragte Hainx.

»Ich kann ihnen befehlen, was ich will.«

»Und kein Wort kommt über dieses Schiff hinaus ...«

»Kein Wort ...«

»Ich will Ihnen etwas sagen: Adalbert ist der Geliebte Elisabeths ...«

Hainx sah eine Flamme auf Dallagos Gesicht. Dann folgte etwas, dessen sich Hainx nicht versehen hatte. Dallago, der zuerst einen Schritt

zurückgetreten war, stürzte sich plötzlich auf ihn, faßte ihn am Hals und begann ihn zu würgen. Überrascht wehrte sich Hainx gegen diesen Angriff, und als es ihm gelungen war, ein wenig Luft zu bekommen, rief er den Wütenden an: »Was fällt Ihnen ein? Sind Sie wahnsinnig?«

Keuchend stand ihm der Kapitän gegenüber: »Was sagen Sie ... was sagen Sie?«

»Ich sage, daß er ihr Geliebter ist ...«

Alles, was Dallago von seiner Leidenschaft zu dulden gehabt hatte, fiel ihm in dieser einen Sekunde in glühenden, raschen Erinnerungsbildern an, er versuchte in einem tollen Wirbel vergebens festen Stand zu gewinnen. An das Geländer der Brücke geklammert, schrie er Hainx an: »Ihr Geliebter?«

»Und er ist in Ihrer Hand«, sagte Hainx leiser.

Da wandte sich Dallago zu dem Mann am Steuerrad, deutete auf das Boot, das nun in weniger als Rufweite vor dem Schiff lag und setzte dann die rechte Hand senkrecht, in rechtem Winkel mit der Handschneide auf den Rücken der Linken. Der Steuermann sah den Kapitän erschrocken an und überwand sein Zögern erst, als er die finstere Wiederholung des Befehles in den Augen Dallagos sah. Mit einem kleinen Ruck am Rade veränderte er ein wenig die Richtung des Schiffes. Er nahm die gerade Linie auf Adalberts Boot. Einige Matrosen der Deckwache kamen langsam zur Kommandobrücke. Sie hatten das Boot bemerkt und wollten Dallagos Befehle einholen. Aber er winkte ihnen zornig, mit einer Handbewegung, die ausdrücken sollte, daß sie sich um nichts zu kümmern und an ihre Plätze zu gehen hätten. Adalbert hatte sich in seinem Boot erhoben und sah, sich an den Stumpf des Mastes haltend, dem Schiff entgegen.

Die *Regina maris* hielt unverändert ihren Kurs, der das Boot gerade überschnitt.

Jetzt war sie heran, aber anstatt zu wenden und ein Boot auszusetzen oder sachte an des kleine Wrack heranzugleiten, fuhr sie mit unveränderter Geschwindigkeit darauf los. Es war nur eine Sekunde, die Hainx und Dallago den köstlichen Anblick der fürchterlichen Wandlung von freudiger Hoffnung in Entsetzen auf Adalberts Gesicht darbot. Sie standen beide vorgebeugt und genossen das Schauspiel.

»Soll ich einen Gruß bestellen?« schrie Hainx hinunter.

Dann knirschte etwas unter dem Kiel der *Regina maris*, ein kleiner Ruck ging durch ihren ganzen Körper ... ein erstickter Schrei kam herauf, und dann verfolgte das Schiff wieder stetig seinen Kurs. Als sie zurücksahen, schaukelten einige Trümmer auf den Wogen, auf einem von ihnen klebte etwas wie ein menschlicher Körper.

Hainx lächelte.

Auf einmal erstarrte dieses Lächeln. Auf den Stufen zur Kommandobrücke stand Bianca, wie es schien, im Begriff hinauf zu steigen, aber auf halbem Wege von allen Kräften verlassen. Sie hatte die Nacht auf Deck zugebracht, in einem Winkel hinter Tauen zusammengekauert, immer in Angst, von Bezug aufgesucht und gerichtet zu werden. Endlich, gegen Morgen war sie in Schlaf verfallen, aus dem sie erst durch ein Gespräch zweier Matrosen erweckt wurde, die sich in ihrer Nähe halblaut unterhielten. Ohne daß sie die Worte verstand, sah sie doch aus den Gebärden und den sprechenden Mienen der Italiener, daß sie sich in Aufregung befanden. War wieder etwas vorgefallen? Was hatte es da wieder gegeben? Sie sah, daß die Aufmerksamkeit der Leute auf das Meer gerichtet war; verwirrt und erschreckt und in der Befangenheit des Schlafes alles noch auf den Unfall der Nacht beziehend, lief sie zur Bordwand. Sie kam gerade zurecht, um ein Boot mit einem Menschen unter dem Kiel des Schiffes verschwinden zu sehen und einen erstickten Schrei zu hören.

Was war da geschehen? An das Tau der Treppe geklammert stand sie da, und Hainx las in ihrem Blick die fürchterliche Frage.

»Ein zweiter Unfall,« sagte er, »es ist eine schlimme Nacht gewesen. Ahriman war losgelassen.«

»Was ist geschehen?«

»Ein Boot ... es ist uns ... wir haben es übersegelt ... ein Unfall ...«

»Ein Unfall?« Es war eine drohende Frage.

Und sie erhielt eine drohende Antwort: »Ich rate Ihnen, an nichts als an einen Unfall zu denken ...«

Nella sah plötzlich die Gestalten des Kapitäns und Hainx' sich ins Breite ziehen, verschwimmen und sich miteinander zu einem Klumpen

vereinigen. Dann sah sie nichts mehr.

Ein Vermißter kehrt zurück. *Looping the Loop*

Inhaltsverzeichnis

Während der Abwesenheit Bezugs hatte Frau Agathe einige Male hohen Besuch gehabt. Seine bischöfliche Gnaden, Doktor Franz Salesius Graf von Pöschau war vorgefahren und hatte sich nach ihrem Befinden erkundigt. Hoherfreut durch diese Aufmerksamkeit fühlte sich Frau Agathe jedesmal auch in ihrem körperlichen Befinden etwas gebessert und zweifelte nicht, daß diese günstigen Wirkungen dem Einfluß der Gnadenmittel zuzuschreiben seien, deren Verwaltung dem Bischof zustand. Nach dem dritten Besuch, bei dem sie den Grafen nicht mehr auf dem Divan liegend, sondern sitzend empfangen konnte, sprach sie, als er sich verabschiedete, von der Besserung des Befindens, die sie ihm verdankte.

Mit weltmännischem Lächeln hörte sie der Bischof an, und noch einmal in den Salon, den er schon verlassen wollte, zurückkehrend, fragte er: »Es war also nichts mit den toten Fröschen?«

Errötend gestand Frau Agathe, daß sie schon seit mehr als zwei Wochen diese Kur, die ihr keinerlei Erleichterung brachte, aufgegeben habe. »Tote Frösche,« sagte sie ... »ich begreife nicht, wie ich an solchen Unsinn glauben konnte.«

»Ich bin der Ansicht, daß man jedermann selbst gestatten soll, seine Überzeugung zu finden. Und nun habe ich das Vergnügen, meine Ansicht in Ihrem Fall wieder bestätigt zu sehen. Was nützt es, den Menschen überreden zu wollen oder ihn zu etwas zu zwingen. Er wird unwillig folgen oder nur halb überzeugt sein. Und die heilsamsten Mächte sind immer die geistigen Mächte, vor allem der Komplex von Gefühlen, den wir Religion benennen. Aber wenn die Religion heilsam sein soll, dürfen wir niemand zum Glauben zwingen.«

»Die geistigen Mächte ... gewiß! Sie, bischöfliche Gnaden, strahlen eine solche Macht aus.«

»Ich weiß,« fuhr der Bischof fort, ohne zunächst auf diese Hervorhebung seiner Persönlichkeit einzugehen, »ich weiß, daß dem Glauben auch der Aberglaube oder Aberglaube nahe verwandt ist. Aber man muß das wohl unterscheiden. Sie kennen mich, gnädige Frau, und wissen, daß ich kein Fanatiker bin. Meine Vergangenheit spricht dagegen. Aber denken Sie einmal an das Shakespearewort von den Dingen zwischen Himmel und Erde. Oft heftet sich der Glaube an ein Gnadenbild. Denken Sie, der Glaube von Tausenden, von Hunderttausenden ... alles auf ein Bild geheftet, das nur die Darstellung eines erlösenden Gedankens, einer heilsamen, geistigen Nacht ist. Ist es nicht, als ob diese Wünsche und frommen Gefühle von Hunderttausenden in diesem Bild aufgespeichert würden, etwa wie elektrische Kräfte in einer Leydener Flasche aufgespeichert werden können? Es ist so. In einem solchen Bild, auf das jahrhundertlang unzählige Menschen ihre Hoffnungen gerichtet haben, dem sie ihr Innerstes erschlossen haben, sind geheime Kräfte, denen wir keinen Namen wissen. Wir ahnen sie, und aus ihren Wirkungen erwächst uns die Gewißheit ihrer Gegenwart.«

»Sie sprechen von dem wundertätigen Bild in Schönau?«

»Ich denke an dieses Bild. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß es uns gelungen ist, Vergünstigungen zu erhalten, und daß sein Ruf in die Welt hinaus zu dringen beginnt. Polydor Schleimkugel, Sie erinnern sich des dicken Gastes beim Verlobungsfest Ihrer Tochter ... er hat sich Verdienste erworben. Und nun werden alle Leidenden und Beladenen die heilige Stätte aufsuchen.«

»Ich will ... ich darf es auch versuchen, ob ich der Gnade würdig bin?«

»Der Weg zum Heil ist allen Menschen offen. Aber Sie müssen das Bild an seiner Stätte besuchen. In Rußland, wissen Sie, kommt es vor, daß man die Gnadenbilder in die Häuser der Reichen bringt, um die vornehmen Leute nicht zu bemühen. Aber das ist nicht das Richtige. Wir dürfen nicht verlangen, daß das Heilige zu uns kommt. Wir müssen es selbst aufsuchen.«

»Sobald ich nur bei besserer Gesundheit bin ...«

»Gewiß; warten Sie so lange, bis Sie sich stark genug fühlen, um nach Schönau zu kommen. Sie sollen mit aller Aufmerksamkeit empfangen

werden ...«

»Und inzwischen bringen Sie mir einen Abglanz des himmlischen Lichtes ...«

»Gerne ... so oft Sie es gestatten.« Und nach einem langen Blick in die erhellten Augen Agathes und einem Handkuß ging der Bischof fort.

Aber der Besserung in Agathes Befinden sollte ein jäher Rückfall folgen. Das Telegramm, das ihr den Tod ihres Sohnes meldete, traf sie im Gespräch mit Hecht. Der Bräutigam Elisabeths hatte sich neuerdings mit wildem Eifer in die Arbeit gestürzt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Baugründen beschäftigt, wo Tausende von Arbeitern mit den Vorbereitungen zu einem allen unbekanntem Werk bemüht waren, nahm er sich täglich kaum eine Stunde Zeit, um auszuruhen. Dann aber kam es vor, daß er sich tagelang wieder nicht im Bau sehen ließ und auch in seiner Wohnung nicht aufzufinden war. Die Geschäfte der Milliardengesellschaft kamen ins Stocken, die Arbeit verzögerte sich und ruhte endlich ganz, denn es war niemand da, der ihr Ziel und Wege gewiesen hätte. In dieser Zeit rannte Hecht in den Wäldern umher, kehrte in Dorfwirtshäusern ein, wo er sich mit Bauern und Tagelöhnern betrank. Wenn dieses Toben, in dem Tag und Nacht keine Abwechslung brachten, seine Kräfte erschöpft hatte, schlief er einen Tag lang im Wald hinter einer Hecke, auf dem Heuboden eines Bauernhofes, in dem schmutzigen Bett eines Dorfwirtshauses. Dann kehrte er wieder zur Arbeit zurück, mit erneutem Eifer und einer Hast, alles nachzuholen, was er versäumt hatte. Ab und zu kam er auch zu Frau Agathe, um sich nach Elisabeth zu erkundigen. Das war die einzige längere Unterbrechung, die er sich in den Tagen seines Eifers vergönnte. Er hatte sich eine Art des Benehmens gegen seine künftige Schwiegermutter zurechtgelegt, die von Respekt sehr weit entfernt war. Mit der Frage nach Nachrichten von Elisabeth betrat er ihr Boudoir, saß gleichgültig und gelangweilt, wenn sie von ihrem Zustand erzählte, und lenkte das Gespräch sogleich auf das einzige Thema, das ihn aufmerken machte, wo sich irgend Gelegenheit zu solcher Ableitung fand.

Als Frau Agathe das Telegramm erhielt, fuhr er auf und, von seinem Sitz halb erhoben, sah er gespannt zu ihr hinüber. Er sah, wie sie das

Telegramm öffnete, entfaltete und dann mit einem Schrei zurückfiel. Das Blatt lag neben dem Diwan auf dem Boden und teilte nun auch Hecht, als er es aufhob, die Unglücksnachricht mit.

»Hm!« sagte er, »tot! Ertrunken ... da ist nichts zu machen ...«

Frau Agathe lag eine Weile ganz lautlos, so daß Hecht schon mit kalt prüfendem Blick an sie herantrat. Aber jetzt brach erst das Jammern los. Zuerst in ganz unzusammenhängenden Silben, dann in Kaskaden von Worten. Hecht stand neben der jammernden Frau und betrachtete sie, ohne einen Versuch zu machen, sie zu trösten.

»Ich begreife Sie nicht,« sagte er endlich, »warum schreien Sie so? Ob der unglückliche junge Mensch unten im Wasser liegt oder in Ihrem Haus eingesperrt gehalten wird, das kann doch Ihnen ganz gleich bleiben. Sie haben ihn doch seit Jahren kaum gesehen.«

»Mein Sohn, mein armer Sohn«, schluchzte Frau Agathe ...

»Was wollen Sie? Ihr Sohn ...? Gewiß ... Ihr Sohn ... gut. Was weiter? Was hat Sie mit ihm verbunden ...«

»Mutterliebe ... Sie begreifen nicht, was alles in dem Wort Mutterliebe liegt ...«

»Reden Sie nicht solchen Unsinn,« sagte Hecht brutal, »als ob ich nicht selbst eine Mutter gehabt hätte. Sie ist gestorben, und gerade ihr Ende habe ich nicht so mit Liebe umgeben können, wie sie es verdient hätte. Weil ich inzwischen ... Mutterliebe? ich weiß, was das bedeutet. Aber Sie? waren Sie diesem Unglücklichen eine Mutter?«

»Ich ...« Agathe fuhr empört auf, »ich? Ich soll ihm keine Mutter gewesen sein?«

»Nein! Sie haben ihn geboren, das war alles. Aber mehr haben Sie nicht getan. Nicht mehr!«

»Meine Angst, meine Sorgen um ihn ... mein Entsetzen ...«

»Schweigen Sie doch. Spielen Sie keine Komödie! Was wollen Sie mir vormachen? Gegraut hat es Sie vor ihm. Ihr seid seltsame Leute in diesem Haus. Ich vermute fast, daß irgendein gräßliches Geheimnis in diesen Dingen ist.«

Mit einem Schrei sprang Agathe auf, sah Hecht entsetzt an, mit Augen, die wie durch eine plötzlich hervorbrechende Erinnerung belebt waren, durch eine Vorstellung, die lange mühsam und mit allerlei Künsten in Tiefen zurückgehalten wurde. »Was wollen Sie sagen?« rief sie mit vorgestreckten, abwehrenden Händen.

»Ich weiß nichts und ich will nichts wissen. Ich habe genug an dem, was ich erfahren mußte und zu wissen gezwungen bin. Aber Sie ... Sie sind mir ein Rätsel. Was für eine Art von Frau sind Sie? Sie haben einen fürchterlichen Schmerz in Ihrem Leben und geben sich an kleine Schmerzen hin. Die Erschütterung, die Sie einmal hingeworfen haben muß, hat sich in lächerlichste Empfindlichkeiten umgewandelt. Andere Menschen werden durch solche Ereignisse tiefer und ernster, Sie sind ein verzogenes Kind geworden. Sie sind würdig, Elisabeths Mutter zu sein, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß Bezug ihr Vater ist.«

»Gehen Sie,« rief Agathe wankend, »Sie bringen mich um ... gehen Sie!«

Hecht aber stand auf und sah sie an; es war einen Augenblick, als ob er hintreten und sie stützen wollte, aber schon die erste kleine Bewegung ließ Frau Agathe erbeben, und schreiend schlug sie die Hände vor das Gesicht. »Gehen Sie ... haben Sie Erbarmen, gehen Sie! Ich kann Sie nicht mehr sehen ...«

Nach einem Augenblick des Zögerns wandte sich Hecht und ging. Wie seltsam verworren war die Welt und waren die Schicksale der Menschen? Und wie anmaßend von ihm, richtend über einem andern Menschen stehen zu wollen, da sein eigenes Leben nicht minder verwirrt und seltsam war? Kopfschüttelnd und wie in Nebeln ging er wieder an seine Arbeit.

Als Bezug mit Hainx heimkehrte und seine Frau aufsuchte, fand er sie fiebernd im Bett und den Bischof als Tröster bei ihr. Auch Hecht war da und saß mit verdrießlicher Miene auf einem Stuhl. Bei Bezugs Eintritt erhob sich der Bischof und kam ihm entgegen. Der Weltmann war vollkommen hinter dem Priester verschwunden. »Der Ratschluß Gottes«, sagte er ernst, »wir sollen mit Gott nicht hadern, sondern in seinen Willen ergeben sein.«

Bezug sah ihn an. Es war ein tiefer, glimmender Haß in seinem Blick. »Euer Gott«, sagte er, »hat mit dieser Sache nichts zu tun. Da waren andere Kräfte am Werk ... Ein Mensch, der ... aber ich will ihn zermalmen ...« Er erhob eine drohende, geballte Faust, daß der Bischof erschauernd zurücktrat. In ihre Kissen vergraben, wollte Agathe keinen Bericht über Arnolds Tod anhören. Als Bezug trotz ihres Sträubens fortfuhr, in abgebrochenen Worten, hastig, gehetzt, von jener fürchterlichen Nacht zu erzählen, schrie sie plötzlich gellend auf und sah ihren Gatten mit ungeheucheltem Entsetzen an.

»Schonen Sie sie doch«, sagte der Bischof mit einem kaum verhaltenen Vorwurf. Da Bezug angenommen hatte, daß bei Agathes Zustand wieder mehr als die Hälfte ihrem überwuchernden Mitleid mit sich selbst entsprungen sei, hatte er geglaubt, keine besondere Rücksicht auf sie nehmen zu müssen. Nun sah er, daß es wirklich ärger um sie stand als sonst.

»Lassen Sie nur,« fuhr der Bischof fort, »ich habe allen Grund anzunehmen, daß ich als geistlicher Berater am wenigsten Schmerz bereiten werde.«

Als Hecht nach Hause kam, schritt er unzählige Male durch die Dämmerung seines Arbeitszimmers, wo die Lampen über dem Schreibtisch heute vergebens warteten, entzündet zu werden. Wie rätselhaft waren die Menschen, die ihn umgaben? Aber war er nicht noch rätselhafter als sie? Er wußte, daß ihn Elisabeth betrog, und duldete es, trotzdem er sich in Qualen wand, nur durch die eine Hoffnung aufrechterhalten, daß auch er sich einmal von seiner Leidenschaft erlöst sehen werde. Noch immer war das furchtbare Wort in seinem Ohr, das ihm Hainx zugeflüstert hatte, als sich der Zug mit Elisabeth und Adalbert in Bewegung setzte. Der erste Trieb war: aufspringen, hinstürzen, sich von den Rädern zermalmen lassen. Aber etwas riß ihn zurück: vielleicht ist es auch dir vergönnt. Auch ... es war ein wahnsinniger Gedanke, aber er rettete ihn. In dem Wirrwarr, der durch Arnolds Tod entstanden war, hatte er nur Hainx nach Elisabeth zu fragen gewagt. Hainx wußte nichts von ihr, aber er hatte Hecht ein Versprechen gegeben, das diesen mit einer unklaren, aber bessernden Hoffnung erfüllte.

»Wenn Sie morgen kommen,« hatte er ihm zugeflüstert, »so werde ich Ihnen etwas sagen, das Sie freuen wird.«

Am nächsten Tag kam Hecht nach beendeter Arbeit in Bezugs Palast. Er hatte sich diese Verzögerung selbst auferlegt, wie man den Eintritt eines freudigen Ereignisses hinausschiebt, um den Genuß der Vorfreude zu verlängern.

Er fand Hainx an der Arbeit, mit Hilfe zweier Untersekretäre die während Bezugs Abwesenheit eingelaufenen Schriftstücke zu ordnen und zur Erledigung vorzubereiten. Als Hecht eintrat, stand Hainx auf und nahm ihn hinaus, indem er ihn vertraulich unter dem Arm faßte.

»Nun, was ist es?« fragte Hecht, jetzt nicht mehr imstande, seine Ungeduld zu beherrschen.

»Ich denke, es wird Ihnen eine willkommene Nachricht sein.«

»Was denn? was denn?«

»Adalbert Semilasso ist tot.«

Ob der Zustand, in den Hecht versank, einige Minuten oder bloß einen Augenblick andauerte, wußte er sich später niemals klar zu machen. Es wirbelte ihn herum, Sonnen gingen mit explosiver Gewalt auf und unter, und grelle Lichtstreifen durchfurchten eine tiefe Finsternis. »Tot?« fragte er endlich, indem er Hainx an der Schulter faßte.

»Er ist tot.«

»Woher – woher wissen Sie es?«

»Ich habe es selbst gesehen ...«

»Was gesehen?«

»Daß er ertrank ...«

»Ertrunken ... Sie haben es gesehen?« Der Zweifel, der Hecht jetzt plötzlich aufgestiegen war, wich vor dem kalten und zuversichtlichen Lächeln des andern. »Und sie ... weiß sie es?«

»Ich glaube nicht, daß sie es weiß. Es wird Ihr Triumph sein, ihr die Nachricht mitzuteilen.«

»Soll ich es sagen ...?«

»Wagen Sie es nicht?«

Ohne eine Antwort zu geben, ließ Hecht Hainx stehen und lief die Treppen hinab. Durch einige Zimmer und über einige Korridore getrieben, fand er sich plötzlich in der großen Halle und – stand Elisabeth gegenüber, die durch die andere Tür eingetreten war. Sie war im Reisekleid, und in dem blassen Gesicht herrschte die Ähnlichkeit mit dem Vater über alles, was ihrem Wesen besonders eigentümlich war. Ohne ihren Verlobten zu beachten, trat sie auf Bezug zu, der vor den hellen Bogenausschnitten der Gartenterrasse stand. »Guten Abend, Vater«, sagte sie.

Langsam wandte sich Bezug um: »Guten Abend, Elisabeth; bist du schon zurück«; er sprach schwer und mühsam, und irgend etwas in seinem Tonfall erinnerte an die Sprechweise Arnolds.

»Ich bin zurückgekommen. Ja ... denn ...«

»Nun ... und ...«

Fast zärtlich näherte sich Elisabeth dem Vater. Es schien ihr, als sei es eine Bestechung des Schicksals, sich in diesem Augenblick weichen Regungen zu überlassen. Als müsse sie dafür belohnt werden, indem für sie selbst eine günstige Wendung eintrat. »Ich habe es in den Zeitungen gelesen ... es ist furchtbar. Und du warst dabei und konntest ihm nicht helfen.«

»Vor meinen Augen, Elisabeth, vor meinen Augen. Barry war früher dort als sie ... aber was konnte Barry helfen ...«, er hatte ihre Hand erfaßt. Hecht erstaunte, er sah Elisabeth in einem anderen Licht. Was war mit ihr geschehen? Und er lauerte hier, um ihr seine Nachricht zu überbringen, triumphierend, indem er einen Leichnam als Brücke zu ihr zu benützen hoffte. Er sah sich in voller Dunkelheit, schwarz, ein unholder Zwerg, und Elisabeth stand in aller Klarheit und dem göttlichen Glanze des Mitleids. Etwas ganz Neues rührte ihn an.

»Vater!« sagte Elisabeth, »ich denke, darin ist ein Trost ... er wäre ja nie gesund geworden. Was willst du? Er hätte sein elendes Leben weiter geschleppt; wenn er zum Menschen geworden wäre, immer in der fürchterlichen Angst, wieder in seine Tierheit zu verfallen. Ist es nicht besser so ...?«

»Er ist ermordet worden, Elisabeth.«

»Ermordet?«

»Ja ... ein Rat, den ich befolgt habe, hat ihn ermordet. Er wird lachen, der Schurke, daß sein Anschlag so gut gelungen ist. Dieser Biedermann und Menschenfreund ... dieser Schwindler und Betrüger ...«

In diesem Augenblick entflamnten sich die sämtlichen Lampen des großen Kronleuchters mit einem Schlag, und die Dämmerung war in den Park gewichen. Jeder der drei Menschen standen im vollen Licht, und neben jedem lag ein plumper, schwerer Schatten auf dem Boden. Als ob die plötzliche Helligkeit für Elisabeth ein Anreiz gewesen wäre, eine Loslösung der ursprünglichen Ungeduld, von der sie getrieben wurde, fragte sie jetzt plötzlich unvermittelt: »Und Adalbert ... wo ist Adalbert Semilasso?«

Bezug antwortete nicht. Und Elisabeth wiederholte ihre Frage, nachdrücklich und unwillig, wie einer, der einem andern gefällig zugehört hat und nun für seine eigenen Interessen Aufmerksamkeit beansprucht: »Ist Adalbert Semilasso nicht hier?«

»Ich glaube ...«, sagte Bezug aufgerüttelt, »ich glaube, er ist doch bei dir. Weißt du es denn nicht ...?«

»Nein ... er hat ... er hat Antothrake vor mir verlassen. Er hat ... ich habe ihn vorausgeschickt. Ist er denn noch nicht hier?«

»Er ist noch nicht gekommen. Ich habe ihn noch nicht gesehen ...«

»Noch nicht gekommen? Wo ist er also ...?«

Auch in Hecht wich die Dämmerung der Rührung und Beschämung vor einer plötzlichen Helligkeit. Diese Verwandlung Elisabeths ... wie stumpf und dumm war er geworden, wo war die Schärfe seiner Beobachtung? Wie hatte er sich so täuschen lassen können? Was anderes hatte diese Veränderung bewirkt, diese Milde, Zärtlichkeit und menschliche Anteilnahme, die ihn schon hoffen ließ, als die Angst? Einzig die Angst um den Geliebten. Nun hob er entschlossen seine Waffe zum Schlag.

Elisabeth stand noch eine Weile stumm, nachsinnend bei ihrem Vater. Dann verließ sie ihn und ging schnellen Schrittes auf die Tür zu, neben der sie von Hecht erwartet wurde. »Guten Abend«, sagte er und trat ihr in den Weg.

»Sie sind's? Wie geht es Ihnen?« fragte sie, gleichgültig und ungeduldig zugleich, und begierig an ihm vorbeizukommen. Es war, als hätte sie

niemals seine Briefe erhalten, in denen sich sein Stolz vor ihr demütigte, in denen ein Herz seine ganze zuckende Qual offenbarte.

»Ich glaube, Sie wissen wohl, wie es mit mir steht.« Er gab ihr den Weg frei, ging aber neben ihr. Plötzlich blieb sie stehen. »Was wollen Sie von mir? Lassen Sie mich. Ich will Ruhe haben.«

Es war in dem kleinen Raum, der das Musikzimmer vom Speisesaal trennte. Einige Büsten waren an den Wänden angebracht, sie verrieten sich durch einen verstreuten Schimmer. Hinter den Portieren des geöffneten Fensters rauschte der Park. Rasch erwog Hecht, ob er hier sagen sollte, was er zu sagen hatte. Es war zu dunkel, um den Eindruck seiner Nachricht voll genießen zu können. Aber in einem erleuchteten Raum hätte er vielleicht nicht den Mut gefunden, den er hier zu haben glaubte, wo er Elisabeths drohendes Gesicht nicht sah.

»Ich will Sie nicht belästigen,« sagte er, »ich habe Ihnen nur etwas mitzuteilen.«

»Morgen!«

»Es geht Sie selbst an. Sie haben sich vorhin nach Adalbert erkundigt.«

»Ja! Wissen Sie etwas von ihm?«

»Ja ... ich weiß etwas ...«

Nach einem Schweigen der Sammlung kam die Frage:

»Nun?«

»Er ist tot.«

Nur ein keuchendes Atmen in der Dunkelheit. Dann sagte Elisabeth: »Nehmen Sie sich in acht. Nehmen Sie sich in acht.«

»Es ist die Wahrheit. Er ist tot. Ich bin glücklich. Sie wissen es, daß ich glücklich bin. Und ich bin mißtrauisch gegen alles geworden, was mir Glück verspricht. Aber ich glaube es: er ist ertrunken.«

»Haben Sie es gesehen ...?«

»Ich habe es von einem, der es selbst gesehen hat.«

»Wer ist das?«

»Rudolf Hainx.«

»Hainx! Hainx!« Und nach einer Weile ein tonloses Murmeln: »Dann ist es wahr ... dann ist es wahr ...«

Auf das äußerste gespannt, lauschte Hecht in die Dunkelheit, versuchte sie mit den Augen zu durchdringen, immer erwartend, von einem plötzlichen Ausbruch vernichtet zu werden. Aber es geschah nichts. Er hörte Schritte, die sich entfernten, das Geräusch einer Tür und war allein, ohne sich seines Sieges freuen zu können und mehr als je in Ungewißheit über seine Zukunft.

Als Hainx noch am selben Abend erfahren hatte, daß Elisabeth zurückgekommen sei, nahm er die Arbeit mit auf sein Zimmer. Nachdem er die Tür doppelt verriegelt und den eisernen Laden vor die Fenster gelegt hatte, untersuchte er auf das genaueste alle Winkel seiner drei Räume, sah unter die Betten und hinter Kasten und Öfen. Erst dann nahm er die Arbeit wieder vor und saß bis lange nach Mitternacht dabei, etwas zerstreut und den größeren Teil seiner Aufmerksamkeit den langsam ersterbenden Geräuschen des Lebens auf den Gängen zuwendend. Beim Frühstück traf er Elisabeth. Er hatte nicht erwartet, sie zu sehen, denn er wußte es gewiß, daß Hecht keine Stunde gezögert hatte, Elisabeth die Nachricht von Adalberts Tod zu überbringen. Und ehe er ins Frühstückszimmer gegangen war, hatte er selbst auch Bezug aufgesucht und ihm berichtet, daß Adalberts Boot in jener Unglücksnacht von der *Regina maris* überrannt worden war. Fraglos hatte Bezug den Bericht angehört, nur mit einem Aufglimmen der Augen und dann, wie zustimmend: »Es ist gut ... es ist gut.« Vor der Tür des Frühstückszimmers hatte er Hainx dann noch einmal zurückgehalten: »Sagen Sie ... er ist ihr Bruder? ... haben Sie mir das nicht gesagt? Ihr Bruder?« Und auf Hainx' bejahende Antwort noch einmal: »Es ist gut ... es ist gut.«

Auch Hecht hatte sich zu diesem Frühstück eingefunden, nach einer schlaflosen Nacht von dem Verlangen angetrieben, Elisabeth zu sehen, die Wirkung seiner Nachricht zu beobachten, sich über das klar zu werden, was er nun zu erwarten hatte. Aber Elisabeth versah nach langer Zeit wieder an diesem Tisch die Pflichten der Hausfrau, als ob sich nichts in ihrem Leben geändert habe. Einmal glaubte Hainx die Berührung eines glühenden Stahles zu fühlen. Er sah Elisabeths Blick auf sich und wußte, daß sie entschlossen war, das Geschehene zu durchdringen. Trotzig bemühte er sich

in dem leichtfertigen Ton fortzufahren, den er angeschlagen hatte, als wolle er zeigen, daß er keine Drohungen fürchte.

Als sich Elisabeth vom Tisch erhob und mit einem leichten Kopfnicken das Zimmer verlassen wollte, blieb sie plötzlich stehen und leicht schwankend, griff sie wie nach einer Stütze hinter sich. Ihr Blick war durch das Fenster in den Park gefallen, und sie sah einen Mann über den Kiesweg kommen und die Stufen zum großen Saal hinanschreiten. Trotz des gesenkten Kopfes und der veränderten Kleidung erkannte sie Adalbert Semilasso. Sie hielt an sich und wandte sich nur, ohne ein Wort zu sprechen, ins Zimmer zurück, indem sie von einem zum andern schaute. Verwundert erkannte Hainx eine Veränderung, die er sich nicht zu erklären vermochte. Er sah nur so viel, daß Elisabeth wieder über ihn emporstieg, daß sie ihn mit irgendeiner noch nicht sichtbar gewordenen Waffe niedergerungen hatte.

Im nächsten Augenblick war Adalbert Semilasso eingetreten.

Inmitten der Verwirrung stand Elisabeth strahlend, königlich. »Guten Morgen, Adalbert,« sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte, »Sie kommen etwas spät.«

Er sah sie an. Ein müder Blick aus verschleierte Augen. Zögernd antwortete er: »Ich habe einen Umweg gemacht.«

»Ich habe davon gehört.« Es war zugleich ein Sieg der Liebe und des Hasses, ein durch tausend Kräfte verstärktes Spiel aller Gefühle; wie ein Brausen in unterirdischen Höhlen erfüllte es Elisabeth, und es war ihr, als werde ihr Inneres von gewaltigen, rhythmischen Stößen erschüttert. Sie hätte jetzt lachen mögen. Lachen und tanzen. Einen wilden, bacchantischen Tanz, nackt ... unter einem glühenden Licht. Ein unwiderstehlicher Drang hob ihre Hände zu einer verdrehten Geste der Verzückung.

Hainx war der erste, der sich zu fassen vermochte und ein Wort fand. Indem er Adalbert fest ansah und in einem kalten Blick seine Bereitwilligkeit zeigte, bis auf das äußerste zu kämpfen, fragte er mit offener Herausforderung: »Und was hat Sie auf Ihrem Weg aufgehalten?«

Aber Adalbert war, trotzdem er sich gedrückt und müde fühlte, nicht mehr gesonnen, vor Hainx zurückzuweichen. Mit kühler Ruhe entgegnete

er: »Ein kleiner Unfall ... ohne weitere Bedeutung ... es war wirklich nicht mehr als ein Zeitverlust.«

»Sie werden wünschen, das Frühstück auf Ihrem Zimmer einzunehmen«, sagte Elisabeth.

»Wenn Sie so gut sein wollen, den Auftrag zu geben ...«

Als Elisabeth Adalbert folgte, blieb sie bei Hainx stehen und sagte leise: »Danken Sie dem Gott, an den Sie glauben, daß er nicht ertrunken ist.«

Aber Hainx vermochte schon wieder zu lächeln und sah ihr achselzuckend ins Gesicht.

Auf seinem Zimmer angelangt, schloß sich Adalbert sogleich ein und öffnete selbst dem Diener, der ihm das Frühstück brachte, erst nach mehrmaligem Klopfen und nachdem er die Versicherung erhalten hatte, daß niemand außer dem Diener vor der Tür sei. Vor einem Alleinsein mit Elisabeth erzitterte er. Was hatte er von ihr zu erwarten? Das Frühstück blieb unberührt auf dem Tische stehen, trotzdem ihn ein quälender Hunger zum Speisen rief. Aber eine ungeheure Trägheit machte ihm jede Ortsveränderung fast unmöglich. Mit aufgestützten Armen saß er an seinem Schreibtisch und vermochte nicht, sich zu rühren. Erst als ihm der Diener das Mittagmahl brachte, in verdeckten, silbernen Schüsseln, mit aller Sorgfalt zubereitet wie Krankenkost, nahm er zwei Mahlzeiten auf einmal. Noch immer war Elisabeth nicht gekommen, aber er konnte sie jeden Augenblick erwarten, und als die Dämmerung einbrach, verließ er sein Zimmer, ging leise über die Hintertreppe in den Park und gelangte durch eine kleine Tür in der Parkmauer auf die Straße.

Die Gräfin, die in einem mit allem Überfluß ausgestatteten und mit Wohlgerüchen gebeizten Gemach vor einem winzigen Bibliothekschränk saß, fuhr auf, als die Kammerzofe Adalberts Karte überbrachte.

Das Mädchen wollte das elektrische Licht einschalten.

»Lassen Sie es nur, und führen Sie den Herrn herein ...« Sie ging zu ihrem koketten Schreibtisch und nahm irgendeinen Gegenstand auf, legte ihn wieder hin und stand noch so, mit halberhobenem Arm, als Adalbert eintrat.

Er sagte kein Wort, blieb mitten in dem Zimmer stehen und sah die Gräfin an. Sie ging auf ihn zu, nahm seine Hand und küßte sie.

»Was tust du?« fragte er.

»Es ist das erstemal, daß du zu mir kommst. Du ... zu mir? Was ist das? Du kommst zu mir ... verzeihe ... ich weiß nicht, was ich spreche ... liebst du mich?« Sie schluchzte.

Adalbert strich ihr über das Haar, wie er es früher getan hatte. Aber er ließ die Hand sinken, denn es schien ihm plötzlich, als habe er nicht mehr das Recht zu dieser väterlichen und beruhigenden Gebärde. »Es ist schwer zu dir zu gelangen. Du verbirgst dich so sonderbar. Ich bin in die Wohnung gegangen, die du mir angegeben hast. Aber man wollte nichts von dir wissen. Und erst als ich das Wort aussprach, das du mir einmal gesagt hast: Ist er ... da, schickte man mich an eine andere Stelle. Und erst dort erfuhr ich, nachdem ich noch einmal dein Losungswort gesagt hatte, deine wirkliche Wohnung. Wozu diese seltsamen Umwege?«

Sie bat gequält: »Frage nicht ... ich kann's dir doch nicht sagen.«

»Und dieses Haus ... es sieht genug armselig von außen aus ... aber du wohnst prächtig ...«

»Frage nicht ... frage nicht! Sag' mir lieber, warum du kommst.«

»Du bist meine Freundin. Ich habe es gefühlt und ... auch erkannt. Du hast mich vor Elisabeth gewarnt ...«

Wortlos zog die Gräfin Adalbert neben sich auf ein mit Kissen überdecktes Sofa.

»Was ist aus meinem Leben geworden? Tue ich noch, was ich will? Andere bestimmen über mich. Wo wird mein Schicksal bereitet? Ich bin schwach, ich muß mich anklagen. Zu dir komme ich, meine Freundin ... dir kann ich alles sagen. Ich habe niemanden, zu dem ich sprechen könnte ...«

»Und du kommst zu mir ... Lieber, Guter!«

»Ich muß sie verloren geben ... und ich hatte sie schon gewonnen. Es ist vorbei ... Nun ist es aus ... kann ich noch so vor sie treten? Sie hat mir vertraut, und wie kam es, daß ich sie betrügen mußte?«

»Wen? Von wem sprichst du?«

»Von ihr ... die ich liebe ...«

»Du liebst ... du liebst ... wen? wer ist es?« Die Gräfin war aufgestanden, sie ertrug die Dunkelheit nicht länger und rief das blasse Licht einer Ampel über dem Sofa zu Hilfe.

Adalbert war ihr gefolgt: »Es ist die Tochter des Türmers Palingenius. Ich liebe sie ... und bin trotzdem Elisabeth verfallen. Durch welche Macht; ich weiß es nicht. Es war eine unheilvolle Nacht, und wie viele wilde Nächte folgten dieser ersten!«

»Ich weiß es, sie hat eine furchtbare Macht.«

»Und nun habe ich Regina verloren. Kann ich so vor die Reine treten?«

Leise sagte die Gräfin: »Tue es ... tue es doch ... die große Liebe weiß zu verzeihen.«

Kopfschüttelnd saß Adalbert in einem Stuhl am Schreibtisch und nahm verloren einen der Briefe auf, die dort lagen.

»Laß das ... laß das liegen ...« sagte die Gräfin und nahm ihm den Brief aus der Hand, »du sollst das nicht berühren.«

»Und dabei ... dabei,« fuhr Adalbert fort, »dabei habe ich niemals aufhören können an Regina zu denken. Ich bin geflohen.«

»Geflohen ... Und es ist gelungen? Aber Elisabeth ...«

»Höre mich an. Es ist ein seltsames Abenteuer ... seltsam, und ich bin durch ein Wunder gerettet worden ...«

»Du warst in Gefahr?« erschauernd faßte die Gräfin wieder seine Hand.

»Gefahr? Es war nur eine andere Art von Gefahr als die, in der ich täglich verurteilt war unterzugehen. Das Meer ... siehst du, es schlug über mir zusammen, aber es trug mich wieder empor.«

»Wie war das? Wie geschah das? Erzähle doch.«

»Gut ... so war es. Eine Nacht brachte mir den Entschluß, zu fliehen. Ich kam von ihr. Seit Tagen hatte ich trotz ihrer Maske an ihr einen Argwohn bemerkt. Sie hatte entweder Briefe Reginas aufgefangen oder sonst auf irgendeine Weise von ihr erfahren. Ich dachte nach. Du kannst mir glauben, daß mir das Denken Mühe machte. Denn es war, als ob sich Elisabeth bemühte, sich meiner selbst zu berauben. Sie häufte ein Übermaß von Wollust um mich auf, zog mich hinein, betäubte mich, so daß ich deutlich fühlte, daß mich die Kraft des Widerstandes verlasse. Innerlich

ausgehöhlt, war ich wie ein morscher Baum, der nur durch die Rinde noch aufrecht erhalten wird. Trotzdem ich ihren Plan durchschaute, war ich kaum imstande, ihm zu begegnen. Ich glaubte zu fühlen, daß sich etwas gegen Regina vorbereite, daß sich Netze um sie zusammenziehen, daß sie aus dem Hinterhalt bedroht werde. Jetzt war es höchste Zeit, einen Plan auszuführen, der schon lange in mir war. Jene Nacht kam, und ich war stark genug, mich vor Elisabeth nicht zu verraten. An den Sarkophag der Königin Omphale gelehnt, sah sie mir nach.«

»Ich glaube, auch sie liebt dich. Nach ihrer Art, wie ein Raubtier ...«

»Der alte Kastellan des Schlosses hatte mir viel Freundlichkeit erzeugt. Aber er hielt mich wie einen Gefangenen und bewachte meine Schritte. Um fliehen zu können, mußte ich die Schlüssel gewinnen, die die unterirdischen Gänge und Räume der Burg erschließen. Unheimliche Räume, sage ich dir, in denen grausame Gespenster zu lauern scheinen. Es traf sich günstig, daß ich in jener Nacht, als ich von Elisabeth kam, den Schließer unter einem Vorwand in ein entferntes Zimmer locken konnte. Wir treten ein, und der Alte läßt den Schlüsselbund außen an der Tür. Ich lenke seine Aufmerksamkeit ab ... er wendet mir den Rücken ... ich gebe ihm einen Stoß, daß er fällt ... Mit einem Sprung war ich draußen, drehte den Schlüssel um und zog den ganzen Bund ab. Der Alte begann zu schreien, aber ich durfte hoffen, daß ihn in diesem entlegenen Zimmer nicht so bald jemand hören werde. Tief unten im Felsen ist eine Höhle, in deren Wand ein Fenster ins Freie führt. Und draußen vor dem Felsen das Meer ... die Freiheit. Eine kleine Bucht schützte hinter einem vorgestreckten natürlichen Molo das kleine Segelboot der Insel. Mit Mühe kletterte ich nach unzähligen mißlungenen Versuchen den Felsen hinan und beim Fenster hinaus, ließ mich über die nasse, von der Brandung gespülten Wand außen hinabgleiten. Zweimal sind große Wellen über mich gegangen, denn es war eine bewegte See in jener Nacht.«

»Und du hast es doch gewagt?«

»Ich habe versucht, bei meinen Fahrten mit Elisabeth die Handgriffe der Fischer zu erlernen, und ich wußte, in welcher Richtung das Land liegt. Das war alles. Mich eindringlicher zu erkundigen, durfte ich nicht wagen.

Elisabeth hätte wohl gleich Verdacht geschöpft. Trotz dieser mangelhaften Vorbereitungen hielt ich mich für genügend gerüstet, um es mit dem Meer aufzunehmen. Aber als ich mit meinem Boot aus der geschützteren Bucht hinaus kam, mußte ich erkennen, daß ich dem Meer nicht gewachsen war. Nach einer halben Stunde war ich fertig. Ich hatte die Herrschaft über mein Boot verloren. Der Mast wurde abgebrochen und ging mit dem Segel über Bord. Zum Glück, denn ich glaube, daß ich sonst mit meinem schon halb gefüllten Boot untergegangen wäre. Es war eine fürchterliche Nacht. Gegen Morgen, als ich alle Hoffnung aufgegeben hatte und schon ausgestreckt in dem Boote lag, riß mich etwas auf. Es trieb mich an, mich aufzurichten und hinauszusehen. Da sah ich ... ein Schiff kam auf mich zu. Sie hatten mich schon erblickt und schienen entschlossen, mich zu retten. Als das Schiff näher kam, erkannte ich Bezugs *Regina maris*. Das Schiff, das ihren Namen trägt. Es ist ein Zeichen, ein Zeichen, dachte ich und lachte und weinte über dieses Wunder. Aber es kam ein Augenblick, wie ich ihn ähnlich nicht zum zweitenmal in mein Leben wünsche. Ein jäher Wechsel aus Freude in Todesangst. Das Schiff ist da, aber es will mich nicht aufnehmen, sondern vernichten. Ich sehe eine steile Wand über mir, höre einen höhnischen Zuruf ... schreie auf ... aber in einem Wirbel werde ich hinuntergezogen ... Niemals ist mir Regina so klar und leuchtend vor Augen gestanden als in den Sekunden, die ich unter dem Kiel des Schiffes in der Gefahr des Ertrinkens verbracht habe ...«

»Immer sie ... immer wieder sie«, murmelte die Gräfin, als Adalbert jetzt ein wenig innehielt. »Und du glaubst, daß sie dich absichtlich überrannt haben?«

»Ich weiß es gewiß. Der Mann, den ich im Augenblick meines Unterganges zuletzt erblickt habe war Rudolf Hainx. Und niemals vergesse ich den Ausdruck seines Gesichtes, diese boshafte und grausame Freude ... Ich glaube, er haßt mich, weil er weiß, daß Elisabeth ...«

»Die Schurken! Kommst du endlich darauf. Er hat vor dir Elisabeth besessen ...«

»Ich habe gesiegt ... ich habe den Triumph gehabt, sein Erschrecken und dann seine maßlose Wut zu sehen, vielleicht war auch das mit dabei ...

daß ich wieder zu Bezug kam. Denn wenn ich einfach verschwunden wäre, man hätte geglaubt, daß ich tot bin. Nicht? Man hätte mir nicht nachgeforscht ... man hatte ja meinen Untergang mit angesehen. Ich war tot ... und hätte irgendwo beginnen können zu leben. Von neuem ... und die Qual meiner Knechtschaft abschütteln ...«

»Und wie bist du gerettet worden?«

»Durch ein Wunder. Oder einen Zufall. Meinst du nicht, daß im Grunde Zufall und Wunder eines ist? Ich trieb bis gegen Mittag herum ... an ein paar Planken meines zertrümmerten Bootes geklammert, die Wellen warfen mich hin und her ... immer sanfter, denn die See beruhigte sich. Endlich nahmen mich Fischer auf. Sie haben mich in den nächsten Hafen gebracht, und ich fand sie voll Mitleid und tatkräftiger Hilfsbereitschaft gegen mich. Ich verschaffte mir sogleich Kleider und trat die Heimfahrt an ...«

Die Gräfin hatte den Arm um Adalberts Schultern geschlungen und näherte ihr bleiches, mit Puder leicht überhauchtes Gesicht dem seinen. Wange an Wange saßen sie da, und Adalbert ließ sich von ihrer Zärtlichkeit einhüllen, mit einem leisen, wunderlichen Gefühl glücklicher Geborgenheit, kindlich vertrauend, ohne jede Regung der Sinne trotz der Nähe dieses bebenden, verlangenden Leibes. Endlich sagte er aus einem tiefen Empfinden von Dankbarkeit: »Du bist so gut.«

Unter dem weißlichen Hauch des Puders erglomm eine sachte Röte. »Sag' das nicht. Ich bin nicht gut. Was weißt du von mir! ... Und was weiß ich von dir? Siehst du, ich verstehe dich nicht. Du warst frei. Tot für Bezug und seine niederträchtigen Helfer. Und du bist dennoch zu ihm zurückgekommen. Warum? Warum? Das begreife ich nicht ...«

»Das begreife ich selbst nicht ganz. Es war ein dunkler Zwang ...«

»Sie hat dich zurückgezogen ...« sagte die Gräfin mit kaum verhaltenem Zorn, »du bist von ihr vergiftet.«

»Vergiftet? Von Elisabeth? Du hast recht. Ich bin von ihr vergiftet, krank, unrein und darf mich Regina nicht mehr nähern. Aber das war es nicht. Sie hat mich nicht zurückgezogen ... nicht so, wie du es meinst. Ich weiß nicht ... ich weiß nicht ...«

Beruhigend nahm die Gräfin die Hände des Aufgeregten zwischen die ihren. Adalbert ließ es geschehen, erhob sich dann und ging im Zimmer auf und ab. »Ich mußte hierher zurückkommen ... ich mußte ... denn sonst wäre meine Flucht ja sinnlos gewesen. Deshalb bin ich doch geflohen, um endlich zu erfahren, wie es Regina geht. Ob ihr nichts zugestoßen ist. Meine Angst mußte vor allem zum Schweigen gebracht werden.«

»Nun, und? Was ist es mit Regina? Wie geht es ihr?«

»Es war mein erster Weg, als ich ankam. Zu ihr durfte ich nicht. Der Freundschaft, die mir Eleagabal Kuperus, der Freund ihres Vaters, entgegenbringt, hatte ich mich unwürdig gemacht. Auf Umwegen mußte ich mir Nachrichten holen. Das alte Weib, das im Dom für das Seelenheil der verstorbenen Kerzen anzündet, weiß, was bei Palingenius geschieht. Ich habe sie aufgesucht und befragt. Palingenius ist wieder ein wenig krank gewesen, aber Regina ist gesund ... es ist ihr nichts geschehen.«

»Sie wird mit dem kranken Vater viel zu tun gehabt haben.«

»Es mag sein, viel zu tun. Aber trotzdem ... das Rätsel ihres Schweigens bleibt. Sie hätte mit einer Zeile meinen dringenden Briefen antworten können. Sie hätte antworten müssen.«

»Du konntest aber nun ruhig sein. Abwarten, bis du dich ihr von neuem nähern kannst. Warum bist du aber zu Bezug zurückgekehrt? Du sagst es selbst, daß du dich hättest befreien können.«

Mit dem Rücken gegen das Zimmer gewendet, stand Adalbert am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Es war draußen nichts zu sehen, vollkommene Finsternis lag in dem kleinen, an drei Seiten von hohen, fensterlosen Mauern umgebenen Hof. »Es ist seltsam,« sagte er zögernd, »ich mußte hierher zurück, das war der Sinn meiner Flucht. Aber je näher ich Bezug kam, desto mehr kam der Bann über mich, der mich an ihn fesselt. Ich habe erfahren, daß Regina nichts geschehen ist. Und dann ging ich, als müsse es so sein, zu ihm zurück. Nach einem Kampf. Aber jener war stärker als ich. Noch etwas war da. Ich sagte es schon. Der Wunsch, hinzutreten und Hainx zu zeigen, daß sein Anschlag mißlungen ist. Ein Triumph ... ein Sieg nach so vielen Niederlagen. Und doch ... wieder ein Sieg, den ich nicht mir verdanke. Sondern dem Zufall ...«

Schmeichelnd legte die Gräfin ihren Arm auf den seinen und führte Adalbert langsam zum Sofa hin. »Und nun?« fragte sie, indem sie ihn neben sich niederzog. »Was wirst du tun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Geh zu ihr, Adalbert ... geh zu ihr und sag ihr alles ...«

»Nein, nein ... nein! Das kann ich nicht ...«

»Warum willst du es nicht tun? Die große Liebe verzeiht alles. Alles. Weißt du denn, was die große Liebe einer Frau zu überwinden vermag? Jeder Frau, selbst der armseligsten und verachtetsten. Geh zu ihr.«

Aber Adalbert schüttelte den Kopf. Da waren Hindernisse und keine Möglichkeit, über sie hinweg zu gelangen. Mit immer härteren Vorwürfen gegen sich wiederholte er, was er gesagt hatte.

»Höre,« sagte die Gräfin, nachdem sie eine Weile schweigend gesessen hatte, »ich will dir etwas sagen. Ich gehe hin und bereite dir den Weg zu ihr. Ich werde mit ihr sprechen.« Sie zitterte am ganzen Körper.

»Du?« Er sah auf und blickte ihr in die Augen, erstaunt, wie einer, der durch ein nicht im Bereich seiner Gedanken gelegenes Neues überrascht wird. »Du?«

»Ich will es für dich tun.«

»Nein ...« sagte er nach einem kurzen Besinnen, »nein ... du nicht. Du sollst nicht zu ihr gehen.«

Abgewandt saß die Gräfin neben ihm, und der unter ihrem Spitzenkleid vorgestreckte Fuß zuckte. Die Hand, die seine Rechte umfaßt hielt, glitt herab. »Ich verstehe ...« sagte sie, »ich verstehe. Ich bin nicht rein.«

Er sah, wie weh er ihr getan hatte, und mitleidig legte er ihr die Hand auf das Haar, wie früher, ohne sie wieder zurückzuziehen, begütigend, liebevoll und voll Schmerz über die seltsame Verwirrung ihrer Schicksale. Ein leises Klopfen an der Tür wiederholte sich jetzt, und die Kammerzofe der Gräfin trat ein. Die Gräfin blickte auf und sah das Mädchen an der Tür stehen. Erschrocken erhob sie sich. »Du mußt jetzt gehen,« sagte sie hastig, »geh! Nur eine Warnung sollst du nicht vergessen. Gib acht, daß sie nicht dein Geheimnis erfährt. Sie ist zu allem fähig. Sie ist gefährlich und kennt

keine Bedenken.« Und dann, als sich Adalbert zum Gehen wandte, fragte sie voll schmerzlicher Sehnsucht: »Wirst du wiederkommen?«

»Verzeihe mir!«

Die Gräfin lächelte mit zuckendem Mund: »Komm immer, wenn es dich treibt. Ich will dich anhören, wenn du mir vertraust. Und ich danke dir.«

Von dem Mädchen wurde Adalbert auf einem andern Weg hinausgeleitet. Wieder durch ein Gewirr von dunkeln Räumen und Gängen, über einen Hof und eine zuerst ansteigende, dann wieder abwärts führende Treppe. Er fühlte sich von einer warmen und belebenden Empfindung durchstrahlt, einem leuchtenden Wogen, dem er eine Ahnung von Glück und wiederkehrender Kraft verdankte. Es schmerzte ihn, die Gräfin verletzt zu haben, aber er gab sich zu, daß er ein ähnliches Anerbieten wieder zurückweisen würde, wenn sie es wiederholen sollte. Nach einem langen Irrgang durch abgelegene Straßen kam er auf den Domberg. Dem Haus des Eleagabal Kuperus gegenüber in den Schatten eines Haustores gedrückt, sah er die ungeheure Masse des Domes in die Nacht streben. In der Wohnung des Türmers brannte ein Licht, in so unerreichbarer Ferne, so hoch über ihm, daß es ihm wie ein Traum war, es könnte dieses Licht jemals auch für ihn gebrannt haben. Es schien ihm, als sei der menschenleere Platz vor dem Dom von einer unsäglich traurigen Melodie erfüllt, einer eintönigen, klagenden Weise, als hätte sich die verhaltene Trauer des Steines in Töne aufgelöst, die in weiten, wallenden Gewändern gleich Gespenstern über dem Platz schwebten. Aber trotz der Schauer, die ihm aus dem verschlossenen Tor des Domes zu kommen schienen, wollte sich jenes beglückende Gefühl der Hoffnung nicht verdrängen lassen, das er der Gräfin verdankte. Ein Wort war in ihm geblieben; ihr Wort von der großen Liebe, die alles überwindet und verzeiht. Dieses Wort stand über seinem Sträuben, und ein Glanz ging von ihm aus, den Adalbert selbst dann zu fühlen glaubte, wenn er die Augen schloß. Wie gerne hätte er Eleagabal Kuperus aufgesucht, um sich ihm anzuvertrauen, und zaghaft stand er schon an der geschnitzten Tür, wo die Dämonen und Tiergestalten im ungewissen Licht der Laterne zu wimmeln schienen. Aber zuletzt wandte er sich doch

ab und ging langsam nach Haus, noch immer durch jenes starke Gefühl beglückt, in dem er auch eine Waffe gegen Elisabeth zu haben glaubte.

Der Kampf, auf den er sich gefaßt gemacht hatte, fand nicht statt. Keine Vorwürfe, keine Drohungen, keine peinlichen Fragen. Ja, es war sogar, als vermeide es Elisabeth, mit Adalbert irgendwo zusammenzutreffen. Zuerst zitterte Adalbert vor dem Befehl, der ihn zu ihr rufen würde. Dann sehnte er diesen Ruf herbei, denn es war noch unheimlicher, sich mit Elisabeth noch gar nicht ausgesprochen zu haben. Hinter ihrem Schweigen vermutete er eine Gefahr.

Aber Elisabeth dachte nicht daran, ihm irgend Fallen zu stellen oder ihn zu belauern. Sie war in ihrem Besitz unsicher geworden und strebte danach, wieder zu gewinnen, was sie schon verlorenen gegeben hatte. Was für eine Art von Mann war Adalbert? Er hatte sie genossen und vermochte ihr zu entsagen. Um irgendeines andern Weibes willen, das war sicher, und Hainx hatte damals die Wahrheit gesagt. Wer diese andere war, das blieb eine Frage, die ihr auf der Seele brannte. Aber sie versagte es sich vorläufig, die Antwort zu suchen, ließ alle Hilfsmittel, die ihr zur Verfügung standen, unbenützt und wandte sich ausschließlich dem einen Ziele zu, Adalbert wiederzugewinnen. Sie unterdrückte ihren Zorn gegen die Unbekannte und ihre Neugierde, sie kennenzulernen, denn sie befürchtete, daß sie dann, einem leidenschaftlichen Haß unterliegend, verderben würde, was jetzt noch zu retten war. Und es kam ihr darauf an, Adalbert für sich zu retten. Darum umgab sie ihn mit aller Zärtlichkeit, ohne zudringlich zu werden, mit kleinen Aufmerksamkeiten, die Adalbert nur in Bestürzung versetzten, weil er nicht wußte, wie er sie zu deuten und zu Elisabeths Wesen anpassen sollte. Aber Elisabeth verstand sich selbst nicht, sie hatte sich verloren und war verwandelt, sie warb um Adalbert, wie sie sich in Stunden ohnmächtiger Wut selbst eingestand.

So blieb Adalbert in den folgenden Tagen sich selbst überlassen und konnte seine einsamen labyrinthischen Spaziergänge fortsetzen, deren Mittelpunkt und Ziel der Dom war, in dem er sich täglich einfand, um von der alten Swoboda gegen eine milde Spende für das Seelenheil der

Verstorbenen Nachrichten über Heinrich Palingenius und seine Tochter einzutauschen.

Bezug widmete sich in diesen Tagen vollkommen der Arbeit, spannte alle Schrauben und Federn seiner ungeheuren Maschine an, überzeugte sich selbst, daß jeder auf seinem Platze war, und betrieb die Geschäfte der Milliardengesellschaft mit doppeltem Eifer. Hainx sah, daß er mehr als je entschlossen sei, seinen Plan durchzuführen.

»Es war zuerst,« sagte Hainx zu Hecht, »als ob er zusammenklappen müßte. Ich habe ihn niemals so gesehen. Das hat ihn furchtbar mitgenommen. Aber jetzt ... jetzt hat er sich wieder aufgerafft. Seine Kraft wächst von Tag zu Tag ...«

»Sie fürchten ihn alle. Mehr als je. Es ist, als ob er ein Automat geworden sei. Nichts Menschliches mehr. Nur Eisen, Triebräder, Kugelgelenke, größte Präzision! Und er zwingt sie alle, alle.«

Zwei Wochen später brachte Bezug das Gespräch auf Hainx' Nachricht vom Tod Adalberts. »Sagen Sie«, fragte er plötzlich am Schluß einer langwierigen und mühsamen Aufstellung einer Statistik über die letzten Bodenerwerbungen der Gesellschaft; »sagen Sie ... Bianca war ja damals auf dem Schiff ... hat sie etwas davon gesehen, wie Adalberts Boot überrannt wurde?«

»Sie hat es gesehen.«

»Gut. Und jetzt erzählen Sie mir, was sie von dem Verhältnis dieses Mädchens zu Adalbert wissen. Ihre Kindheit ... alles ...«

Bis spät nach Mitternacht hatte Hainx zu berichten, was ihm inzwischen durch die Eideshelfer an Einzelheiten zugetragen worden war.

Das war in der Nacht vor Bianca Semonskis Auftreten im *Looping the Loop*. Die junge Seiltänzerin hatte seit ihrem ersten Erscheinen das Publikum der ganzen Stadt zum Freund. Ihrer rührenden Schönheit, der befangenen Grazie, mit der sie sich in dem ungeheuren Amphitheater des Zirkus vorstellte, war es im Augenblick gelungen, sich die Gunst aller zu gewinnen. Und diese Gunst war dauernder, als sie das Publikum sonst Akrobatinnen zu gewähren pflegt. Während sonst das Interesse an ihren Kolleginnen sich rasch verflüchtigte, bewahrte man ihr immer gleiche

Freundschaft, begrüßte sie mit lautem Beifall, wenn sie die Manege betrat, und rief sie nach Beendigung ihrer Nummer unzählige Male hervor. Es schien sogar, daß man sie immer lieber gewann, je länger ihr Engagement dauerte. Der stete Wechsel, der sonst das Personal eines großen Zirkus verändert, berührte sie nicht, und Kutschenreuter, dem tüchtigen Leiter des großen Unternehmens, wurde es so leicht, Bezugs Wünsche zu erfüllen. Zuerst hatten die Lebemänner der Stadt, die hier eine frische anziehende Beute sahen, alles versucht, um sich ihr zu nähern. Aber Bianca behandelte sie alle mit gleicher Freundlichkeit, nahm ihre Besuche in der Garderobe entgegen, wies auch kleine Geschenke nicht zurück, stand aber stets hinter einer gläsernen Wand. Endlich sickerte irgendwie das Gerücht durch, daß Bianca in »festen Händen« sei. Bezug wurde genannt. Der Name allein scheuchte die Zaghafteren zurück. Vor Bezug mußte man weichen, er war ein Gegner, gegen den es keinen Kampf gab. »Also ... vorläufig ... Feuer einstellen,« sagte der Statthaltereirat von Pensinger, »aber die Hoffnung brauchen wir nicht aufzugeben, vielleicht spricht einmal ihr Herz ... und wenn dann die Enttäuschung kommt ... es könnte sein.« Der Statthaltereirat von Pensinger sprach die Meinung der meisten aus. Sie hatten Erfahrung auf diesem Gebiete und zweifelten daran, daß es Bezug sei, für den ihr Herz gesprochen habe. Seltsam war es immerhin, daß auch, als die größten Optimisten ihre Hoffnungen begraben mußten, die Aufmerksamkeit für Bianca unvermindert anhielt. Es stellte sich heraus, daß man dieses Weib, das unter Bezugs sorgsamem Sicherheitsmaßregeln wie eine Gefangene lebte, mit einer Art von Liebe umgab. Man wußte nichts von ihr, und die Geheimnisse, die man selbst um sie erdichtete, ließen sie noch anziehender erscheinen. Der Selbstmord eines jungen Studenten im ersten Jahr Medizin, der sich erschossen hatte, weil er keine Möglichkeit sah, Bianca zu gewinnen, war die Belastungsprobe der Zuneigung des Publikums. Während sonst der Schatten solcher Ereignisse immer auf die Frau fällt, um die einer aus dem Leben gegangen ist, besonders dicht und schwer dann, wenn die Frau bloß Akrobatin ist, blieb Bianca im hellsten Licht stehen. Was konnte sie dafür? Sie hatte den dummen Menschen keineswegs ermutigt, war es also ihre Schuld, wenn er sich ganz besonders zu Herzen

genommen hatte, was doch gemeinsames Schicksal aller war? An den Abenden nach dem Selbstmord des jungen Mannes war der Beifall noch lauter und stürmischer als sonst, als wollte man Bianca zeigen, daß sie unantastbar in der Verehrung des Publikums stand.

Das stete, warme Interesse der Stadt für Biancas Kunst stieg zu einer ganz besonderen Höhe, als sich die Nachricht verbreitete, daß sie dem Publikum das halsbrecherische Experiment des *Looping the Loop* vorzuführen beabsichtigte. Man stutzte und verwunderte sich nicht wenig. Bisher hatte Bianca weniger das Element des Gefährlichen als die Reize der graziösen Bewegung bevorzugt. Die Art, mit der sie ihre Kunststücke auf dem Seil durchführte, war unnachahmlich. Spielend überwältigte sie alle Schwierigkeiten und ließ ihren Zuschauern, die beim Anblick des unter dem Seil gespannten Netzes vollkommen beruhigt waren, nichts als die angenehme Empfindung der leichten und mühelosen Beherrschung eines fremden Gebietes. So fiel es nun allen Verständigen auf, daß sich Bianca plötzlich mit einer neuen Nummer zeigen wollte, die nur durch ihre Gefährlichkeit aufregend wirkte. Mit einem Automobil in rasendster Geschwindigkeit durch eine doppelte Schleife zu fahren, in deren zweitem Teil eine Strecke mit dem Kopf nach unten zurückzulegen, dann mit dem schweren Wagen über eine Unterbrechung der Bahn hinwegzuspringen, das schien etwas gewaltsam und Biancas eigentlichstem Wesen fremd.

»Ich verstehe das nicht,« sagte der Statthaltereirat von Pensinger am Abend der Vorstellung zu seinem steten Begleiter, dem Rennstallbesitzer Tintler ... »ich will sofort selbst auf dem Seil tanzen, wenn ich das verstehe.«

»Ein sonderbarer Einfall. Ich hätte ihn der Semonski nicht zugetraut.«

»Jetzt bin ich schon bald fünfundzwanzig Jahre beim Sirius,« sagte der Statthaltereirat mit nicht geringem Stolz, »aber so etwas ist mir noch nicht vorgekommen.«

Doktor Störner befand sich auch unter den Freunden Biancas, die sie erwarteten. Trotz einer glücklichen Ehe konnte er es sich nicht versagen, bisweilen Streifzüge in fremdes Gebiet zu unternehmen, nur um das Gefühl der Freiheit nicht einzubüßen, das ihm unentbehrlich war. Seine kluge Frau,

die von diesen Ausflügen wußte, schwieg dazu und hörte nicht auf, ihn zu lieben.

Er hatte bisher aufmerksam zugehört, wie die Schulreiterin ihrem immer etwas aufgeregten Pferd freundlich zuredete, und wandte sich jetzt um: »Es ist gerade so, wie wenn sich eine muntere Liebhaberin plötzlich entschlossen hätte, als Heldin aufzutreten.«

Obzwar der Statthaltereirat den Kritiker des Morgenblattes nicht leiden konnte, hielt er es doch stets für angezeigt, zu seinen Bemerkungen verbindlich zu lächeln. »Gewiß,« beeilte er sich zu sagen, »gewiß!«

»Also einer wird sicher nicht unzufrieden sein, der Direktor Kutschenreuter ...« sagte Tintler.

»Hallo, Direktor,« rief Störner Kutschenreuter an, der eben aus den Ställen in das Künstlerzimmer trat, »man fragt hier, ob Sie zufrieden sind.«

»Ein großartiges Haus ... schauen Sie nur einmal selbst. Ausverkauft!« Mit der linken Hand den Vorhang ein wenig zurückschlagend, lud der Direktor mit einer Bewegung der Rechten die Auserwählten ein, näher zu treten.

Draußen war das ungeheure Rund des Amphitheaters bis zu den höchsten Reihen besetzt. In der Mitte der Manege baute sich das Gerüst für Biancas Fahrt bis dicht unter das Dach auf. Mit ungemeiner Befriedigung erklärte der Direktor die sinnreiche Konstruktion des eisernen Baues und betonte mit einem kleinen Seufzer, daß er ein schweres Stück Geld gekostet habe. Hinter ihm drängten sich die Neugierigen, um zu sehen, wo der Teil der Schleife war, in dem das Automobil, durch die fürchterliche Geschwindigkeit hinausgeschleudert, die Schwerkraft der Erde zu überwinden hatte.

»Man sollte es nicht glauben,« sagte der Statthaltereirat, »daß ein solches Gewicht sich auch nur einen Augenblick in dieser Lage halten kann ...«

»Es hält sich eben nicht,« antwortete Störner, »Sie finden das in den Lehrbüchern der Physik unter dem Kapitel Zentrifugalkraft.«

»Gewiß, gewiß.«

»Und ... macht das die Semonski heut zum erstenmal?« fragte der junge Mühlrich, der sich von den Aufregungen und Genüssen des Zirkuslebens nicht lossagen konnte, obzwar man ihn vor einem halben Jahr als Verschwender unter Kuratel gestellt hatte. Er hatte sich nur, seinen verminderten Mitteln entsprechend, für billigere Verhältnisse entscheiden müssen und nahm nun die exotischen Damen auf sich. Zur Zeit bemühte er sich um Tamaru, eine der drei japanischen Geishas, in deren Liebe er zu vergessen suchte, daß er in dieser Welt nicht mehr für voll galt.

»Zum erstenmal?« sagte der Direktor ... »Nein ... das geht doch nicht. Sie hat es schon mindestens dreimal gemacht. Am schwersten ist es das erstemal gegangen.«

Doktor Schwartzkopf, der eben eingetreten war, begrüßte die Herren, reichte Tamaru und der Schulreiterin die Hand, nickte dem Clown und Rolf, dem Pyramidenmann zu und griff dann in das Gespräch ein: »Die Gefahr liegt nicht so sehr in dem Äußerlichen, in der Fahrt selbst, sondern in ihrer Wirkung auf den Organismus. Sie ahnen nicht, welchen fürchterlichen Druck der Körper bei dieser rasenden Geschwindigkeit auszuhalten hat.«

»Die Semonski war nach der ersten Fahrt wie tot. Es hat eine halbe Stunde gedauert, bis wir sie wieder zu sich gebracht haben.«

Der Arzt hatte seine Brille abgenommen und sah nun den Direktor mit seinen kurzsichtigen Augen an. Der kahle blanke Schädel glänzte wie eine Kappe aus Metall. »Hören Sie,« sagte er, »wenn es bloß Ihr Wunsch gewesen wäre, Direktor, so hätte ich es niemals zugegeben. Ich habe ihr abgeraten. Aber sie bestand darauf. Warum? Ich weiß es nicht ... aber sie ließ nicht ab. Was soll man da tun? Und ich weiß, daß sie jedesmal alle Qualen der Todesfurcht durchzumachen hat. Sie hat selbst eine entsetzliche Angst.«

»Lieber Doktor, das zweitemal und das drittemal ist es ja auch schon viel besser gegangen.«

»Ja, es war schon besser ... aber dennoch.« Kopfschüttelnd wandte sich der Arzt ab, um eine Frage der Schulreiterin zu beantworten.

Doktor Störner las das monumentale Plakat, auf dem in Kutschenreiters pomphaftem Stil angekündigt war, daß Bianca am Ende ihrer

schwindelerregenden Todesfahrt einen Sprung durchs Leere machen würde. Er war sehr erregt und bemühte sich, nichts merken zu lassen. Er verspürte einen unangenehmen, kalten Schauer im Nacken, der sich verbreitete und in die Glieder zu sinken schien, daß sie erstarrten. Angst? Eher ein Gefühl des Unheimlichen, der äußersten Spannung, der Erwartung eines gräßlichen Geschehens. Fühlten denn die andern nicht das gleiche? Es lag doch fast greifbar in der Luft, ein Nebel, der sich zu verdichten schien, daß die Lampen trüber brannten und alle Bewegungen unwirklich und grotesk, alle Worte schal und bedeutungslos wurden. Warum waren gerade ihm die feineren und empfindlicheren Organe gegeben, daß er alle Waffen seiner Skepsis gebrauchen und seinen ganzen Zynismus aufbieten mußte, um nichts von seiner Besorgnis zu verraten? Gleich allen anderen, hatte auch er das seltsam warme Empfinden für Bianca, und es war ihm, als wäre es seine Pflicht gewesen, sie mit warnenden Worten zurückzuhalten.

Die Vorstellung hatte schon längst mit den üblichen Schulreiterparaden begonnen, und man war eben bei dem ersten komischen Intermezzo des amerikanischen Clowns mit seinen drei dressierten Elefanten. Direktor Kutschenreuter kam aus der Manege zurück. »Sie lachen heute nicht. Alles fällt ab. Sie sind zu sehr auf Bianca gespannt.« Die indische Schlangentänzerin näherte sich dem Direktor und legte ihm die Hand mahnend auf die Schulter. Sie hatte die nächste Nummer und war gewohnt, vorher eine halbe Flasche Kognak zu bekommen. Das mußte der Direktor selbst besorgen, denn sie hatte den Ehrgeiz, die Flasche von ihm zu erhalten.

Als er eben den Wandschrank öffnete, um der Tänzerin die Flasche zu überreichen, kam Bianca, von Bezug gefolgt, aus der Garderobe. Man wich ein wenig zurück, so daß sie plötzlich im Mittelpunkt eines Kreises stand, in dem neuen Kostüm, das ihr von dem aufmerksamen Direktor für dieses erste Auftreten geschenkt worden war. Einer Art Ballkleid aus blauer Seide, das Arme und Schultern frei ließ, und es wollte Doktor Störner scheinen, als seien die reinen Linien ihres Leibes in den letzten Wochen härter geworden. Doktor Schwartzkopf, dem Störner seine Beobachtung mitteilte, nahm seinen Zigarrenstummel mit gespitzten Fingern aus dem Mund und

nickte, indem er mit besorgtem Blick nach Bianca hinsah. Im selben Moment wandte Bianca den Kopf und fing den Blick des Arztes auf. Störner sah, wie ihre Schultern erzitterten.

»Wenn Sie sich nicht ganz wohl fühlen,« sagte Doktor Schwartzkopf, indem er zu ihr hintrat, »so dürfen Sie nicht fahren.«

Bianca lächelte angestrengt: »Was fällt Ihnen ein? Wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht ganz wohl bin?«

»Ich sehe es Ihnen doch an, daß Sie sich zusammennehmen müssen.«

»Lächerlich! Ich bin etwas aufgereggt ... selbstverständlich! Eine neue Nummer ...!«

Von Direktor Kutschenreuter mit unzähligen Verbeugungen begrüßt, ward Bezug vorgekommen und stand nun neben Bianca. »Beunruhigen Sie sich nicht, Doktor,« sagte er, »es ist alles in Ordnung. Bianca ist stärker als Sie glauben.« Zum erstenmal, seit Bianca an Kutschenreuters Zirkus engagiert war, betrat Bezug den Künstlerraum. Früher war er häufig genug hier zu finden gewesen, und Kutschenreuter hatte das Ausbleiben Bezugs als herbe Kränkung empfunden. Um so freudiger war er jetzt erregt, daß er den Gewaltigen wieder begrüßen durfte. Und wie es beim Eintritt eines Herrschers zu geschehen pflegt, hatten sich die Minderbedeutenden, die Kleinen und Unscheinbaren sogleich bescheiden zurückgezogen und standen nun in ehrfurchtsvoller Entfernung. Der Cercle um Bezug bestand aus dem Direktor, dem Statthaltereirat, Tintler, Störner und dem Doktor. Selbst Mühlrich ertrug die Nähe des Gewaltigen nicht. Seitdem man ihm durch die Verhängung der Kuratel die Verfügung über sein Geld entzogen hatte, empfand er einen gewaltigen Respekt vor allen Leuten, die mit Geld umzugehen verstanden. Schmachkend stand er neben Tamaru in einer Ecke und versuchte ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er verstand es, auf eine absonderliche Art zu schmachten, mit geschlossenen Augen, etwa wie ein Hahn, und er erweckte in solchen Momenten den Eindruck, als stünde er auf einem Misthaufen.

Unweit von ihm stand Rolf, der Pyramidenmann, mit einem der rotbefrackten Stallmeister und sah unverwandt nach Bianca hinüber.

»Sie hat ja Geld und alles,« sagte er, »aber ich glaube, früher war sie doch ganz anders.«

»Du warst mit ihr beisammen?«

»Ja, beim alten Biancini. Ein verrückter Kerl. Hunger hat's oft genug gegeben. Aber schön war's doch.«

»Ich weiß, Bezug hat sie dort gefunden und zu uns gebracht. Was ist aus dem Biancini geworden?«

Rolf kreuzte statt einer Antwort die Arme, so daß sich die Handgelenke berührten. Dann machte er die Gebärde des Schlüsselumdrehens: »Krr ... krr!«

»Sitzt?«

»Ja ...!«

»Warum denn?«

»Na ... kleine Mäderln ... unter vierzehn Jahren.«

»So ...? Die alten Herren! Und dann war's aus mit euch, was?«

»Natürlich! Was sollten wir tun? Solang er da war, haben wir ihn ausgelacht. Dann haben wir gesehen, daß wir nichts sind ohne ihn. Da sind wir auseinandergegangen. Was die andern gemacht haben, weiß ich nicht. Ich hab' mich zum Glück an Nella erinnert, so hat sie damals geheißten.«

»Und die hat dich hier untergebracht?«

»Sie hat das beste Herz. Ich glaub', der Kerl dort ist nichts für sie.«

»Sei doch still ... der Bezug ...«

»Ach was, ich hab' sie gerne. Sie tut mir leid. Schau nur, wie sie heut wieder aussieht!«

Die elektrische Klingel über der schwarzen Tafel mit der Reihenfolge der Nummern zeigte an, daß Miß Elliot, die Schwimmkünstlerin, zu Ende war. Der Inspizient rief die indische Schlangentänzerin auf. »Sechste Nummer! Siebente Nummer vorbereiten.«

Die siebente Nummer war Biancas *Looping the Loop*. Die letzte Nummer der ersten Abteilung. Sie hatte gebeten, ihr Auftreten hier anzusetzen, denn es sei ihr schwer, bis zum Ende des Programms zu warten. Etwas schwankend erhob sich die Schlangentänzerin von dem Tischchen, an dem sie die Hälfte der Kognakflasche, jedes Gläschen mit einem kleinen

raschen Ruck, geleert hatte. Ihre Augen glänzten, und indem sie dem Direktor eine Kußhand zuwarf, folgte sie der schwarzen, schweren Kiste, in der ihre Schlangen vorangetragen wurden.

Inzwischen war Biancas Automobil aus dem Nebenraum hereingebracht worden. Über und über mit Blumen geschmückt, waren seine ungefügen Formen anmutig und leicht geworden. Nur die Tafel, die anzeigte, daß die Maschine zweihundert Pferdekkräfte hatte, schaute aus den Blumenketten hervor. Überrascht sah Bianca den reichen Schmuck, den ihre Freunde gespendet hatten, und blickte von einem zum andern. Sie las die Antwort auf ihre Frage in den Augen des Doktors. Gerührt trat sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. »Ihr seid liebe Menschen.«

Der Doktor hob mit der linken Hand den schwarzen Schnurrbart und brummte halb abgewendet: »Lächerlich! was ist denn weiter? wenn Ihnen nur nichts passiert.«

Störner saß an dem kleinen Tisch, den die Schlangentänzerin eben verlassen hatte, und war dabei, die andere Hälfte des Kognaks zu vertilgen. Von der peinlichen Beklemmung, der schwebenden Ahnung einer Gefahr gequält, wollte er sich in eine zuversichtliche Stimmung retten. Irgendwie hing sein aufgewühltes Empfinden mit Bezug zusammen, das hatte er in dem Augenblick gewußt, als Bianca mit ihrem Herrn eingetreten war. Die Bewegungen des Maschinisten an dem Automobil, die geschäftigen Vorbereitungen hatten für ihn etwas Beschwörendes, Unheimliches, und auf irgendwelchen geheimen Gedankenbahnen kam er, vielleicht unter dem Einfluß des Kognaks, zu der Erkenntnis, daß es seine Aufgabe gewesen wäre, Bianca zu retten. Aber da hätte er vor allem selbst sein Leben anders gestalten müssen. Mit einiger Verwunderung stellte er bei sich fest, daß er ähnlichen Gedanken schon mehrmals bei sich begegnet war, seit er Biancas Tanz zwischen den tausenden Pendeln, damals bei Bezugs großem Fest, gesehen hatte. Noch immer suchte er, durch alle Irrungen hindurch, das Weib, das ihm bestimmt war, ein schwermütiger Idealist, der sich die Maske des zynischen Pessimismus vorgebunden hatte. War nicht sie es, Bianca, der sein unbewußtes Sehnen nachgehungen hatte ... seit jeher schon ... und jetzt? Er nahm sich vor, sich ihr, trotz Bezug und seiner Macht, zu

nähern, wenn sie zurückkam. Wenn sie zurückkam ... es wurde ihm dabei wieder so schwer und ängstlich zumute ... und er suchte vergebens nach einem Rest seiner Kraft.

Der Inspizient steckte den Kopf durch den Vorhang. »Nummer sechs geht zu Ende.«

»Einsteigen, Bianca, es wird Zeit.«

Mit einem Blick auf Bezug stieg Bianca in das Automobil, setzte sich und ordnete die Schleppe ihres Kleides. Dann lehnte sie den Kopf zurück. »Nun?« fragte sie Bezug mit matten Lippen.

»Gleich ... ehe du losfährst«, antwortete er, und sie sah ein wildes Glimmen auf dem Grund seiner Salzseeaugen.

Als der Chauffeur sich daranmachte, Bianca mit dem breiten Ledergurt festzuschnallen, sprang Störner plötzlich auf und lief auf den Mann zu. »Nicht anschnallen, nicht anschnallen,« rief er, indem er die Hand des Chauffeurs packte, »nicht anschnallen.«

Erstaunt fragte Kutschenreuter: »Ja warum denn nicht?«

Störner machte den Eindruck eines Trunkenen: »Warum nicht? Warum nicht? Es ist furchtbar.«

»Reden Sie doch nicht; es ist eine Sicherung.«

Mit festem Griff faßte Doktor Schwartzkopf Störners Schulter: »Schweigen Sie ...« flüsterte er, »Sie machen sie nur ängstlich.«

Bianca sah von einem zum andern, und die bisher mühsam beherrschte Angst verzerrte nun ihr Gesicht. Während sich Störner abwandte, trat der Doktor auf Bianca zu: »Glückwünschen soll man euch Künstlern ja nicht«, sagte er und reichte ihr die Hand: »Na ... Servus!«

Die elektrische Klingel schrillte. Von schwachem Beifall gefolgt, kam die indische Schlangentänzerin aus der Manege, und als die Vorhänge auseinandergezogen wurden, hörte man ein aufgeregtes Murmeln, mit dem sich das Publikum auf die nun folgende Hauptnummer vorbereitete. Mit einem zornigen Blick auf Bianca ging die Tänzerin an dem geschmückten Automobil vorbei, auf den Tisch zu, auf dem sie die Kognakflasche stehengelassen hatte. Und als sie die Flasche leer fand, warf sie sie wütend

zu Boden, daß das spitze Geklirr zerbrechenden Glases Bianca aus einer Art von Betäubung aufschreckte.

»Wo ist Bezug?« fragte sie und griff wie eine Erwachende um sich.

Sie bekam die Hand Rolfs, des Pyramidenmannes, zu fassen, der hinzugetreten war und nun, enge an sie gepreßt, ihr etwas zuflüsterte. Sie fühlte nur einen Schmerz in der von seinen eisernen Fingern umfaßten Hand, aber sie verstand nichts von dem, was er sagte. Mit gewaltsamer Anspannung des Willens mußte sie sich auf ihn einstellen. »Ob du es nicht vergessen hast,« sagte er zum dritten- oder viertenmal, »das Beste gegen Schwindel; den Daumen in die Herzgrube und dreimal ›Jehuboa‹. Hörst du? Es gibt nichts Besseres.«

Bianca nickte, aber ihre Augen suchten Bezug, der mit dem Doktor sprach und sich absichtlich zurückgezogen zu haben schien, um nicht früher als im letzten Augenblick jene Nachricht zu geben, an der ihr Leben hing.

»Fertig?« fragte der Inspizient, und der Chauffeur trat an das Ventil heran. »So legen Sie doch die Hände auf und machen Sie sich fertig«, sagte er. Bianca gehorchte, aber sie sah sich angstvoll nach Bezug um.

Langsam kam das Automobil heran. »Ist alles fertig?«

»Ja, es kann im Augenblick losgehen.«

Über Bezugs Gesicht zuckte das Lachen eines fürchterlichen Triumphes, als er sich jetzt zu Bianca hinüberneigte. Sie sah ihm entgegen, erstarrt, unfähig, noch ein Wort zu sprechen. »Nun ... dein Bruder? Nicht wahr, das möchtest du gerne wissen«, sagte er, so leise, daß nur sie es hören konnte.

Ein Nicken und ein flehender Blick ...

»Ich habe es dir versprochen ... jetzt, in diesem Augenblick ... aber es tut mir leid, daß meine Nachricht nicht besser ist ...«

Wieder eine kleine Pause, während der Biancas Hände langsam von der Steuerung herabsanken.

»Er ist nämlich tot.«

Alles um Bianca war in gleitender, drohender Bewegung, und sie spürte plötzlich, wie etwas in ihr spitz und unerträglich gegen die Rippen schlug.

»Ja, tot!« wiederholte Bezug. »Dein Bruder ist der junge Mann im Schloß von Antothrake, der Dichter, Adalbert Semilasso. Und er ist derselbe, der damals von der *Regina maris* in seinem Boot überrannt wurde. Er ist ertrunken.« Noch einen Moment lang sah Bezug in Biancas versteinertes Gesicht, dann sprang er zurück und schrie: »Los!«

»Los«, wiederholte der Direktor und hob die Hand.

»Was ist denn? Hände auf«, brüllte der Chauffeur und riß den Hebel herum. Und als lebe Bianca nur mehr durch den Willen der Menschen, die da auf sie einschrien und sie zur rasenden Fahrt hinaushetzten, legte sie die Hände auf, faßte die Steuerung und den Regulator, und nun schoß das Automobil an den beiden Dienern vorbei, die den Vorhang zurückgerissen hatten, in die Manege.

In diesem Augenblick erhob sich rings auf allen Rängen des ungeheuren Amphitheaters ein tobender Beifall. Händeklatschen, Füßestrampfen, und hundertfach wiederholt, in einem Brausen von Begeisterung, Biancas Name. Das ganze Gebäude schien zu beben, als jetzt das Automobil rasch im Kreise längs der Wehr der Manege herumfuhr.

»Schau,« sagte der Bildhauer Hauser, der mit Adamowicz und Dibian gekommen war, um Biancas neue Nummer zu sehen, »sie ist gar nicht eitel. Sie dankt nicht einmal ... gar nicht eitel. Sie macht, als wenn sie nichts hören möcht'.«

Dibian, der die Arme auf die Lehne der vorderen Sitzreihe verschränkt und den Kopf darauf gelegt hatte, sah zurück: »Sie hat halt mit dem Automopperl Arbeit genug. Schaut's nur, wie sie daran herumreißt.«

»Es ist, als ob sie nicht ganz sicher wär'. Als ob sie nicht wüßte, was sie tun soll.«

»Lächerlich ... die Semonski? Die weiß was sie tut. Die wird euch die Nummer mit Glanz hinlegen.«

»Na, ich weiß,« sagte Adamowicz, »ich möcht' jetzt nicht dort unten drin sitzen.«

Biancas Automobil war indessen unten in immer wildere Fahrt geraten, und je rascher es die Manege umkreiste, desto schwerer wurde die Stille im ganzen steinernen Rund des Theaters. Nur das Schnaufen und Klappern des

Motors ... die Menge schien ein einziger großer Körper ohne Atem und Bewegung. Zum zwanzigstenmal schoß Bianca an der unteren Mündung des Gerüsts vorbei, als sei die Schnelligkeit ihrer Fahrt noch immer nicht genügend gesteigert, aber nun ... nun änderte sich fast unmerklich die Richtung des Automobils, und mit fürchterlicher Wucht fuhr es in die unterste Windung des Gerüsts hinein, daß dieses bis zum obersten Teil erzitterte. Von dem Schwung emporgetrieben, durchsauste es die erste Schleife, raste in die zweite hinein, und es schien, als ob es sich durch die Geschwindigkeit in die Länge ziehe. In gleicher Höhe mit den oberen Rängen kam nun der erste Augenblick der Fahrt, der alle Zuschauer erstarren ließ. Es war kaum eine Sekunde, während der das Automobil mit Bianca umgekehrt durch die Schleife fegte. Aber in dieser Sekunde schienen alle Gesetze des Lebens vollkommen aufgehoben, das Entsetzen, wie es etwa während eines Erdbebens alles befällt, warf den Gleichmütigsten hin, und ein stummer Schrei schien durch die Menge zu gehen.

Jetzt war das Automobil hindurch, erreichte in etwas verlangsamer Fahrt die Höhe des Gerüsts, durchlief die oberste Windung und begann sogleich die Niederfahrt, durch die nun breiteren Spiralen seinen Schwung beschleunigend. Wieder in die Länge gezogen, näherte es sich der Unterbrechung seiner Bahn, sausend und keuchend, ein rasendes, tollgewordenes Ungetüm, das eigenes Leben hat.

Und jetzt hatte es den breiten Spalt erreicht ... schoß darüber hinaus ... der Sprung durchs Leere war gelungen ... es war geglückt ...

Da brach der Zwang entzwei, der die Menge gebannt hatte, der einzelne löste sein eigenes Empfinden vom Gemeingefühl der Angst und des Entsetzens, und brüllend brandete der Beifall unter der Kuppel des Amphitheaters. Man stieg auf die Sitze, und schrie und winkte in die Manege hinab, wo Bianca wieder in unverminderter Schnelligkeit im Kreise fuhr. Einige Frauen begannen zu weinen, auf den obersten Sitzreihen brüllte jemand immer wieder irgendein Wort, das man nicht verstand.

Schlaff nach hinten gelehnt, als sei sie von der Aufregung und Anstrengung vollkommen erschöpft, durchfuhr Bianca die Manege. Ihre

Hände waren herabgesunken ...

»Ich glaube, sie ist ohnmächtig geworden«, sagte Hauser und ließ die Hand seines Nachbarn zur Linken, eines Unbekannten, los, eine Hand, die er wie im Krampf gefaßt hatte.

Dasselbe sagte Doktor Schwartzkopf zu Kutschenreuter, der darauf dem Chauffeur den Befehl gab, das Automobil zum Stehen zu bringen. In die Gruppe, die am Eingang zur Manege stand, war eine Unruhe gekommen. Wenn Bianca vorbeikam, rief man ihr zu, aber sie rührte sich nicht.

»So halten Sie den Teufelswagen schon auf«, schrie der Doktor dem Chauffeur zu.

»Gleich, Herr Doktor ... er geht schon langsamer.« Der Chauffeur war auf die Wehr der Manege geklettert, um in den Wagen zu springen, sobald es ohne Gefahr möglich war.

Über den Beifall des Publikums senkte sich wie ein Schleier eine Verlegenheit, die den Jubel der Zurufe, das Händeklatschen zu dämpfen schien. Irgendwo entstand ein Gemurmeln, das erst zaghaft, dann immer lauter den Lärm der noch immer Ahnungslosen durchfurchte. Störner, der sich an einer der Falten des roten Vorhangs anhielt, sah nach den oberen Sitzreihen des Amphitheaters, als erwarte er von dort eine Antwort auf eine Frage, die er an keinen der Umstehenden zu richten wagte. Er hütete sich, auf den immer wieder vorbeisausenden Wagen hinzusehen, in dem Bianca mit hintenübergesenem Kopf und schlaff herabgesunkenen Armen saß. Einen Moment war es ihm gewesen, als habe er in ein offenstehendes, starres Auge geblickt. Und man erwartete gerade von ihm eine Äußerung, ein Wort der Zuversicht, vielleicht des Spottes über eine lächerliche und übertreibende Besorgnis.

»So reden Sie doch,« sagte Tintler aufgeregt und fuchtelte mit seiner Reitpeitsche, »reden Sie doch. Warum reden Sie denn nicht?«

Endlich, als der Schwung des Automobils sich verminderte und die Anfangsgeschwindigkeit wieder erreicht war, machte der Chauffeur ein Zeichen nach rückwärts.

»Springt er schon?«

»Er wartet nur noch,« erklärte Kutschenreuter, »der Benzinvorrat ist genau abgemessen. Es wird gleich noch langsamer gehen.«

Im ganzen Amphitheater war es wieder still geworden. Selbst die Stumpfen und Unbekümmerten merkten, daß dort unten etwas vor sich ging, daß ein im Programm nicht vorgesehenes Ereignis eingetreten war.

Jetzt kam das Automobil langsamer um das Rund der Manege ... jetzt näherte es sich dem Eingang, und als es sich gerade unter dem Chauffeur befand, sprang dieser mit einer so schönen Gewandtheit auf den Platz neben Bianca, als habe er ein wohl vorbereitetes Kunststück auszuführen. Eine Sekunde später war der Wagen zum Stehen gebracht. Als erster war der Doktor Schwartzkopf heran, zwei Diener in roten Röcken mit silbernen Schnüren hoben Bianca aus den Blumen. Störner sah die Regungslose an sich vorübertragen, und wie in einem plötzlich einfallenden roten Licht sah er aus den Menschen, die hinten nachdrängten, einen herausgehoben, Bezug, dessen Gesicht von wilder Freude belebt war. Langsam folgte er den andern.

Im Künstlerraum lag Bianca auf dem Sofa, den Kopf auf dem Kissen, das ihr Tamaru untergeschoben hatte, die Beine mit einer goldgestickten Decke der Schlangentänzerin verhüllt, die über den Unfall der Kollegin ihren Zorn und ihre Eifersucht vergessen hatte. Mit bebenden Händen hatte Doktor Schwartzkopf die Spangen des Ballkleides zurückgeschoben und untersuchte den Körper der Verunglückten. Störner sah, wie er sich aufrichtete und umherschaute. Er hörte das schwere Wort ...

»Tot«, sagte der Doktor.

»Was denn? Um Gotteswillen!« Der Direktor war außer sich, er sah jenseits des Verlustes eine endlose Kette von Scherereien mit der Polizei.

»Ein Herzschlag.«

Draußen tobte ein fürchterlicher Tumult. »Brechen Sie die Pause ab,« schrie der Direktor dem Inspizienten zu: »nächste Nummer.«

»Sie wollen nichts sehen. Sie wollen wissen, was geschehen ist. Kommen Sie heraus, Herr Direktor.«

»Ich soll hinaus! Zum Teufel ...«

»Ja, so hören Sie doch.«

Ein Stampfen und Schreien, ein Durcheinander von Lärm rief nach dem Direktor. »Also gut, ich komme!« Direktor Kutschenreuter fuhr mit beiden Händen über die glatt an den Schädel geklebten Haare und trat in die Arena. Mit raschen Schritten ging er bis in die Mitte vor, wo sich das Gerüst für Biancas Todesfahrt über ihm türmte. Man rief sich zu, zu schweigen, man zischte sich gegenseitig zur Ruhe. »Meine Herrschaften!« begann er, als es ruhiger geworden war, noch einmal: »Meine Herrschaften! Es ist ein kleiner Unfall passiert. Fräulein Bianca Semonski hat einen Ohnmachtsanfall erlitten. Sie ist in besten Händen, und der Arzt sagt, daß es weiter nichts von Bedeutung ist. Sie dürfen hoffen, daß Bianca Semonski recht bald wieder auftreten wird.« Mit einer Verbeugung beendete Kutschenreuter seine Ansprache.

Ein Teil des Publikums, die seltenen Besucher, denen die Gebräuche dieser Welt nicht bekannt waren, schien beruhigt, aber der andere Teil kam nicht von dem unangenehmen Gefühl los, daß etwas Ernstliches geschehen sei. Und ohne die zweite Abteilung des Programms abzuwarten, verließen einige hundert Menschen den Zirkus, während alle, die irgendwelche Beziehungen zu den Künstlern hatten, auf den hinteren Gängen und Treppen zu der Quelle drängten, wo sie Erkundigungen einzuziehen hofften. Aber sie fanden eine strenge Absperrung. Zwei Wachleute standen vor der Tür zu den Garderoberräumen und ließen niemanden vor.

Aus der Hintertür des Gebäudes, die gegen eine einsame Straße, unweit des Beginnes der Felder lag, kam Bezug, den Kragen seines Überrocks hoch aufgezogen, den Zylinder tief in die Stirn gedrückt, als wüsste er nicht erkannt zu werden. Die einzige Laterne, die diesen Ausgang der Eingeweihten beleuchtete, flackerte im Hauch einer kalten, herbstlichen Nacht. Als Bezug in den Schatten der kleinen, schon schlafenden Häuschen tauchen wollte, trat ihm ein Mann in den Weg. Er sah auf: breiter, wallender Vollbart und zwei starke, gebietende Augen unter dem verborgenen Rand eines alten, schwarzen Hutes.

»Ach, Sie sind es!« sagte Bezug.

»Ja, ich bin es«, antwortete Eleagabal Kuperus.

»Und Sie wagen es, mir in den Weg zu treten?«

Ohne auf Bezugs Drohung zu achten, sagte Kuperus mit schwerer Betonung: »Sie haben heute Nella getötet.«

Bezug trat zurück und ließ den Stock mit dem schweren Bleiknopf so weit in der Hand nach abwärts gleiten, daß er genügend Schwungkraft und Wucht zum Schlag bekam. »Wenn Sie das wissen,« sagte er nach einer Weile harten Widerstandes, »so wissen Sie auch alles, was auf der *Regina maris* geschehen ist.«

»Ich weiß es.«

»Sie hat meinen Sohn getötet. Und jetzt habe ich sie getötet.«

»Durften Sie das von ihr verlangen? Haben Sie nie gewußt, daß sie Ihnen das nicht geben konnte? Sie sind ihr Mörder.«

»Und wer hat mir denn geraten, den Einfluß der Frauen zu versuchen? Von wem kam denn dieser tolle Rat, mit ihm auf das Meer zu gehen? Die Unendlichkeit der Horizonte! Wer hat denn das gesagt? Sie!«

»Ich habe gesagt, daß er auf dem Meer gesund werden wird. So habe ich es gesagt.«

»Ach, Sie sind schlau. Schämen Sie sich. Das sind Pfaffenkniffe.«

»Wie sollte ich es Ihnen anders sagen? Habe ich selbst etwas anderes gewußt? So habe ich es gelesen. Mehr konnte ich nicht wissen. Es war wohl die einzige Art, wie er gesund werden konnte.«

»Sie selbst, Sie sind ein Mörder. Und ich werde Sie vernichten. Sie können es mir glauben, daß ich Sie vernichten werde. Alle Künste werden Ihnen nichts nützen. Gar nichts.«

»Endlich, Thomas Bezug, sind wir so weit. Dorthin mußte es kommen.« Eleagabal Kuperus stand dunkel und aufrecht neben dem Laternenpfahl, und Bezug fühlte zornig, daß er sich der Wirkung nicht entziehen konnte, die von seines Feindes ruhiger und sicherer Haltung ausging. »Deshalb bin ich gekommen,« fuhr der Widersacher fort, »um das von dir zu hören. Es ist die Kriegserklärung.«

»Ja, die Kriegserklärung!« sagte Bezug. Er knirschte mit den Zähnen.

»Und ich werde alles tun, um dich unschädlich zu machen. Ich werde dich nicht töten, ich werde dir nur die Macht entreißen.«

Bezug wollte lachen, recht höhnisch, klirrend, wie ein Unverwundbarer. Aber Kuperus stand so furchtbar und drohend vor ihm, daß er es nur zu einem Achselzucken brachte. Dann sagte er bloß: »Gut! Es ist gut ... wir werden ja sehen ...«

»Wir werden es sehen. Nur dies noch vorher, Bezug! Am Tode deines Sohnes bin ich unschuldig. Was geschehen ist, war bestimmt, und du hast nur alles getan, um den Ausgang zu beschleunigen.« Damit wandte sich Kuperus und ging der mächtigen Außenmauer des Zirkus entlang nach rechts, während Bezug, nachdem er dem Feind einige Herzschläge lang nachgesehen hatte, in die stille Gasse der niedrigen Häuser einbog.

Ein Todesflug

Inhaltsverzeichnis

Regina hatte einen Fremden führen müssen, der sie mit Fragen belästigte. Es war ihr schwer geworden, ihn von dem Allerheiligsten ihres Vaters abzuwehren. Irgend etwas hatte ihr an diesem Mann nicht gefallen, obzwar er sich offenbar bemühte, ihr Vertrauen zu erringen. Seine geschwätzige Treuherzigkeit schien ihr im Widerspruch zu dem Ausdruck seines Gesichts zu stehen, eines englisch geschnittenen Gesichts mit harten Zügen und lauernden Augen. In übersprudelndem Eifer erzählte er ihr von seinem Leben. Er war ein flotter Student gewesen und lebte jetzt als Verwalter auf einem der großen Güter in der Nähe der Stadt. Verstohlen hatte Regina dabei seine Hände betrachtet und gefunden, daß er die Unwahrheit sprach. Es waren gepflegte Städterhände, keineswegs die rauen Pfoten eines Landwirts. Warum belog er sie? Ihr Mißtrauen machte Regina gegen seine Fragen verschlossen, und sie beschränkte sich darauf, ihm zu zeigen, was sie zu zeigen verpflichtet war, und die nötigen Erklärungen beizufügen. Über ihre persönlichen Verhältnisse Aufschluß zu geben, wie es der Fremde offenbar wünschte, unterlag nicht der Taxe. Nach einer Stunde zog der Fremde wieder ab.

Nun stand Regina an einer der Schießscharten in dem alten Gemäuer und sah durch den schmalen Ausschnitt hinaus, der einige Dächer und die Wipfel einiger herbstgebräunter Bäume zeigte. Ein leichter, feiner Nebel mischte sich mit der Dämmerung und verwischte die Umrisse da unten. Jetzt, da der Fremde gegangen war, empfand Regina erst, wie wohltätig es auf sie gewirkt hatte, durch ihn ihren Gedanken auf eine Weile entrissen worden zu sein. Immer um den einen Punkt gedreht, war sie manchmal vom Schwindel erfaßt worden. Eine schlimme Zeit lag hinter ihr. Der Vater war krank gewesen, und der Geliebte fern. Zuerst hatte sie kaum zu einigen flüchtigen Zeilen an ihn Zeit gefunden, wenig mehr als einem kurzen Bericht über ihr Befinden und einer Frage nach seiner Liebe. Dann war das

seltsame Verbot gekommen, dem sie gehorchte, weil es von Kuperus kam, ohne aber einzusehen, welchem Zwecke es dienen sollte. Wenn ihr Vertrauen zu dem Alten nicht so unbedingt gewesen wäre, so hätte sie dieses Verbot jedesmal gebrochen, sooft sie einen der flehenden Briefe Adalberts bekam.

Sie machte sich manchmal Vorwürfe, daß neben dieser eigenen Angelegenheit die Sorge um den kranken Vater in den Hintergrund trat. Mit aller Liebe und guter Mühe umgeben, überwand er auch diesmal seinen Anfall. »Nein,« hatte er lächelnd gesagt, »ich kann noch nicht gehen, bevor nicht mein Werk vollendet ist.« Und damit hatte er sich von seinem Lager erhoben. Aber er hatte gewünscht, daß der Spiegel verhängt werden möge, denn im grünlichen Glas zeigte sich ihm das Gesicht eines Todgeweihten, so daß er taumelnd zurücktrat. Dieser Anblick war nicht geeignet, seinen aus dem letzten Vorrat von Energie aufgerichteten Willen zu unterstützen.

Alle diese Vorgänge der letzten Wochen waren in ihrer Gleichförmigkeit schwer in Reginas Seele gesunken, hatten sie dumpf und mutlos gemacht, ihre Kraft gebrochen und sie seltsamen Vorstellungen unterworfen. Nur Kuperus vermochte ihr einige Zuversicht zurückzugeben, wenn er sie auf eine lichtere Zeit jenseits des schweren Dunkels verwies.

In der Stadt unten strahlte aus unsichtbaren Quellen ein rötlicher Schimmer in die nebelgefüllte Finsternis des frühen Herbstabends. Regina, die mit aufgestütztem Arm, das Kinn in die Hand gelegt, hinausgesehen hatte, fröstelte. War es die Kälte des Abends, oder war es ein Schauer aus Abgründen der Seele, der sie ergriffen hatte? Mit einemmal fühlte sie sich ganz sonderbar gespannt, als gebiete ihr jemand, auf die Geräusche zu horchen, die den alten Turm hinter ihr zu beleben schienen. In dem Gemäuer unter ihr rieselte es, als habe sich ein Spalt aufgetan ... und plötzlich kam ganz deutlich das Wimmern und Weinen eines kleinen Kindes aus dem Stein. Tief von unten her, ganz fein, aber doch deutlich erkennbar. Es war ein furchtbar klägliches Ton, das Entsetzen eines nur den einfachsten Regungen zugänglichen Wesens, ein kindliches Schluchzen und Winseln.

Regina stand, vom Grauen gebannt und vermochte sich nicht zu rühren. Da kam noch ein anderes Geräusch hinzu, das aus dem Uhrkasten hinter ihr zu dringen schien. Im gleichmäßigen, lauten Gang unterbrochen, begann das Räderwerk zu ächzen, als sei ein fremder Körper zwischen die metallenen Zähne geraten. Die Pendelschläge setzten aus, verdoppelten sich, indem sie nach Pausen mit jagender Geschwindigkeit einfielen, und dazwischen war ein Knirschen, so durchdringend, daß es Regina als Schmerz in ihrem eigenen Körper fühlte. Es war wie das Krachen zermalmter Knochen, und ein Stöhnen war darüber ergossen, als sei ein lebendiger Mensch dort drinnen zu schrecklichen Martern verdammt. Alle diese Geräusche vereinigten sich zu einem Brei, der Regina umgab und immer höher an ihr hinanzusteigen schien, so daß sie zu ersticken glaubte. An die Mauer gelehnt, fühlte sie sich schutzlos dem Entsetzen preisgegeben. Irgendwoher, aus dem Dunkel, sahen sie zwei große, glimmende Augen immerfort an. Diese Augen saßen in einem formlosen Körper, von dem sie nicht wußte, ob er nahe oder weit entfernt war.

Oben ging eine Tür, und ein breites scharfes Lichtschwert zerschnitt den Leib des Ungetüms. »Regina, bist du da?« rief die alte Johanna.

»Ja, ich komme«, antwortete Regina mühsam, und dann stieg sie im Schutz des Lichtschwerts die Treppe hinauf.

»Wo warst du denn so lange?«

»Der Fremde hat mich ...« in einer Anwendung von Schwäche sank Regina in den großen Lehnstuhl des Vaters am Tisch. Sie schloß die Augen, denn noch immer fühlte sie den grauenvollen Blick auf sich, und noch immer bebte ihr Leib unter den Schauern des Entsetzens. Aber sie wollte nichts verraten und nahm unter dem forschenden Blick der Alten alle Kraft zusammen ... »er hat mich furchtbar viel gefragt. Es hat ein wenig lang gedauert?«

»Hast du nicht wieder geträumt? An diesen Kerl gedacht, der nicht mehr kommt, der dich verlassen hat.«

»Ich bitte dich, sprich nicht so von ihm! Du weißt nicht ...!«

»Was weiß ich nicht? Alles weiß ich! Er ist ein Sohn der Hölle. Ein Teufelsbraten. Ein Knecht des Bezug. Oh ... wenn du mir früher gestanden

hättest, wer er ist ... Niemals hätte es so weit zwischen euch kommen dürfen.«

Regina gab keine Antwort. Seit sie der alten Johanna in einer trostbedürftigen einsamen Stunde bald nach Adalberts Abreise alles erzählt hatte, was sie von ihm wußte, haßte die Alte den Eindringling. Und wenn sich nur entfernt eine Gelegenheit dazu bot, fiel sie mit harten Worten über ihn her und verwünschte ihn, denn er war vergiftet, wie alles, was jemals mit Bezug zu tun gehabt hatte. Aber immer nahmen diese Auftritte ein Ende wie jetzt. Behutsam näherte sich die Alte dem im Lehnstuhl zurückgesunkenen Mädchen, indem sie das hölzerne Bein so vorsichtig als möglich aufsetzte. Und dann legte sie ihre harte, knochige Hand auf Reginas Scheitel: »Laß nur, Kind,« sagte sie, »ich sage ja schon nichts mehr. Es ist ja wahr, was weiß denn ich davon ... ich weiß ja nichts. Vielleicht, wie Kuperus sagt ... er ist ein Irrender. Wir alle irren ... und haben unsere Ziele. Er das seine und ich ... ich habe das meine ...« Hier war wieder jene dunkle Andeutung eines Entschlusses; jener geheimnisvollen Macht, die der alten Johanna geholfen zu haben schien, den Anfall von Wahnsinn zu überwinden, dem sie eine Zeitlang erlegen war.

Dankbar ergriff Regina die welke Hand der Alten und drückte sie. Dabei erinnerte sie sich, daß sie in der andern Hand noch immer krampfhaft das Geldstück bewahrte, das der Fremde für die Besichtigung des Turmes erlegt hatte. Sie erhob sich und warf es in die neben der Tür hängende Blechbüchse. Als sie zurückkehrte, fiel ihr Blick auf die im hellen Schein der Lampe aufgeschlagene Chronik. Und sie sah, daß mit frischer Tinte eine letzte Eintragung gemacht war. In den Lehnstuhl zurückgesunken, las sie in den klaren, von Alter und Krankheit noch nicht verzerrten Schriftzügen des Vaters:

»Ich, Heinrich Palingenius, habe meine Maschine endlich fertiggemacht. Und ich glaube mit aller Kraft meiner unsterblichen Seele, daß das Fliegen den Menschen nicht zum Unheil, sondern zum Heil und Segen sein wird. Höhen gewinnen und von dort aus alle Erbärmlichkeiten mit Lächeln betrachten, das werden sie dadurch lernen. Und das ist Glück.

Ich, Heinrich Palingenius, der Türmer, habe mir dieses Glück gewonnen. Und morgen will ich fliegen, als erster von allen. Vielleicht wird es sie zuerst verwirren, aber dann werden sie größer werden und besser. Morgen will ich fliegen. Meine Maschine hat eine Seele. Was vermöchte der Mensch nicht zu beseelen? Wenn er sich nur mit ganzem Herzen und allen Gedanken hingibt. Ist es wahr, was Kuperus sagt? Die leblose Materie sträube sich dagegen, belebt zu werden. Und sie trage dem Geist Haß, der sie aus der Erstarrung gerissen habe. Darum sei der Leib dem Geiste feind, weil Gott den Leib aus Erde gemacht habe. Ich glaube nicht daran. Und es ist mir, als ob Kuperus auch nicht daran glaube. Als ob er von einer höheren Einheit des Leibes mit dem Geist, des Leblosen mit dem Lebendigen wüßte. Er sagt es nur, um mich von meinem Flug abzuhalten. Aber dennoch: morgen will ich fliegen. Ich bin ganz ruhig, denn ich vertraue vollkommen.«

Hier waren die Aufzeichnungen, die Regina mit steigender Angst gelesen hatte, zu Ende. Sie sah auf; drüben in der Ecke saß die alte Johanna, den Strickstrumpf im Schoß und schaute vor sich hin. Aus der Werkstatt kamen Geräusche, die Regina sagten, daß der Vater an der Arbeit war.

Der Alte hatte eben den innersten Mechanismus seiner Maschine auseinandergenommen und war dabei, jeden der unzähligen Teile mit aller Sorgfalt zu putzen und dann zu ölen, als Regina eintrat. Er grüßte sie mit einem Kopfnicken und nahm dann mit vergnügtem Ernst eine winzige Schraube vor, deren Windungen er mit weichem Pinsel reinigte. »Du glaubst nicht,« sagte er, »was an diesen kleinen Dingen hängt, diese Schraube zum Beispiel ...«

»Also morgen!« unterbrach ihn Regina.

Palingenius sah nach der Tür und verstand sogleich: »Du hast es gelesen?«

»Es ist also wahr?«

»Ich bin fertig. Sie lebt. Morgen werde ich fliegen.«

»Du willst es tun?« Und dann drang Regina in das Gewirr von Stangen, Schraubenflügeln, Drähten und Rädern ein, in dem der Vater stand, und warf die Arme um seinen Hals: »Vater ... Vater!«

Sanft befreite sich der Alte, besah die Schraube, die er in der Hand behalten hatte und legte sie auf eine Glasplatte. Dann geleitete er Regina aus dem Bereich seiner Maschine und setzte sich mit ihr auf eine große schwarze Kiste, in der eine der elektrischen Batterien untergebracht war. »Siehst du ... Kind,« sagte er, »du hast Angst?«

Regina nickte und legte den Kopf an seine Brust.

Gerührt sah Palingenius auf den blonden Scheitel und die zart abfallenden Schultern. »Ich glaub' es dir,« fuhr er fort, »denn du kannst ja nicht das Vertrauen haben, das ich zu meinem Werk habe. Wer von euch kennt es denn? Keiner? Der Eleagabal redet ja auch solchen Unsinn. So gescheit er sonst ist.«

»Folg' ihm doch, Vater, er weiß ...«

»Er weiß mehr als ich, willst du sagen? Das ist möglich. Aber davon versteht er nichts. Und dann! Das ist die Aufgabe meines Lebens gewesen. Soll ich nun durch mein ganzes Leben einen Strich machen? Das wäre, als hätte ich niemals gelebt. Jetzt, wo ich am Ziel bin?«

Regina schwieg. Ihre Schultern zitterten. Dann hob sie ein blasses Gesicht, in dem furchtsame Augen flehten. »Vater!« sagte sie stockend, »tu es nicht! Ich habe ... ich habe das ... das eingemauerte Kind weinen gehört ... Und ... und ... im Uhrkasten brachen die Knochen. Ein Stöhnen ... es war schrecklich.«

»Wann hast du das gehört?«

»Heute. Vorhin. Im Dunkeln auf der Stiege ...«

»So.« Palingenius stand auf und ging im Zimmer, dessen Enge zum baldigen Wenden zwang, auf und ab. »Heute. Und was? Was meinst du? Das soll etwas bedeuten? Für mich?«

»Eine Warnung ... Vater!«

Triumphierend stand Palingenius vor seiner Tochter: »Nein, mein Kind! Keine Warnung! Es kann nur eine Ermunterung sein! Weißt du, was da in dem alten Turm stöhnt und jammert? Das ist die Vergangenheit! die Vergangenheit!! Weil sie endlich und endgültig überwunden ist. Denn meiner Maschine und dem Fliegen gehört die Zukunft.« Als Sieger stand der Vater vor Regina.

»Vater! Du bist ganz –«

»Verblendet? Nein, Regina! Nicht verblendet. Nur voll Zuversicht. Morgen besteht mein Werk die Probe. Schau, Kind ... selbst wenn sie noch am Leben wäre ... deine Mutter! ... und mich bäte, ich müßte nein sagen.« Zärtlich legte der Alte seinen Arm um die Tochter und führte sie zur Tür: »Und jetzt geh' schlafen, Kind.«

Sie zog ihn mit sich: »Du auch, Vater ... du brauchst die Ruhe.«

»Du wünschst es?«

»Es macht mich ruhiger.«

»Gut. Ich will schlafen gehen.«

Nach einem schweigend eingenommenen Nachtmahl ging Regina, einen warmen Kuß des Vaters auf der Stirn, zu Bett. Aber sie brachte es nicht über sich, zu schlafen, es war ihr, als käme es ihr zu, über den Vater zu wachen, und aus kleinen Geräuschen, die aus dem Nebenraum zu ihr kamen, schloß sie, daß auch der Vater wach im Bett lag. Erst gegen Morgen verfiel sie in einen schweren Schlaf, aus dem sie dann später mit dem unangenehmen Gefühl erwachte, eine Pflicht versäumt zu haben. Im Schlafräum des Vaters war es ganz still. Aber über sich und außen, auf dem Umgang des Turmes hörte sie ein Ziehen und Schieben, schwere Gegenstände gegeneinander stoßen und ein Gehämmer auf Stahl und Holz. Rasch kleidete sie sich an. Dabei erwachte die alte Johanna, sah ihr verwundert zu, wurde dann auch auf die Geräusche aufmerksam und erhob sich, ohne zu fragen. Noch war es früh am Morgen, und ein mattes Licht über dem Waschtisch leuchtete zu der hastigen Geschäftigkeit der Frauen. Als Regina, von der Alten gefolgt, hinaustrat, sah sie den Vater beim hellsten Schein seiner stärksten Lampen mit dem Zusammenfügen der Maschine beschäftigt.

Sie sprach kein Wort, denn sie wußte, daß nichts den Vater zurückzuhalten vermöge, und sah seiner Arbeit zu. An zwei am Geländer der Galerie befestigten Stahlstangen hing schon der innere Teil der Maschine. Mit halbem Leib über die Brüstung gelehnt, fügte Palingenius mit vollkommener Sicherheit immer neue Bestandteile an. Im Eifer seiner Arbeit hatte er zuerst die beiden Frauen gar nicht bemerkt. Nun trat er auf

Regina zu und reichte ihr die Hand. »In einer halben Stunde«, sagte er, »kann man sie vollkommen zerlegen. Und in einer Stunde kann man sie zusammensetzen.«

»Unsinn,« brummte die alte Johanna, »vollkommener Unsinn.«

Ohne den Einwurf zu beachten, ging Palingenius wieder an die Arbeit. Nun brachte er den sonderbaren Flügel an, dessen Gestänge sich zusammenfalten und ausspannen ließ, wobei sich eine glänzende dünne Haut zwischen den schmalen Rippen dehnte. Das fächerförmige Gestänge schloß sich an ein Kugelgelenk an, das eng mit dem innersten Gehäuse verbunden war. Feine Drähte gingen von dem Mechanismus dem Gestänge entlang bis zu den Flügelspitzen. Mit besonderer Sorgfalt gab Palingenius diesen Drähten Halt und Spannung.

Von dem Flügelwesen hinweg, das da unter ihren Augen entstand, lenkte Regina den Blick hinaus. Sie erinnerte sich eines anderen Tages, da sie auf der Galerie des Turmes gestanden hatte, eines untergehenden Tages ... damals mit Adalbert. Und in dieser Stunde war ihr noch weher zumute als damals, bevor sie Adalberts Liebe erkannt hatte. In aller Wehmut war damals doch eine Hoffnung gewesen, ganz tief, eine noch ungeborene Hoffnung, die sich aber schon regte und wuchs. Heute aber war die Angst und der Schmerz ohne Trost, und sie hatte keinen Halt, keinen Widerstand in sich. Wo war Adalbert? Was war mit ihm geschehen? Seit Wochen hatte sie keine Nachricht von ihm. War er ihr verloren gegangen? Und nun sollte ihr auch der Vater verloren gehen. Angstvoll sah sie wieder auf das Flügelwesen, das da über dem Abgrund hing, und von dem der Vater gesprochen hatte, als habe es eine Seele, als sei es belebt.

Der Morgen war kühl und versprach einen schönen Herbsttag. Im Osten brach ein rötlicher Schein durch Wolkenbänke, und es war, als greife eine zarte Hand in die Schleier der Nacht, um sie hinwegzuziehen. Regina entsann sich eines Wortes, womit die alten Griechen die Morgenröte bezeichnet hatten: rosenfingrige Morgenröte. Sie hatte das Wort von Adalbert gehört. Und obzwar sie ihre Gedanken von Adalbert abzulenken versucht hatte, waren sie so wieder zu ihm zurückgekehrt.

»Guten Morgen«, sagte Eleagabal Kuperus, der hinter ihr die Turmgalerie betrat. Heinrich Palingenius wandte sich um und begrüßte den Freund mit einem verwunderten Blick: »Du bist es?«

»Ja ... ich will doch zusehen, wie du fliegst.« Kuperus war sehr ernst, und der Ton von Ruhe und Heiterkeit, den er seinen Worten zu geben versuchte, widersprach dem Ausdruck seines Gesichtes: »Du hast mich zwar nicht eingeladen ...«

»Weil du immer Bedenken hast ... immer etwas einzuwenden ...«

»Du bist doch stark genug, um Bedenken und Einwände zu ertragen. Nicht? Übrigens heute habe ich keine Bedenken mehr.«

Freudig fragte Palingenius: »Du stimmst mir also zu?«

»Ja!« – Und während der Türmer sich bemühte, seine Freude über Eleagabals Zustimmung hinter einer angenommenen Gleichgültigkeit zu verbergen, wandte sich der Freund den Lampen zu und verlöschte die Lichter. »Übrigens ... wenn du mich über deine Pläne im Dunkeln lassen willst, darfst du keine solche Illumination anbrennen.«

»Du hast es bemerkt?«

»Gewiß! Und andere auch. Unten steht schon eine Menge Menschen.«

»Gut! Gut! Sie werden sehen, wie man fliegt.«

Es war schon genügend hell geworden, die Sonne hatte sich durchgerungen und stand rotglühend über einem dunstigen Meer. Heinrich Palingenius machte sich daran, seiner Maschine den anderen Flügel einzusetzen. Plötzlich fühlte Eleagabal, der aufmerksam zuschaute, seine Hand erfaßt. Er sah in Reginas blasses Gesicht. »Ich habe alles versucht,« flüsterte sie ... »er will nicht zurück.« Mit einer Gebärde deutete Eleagabal an, daß alles Bemühen umsonst sei.

»Unsinn ... ein vollkommener Unsinn«, brummte die alte Johanna.

Die Hammerschläge des Türmers wurden heftiger und schneller, als beeile er sich, mit seiner Arbeit zu Ende zu kommen. Unter Kreischen und Knirschen fügte er eine Schraube in ihr Gewinde.

Nun war der Tag gekommen. Die Stadt unten machte die tiefen Atemzüge eines Erwachenden und schien sich den Hügeln entgegen zu dehnen. Aus den unzähligen Schornsteinen über den verschiedenfarbigen

und -gestalteten Dächern drehten sich bläuliche Rauchwirbel in die klare Herbstluft; dort, wo sie der Mündung des Schlotens entquollen, noch massig und schwer, fest geballt, als wollten sie wieder zurücksinken, weiter oben aber immer lockerer und heiterer und, wo sie sich in leichte Wölkchen aufzulösen begannen, schon von der Sonne angestrahlt. Braunrot und goldig flossen die letzten Flocken über den zartblauen Himmel. Unten auf dem Domplatz aber war ein dichter Klumpen von Menschen, die unverwandt nach der Turmgalerie blickten. Frühaufsteher aus Beruf und Neigung, die sich hier zusammengefunden hatten und nun ihren neugierigen Fragen keine Antwort wußten.

»Wos g'schiegt denn durten?« fragte ein Fleischhauer, der mit seinem mit einem Kälberviertel und einigen großen Stücken Rindfleisch beladenen Hundewagen eben über den Domplatz kam. Er steckte beide Hände vorn in die blutfleckige Schürze und stellte sich hinter der letzten Reihe an, während der Hund, ebenso neugierig wie sein Herr, an den Rücken des vor ihm stehenden Milchweibes schnupperte. Im Mittelpunkt des Klumpens befand sich, als die Aufgeregteste von allen, Frau Swoboda und ihr morgendlicher Freund, der Sakristan. Die beiden waren am ehesten imstande, eine Auskunft zu geben. Aber Genaues wußten auch sie nicht. Sie konnten nur sagen, daß der Türmer dort oben war, seine Tochter, die Johanna und – hier dämpften sie jedesmal die Stimmen – »der Zauberer von drüben«. Aber was geschah? Was geschah dort oben?

»Er wird an Drachen steig'n lassen«, sagte der Dreifaltigkeitsschuster zu dem Fleischhauer, der seine Frage einigemal, immer nachdrücklicher, wiederholt hatte. Aber der Rahmenmacher, der auch Tiere ausstopfte und die Passionsblumen hinter dem Fenster hielt, schüttelte den Kopf. Dazu sei der Alte dort oben zu gescheit, das müsse wohl etwas anderes sein. Und nun gruben die alten Leute; die schon seit Jahrzehnten hier oben wohnten, alte Erinnerungen aus. Alle Sonderbarkeiten des Türmers wurden ins Licht gesetzt, und wer einen neuen Zug zu dem seltsamen Bilde wußte, beeilte sich, ihn mit einigem Stolz hinzuzufügen. Die Aufregung der Menge stieg, als nun an dem zweiten Flügel unzweideutig zu erkennen war, daß es sich um ein Abenteuer in der Luft handeln mußte.

In diesem Augenblick kam Adalbert Semilasso über die Domstiege, betrat zwischen den beiden mürrischen, verrenkten Heiligen den Platz und folgte mit dem Blick den vielen weisenden Armen. War es so weit? Machte sich Palingenius zum Flug fertig? War es die Vorahnung dieses Ereignisses gewesen, die ihn heute nacht so unruhig gemacht und so früh am Morgen hierher getrieben hatte? Und nun fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er nicht bei Regina sein durfte in dieser Stunde, vor der sie sich schon immer heimlich gebangt hatte. Schon war er im Begriff, in den Turm einzutreten. Aber da kamen die alten Bedenken und Ängste mit doppelter Gewalt und zerrten ihn von der Tür weg. Es war ihm verwehrt, sie zu trösten, er durfte sich ihrer Reinheit nicht nähern. Und dann, sie war ja doch nicht ganz allein. Er sah Eleagabal Kuperus oben bei ihr, den Freund, der ihr Mut geben würde. Langsam entfernte er sich von der Turmtür, und da er fand, daß er schon die Aufmerksamkeit der Leute erregt hatte, wollte er sich unter die Menge mischen.

Aber Frau Swoboda hatte ihn erkannt und kam hastig auf ihn zu.

»Was sagen S', gnä' Herr, was will er tun?« fragte sie, indem sie ihn aufgeregt am Rockärmel faßte.

Adalbert wußte nicht, ob er die Wahrheit sagen sollte. Aber wozu verschweigen, was sie doch in den nächsten Minuten selbst sehen mußten.

»Er wird fliegen,« sagte er, »das dort oben ist seine Flugmaschine.«

»Jesus Maria! Fliegen? In der Luft? Über die Dächer?«

»Ja.«

»Er wird runterfallen! Gotts'will'n!«

Die Nachricht ging durch die Menge, ließ sie aufbrausen und drängte sie näher zusammen, in dem Gefühl des Entsetzens über die Gefahr eines Menschen. –

Heinrich Palingenius war mit seinen Vorbereitungen fertig. Zuletzt hatte er unterhalb des Bewegungsmechanismus einen gepolsterten Hängeapparat angebracht, aus dem der Körper in bequemster Lage die Hebelstellungen regeln konnte. Mit strahlendem Gesicht wandte er sich um. »Eine Stunde ... nicht viel länger! Was habe ich gesagt? Aber macht doch nicht solche Mienen! Regina!« Er hob den Kopf seiner Tochter mit einem zärtlichen

Griff unter dem Kinn. Da sah er die Tränen in ihren Augen. »Kind! Kind!« sagte er und küßte sie auf die Stirne.

Eleagabal Kuperus legte dem Freund die Hand auf die Schulter: »Ein Glas Wein!«

»Wozu?«

»Trink' nur ein Glas Wein! Das wird dir nicht schaden! Vom alten, von dem griechischen.«

»Es ist die letzte Flasche.«

»Warum soll man bei einer solchen Gelegenheit nicht eine letzte Flasche trinken?«

Auf Eleagabals Wink ging die alte Johanna, den Wein zu holen. »Dein Publikum wird immer größer«, sagte Kuperus, indem er auf den Domplatz hinabdeutete. Und die löbliche Polizei ist auch schon da!« Ein Wachmann mit blitzendem Helm ging quer über den Platz auf die Turmtür zu. Hinten im Turmzimmer tobte die elektrische Klingel. »Du hast wohl keine Erlaubnis zum Fliegen. Er wird es dir verbieten wollen.«

Palingenius lächelte: »Die Obrigkeit! Mit dem Fliegen hat man alle Obrigkeit verloren.« Gerade als die Glocke über ihnen mit vier schnellen Schlägen das Ende einer Stunde verkündete, kam die alte Johanna mit der verstaubten Flasche und einem altertümlichen Glas, aus dem zwischen Rosen und Lilien in verschnörkelten Buchstaben stand: »Zur Erinnerung.« Siebenmal rollte wuchtig und schwer der Hall der Stundenglocke über die Turmgalerie hin und übertäubte das Geschrill der elektrischen Klingel im Zimmer.

»Aus diesem Glas hat sie bei unserer Hochzeit getrunken«, sagte Palingenius halb zu Regina und halb für sich. Mit verklärtem Gesicht hob er das Glas mit dem schweren, fast braunen Wein und leerte es auf einen Zug. Anstatt des Weines erfüllte es jetzt das funkelnde Gold der Sonne, brach sich an den Kanten und dem Rand und machte die Rosen und Lilien durchscheinend und leuchtend. Langsam und vorsichtig gab es Palingenius der alten Johanna zurück. »So,« sagte er, und es war, als ob auch in seinem Blick etwas vom Gold der Sonne sei.

Zitternd lag die Flugmaschine mit ausgespannten Flügeln auf den vorgeschobenen Stangen. Selbst vor Aufregung bebend, schien sie ein lebendiges Wesen, das sich in höchster Spannung befindet. Regina starrte sie an; der Glaube ihres Vaters hatte sie ergriffen und es war ihr, als müsse sie dieses Flügelwesen mit flehenden Worten beschwören. Als sie Palingenius umarmte und küßte, gewann sie es über sich, nicht aufzuschreien, denn Eleagabal hatte ihr rasch vorher zugeflüstert: »Sei stark! Mach' ihn nicht schwach.«

Dann reichte Palingenius noch Eleagabal und der alten Johanna die Hand, mit einem so strahlenden Stolz, so daß Johanna ein halb mürrisches, halb ängstliches Wort des Tadels unterdrückte. Und dann schwang er sich mit jugendlicher Kraft über die Brüstung der Galerie und rückte sich in dem Hängeapparat zurecht. Mit beiden Händen auf das Geländer gestützt, sah Regina dem Vater zu. Er drehte an einer Kurbel, und pfauchend schoß eine kleine blaue Flamme aus einer durchlöcherten Messingscheibe, verschwand, schoß wieder hervor und so in immer schnellerer, rhythmischer Wiederkehr. Sogleich riß Palingenius einen Hebel herum, und die Maschine glitt an ihren Tragbändern über die vorgeschobenen Eisenstangen, verließ den Halt und schwebte draußen frei in der Luft.

Das Gemurmel der Menge, die den Platz vor dem Dom erfüllte, war verstummt, und das tobende Schrillen der elektrischen Klingel brach ab. Der Wachmann war von der Turmtür zurückgetreten und stand unter den übrigen, die mit verdrehten Hälsen zusahen, wie die Flugmaschine des Türmers über die Dächer Kreise zog.

Mit schönen, langsamen Bewegungen stieg und sank sie, zuckte in plötzlichem Flug hin und kehrte willig wieder zurück. Jetzt schoß Palingenius mit einemmal so hoch hinauf, daß die Maschine bloß als schwarzer Punkt in der klaren Herbstfrühe stand, und dann war er wieder da, mit schweren, lässigen Flügelschlägen den Domplatz überschattend. Die drei Menschen auf der Turmgalerie sprachen kein Wort. Regina hatte Eleagabals Arm gepackt, und als sie den sicheren Flug des Vaters sah, kehrte mit der Hoffnung auch ein herzhafter Stolz auf seine Kühnheit ein.

Noch immer ließ Palingenius seine Maschine alle Arten von Bewegungen vollführen, wie ein lebendes Tier, das jedem Wort seines Herrn gehorcht. Er schwebte in breitem Wanderflug über dem Haus des Kuperus und strich nun in gleicher Höhe mit der Turmgalerie hin.

Plötzlich fühlte Regina ein hastiges Zusammenfahren Eleagabals, als ob die Sehnen seines hageren Armes von einem elektrischen Schlag getroffen wären. Er hatte bemerkt, daß der ruhige Flug der Maschine sich veränderte, es kam etwas Irres, Flackerndes in ihre Bewegungen, und er sah, daß Palingenius heftig und zornig an den Hebeln riß.

»Was ist denn?« fragte Regina ängstlich.

»Sie hat ... sie hat ihren eigenen Willen«, murmelte er. »Es ist da!«

»Was denn? was?«

Eleagabal vermochte keine Antwort zu geben. Drüben in der Luft fand ein wütender Kampf zwischen dem Meister und seinem Werk statt. Einen Augenblick war es Eleagabal, als wende ihm Palingenius ein totenbleiches Gesicht mit einem zum Schreien geöffneten Mund zu. Aber es war nichts zu hören als das Schwirren der großen Flügel und die rhythmischen Pulsschläge der Maschine. Es war klar, daß Palingenius die Herrschaft über seinen Apparat verloren hatte. Regellos stieg die Maschine auf und ab, kam in unbesonnenen Kreisen bald den Dächern der Häuser, bald den Wänden des Turmes nahe, flog einmal so dicht über den Köpfen der Menge unten weg, daß sich einige duckten, und nun ... war sie plötzlich hinter dem Turm verschwunden.

Unten entstand ein Geschrei: »Wo ist sie, wo ist sie?«

Regina lehnte an der Wand. Zwei Schläge der Viertelstundenglocke wogten über sie hinaus. Eleagabal hatte ihre Hand gefaßt und streichelte sie unaufhörlich, ohne ihr einen Trost geben zu können. Mit gefalteten Händen kniete die alte Johanna in der Tür des Turmzimmers und bewegte die Lippen. Sie betete, sie, die niemand noch beten gesehen hatte.

Plötzlich schoß die Maschine wieder hinter dem Turm hervor. Sie stieg in schrägem Flug, und Eleagabal sah, wie Palingenius im blinden Zorn, außer sich vor Wut, mit geballten Fäusten auf den Apparat losschlug, als wollte er ein ungebändiges, störrisches Tier züchtigen. Als die Maschine

um einige Meter über der Turmspitze war, hielt sie plötzlich an. Und nun geschah das Fürchterliche. Zuerst ging ein Zittern durch ihr Gestänge, die Flügel streckten sich wie in plötzlichem Krampf aus und zogen sich zusammen. Diese Bewegungen wurden so heftig, daß Palingenius in seinem Hängeapparat hin und her flog. In jäh erwachender Angst griff er nach beiden Seiten aus und faßte zwei Eisenbügel des Flügelrahmens, um sich an ihnen zu halten. Aber die Maschine schüttelte sich und befreite sich von ihm. Und nun schoß sie plötzlich hinauf, mit wilden, ruckweisen Stößen, hoch oben ... überschlug sie sich plötzlich in rascher Drehung. Ein dunkler Körper trennte sich von ihrem verwirrten, durcheinander geworfenen Gestänge.

Ein einziger Schrei der Menge auf dem Domplatz ... dann ein dumpfklatschender Schlag auf dem Pflaster ...

Wie erleichtert stieg die Maschine noch ein Stückchen höher, dann sank sie schräg hinab und blieb auf dem flachen Glasdach eines photographischen Ateliers liegen, mit zuckenden Flügeln, wie erschöpft vor Aufregung und Anstrengung.

Regina war zusammengesunken, so wie sie an der Wand gelehnt hatte, einfach in sich zusammengesunken. »Bleib bei ihr,« rief Eleagabal die alte Johanna an und rannte der Treppe zu. Aber als er die Hälfte der Stufen zurückgelegt hatte, hörte er das harte, hastige Klappern des Holzfußes über sich. »Was gibt's?« schrie er zurück. Aber die alte Johanna gab ihm keine Antwort, überholte ihn und rannte ihm voran, halb stolpernd und das Stiegengeländer entlang gleitend, wie in wilder Verstörtheit, nur zuerst unten anzukommen.

Inmitten der zurückgewichenen Menge lag Heinrich Palingenius auf dem Domplatz. Die alte Swoboda kniete bei ihm, weinend, ohne der herabströmenden Tränen zu achten. Vorsichtig hob der Fleischhauer den Kopf des Toten und legte ihn auf den Schoß der Alten. Heinrich Palingenius war ganz unversehrt, nur aus dem Hinterkopf kam ein dünner Strahl hellen Blutes hervor, der in den Vertiefungen des holprigen Pflasters kleine Lachen gebildet hatte. Außer dem Wachmann, der bereits sein Notizbuch gezogen hatte und eifrig den Tatbestand notierte, war noch jemand da – Adalbert

Semilasso. Er hatte sich durch die Menge hindurchgedrängt und hatte dem Toten die Weste geöffnet, um die mit grauen Haaren bedeckte Brust zu befühlen. Mit vor Aufregung überstürzten Worten berieten einige zunächststehende Gruppen, was zu tun sei.

Als Eleagabal bei dem Toten ankam, gab der Wachmann dem Hund des Fleischhauers einen Fußtritt. Das Tier war, den Wagen hinter sich herziehend, seinem Herrn gefolgt und hatte begonnen, die Blutlachen auf dem Pflaster aufzulecken.

Adalbert Semilasso erhob sich und trat Eleagabal entgegen. Nach einem ersten furchtsamen Blick senkte er den Kopf. Da fühlte er sich vor die Brust gestoßen. Die alte Johanna stand vor ihm und schrie ihm wütend ins Gesicht: »Gehen Sie! Was wollen Sie bei diesem Toten?«

»Bleiben Sie!« sagte Eleagabal und hielt Adalbert an der Hand zurück. »Sie gehören hierher.«

Irgend jemand hatte einen nahe wohnenden Arzt gerufen. Es blieb diesem nichts zu tun übrig, als festzustellen, daß Palingenius tot war. Nun besann sich auch der Wachmann auf seine Würde. »Weg da! Zurück!« schrie er mit gebietender Armbewegung. »Er kommt ins Spital.«

»Nein,« sagte Eleagabal, »was wollen Sie? er ist tot. Wir nehmen ihn hinauf.«

»Auf den Turm? Sie werden ihn dort hinauf schleppen?«

»Das ist doch unsere Sache. Ich weiß, es ist sein Wunsch gewesen, oben auf das Grab zu warten.«

»Und wer wird die Turmwache halten?«

»Die Tochter und diese alte Frau hier, wie immer, wenn er krank war.«

»Es ist gut. Ich werde die Meldung machen.«

»Kommen Sie!« rief Eleagabal Adalbert auf, der schüchtern abseits stand. »Kommen Sie, fassen Sie an.«

»Ich soll mit hinauf? Ich kann es nicht. Ich kann nicht vor sie treten. Sie wissen nicht ...«

»Ich weiß alles. Kommen Sie nur! Die große Liebe verzeiht alles!« Adalbert trat einen Schritt zurück. Das waren dieselben Worte, die er von der Gräfin gehört hatte, diese Worte, die ihn nächtelang verfolgten, als

wollten sie ihm neuen Mut machen. Wie sonderbar, daß sich der Weise und die Dirne in derselben Erkenntnis begegneten. Sein Zögern dauerte nur noch Sekunden, dann bückte er sich und faßte mit Eleagabal die Schultern des Toten. Weinend erhob sich die alte Frau, die den Kopf des toten Jugendgeliebten auf ihrem Schoß gebettet hatte.

»Weinen Sie nicht,« sagte Eleagabal Kuperus leise, »es war doch Ihr Wunsch. Sie wollten ihn doch noch einmal sehen.«

Die Alte vergaß ganz, daß es der gefürchtete Zauberer war, der mit ihr sprach. »Aber nicht so ... aber nicht so ...«, schluchzte sie.

»Es war sein Wille, wir können nichts tun. Kommen Sie nur. Regina wird Sie brauchen.«

Der Dreifaltigkeitsschuster und der Rahmenmacher hatten die Beine des Toten gefaßt, und in langsamem Zug erreichten die Träger mit dem mageren Körper des Greises die Turmtür. Die Menge drängte in teilnehmender Neugierde nach und gab die Unglücksstätte frei, wo der Hund des Fleischhauers nach einem scheuen Rundblick wieder an den blutigen Steinen zu lecken begann.

Regina stand mitten im Turmzimmer und erwartete die keuchenden Männer, die den Leichnam des Vaters brachten. Ohne zu weinen, öffnete sie die Tür der Werkstatt, wo sie, inmitten der Apparate und Werkzeuge, inzwischen aus einer Matratze und frischem Leinen ein Lager bereitet hatte. »Ich glaube ... so wäre es ihm recht gewesen ... hier«, fragte sie Eleagabal, vor innerlichem Schluchzen stockend, ohne aufzusehen, den Blick fest auf das Gesicht des Toten geheftet. Der Freund nickte. Beim Eintreten war Eleagabal sogleich etwas aufgefallen, aber er hatte sich nicht sagen können, was es war. Irgend etwas war in diesem Raum anders als sonst, es fehlte etwas, eine Starrheit hatte sich über alles ausgebreitet wie eine Panzerdecke, die nicht zu durchbrechen ist. Mit einem Blick streifte Kuperus das Gesicht Adalberts, der sich, nachdem der Tote auf sein Lager gebettet worden war, scheu zurückgezogen hatte. Er sah, daß auch Adalbert das gleiche aufgefallen sein mochte. Und jetzt wußte Kuperus plötzlich auch, was es war. Alle die mechanischen Kunstwerke, die hier untergebracht waren, standen still, die Pendelschläge, das Schnurren der

Räder, die mannigfachen kleinen und großen Geräusche, die das Leben dieses Raumes ausmachten, waren verstummt. Alle diese Maschinen, die eine unaufhörliche tätige Geschicklichkeit im Laufe vieler Jahrzehnte erbaut hatte, an denen die Stationen eines Schicksals abgesehen werden konnten, waren mit dem Tod des Meisters zugleich still geworden. Das Planetensystem unter der Decke hatte seine Bewegung eingestellt. Die Negerin, in deren Augen die Zahlen aufsprangen, die die Stunden anzeigten, schien mitten in einer Verbeugung erstarrt zu sein. In ihren Augen war zu sehen, daß das Werk gerade um halb acht Uhr stehengeblieben war.

Langsam wandte sich Eleagabal wieder Regina zu. Neben dem Toten kniend, hatte sie seine Hände ergriffen und nach einem scheuen Kuß auf die runzeligen Finger in ihren Händen behalten, als wolle sie den Toten erwärmen. Während die alte Johanna in rastloser Geschäftigkeit ab und zu ging, standen die Männer, die Palingenius heraufgebracht hatten, abseits. Nur Frau Swoboda hatte sich ein wenig vorgewagt, und es schien, als folge sie einem unwiderstehlichen Zug zum Lager des Toten, an die Seite Reginas. Hatte sie nicht ein Anrecht darauf, neben der Tochter zu knien?

Der Rahmenmacher schien in ein stilles Gebet versunken, der Dreifaltigkeitsschuster aber sah mit neugierigen Augen herum, in diesem mit so vielen sonderbaren Geräten angefüllten Raum, von dem man sich die merkwürdigsten Dinge erzählte, und den zu sehen einer seiner brennendsten Wünsche gewesen war.

Nun erhob sich Regina und trat auf die Männer zu, um ihnen zu danken. Zwischen den vorgeschobenen Köpfen und den verlegen wankenden Schultern erblickte sie ein Gesicht ... sie stieß nur einen leisen Schrei aus und fuhr einmal mit der Hand über die Augen. Dann sah sie noch einmal hin, es war Adalbert, und es schien ihr, als sei er bestrebt, sich vor ihr zu verbergen. Nach einem sekundenkurzen Beben des ganzen Körpers vollführte sie ihre Absicht und gab dem Rahmenmacher zuerst und dann dem Dreifaltigkeitsschuster die Hand. Sie wollte vor den Fremden nichts von ihrer Überraschung zeigen. Als sie auch Adalbert die Hand gab, fühlte sie, daß seine Finger nicht wärmer waren als die des Toten.

Verlegen grüßend, stolperten die fremden Männer zur Tür hinaus. Einen Augenblick war es, als ob ihnen Adalbert folgen wolle; aber ein Wink Eleagabals hielt ihn zurück. Er stand und sah in Reginas Augen, bittend, mit einem scheuen und heißen Ausdruck, mit einer Leidenschaft des Gefühls, die ihn über sich erhöhte, so daß er in diesem Moment das Bewußtsein seines Unwertes verlor.

»Bist du endlich gekommen?« fragte Regina, als die Tritte der Männer auf der Turmtreppe verhallten. »Bist du da?«

»Und, wenn du mich nicht von dir schickst ... ich will jetzt immer bei dir bleiben.«

Verwundert sah Frau Swoboda auf und entdeckte die Beziehungen, die zwischen Regina und dem jungen Mann bestanden, der sich immer nach dem Befinden des Türmers erkundigt hatte. Sie sah, daß sich die beiden an der Leiche des Vaters küßten, und sie wurde nur noch gerührter dadurch, da sie der eigenen Jugend gedenken mußte.

»Und weißt du alles?« fragte Adalbert.

»Ich will es nicht wissen. Nun bist du wieder da.«

»Gerettet!«

»Warst du in Gefahr? Ich werde acht geben auf dich ...«

Noch einmal keuchte jemand die Turmtreppe hinauf. Es war der Bezirksarzt, der den Toten zu besichtigen und den Totenschein auszustellen hatte. Als er gegangen war, begannen die Frauen den Leichnam zu entkleiden und zu waschen.

Eleagabal Kuperus winkte Adalbert, ihm in das Wohnzimmer zu folgen. Sie setzten sich an den Tisch des Türmers einander gegenüber.

»Nebenan liegt ein Toter«, sagte Adalbert nach einer Weile: »Ihr Vater! Aber ich ... ich bin so maßlos glücklich. Ist das nicht ein Frevel? Und ich bin ganz verwirrt.«

»Sehen Sie: es ist wie ich gesagt habe. Die große Liebe verzeiht alles.«

»Ja ... ja! Aber ob sie alles weiß ...«

»Ich glaube, sie ahnt es wenigstens.«

»Ich werde ihr alles sagen. Ich will ganz rein sein vor ihr.«

Eleagabal Kuperus nickte zustimmend mit dem Kopf. »Später ... später einmal.«

»Aber ich verstehe noch nicht alles. Einiges ist mir noch dunkel. Warum hat sie auf meine dringenden Briefe nicht geantwortet? Der Vater war krank. Da wurde sie karg. Aber als er wieder gesund war, warum hat sie da nicht geschrieben?«

Lächelnd sagte Kuperus und die beiden Eberhauer krochen wie gekrümmte Messer aus ihren Scheiden: »Es ist auf meinen Rat geschehen; ich habe ihr geraten, nicht zu antworten. Und Regina hat gehorcht. Sie wissen nicht, was es sie für Kämpfe gekostet hat. Aber sie hielt sich brav, weil sie mir geglaubt hat, daß es zu ihrem Glück sei.«

»Zu ihrem Glück? Aber es hätte sein können, daß ich ... sehen Sie, ich hätte verzweifeln können und ganz ... ganz ... der anderen verfallen.«

»Ich habe gewußt ... wenn Sie so ganz um und um gewühlt werden, so wird Ihnen die Besinnung kommen ... Sie werden wieder unser sein.«

Adalbert sann eine Weile nach: »Es ist wahr!« sagte er schließlich, »es ist wahr.« Aber nun fuhr er mit plötzlichem Kraftbewußtsein fort: »Und jetzt ist es auch zu Ende mit meiner Sklaverei. Ich mache mich frei. Von ihr – und von ihm.«

Mit ruhig glänzenden Augen sah ihn Kuperus an. Es brannte ein tiefes Feuer in diesem Blick. »Werden Sie stark genug dazu sein?«

»Ich werde an alles denken was ich schon erduldet habe, vor allem aber daran, daß ich Regina beinahe verloren hätte.«

»Brav! brav! Und jetzt, mein Lieber, will ich Ihnen ein Buch zu lesen geben. Ich glaube, daß es Sie in Ihrem Entschluß stärken wird. Denn leicht wird der Kampf gegen Bezug nicht sein. Erwarten Sie mich hier, ich will es holen gehen.«

Und damit verließ Eleagabal den jungen Freund, der in einer sonderbaren Mischung von Glück und Besorgnis, von Hingabe und Empörung verharrte. Nebenan war es ruhig geworden. Das Abundzulaufen, mit dem alles Nötige herbeigeholt wurde, war zu Ende, und die alte Johanna kam nur noch ein letztes Mal durch das Wohnzimmer, gerade als Eleagabal Kuperus ging.

Adalbert hörte nichts als ein dumpfes, eintöniges Murmeln, das gleichmäßige Beten der alten Swoboda, die nun ihre als Kerzelweib erworbene Fertigkeit für den Jugendgeliebten verwenden durfte. Aus ihrem Vorrat hatte sie zwei dicke große und ein Dutzend kleinere Wachskerzen gespendet. Sie brannten in zwei Reihen zu beiden Seiten des Toten, mit blassen, fast unsichtbaren Flammen, denn das Sonnenlicht des hellen Herbsttages war in breiten Flächen eingefallen und ließ die künstlichen Lichter nicht aufkommen. Regina stand am Fenster, mit dem Rücken gegen einen der kleinen Schränke gelehnt, in dem das sinnreiche Schachtelsystem des Vaters Hunderte von Werkzeugen und kleinen Maschinen unterzubringen gewußt hatte. Es war ihr, wie sie so dastand und den Blick auf dem mit weißen Binden umwickelten Kopf des Vaters ruhen ließ, zwar traurig, aber auch unendlich friedlich zu Mut. War nicht gerade dieser Tod das notwendige Ende seines Lebens? War nicht erst dadurch sein Geschick erfüllt?

Mürrisch berichtete die alte Johanna, daß Adalbert draußen allein sei, und Regina löste sich darauf langsam von ihrem Platz und ging zu ihm. Sie legte ihm die rechte Hand auf den Kopf, und Adalbert faßte ihre Linke und küßte sie inbrünstig. So fand sie Eleagabal Kuperus, als er nach geraumer Zeit wieder das Turmzimmer betrat.

»Hört ihr nichts?« fragte Regina, »hört ihr nichts?«

»Was denn?«

»Ein Gesang ... eine Melodie! Nichts? Ich weiß nicht ... als ob sie aus dem Boden hervorkäme ...«

Eleagabal Kuperus trat zu Regina hin: »Sie quillt dir überall entgegen. Sie scheint den ganzen Turm zu erfüllen. Endlos, eintönig, eine unsagbar traurige Litanei. Sie quält dich wie ein schweres Gefühl, das dich nicht verläßt. Nicht wahr?«

»Ja! Ja!«

»Die Mauern sind voll von diesen Tönen, die von Tränen feucht zu sein schienen. Es ist ein Gewisper von tausend klagenden Stimmen. Es kommt aus großen Tiefen.«

»Ja!« flüsterte Regina. Und Adalbert nickte. Auch er hatte diese klagende Melodie schon gehört, diese trostlose Litanei, die endlos dahinwallte, ein Zug von müden Tönen, die ihre Seele verloren haben.

»Es ist die Stimme des Domes!« fuhr Kuperus fort: »Die Stimme des Domes. Alle die durch Jahrhunderte angehäuften Qual, die unerfüllten Wünsche, die ringende Sehnsucht, die sich hier vor den Altären aus den Herzen der Beter erhob. Wohl jeder hört so einmal die Stimme des Domes. Einmal wenigstens. Und die tröstenden Worte der Priester sind darin die vergeblichen Beruhigungen und Versprechungen. Es ist die Stimme des Domes.«

»Die Stimme des Domes«, murmelte Regina.

Dann wandte sich Eleagabal Adalbert zu. »Hier ist das Buch«, sagte er. Es war ein Buch in der gewöhnlichen Größe eines Albums, auf dessen braunem Saffianledereinband nur der Buchstabe *N* in Gold gepreßt war. Adalbert nahm das Buch auf, sah es an, ohne es aufzuschlagen, und legte es dann auf den Tisch vor sich hin.

»Laß uns jetzt allein,« sagte Kuperus zu Regina, »geh hinein. Adalbert hat dieses Buch zu lesen.«

Leise verschwand Regina, und Adalbert begann zu lesen. Den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht blieb er über das Buch gebeugt.

Nebenan verstummten die Gebete der alten Frau Swoboda bisweilen und setzten dann wieder stärker ein. Die alte Johanna begann wieder ab und zu zu gehen, bereitete die Mahlzeiten und setzte sie Adalbert mit mürrischem Gesicht vor. Dann nahm sie ihren alten Platz in der Ecke ein, lautlos, wie ein stummer Wächter, und warf über ihren Strickstrumpf ab und zu einen Blick des Hasses auf Adalbert.

Eleagabal, der sich nachmittags entfernt hatte, kam abends wieder und saß Adalbert gegenüber an dem Tisch des Türmers. Die ganze Nacht hindurch, mit hellen, wachen Augen, die in die Ferne zu schauen schienen.

Adalbert sprach nichts, blickte nicht auf und berührte die Speisen nicht, die ihm Johanna gebracht hatte. Bewegungslos saß er da und las die Aufzeichnungen seiner Schwester.

Nellas Tagebuch

Inhaltsverzeichnis

Wenn ich jetzt zurückdenke ... was war es, das mich in die Hand dieses Menschen gegeben hat? Ehrgeiz? Ich hatte ihn nicht, bevor er mir nicht eingeredet hat, daß ich ihn habe. Der Wunsch, meinen Bruder zu finden? Wie soll ich ihn suchen, wenn ich an einen Ort gebunden bin? Und dann, ob ich ihn überhaupt erkennen würde? Wie viele Jahre sind das her, seit ich den Wald verlassen habe! Ob er sich nicht so sehr verändert hat wie ich. Ich weiß, er würde mich nicht wiedererkennen. Die schwere Krankheit damals. Alle Entbehrungen unseres Wanderlebens! Dann das Furchtbare, dem ich durch meine Flucht entgehen wollte und das mir doch nicht erspart blieb. Aber es war doch wenigstens nicht der eigene Vater. Wie soll man einem solchen Menschen entgehen, sobald er es sich erst nur ernstlich vorgenommen hat, seinen Willen durchzusetzen. Wie es war? Es ist keine Schuld von meiner Seite dabei. Es ist ein Unglück. Ich war ahnungslos und folgte seinem Befehl, denn er hatte mir zu befehlen als mein Direktor. Und wie gut alles vorbereitet war. Die ganze Bande fort und nur seine zwei Leib-Banditen im Wagen versteckt. Und ich ... kaum, daß ich den Wagen betreten hatte, überfallen, auf den Rücken geworfen, gebunden ... Ich will nicht sagen, auf welche scheußliche, bestialische, ihm so bequeme Art gebunden. Und wehrlos ... wehrlos ihm ausgeliefert.

Ich glaube, es muß schön sein, lieben zu dürfen. Zu können. Ich meine nicht den Seeleneinklang, der scheint mir ganz unirdisch, ganz außerhalb alles Erreichbaren. Wenigstens für unsereinen. Aber selbst die irdische Liebe, das Körperliche. Es muß wunderbar sein, sich einem Mann hinzugeben, freiwillig, wie im Rausche oder auch in freudiger Besonnenheit. Der Gedanke: jetzt will ich erleben, was wohl doch von allen Dingen auf der Welt für uns das höchste ist.

Aber dazu gezwungen zu werden! Bei klarem Bewußtsein: mein Körper wehrt sich gegen dich. Du bist mir widerwärtig. Und wehrlos liegen zu

müssen, während er ... ich bin geschändet! Wir Frauen werden früher reif.

Als mein Bruder noch nichts von diesen Dingen ahnte, war ich schon durch meinen Instinkt und durch die Beobachtung der Bauern in den Dörfern belehrt. Ich habe ganz ruhig daran gedacht, auch einmal selbst an einem Sommerabend ... ach, warum soll ich hier nicht aufrichtig gegen mich sein? Ich habe es gewünscht. Es war Neugierde und Verlangen. Es war ganz selbstverständlich. Eine Frau, die nicht so empfindet, ist wohl nicht ganz wahrhaft. Aber man hat mich um meine Ruhe und meine freudige Erwartung gebracht. Zuerst der Vater! der Greis! Wie seine Hände gezittert haben, wenn er über meine Schultern und Arme strich. Es war widerlich ... abscheulich!

Und dann das andere. Dieses Gräßliche. Er stand vor mir und lachte. »Jetzt hab' ich dich doch, Nellachen. Bist noch ein halbes Kind aber so ist's mir gerade recht.« Ich hab' ihn angespien. »Macht nichts«, hat er gesagt, ein rotkariertes, von Schmutz zusammengeklebtes Taschentuch hat es abgewischt. Und dann ... wie er sich mit allem Behagen vor mir ausgezogen hat. Und die zwei Banditen an der Tür ... grinsend vor Vergnügen. Und wie die Kerle draußen waren, ist es geschehen.

Jetzt sitzt der Ekel in mir. Sie haben mich um die Liebe gebracht. Ich weiß nicht, ob ich noch jemals zu jenem Glück gelangen werde, das zuerst in meinen Vorstellungen war. Oder vielmehr, ich weiß, daß es damit vorbei ist. Wie man für alle Zukunft eines Gedankens satt werden kann, der uns aufgezwungen wurde, so ist es mir ergangen. Mein Körper kommt mir wie vergiftet vor. Jede Berührung macht mir Übligkeiten. Die schöne Gesundheit alles Geschlechtlichen ist mir fremd geworden.

* * *

Ich weiß, daß Bezug mit mir unzufrieden ist.

Niemals war ich im Zweifel darüber, was er von mir will, von Anfang an nicht. Oder ... oder ... ich will doch lieber vorsichtig sein, vielleicht

bilde ich mir das auch nur ein, daß ich niemals in Zweifel gewesen wäre. Habe ich mich nicht doch täuschen lassen? Wir Frauen sind ja gern dazu bereit.

Manchmal ist es mir, als sei ich mir über alles klar.

Und dann wieder: es ist keine Spur von Klarheit in mir.

Wie es mit Bezug war? Sie haben mich überredet, und ich habe mich überreden lassen. Heute scheint es mir so, als ob Bezug den Biancini bestochen hätte. Und mein Ehrgeiz? Es war doch auch Ehrgeiz dabei; es ist wahr, er mußte erst zur Flamme in mir werden. Aber der Funke war da.

Mein Ehrgeiz hat seine Befriedigung gefunden ... Ich glaube, sie haben mich alle gern, die Kollegen und das Publikum. Und der Direktor auch. Zuerst war er nicht sehr entzückt von mir. Jetzt will er es freilich wegleugnen. Aber ich habe es deutlich gesehen. Ich erinnere mich genau. Zuerst sind wir in Bezugs Automobil in die Stadt gefahren. Es war sehr schön. Ich muß mich sehr kindisch benommen haben, denn Bezug hat immer gelächelt, und der Chauffeur hat sich einige Male umgedreht, bis es ihm Bezug verboten hat. Mein Gott, es war das erstemal, daß ich in einem Automobil saß. Und ich habe dann gesagt: »Ich glaube, daß das Automobil eine besondere Bedeutung für mein Leben haben wird.« Und der Bezug hat gelacht: »Sie können recht haben.« Drei Tage später habe ich ein Automobil gehabt.

Ja ... also ... zuerst, das erste war, daß wir in ein feines Restaurant gefahren sind. In ein ganz feines. In einem Extrazimmer war schon gedeckt. So wie damals hab' ich noch niemals vorher gegessen, und auch nachher hat's mir nie mehr so geschmeckt. Und Bezug war sehr anständig. Er hat sich zwar einen kleinen Rausch angetrunken, aber er hat mich mit keinem Finger angerührt.

Wie das alles noch lebendig ist vor mir.

Ich war doch noch ein dummes Mädel. In diesen paar Monaten erst bin ich reif geworden.

Aber so ganz harmlos und unbefangen war ich nicht. Alle Leute haben mich für ungeheuer naiv gehalten. Biancini war ein bißchen in mich verliebt und ich glaube deshalb, weil ich so heiter war. Es ist ja meine

eigenste Natur, aber ich muß mich doch wundern, daß sich meine Natur doch wieder so durchgesetzt hat. Damals ... wie ich meinem ersten Direktor davongelaufen bin, hätte ich nicht gedacht, daß ich mich jemals wieder erholen könnte.

Es war mitten in der Nacht, und der Mondschein war so hell. Die Schatten der Pappeln wie dicke schwarze Kleckse auf der Wiese. Wir waren vierzehn Menschen in dem kleinen Schlafwagen. Meine Nachbarin, Rosita, die Feuerfresserin, die hat niemals anders geschlafen als mit dem Arm auf meiner Brust. Es war schwer aufzustehen, ohne sie zu wecken. Und wenn ich heute daran denke, so begreife ich noch immer nicht, wie ich es gemacht habe, aus dem Wagen zu entkommen. Trotz meiner Angst ... ganz lautlos. Und noch weniger begreife ich, daß ich es zustande gebracht habe, an ihm vorüberzukommen, ohne ihm einen Stoß mit dem Fuß zu versetzen. Mit offenem Mund ist er dagelegen, schnarchend ... der Hund! Es war mir, als verstelle er sich, als schlafe er gar nicht ... als passe er mir auf. Die Augenlider waren nicht ganz geschlossen, so ein Spalt war offen ... und wie jetzt ein Mondstrahl auf sein Gesicht fiel, hab' ich einen feuchten Glanz in diesem Spalt gesehen. Ich hab' zuerst geglaubt, daß er mich anblinzelt ... es war ein Glück, daß ich den Schrei zurückgehalten hab' ... aber dann, wie ich gesehen hab', daß er fest schläft, hab' ich schon den Fuß gehoben, um ihn ins Gesicht zu treten ... den Hund!

Ich glaube, das war schon der Anfang vom Fieber!

Wie ich endlich draußen war, bin ich über die Wiese gelaufen, von einem Pappelschatten zum andern, und dann war ich im Wald. Da war aber kein Aufhalten mehr. Ich bin die Straße bergab gelaufen. Ohne zu wissen, wohin es geht. Und dann bin ich immer verwirrter geworden, und die Bäume haben sich mir vorne entgegengestellt und sind erst auseinander gewichen, wie ich schon ganz heran war. Dann erinnere ich mich ... der Wald war zu Ende und ein Hügelland vor mir ... Kornfelder weit und breit. Ich muß auf schmalen Feldwegen gegangen sein, denn ich weiß, es war, als ob ich durch Wasser ginge. Ringsum hat es gerauscht. Und auf einmal war ich in einem Tal ... auf einer eisernen Brücke bin ich über einen Fluß gekommen. Drüben, im Mondschein, auf einem Hügel, war ein Schloß.

Franz kennt das Schloß. Er sagt, es ist ein Barockbau. Dann war ich auf dem Marktplatz in einer kleinen Stadt. Das Schloß im Mondschein drüber wie im Märchen. Mitten auf dem Marktplatz war ein alter Brunnen. Aus einer Röhre rauschte das Wasser. Da bin ich Gott weiß wie lange gesessen. Ich habe überlegt, wo ich hingehen soll. Aber die ganze Stadt war im tiefsten Schlaf. Wen sollte ich wecken? Da bin ich aufgestanden und um den Platz gegangen. An einer Ecke war ein Pfahl mit einem Arm, auf dem ein Name stand. Der Arm zeigte in eine Straße hinein, und in meinem Fieber war es mir, als weise er mich aus der Stadt hinaus. Ich gehorchte und ging. Eine endlose Straße ... immer weiter, bis mir das Bewußtsein entschwunden war. Vielleicht war die Gleichgültigkeit, die mich zuletzt beherrschte, das Schönste, was ich jemals erlebt habe.

Sie haben mich auf der Straße aufgelesen und in das Spital gebracht. Mein Fieber war hartnäckig. Neun Wochen lag ich krank. Meine schönen Haare sind damals dünn und krank geworden und mußten abgeschnitten werden. Ich muß mich wundern, daß sie mir wieder gewachsen sind.

Von Biancini war es im Anfang wirklich nur Mitleid, daß er mich in seine Truppe aufgenommen hat. Ich war recht armselig und eher eine Last als ein Mitglied, bei dem man aufs Verdienen rechnet. Aber in ein paar Wochen war ich wieder heraus. Und dann kam auch meine Heiterkeit wieder. Es ist mir gelungen, mein Erlebnis ganz tief in mich zu versenken, wie man die Toten ins Meer versenkt. Franz hat mir erzählt, daß man ihnen einen Stein um die Füße bindet und sie von einem Brett ins Wasser schiebt. Franz war auch Matrose. Was war er nicht alles!

Ich habe mich auch äußerlich verändert damals. Wie ich vor den Spiegel getreten bin ... zum erstenmal. Da war ich ein ganz anderer Mensch. Meine Züge waren ganz anders. Ich glaube wirklich, Adalbert würde mich nicht mehr erkennen. Selbst, wenn es mir gelingen sollte, ihn zu finden. Aber wo soll ich ihn finden? Ich habe mich genau nach ihm erkundigt. Die Bauern haben mir gesagt, daß mein Vater jetzt mit einem jungen Weib allein in der Höhle lebt. Mit einem Bauernmädel aus dem Dorf. Und Adalbert ist fort. Niemand weiß wohin. Wo soll ich ihn da suchen? Ich weiß doch erst jetzt,

wie weit die Welt ist. Ich war in Ungarn, in Böhmen, in Tirol, in Polen, in Sachsen, was weiß ich wo überall.

* * *

Ich weiß, was Bezug will. Was alle Männer von uns Frauen wollen. Sie mögen sich anstellen wie immer. Ihre Wünsche sind stärker als alle Verstellungskünste. Und obzwar wir Frauen uns so gerne täuschen lassen, gelingt es ihnen niemals, uns zu täuschen. Ausgenommen, wenn wir uns selbst täuschen lassen wollen. Bezug hat es auch mit Gedichten versucht. Als ob er der Mann wäre, Gedichte zu machen. Aber sie haben mich so freundlich angesprochen, so verwandtschaftlich berührt. Sie waren wie Liebkosungen. Weich und schmeichelnd. Franz hat auch Gedichte gemacht. Aber sie waren nicht so schön, wie die, die mir Bezug gebracht hat. Ob der Dichter noch lebt, von dem er sie hat?

Endlich hat eines doch den Ausschlag gegeben: ich hatte es satt, zu wandern. Ein Wunsch, der damals im Fieber zuerst in mir wach geworden ist, als ich das Schloß im Mondschein sah. Könntest du doch so über einer kleinen Stadt wohnen, in einem Schloß. Nachts an das Fenster im Schlafzimmer treten und hinunterschauen, auf den verschlafenen Marktplatz, auf dem der alte Brunnen rauscht.

Sie haben mir so viel von Bezugs Macht und Herrlichkeit erzählt. Und daß ich durch ihn berühmt werden muß.

Ich bin ja auf dem Wege dazu. Kutschenreuter hat zwar im Anfang sehr mißtrauisch dreingeschaut. Wenn ich allein gekommen wäre, hätte er mich wohl sofort wieder weggeschickt. Aber Bezug hat mich zu ihm gebracht, und da hab' ich gleich gesehen, was sein Wort zu bedeuten hat. Kutschenreuter hat mich engagiert.

Das war unser zweiter Weg in der Stadt. Gleich nach dem Frühstück im Restaurant. Und dann sind wir in meine Wohnung gefahren. In – meine Wohnung. Fünf Zimmer, eines schöner als das andere. Mit einer Menge von

Dingen, mit denen ich nichts anzufangen wußte. Jetzt habe ich das alles gelernt. Ich habe eine Kammerzofe. Und die alte Frau hat mir auch vieles gezeigt. Sie ist sehr freundlich zu mir, die Alte. Aber ich kann sie doch nicht leiden. Sie hat einen tückischen Blick. Tückisch, jawohl! Es kommt mir vor, als ob sie mich immer belauere. Auch wenn sie nicht da ist, belauert sie mich, plötzlich tritt sie in mein Zimmer, als ob sie mich überraschen wollte. Ich schreibe darum nur bei Nacht.

* * *

Warum schreibe ich? Warum habe ich mir dieses Buch angeschafft, um meine Erlebnisse aufzuzeichnen?

Ich habe eigentlich nichts zu tun. Meine Nummern brauche ich doch wirklich nicht mehr zu proben. Ich fahre am Abend zur Vorstellung und komme sofort, wenn ich fertig bin, wieder nach Haus zurück. Bezug erwartet mich, ich schlüpfe in meinen Seidenschlafrock.

– Seidenschlafrock! Ich! Nella! In einem Seidenschlafrock. Ich kann nicht sagen, daß es mir kein Vergnügen macht. Er sitzt mir gegenüber und schaut mich so an ... so ... immer fragen seine Augen, ob ich heute abend einwilligen werde. Aber ich kann nicht! Ich kann nicht. Ich weiß, er erwartet es von mir. Nach den ungeschriebenen Gesetzen, die in meinen Kreisen gelten, darf er es erwarten. Er bezahlt meine Wohnung, meine Seidenschlafrocke, die rote Stehlampe ist von ihm. Nun, ich nehme alles das an. Und sollte dafür ... aber ich kann nicht.

Aber was wollte ich denn eigentlich? Ach ... warum ich schreibe? Warum? Tagsüber kommt Bezug niemals. Ich bin frei. Frei? Nein, ich bin eine Gefangene. Eine Gefangene. Jawohl. Ich habe wenigstens das peinliche Gefühl, daß ich gefangen gehalten werde. Dieses alte Weib ist meine Kerkermeisterin. Bezug scheint ihr die Macht über mich gegeben zu haben. Trotz aller Freundlichkeit kann sie mich nicht darüber täuschen, daß sie mich belauert. Ich habe lange darüber nachgedacht, an wen sie mich

erinnert. Die vorgequollenen Augen, die immer bereit zu sein scheinen, sich krampfhaft zu verdrehen. Und dann diese widrigen, dicken, blutroten Lippen in dem aufgedunsenen Gesicht. Ich habe lange nachgedacht, wem sie so furchtbar ähnlich sieht. Heute endlich bin ich daraufgekommen. »Signor Francisco« hat mir einmal ein Buch gegeben über die Giftmorde in Paris zur Zeit eines französischen Königs. Es war damals ganz modern, seine nächsten Verwandten zu vergiften. Es war wie eine ansteckende Krankheit. Und die Frau, die damit den Anfang gemacht hat, mit dieser scheußlichen Mode, hat, ich glaube, Frau von Brinvilliers geheißen. Vorne in dem Buch war eine Abbildung: die Frau von Brinvilliers auf dem Wege zur Hinrichtung. Da hat sie solche Augen und einen solchen Mund in dem aufgedunsenen Gesicht wie die Frau Anastasia. Wie heißt sie – Thumas! Wirklich, das ist die Ähnlichkeit, die sie mir so widerlich macht. Der Giftmischerin sieht sie ähnlich. Morgens geht sie immer mit einem Tuch auf dem Kopf und einer Nachtjacke herum. Und genau so war auch die Frau von Brinvilliers auf dem Wege zur Hinrichtung gekleidet.

Ich kann mit ihr nicht sprechen. Ich bring' es nicht über mich. Und so bin ich den ganzen Tag allein. Wenn ich ausgehen will ... die Frau Thumas geht mit. Wenn ich im Auto fahren will – Frau Thumas sitzt neben mir. Da bleib ich lieber zu Haus. Allein!

Ich lese jetzt sehr viel. Aber ich muß doch mit jemandem sprechen können. Mit der Alten will ich nicht sprechen. Und mit Bezug wird es mir auch schwer. Er wird mir immer unheimlicher. Jetzt sitze ich, wenn alles schläft, und schreibe. Und bilde mir ein, ich spreche mit meinem Bruder.

Gute Nacht, Adalbert! Wo du auch seist, tausend Grüße in deinen Traum.

* * *

Franz! »Signor Francisco«, Pistolenkutschütze und Hundedresseur! Warum habe ich mich damals nicht dir hingegeben? Es zog mich ja ein

wenig zu dir, und ich weiß, du hast mich sehr geliebt. Aber ich wartete noch, denn es schien mir, als wäre der Richtige, von dem ich das Geheimnis erfahren dürfte, noch immer nicht da. Ich wartete, bis der Direktor sich mit Gewalt nahm, was ich ihm nicht freiwillig geben wollte. Ich hätte nicht warten sollen, vielleicht wäre alles anders geworden. Ich käme mir nicht vergiftet vor, und ich hätte keinen Ekel vor der Liebe der Körper. Und dann hätte ich ihm auch ein Recht gegeben, mich zu verteidigen. Es ist eine sonderbare Welt, die Welt der Zirkusleute. Die Geschlechter vermischen sich nach Gefallen. Aber niemals würde einer wagen, gegen ein Weib Gewalt zu gebrauchen, das schon einem anderen gehört. Wenn sie freiwillig zusagt, ist es etwas anderes. Nur das Weib, das keinem andern gehört, ist geschlechtlich rechtlos.

Er hat mich geliebt. Ich hätte mich ihm anvertrauen sollen. Er hat mich geliebt. Ich weiß, wenn ich ihm gesagt hätte, was mir geschehen ist, er hätte den Direktor erschossen. Er hätte ihn gerade zwischen die Augen getroffen, wie er seine Kartenblätter und seine Glaskugeln getroffen hat. Aber ich habe ihm nichts gesagt.

Er hat schon einen Menschen erschossen. Im Duell. Sein ganzes Leben hat er mir erzählt: Nur ich weiß es, nur mir und sonst vielleicht niemandem vorher. Und er wird es auch niemandem nachher erzählen.

Er war Student. Und ich glaube, er hat Vermögen gehabt. Seine Leute haben sich von ihm losgesagt. Und dann hat es ihn in der Welt umgetrieben, von einem Beruf zum andern. Er war in Amerika; was weiß ich, was alles. Matrose war er und Zeitungsaussträger, Prediger bei irgendeiner neuen Sekte, Jäger in irgendeinem wilden amerikanischen Gebirge. Dann ist er auf den Gedanken gekommen, zu den Artisten zu gehen. In Japan hat er ganz neue Sachen gelernt. Und er war der beste unter uns. Er hätte ganz gut in einem großen Zirkus oder Varieté auftreten und viel Geld verdienen können. Aber er war lieber bei kleinen Truppen und zog von Dorf zu Dorf. Darin war er ganz anders als ich. Er hatte sich nicht nach Behagen und Reichtum geseht. Es war vielleicht zuviel Unruhe in ihm.

Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß er sich niemals so wohl befunden hat, als wenn er mir von seinem Leben erzählen konnte, oder mir

zuhörte.

Ich verdanke ihm viel. Mein Vater hat uns, mir und meinem Bruder, schreiben und lesen gelehrt; das war alles. Aber Franz war ein ungemein gescheiter Mensch. Er war ja Student und hatte furchtbar viel gelesen. Einen kleinen schwarzen Koffer hatte er, ganz voll Bücher. Und die hat er mich nach und nach alle lesen lassen. Dann haben wir darüber zu sprechen begonnen, und manchmal gefiel mir das, was er zu sagen wußte, noch besser, als ich es in dem Buch gelesen hatte. Wenn ich mich jetzt einigermaßen ausdrücken kann, wenn ich imstande bin, ein Buch mit Verständnis zu lesen, so verdanke ich das ihm. Sein Andenken will ich mir bei den besten Erinnerungen bewahren.

Bei den schönsten Erinnerungen.

* * *

Wie lange ist es her, daß ich nichts in dieses Buch eingetragen habe? Es müssen wohl sieben oder acht Wochen sein. Was hätte ich schreiben sollen?

Ich war ja krank, rasend, wahnsinnig vor Ekel. Ekel vor ihm, vor mir, vor der Welt.

Es ist geschehen! Es ist ihm gelungen. Ich habe mich lange genug gesträubt, aber endlich hat er doch seinen Willen durchgesetzt. Aber wie ist es geschehen. Es war nicht anders, nicht besser als damals im Schlafwagen. Der Direktor hat sich den Pferdeknecht und den Clown zu Hilfe genommen. Bezugs Helfershelfer waren die Frau Thumas und der Wein. Ein Höllenwein. Ich trinke diese süßen, schweren Weine gerne. Er weiß seine Bundesgenossen gut zu finden.

Ich war schon in der denkbar besten Stimmung. Im Zirkus ein Jubel, Blumenkränze, Körbe, festliche Aufregung, ein ungeheueres Getöse. Ich stehe unter einem ganzen Regen von Sträußen. Und ich frage verwundert, was die Leute wollen. Der Kutschenreuter kommt, gratuliert mir und lacht, wie er mein dummes Gesicht sieht: »Sie wissen nicht« – ich bin die einzige

von allen Mitgliedern, der er Sie sagt. Sonst sagt er allen du, sogar der Schulreiterin und der Miß Wanda, der Seejungfrau – »Sie wissen nicht, warum die Leute so schreien? Heute haben Sie doch Namenstag: Bianca!« Ich heiße hier auf Bezugs Wunsch Bianca Semonski. Es ist ja wohl gleichgültig, wie man heißt, wenn man ganz allein auf sich steht. Meinen wirklichen Namen habe ich ihm nicht gesagt. Also darum haben die Leute so geschrien, und darum die Rosen und Veilchen. Ich habe mich von Herzen darüber gefreut, und wie ich ein paar Kußhände hinauswerfe, da geht es noch toller los. Sie haben mich alle lieb. Ich fühle es, und ich bin ihnen dankbar.

Und wie ich nach Hause komme, natürlich mit der Thumas neben mir im Automobil, ist auch zu Haus alles festlich beleuchtet. Der Kronleuchter brennt und alle Lampen in allen Zimmern, und in meinem Schlafzimmer steht eine nackte Frau aus Bronze, die vor einem rot strahlenden Feuer tanzt. Es ist eine wunderbare Figur, und das Feuer legt seinen Schein so warm von unten auf die braunen, harten Glieder. Das ist Bezugs Namenstagsgeschenk. Und Blumen überall, daß es ganz schwül in allen Räumen ist. Ich bin noch so im Feuer, im Rausch, noch von der Vorstellung her, daß ich Bezug um den Hals falle und ihm einen Kuß gebe. Hinterdrein hat's mich geschaudert, aber es war zu spät, ich konnte mir nicht einmal die Lippen abwischen. Er schaut mich an und fragt: »Und heute?« Aber ich habe den Kopf geschüttelt. Ich war schon wieder bei Besinnung und mir klar darüber, daß ich nicht kann. Nicht kann. Da hat er das gekränkte Gesicht angenommen wie immer, und ich hab' mir gedacht, es ist damit abgetan, wie immer.

Aber es war nicht damit abgetan. Es sollte diesmal anders kommen, ganz anders. Wir setzen uns also zum Tisch, und die Mahlzeit war fein, denn Bezug ist ein Kenner, und er hat diesmal das Menu selbst zusammengestellt. »Es sollte unser Hochzeitsmahl sein«, sagte er und lächelte wehmütig. Und ich lasse mich durch die Wehmut täuschen und bekomme beinahe Mitleid mit ihm. Und um ihm einen Trost zu geben, um ihm zu erklären, warum es mir nicht möglich ist, warum ich meinen Körper hasse, erzähle ich ihm die Geschichte von meinem ersten Direktor. Und da

funkelt es so grün in seinen Augen, daß ich erschrecke. Aber er fängt gleich darauf von etwas anderem zu sprechen an, von meinem Triumph und von der Begeisterung der Leute heute im Zirkus.

»Ich habe es gewußt, daß du Erfolge haben wirst. Du hast einfach alle so bezaubert wie mich.« Es muß wohl schon so von der Natur eingerichtet sein, daß wir Frauen den Verstand verlieren, wenn man von unseren Erfolgen spricht. Die Thumas sitzt mir gegenüber und fängt auch an, wie ein Wasserfall zu sprechen, wie beliebt ich bei den Leuten bin und wie ich heute gefeiert worden bin. Bezug hat ihr eine Loge gekauft und ich glaube, sie bewacht mich auch von dort. Sie macht also ihr süßestes Gesicht und spricht unaufhörlich von meinem Triumph und was weiß ich was alles. Und Bezug trinkt auf mein Wohl und meinen Erfolg und meine Zukunft. Und ich stoße immer an und lache, denn so lustig habe ich den Bezug noch niemals gesehen. Es war wieder so ein süßer, schwerer Wein.

Und auf einmal kommt mir der Einfall: du könntest doch dem Bezug von deinem Bruder sagen, er wird dir behilflich sein, ihn zu suchen. Und schon will ich anfangen, davon zu sprechen, aber irgend etwas hindert mich daran. Irgend etwas warnt mich. Ich werde also nachdenklich und schweige und denke darüber nach, was mich wohl zurückhält. Und ohne darauf zu achten, trinke ich immer mehr.

Zum Schluß kommt ein grüner Likör in ganz kleinen, spitzen Gläsern. Wir trinken einige davon, und ich werde wieder lustig und vergesse Adalbert und alles. Und dann fängt der Kronleuchter an zu tanzen und senkt sich vor meinen Augen fast bis auf den Tisch herab. Und dann wirbelt alles um mich, ich höre jemanden laut lachen, ohne Ende ... das werde ich wohl selbst gewesen sein und dann verliere ich die Besinnung ...

Damals mußte ich bei vollem Bewußtsein die Schmach erdulden, ohne mich wehren zu können. Diesmal ist mir wenigstens das erspart geblieben. Aber um so schrecklicher war das Erwachen.

Ich liege nackt auf meinem zerwühlten Bett und neben mir, eng an mich gepreßt, schläft Bezug. Wenn eine Waffe da gewesen wäre, ich hätte an ihm vielleicht getan, wie Judith an Holofernes ...

* * *

Es hat sich etwas ereignet. In meinem eintönigen Leben ist wieder etwas geschehen. Mein Stubenmädchel ist mir schon einige Tage so sonderbar vorgekommen. Sie hat mich immer angesehen, als ob sie mir etwas sagen wollte, irgendein Geheimnis, mit dem sie sich nicht heraustaut. Und gestern nach dem Kämmen habe ich endlich erfahren, was sie mir zu sagen hat. Ich war sehr freundlich gegen sie und habe mich nach ihrer Familie erkundigt, nach ihren Geschwistern und nach ihrem Liebsten. Daß muß ihr Mut gemacht haben. Denn wie ich sie entlassen habe, hat sie mir einen Brief zugesteckt: »Verraten Sie mich nicht!« Und war fort.

Verraten Sie mich nicht? Ich war erstaunt und habe gezögert, den Brief zu öffnen. Auf dem Umschlag war keine Adresse.

Adalbert, Geliebter, von wem glaubst du, ist dieser Brief gekommen? Von ihm, von Franz, »Signor Francisco«, dem Freund. Er hat mich gesucht, im Zirkus gesehen – Bianca Semonski! Wie konnte er wissen, daß es Nella ist – und hat mich in meiner Wohnung zu finden gewußt. Er will mich sehen. Und auch ich will ihn sehen. Aber bin ich nicht eine Gefangene? Lauert nicht die Thumas an allen Schlüssellochern, so daß ich erst immer nachsehen muß, ob die Klappen heruntergelassen sind. Keine meiner Türen hat einen Schlüssel, ich kann mich nicht einsperren. Wie soll ich das anfangen, mit Franz zusammenzukommen?«

»Jeden Tag um vier Uhr nachmittags bin ich vor deinen Fenstern. Wenn ich kommen darf, so winke mir.«

Ich war aufgeregt und dachte nach, bis mir der Kopf schmerzte. Nachmittags um halb vier Uhr war ich am Fenster. Wir wohnen in einer Gasse, die noch nicht ganz ausgebaut ist. Gegenüber ist ein großer Holzplatz, eine lange öde Mauer zieht sich die Straße entlang. Gegen vier Uhr kam er langsam um die Ecke. Er war so unauffällig als möglich gekleidet. Früher hatte er immer einen großen Kalabreser und eine flatternde Krawatte getragen. »Aus Geschäftsrücksichten« ... hat er gesagt, »Der Kunstschütze muß einen Kalabreser haben, damit man sieht, daß er

geradewegs aus Mexiko kommt.« – Er war aus Jägerndorf in Schlesien, der Franz. – »Genau so wie der Jockeireiter eine englische Reisekappe und einen Schal um den Halskragen tragen und wie er in Hemdärmeln herumgehen muß, damit man es ihm glaubt.«

Aber diesmal war er ganz anders angezogen. Er hat eher ausgesehen wie ein Lehrer vom Land. Damit man nur ja keinen Verdacht hat, daß er irgend etwas mit der Kunst zu schaffen habe. Er geht die Mauer entlang, ohne aufzuschauen, nur gerade meinem Fenster gegenüber macht er einen raschen Blick zu mir herauf. Er hat mich gesehen, aber mit keinem Zucken hat er sich irgendwie verraten. Was soll ich tun? Ich möchte ihn sehen und sprechen! Aber wie kann ich die Thumas los werden?

* * *

Bezug wird immer unheimlicher und abscheulicher. Wie widerwärtig ist mir seine Gier nach meinem Körper. Wie hasse ich diesen Körper und diese rohe Liebe, die mir bisher nichts als Ekel verursacht hat. Und ich sah ihr mit so wundersamen Erwartungen entgegen. Aber wenn er mich herumzerrt und abdrückt und mich zu seinem Willen zwingen will, da leiste ich Widerstand, selbst auf die Gefahr hin, wieder diese häßliche, furchtbare Fratze bei ihm zu sehen, wie unlängst, als er mich mit der Faust ins Gesicht schlug.

Jawohl: er hat mich geschlagen. Geschlagen! Mit der Faust. Am nächsten Tag hat er mir einen Anhänger gebracht, ein wunderbares Stück, kostbar ebenso sehr durch seine überaus feine Arbeit als durch die Steine, von denen jeder ein Vermögen bedeutet. »Reize mich nicht,« hat er gesagt, »ich bin jähzornig! Warum wehrst du dich noch? Bin ich dir so zuwider?« Was sollte ich darauf sagen? Hab' ich wirklich noch ein Recht auf diesen geschändeten, verunglimpften Körper? Ist es nicht gleichgültig, was mit ihm geschieht?

Aber doch: im Innersten empört sich etwas gegen Bezug. Noch immer, trotzdem ich fühle, wie er alles versucht, mich ganz zu unterwerfen. Er ist ein Tyrann, der seine Macht schamlos ausnützt. Und meine Gefangenschaft wird immer unerträglicher. Mehr als je belauert mich die Thumas. Es ist, als habe sie den Auftrag, strenger zu sein. Vielleicht sagt Bezug irgend etwas, daß ich gerne aus meinem Gefängnis ausbrechen möchte. Er ist ein Raubtier und hat Raubtierinstinkte. Feine Witterung. Ich vermute, er ahnt etwas, daß Franz da ist und daß ich auf ihn meine Hoffnungen setze.

Unlängst hatte ich einen Auftritt mit der Thumas. Mira, das Stubenmädchen vermittelte meine Korrespondenz mit Franz und trägt die mündlichen Grüße hin und her. Ich habe die Mira sehr lieb. Und ich habe begonnen, ihr einiges von dem zu verraten, was in uns vorgeht. Wir müssen aber sehr vorsichtig sein und können uns nur flüsternd unterhalten zwischen lauten Bruchstücken eines unverfänglichen Gespräches, denn die Thumas steht immer hinter der Tür. Und da sehe ich vor ein paar Tagen, während mich die Mira kämmt und mir leise von Franz erzählt, plötzlich im Spiegel, vor dem ich sitze, wie sich die Tür des Schlafzimmers leise, ganz leise öffnet. Nur ein ganz schmaler Spalt. Aber ich habe es doch bemerkt, denn ich bin auch sehr vorsichtig geworden.

»Kommen Sie nur herein, Frau Thumas!« rufe ich. – Sie erscheint in der Tür und weiß nicht recht, was sie sagen soll. Aber da ist der Zorn über mich gekommen. »Ich rate Ihnen aber, klopfen Sie das nächste Mal an, wenn Sie herein wollen, verstehen Sie! Ich habe diese Schleicherei und Lauerei satt.«

Da veränderte sich aber auf einmal ihr ganzes Gesicht und sie zischt mich an wie eine Schlange, die man getreten hat: »Nicht so hochmütig, mein Pupperl! Was sind Sie hier? Sie haben es nicht nötig, mit mir so zu sprechen.«

Ich aber auch nicht faul, springe auf und schreie: »Hinaus, Sie altes Scheusal, Sie Spionin, Sie Giftmischerin!«

Ich habe dabei nur an die Frau von Brinvilliers gedacht, mit der sie eine Ähnlichkeit hat. Aber, weiß Gott, es hat ihr einen tüchtigen Ruck gegeben. Sie wird ganz fahl, ballt die Fäuste, knirscht mit den Zähnen, und einen Augenblick hat es so ausgesehen, als ob sie sich auf mich stürzen wollte.

Dann knickt sie ein, macht die gewissen frommen, hervorgewälzten Augen ... faustgroß ... schlägt sie vorwurfsvoll zum Himmel auf und geht hinaus. Die Mira aber, die mit einer Schlummerrolle in der Hand hinter mir steht, zur Verteidigung gerüstet, fängt zu tanzen an, küßt mir die Hände, und ihre Augen funkeln nur so vor Freude und Vergnügen. »Der haben Sie's gegeben, Gott sei Dank, Gott sei Dank!«

Es hat mir augenblicklich wohlgetan. Aber ich weiß, daß ich an der Alten jetzt eine erbitterte Feindin habe. Das erste war, daß sie sich bei Bezug beklagt hat. Und Bezug hat mir sein Mißfallen ausgedrückt. »Ich wünsche nicht, daß du mit der Thumas so umspringst. Ich schätze sie sehr hoch, und sie hat mein volles Vertrauen.«

»Aber sie horcht an den Türen!«

»Unsinn, das bildest du dir ein. Weil du ein schlechtes Gewissen hast. Nicht wahr?«

Das ist alles, mehr habe ich nicht erreicht. Und die Thumas geht herum, mit einem gekränkten Gesicht, hinter dem sie ihren Haß versteckt, spricht kein Wort und lauert nach wie vor, nur geschickter.

* * *

Und es ist uns doch gelungen, unsere Wächter zu überlisten. Ich habe Franz gesprochen. Ich habe ihn gesprochen und ich – werde fliehen.

Der Zufall ist uns zu Hilfe gekommen. Wir sind dahintergekommen, daß die Thumas manchmal nachts aus der Wohnung verschwindet. Die Mira behauptet, daß die Alte noch einen Liebhaber hat und ihn besucht. So viel ist gewiß, daß sie nachts aufsteht und davon geht. Dabei aber sperrt sie die Wohnung von außen ab, daß wir nicht hinaus können. Unlängst wird mir nachts ein wenig übel, und ich rufe die Mira und schicke sie um die Hoffmannschen Tropfen, die in der Hausapotheke in der Speisekammer sind. Die Thumas hat aber die Schlüssel der Speisekammer, und so mußte also die Mira in das Schlafzimmer der Alten gehen. Da war sie nicht wenig

erstaunt, daß die Alte nicht im Bett liegt. Sie sucht in der ganzen Wohnung, aber die Alte ist nirgends zu finden.

Da war auch unser Plan schon fertig. Die Mira hat einen Wachsabdruck vom Schloß machen müssen – wie die richtigen Verbrecher – und wir haben danach einen Schlüssel anfertigen lassen und gleich auch einen zweiten Schlüssel vom Schlafzimmer der Thumas.

Und gestern, wie die Thumas wieder nachts ausgeflogen ist, war Franz bei mir. Er ist vom Garten aus in das Haus gestiegen und dann hat ihm die Mira mit unserem Diebesschlüssel die Wohnung geöffnet.

Er sieht nicht gut aus, der arme Kerl. Ich glaube, er hat sich sehr um mich gekränkt. Meine Hände hat er gefaßt und gehalten, als ob er sie nicht mehr lassen wollte. Die gute Mira war gerührt, ich glaube, sie hat geweint. Dann ging sie hinaus.

»Diesem Menschen,« sagte Franz, »gerade diesem Menschen hast du dich ausgeliefert! Gerade ihm!« Und er hat mir die schrecklichsten Sachen von der Macht Bezugs erzählt und von der Gewissenlosigkeit, mit der er diese Macht gebraucht. Die ganze Welt habe sich vor Bezug in acht zu nehmen. Es könnte sein, sagt er, daß sie eines Tages erwacht und sich von ihm gefesselt sieht.

Wir haben beschlossen, zu fliehen. Mir ist sehr bang ums Herz, denn wenn Bezug wirklich so mächtig ist, so wird er uns zu finden wissen. Aber wir wollen es doch wagen. Wenn ich nur nicht so ängstlich wäre. Aber ich weiß nicht, ich kann nicht so freudig sein und hoffen. Franz hätte mir nicht solche Schaudergeschichten von Bezug erzählen sollen.

Unser Plan ist sehr einfach. Morgen – morgen! – soll es geschehen. Franz wird mich holen, auf demselben Weg wie gestern wird er kommen. Mira wird ihm die Tür öffnen, nachdem sie vorher die Alte in ihrem Schlafzimmer eingesperrt hat, damit sie nicht hinaus kann, wenn sie erwacht. Und wir werden gehen, Mira mit, in einem Wagen fahren wir zur zweitnächsten Bahnstation und dann davon.

Ich habe ihn geküßt, den lieben, tapferen Burschen, und sein Händedruck war ein schweigendes Gelöbniß.

* * *

Es ist vorbei. Es ist mißlungen ...

Vollständig mißlungen. Ich kann mir nicht erklären, wie Bezug dahinter gekommen ist, aber soviel ist gewiß, daß er rechtzeitig die Tür meines Gefängnisses, die schon offen war, wieder zugeschlagen hat.

Vor drei Tagen war es. Oder vor drei Nächten. Zwei davon habe ich durchweint. Erst heute finde ich wieder Kraft, um alles niederzuschreiben. Für dich Adalbert, obzwar ich weiß, daß du diese Aufzeichnungen niemals lesen wirst!

Alles war genau erwogen und wohl vorbereitet. Ich sollte mich wie sonst immer in mein Schlafzimmer begeben und mich zu Bett legen, um die Alte sicher zu machen. Mira aber hatte aufzupassen, ob die Thumas wieder ausflog, und wenn sie daheim blieb, die Tür zu versperren. Dann sollte sie mich holen. Es durfte nicht später werden als zwölf Uhr. Wir hatten mit dem Wagen länger als drei Stunden bis zu unserer Bahnstation zu fahren. Und von dort ging der Zug um vier Uhr.

Ich war wohl aufgeregt, aber nicht so, daß das Gelingen unserer Flucht durch mich hätte in Frage gestellt werden können. Im Gegenteil: ich war trotz einigen Herzklopfens und beschleunigten Atems meiner so ziemlich sicher und wußte bestimmt, daß ich im Augenblick der Gefahr imstande sein würde, rasch und kaltblütig zu handeln. In dieser aus Zuversicht und Erregung gemischten Stimmung erhielt ich mich bis gegen zwölf Uhr.

Es war in der Wohnung längst still geworden, und ich verstand nicht, warum Mira noch immer nicht gekommen war. Die Thumas mußte doch längst zu Bett gegangen sein. Warum zögerte Mira so lange; sie wußte doch, daß uns die Zeit nicht allzureichlich bemessen war. Einmal war es mir, als höre ich im Nebenzimmer die Tür gehen, als ob sie ganz leise geöffnet würde. Ich horchte gespannt auf, aber ich mußte mich wohl getäuscht haben, denn niemand kam, um mich zu holen. Und nun, als so Minute um Minute verstrich, begann ich unruhig zu werden, meine Zuversicht sank, und immer ängstlicher sah ich nach der Uhr. Ich sah, wie

sich die Zeiger immer mehr näherten, und dieses langsame Näherkriechen regte mich so auf, daß ich mich bemühte nach der anderen Seite zu sehen. Aber unwiderstehlich war die Macht, die mir den Kopf zurückdrehte und meine Blicke auf das altertümliche Zifferblatt meiner in Gold und Elfenbein ausgeführten Empireuhr heftete. Schon war der Winkel zwischen den beiden Zeigern ganz spitz geworden. Mein Körper war von kaltem Schweiß bedeckt. Und Mira kam noch immer nicht. Endlich hielt ich es nicht länger aus, hier zu liegen und mein Schicksal zu erwarten. Ich wollte selbst handeln, selbst eingreifen, nachsehen was geschehen sei. Rasch war ich angezogen und nahm die kleine Reisetasche, die ich schon vorher gepackt und hinter dem Sofa versteckt hatte. Im roten Licht meiner Ampel sah ich, daß die beiden Zeiger nun ganz übereinander standen. Und nun gab es zwölf helle, dünne, silberne Schläge. Bei Tage spielte die Uhr noch ein kleines Stückchen, ein französisches Menuett oder so etwas. Bei Nacht aber war sie so freundlich, zu schweigen.

Ich wartete, bis der zwölfte Schlag verklungen war. Dann öffnete ich leise die Tür zum Salon. Hier war es ganz dunkel ... kein Laut. Wo mochte Mira sein? Leise rief ich ihren Namen. Ich tappte mich in die Mitte des Zimmers und schaltete das elektrische Licht ein. Es wurde hell.

Da schrie ich auf ... und die Reisetasche fiel mir aus der Hand.

In einem der Fauteuils, die Arme auf den Lehnen, die Beine weit von sich gestreckt, mit einem grünen Schimmer in den Augen, sitzt – Bezug. Er sitzt und schaut mich schweigend an. Ich starre ihn an und kann kein Wort sagen. Ich glaube, das Schweigen muß eine Ewigkeit gedauert haben.

Endlich sagt er: »Die Mira ist nicht da! Sie wird nicht kommen.« Und wie ich noch immer keine Antwort geben kann, fährt er höhnisch fort: »Ich habe es nicht gern, daß du nachts herumfährst. Du könntest dich erkälten. Es ist kein gutes Wetter draußen. Und wenn du schon Lust hast, Ausflüge zu machen, so hättest du doch vorher von mir Abschied nehmen können. Das hab' ich mir doch um dich verdient. Meinst du nicht auch?«

Ich lasse mich in einen Sessel fallen und fange an zu weinen. Aus Zorn, Überraschung, Scham, Verzweiflung. »Hör' auf zu heulen!« schreit er, und dann hebt er meine Reisetasche auf, die neben ihm auf dem Boden liegt und

sagt wieder in seinem höhnischsten Ton: »Und nur so wenig Gepäck? Man muß sagen, du bist bescheiden. Ist das alles, was du mitnehmen wolltest?« Dann läutet er, und die Thumas erscheint, mit einem zuckersüßen Arsenikgesicht, strahlend vor Vergnügen und voll ironischer Höflichkeit. Er läßt Tee bringen und sitzt mir gegenüber, schlürft eine, zwei Tassen aus und spricht dabei immer mit seinem gemeinen Lächeln von meinem »Ausflug« und von der Unvorsichtigkeit, bei so schlechtem Wetter reisen zu wollen. Die Thumas geht ab und zu und frohlockt. Es war eine fürchterliche Stunde. »Trink«, schreit er mich plötzlich wieder an, und mit zitternden Händen hebe ich meine Tasse und gehorche ihm.

Seine Augen brennen auf mir, und ich fühle, wie seine unlauteren Triebe wach werden. Er schiebt endlich seine Tasse von sich und steht auf. »Komm!« sagte er heiser. Ich lehne mich zurück und tue, als ob ich ihn nicht verstünde. »Schau mich nicht so an! Geh voran ins Schlafzimmer.« Ins Schlafzimmer! Ich fange an zu zittern und kann mich nicht rühren. Da faßt er mich an den Armen und zieht mich empor. Brutal, mit festem Griff, gegen den es kein Wehren gibt. Ich habe noch jetzt Flecken an den Armen. »Geh voran!« Und mit Stößen treibt er mich vor sich her ... ins Schlafzimmer ... keuchend wie ein gieriges Tier ... und wirft mich auf das Bett, von dem ich mich eine Stunde vorher erhoben habe, um zu fliehen.

* * *

Ich bin seine Gefangene und werde es bleiben, so lange es ihm gefällt. Und ich habe die Ahnung, daß er mich eher töten, als mich freigeben wird. Ich bin seinem Willen und seinen wilden Gelüsten preisgegeben, diesen Gelüsten, die etwas Tierisches an sich haben. Er hat gesehen, daß ich ihn verabscheue und hat entdeckt, daß ich fliehen will. Und ich glaube, das ist noch ein Reiz mehr für ihn. So genießt er seine Macht noch mehr, wenn er eine Widerstrebende täglich seinem Willen unterwirft. So kommt noch der Genuß der Grausamkeit hinzu.

Seine Macht ist ohne Grenzen. Mira ist verschwunden. An ihre Stelle ist ein anderes Mädchen getreten. Eine mürrische, häßliche, rothaarige Person, die vortrefflich zu der Thumas paßt und sich aufs beste mit ihr versteht. Jetzt habe ich also zwei Wächter, und der Gedanke an Flucht ist Wahnsinn. Und Franz ist auch verschwunden. Ohne Nachricht. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist. Ich stehe den ganzen Nachmittag am Fenster, aber Franz kommt nicht.

Es ist alles vorbei. Und ich bin so müde, daß ich auch gar keinen Versuch mehr machen würde, zu fliehen.

Die Leute lieben mich und geben mir immer neue Beweise der Zuneigung. Und es gibt eine Menge von Menschen, die sich um meine Freundschaft bewerben. Aber sie tun es scheu und immer wie in Angst vor Bezug. Seine Nähe scheucht sie fort. Und ich selbst nehme ihnen wohl allen Mut. Denn, wenn ich im Hintergrund ihrer Gefühle das Verlangen nach meinem Körper entdecke, nach diesem geschändeten und vergifteten Körper, so erfaßt mich der Ekel. Der Ekel!

Da ist der Statthaltereirat Pensinger. Der Rennstallbesitzer Tintler. Und dann der Doktor Störner, ein Journalist. Der ist mir von allen der liebste. Ein spöttischer Mensch, mit einer Zeitung hinter sich, ist eine Macht, vor der sich alle fürchten. Aber was ist er gegen Bezug? Was kann er gegen Bezug?

* * *

Immer deutlicher wird es mir, daß Bezugs Grausamkeit zu seinen Genüssen gehört. Er fängt an seltsame Dinge von mir zu verlangen. Zu irgendeinem geheimen Zweck, den er mir nicht nennen will, muß ich einen neuen Tanz studieren. Einen gefährlichen Tanz. Ein aufregendes und nervenzerrüttendes Spiel. Eines meiner Zimmer ist seltsam verändert worden, von der Decke hängen zwei Pendel herab, die durch ein Uhrwerk in Schwingung versetzt werden. Und dann ist eine Reihe von Statuen aufgestellt worden, und

zwischen diesen Statuen und den Pendeln muß ich tanzen. Bei der Aufführung werden die Pendel scharf geschliffen sein, sagt Bezug. Scharf geschliffen! Ist das nicht eine ausschweifende und wahnsinnige Phantasie, die auf solche Dinge verfällt. Täglich muß ich einige Stunden üben. Und Bezug überwacht meine Arbeit und meine Fortschritte. Und ungeduldig drängt er, ich solle mich beeilen.

* * *

Nun weiß ich, wozu mein Pendeltanz dienen sollte. Oder vielmehr, ich weiß es nicht. Aber die Aufführung ist vorbei. Gott sei Dank!

Ich war in Bezugs Palast. Es ist wirklich ein Palast. Fürstlich! Bezugs Vermögen muß unermesslich sein. Ich habe ja nicht viel von seinem Haus gesehen, denn es ging auf Hintertreppen in ein Zimmer, wo griechische Gewänder für mich bereit lagen, in denen ich den griechischen Statuen ähnlich sah. In diesen Gewändern habe ich tanzen müssen, in rotem Licht auf einer kleinen Bühne, zwischen den steinernen Gestalten, von den scharfen Pendeln umsaust. Sie waren wirklich scharf geschliffen, wie es Bezug gesagt hatte. Scharfe Halbmonde aus Stahl, die zischend hin und her schwangen. Vor einer Menge von Menschen habe ich getanzt, die ich in dem dunkeln Zimmer vor mir undeutlich wahrnehmen konnte und deren keuchendes Atmen ich hörte. Ich hatte nicht viel Zeit zu beobachten, denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf meinen Tanz gespannt. Ein falscher Schritt, und die Pendel hätten meinen Leib zerrissen. Es war furchtbar, und als ich zu Ende war, lag ich halb ohnmächtig. Mein Herz schmerzte mich, und es war, als kehre es sich in meinem Leib um und um.

Gott sei gelobt, daß es vorbei ist.

* * *

Nun habe ich wieder lange nichts geschrieben. Und heute ... trotzdem ich von meinen Erlebnissen ganz erfüllt bin ... will es mir mit dem Schreiben durchaus nicht ...

Nein ... ich bin einfach unfähig. Ich kann es nicht. Ich habe diesem Buch schon alles anvertraut, was mir zugestoßen ist, Beschämendes und Empörendes, Dinge, die mich krank und verzweifelt gemacht haben, ich habe mich nicht gescheut, alles Ekelhafte und Niedrige zu erwähnen – hier aber will ich schweigen, und ich darf es tun. Wie sollte ich auch Worte finden? Mit einem Tier ... es ist ja furchtbar traurig, aber wie konnte er das von mir verlangen! Und ich war zuerst voll Mitleid, wollte ihn pflegen. Wie kommt es, daß gerade ich zu solchen Abscheulichkeiten verurteilt sein soll. Wüßtest du, Adalbert, wie es deinem Schwesterlein ergeht, deiner Nella!

Der Gedanke an ihn ist mir noch näher als sonst. Der junge Mann, den ich auf der Insel kennengelernt habe, der hat mich so sehr an den Bruder erinnert. Nicht irgendeine äußerliche Ähnlichkeit, mein Bruder muß ganz anders aussehen ... aber eine große Ähnlichkeit des Wesens. Es war gleich ein Vertrauen da. Und dann die Gleichheit unserer Schicksale; das hat sofort eine innige Verwandtschaft fühlen lassen. Ich muß sagen, nie hätte ich geglaubt, mich einem Fremden so vollkommen erschließen zu können. Und – es ist lächerlich, aber einmal war ich nahe daran, ihn zu fragen, ob er nicht mein Bruder sei. Mein Bruder! Zur rechten Zeit habe ich mich noch zurückgerissen. Wie hätte er gelächelt. Merkwürdig: und ich weiß nicht einmal seinen Namen. Er soll ein großer Dichter sein. Wenn ich doch einmal in einer Zeitung etwas über ihn lesen könnte. Aber es ist mir streng verboten, Zeitungen zu lesen. Ich soll nicht erfahren, was in der Welt vorgeht. Warum nicht? Einmal hat mir der Doktor Störner eine Nummer seiner Zeitung zugesteckt, in der er etwas über mich geschrieben hat. Es war sehr lieb und so eingehend, als sei ich eine große Künstlerin. Wirklich, wie über eine große Künstlerin. Ich habe mich sehr gefreut und habe die Zeitung nachts unter meinem Kopfpolster gehabt, dann früh habe ich sie in meinen Toilettentisch versteckt, aber als ich sie abends wieder herausholen wollte, war sie fort.

Ich bin schlimmer gefangen als je. Und die alte Thumas, das Scheusal, wird immer böartiger und quält mich immer mehr. Wie es scheint mit Zustimmung Bezugs, von dem es immer deutlicher wird, daß er mich haßt. Nicht einen Schritt mache ich unbewacht. Ich muß äußerste Vorsicht anwenden, um nicht einmal nachts beim Schreiben erwischt zu werden. Das neue Mädels ist die Helfershelferin der Alten.

Nicht einmal die Fahrt nach Triest habe ich allein machen dürfen. Die Thumas hat mich hingebacht, und gleich am Bahnhof hat mich wieder Hainx übernommen.

Ich bin doch ein recht oberflächliches Geschöpf. Bei ein wenig Sonnenschein und Freude und Freiheit bin ich gleich verwandelt und so heiter, als ob nichts Schweres und Düsteres in mir wäre. Ich fühle es, ich könnte vielleicht ein guter Mensch sein, wenn sich mein Leben anders gestaltet hätte. Wie war ich so froh und voll Zuversicht, als ich auf das Schiff kam. Und mit welcher Freude bin ich an meine Arbeit gegangen, den Kranken zu pflegen. Aber wie hat sich dann alles gewendet.

Und noch ganz zuletzt, dieses Schreckliche. Der Kranke – mein Gott, ich glaube, sein Wahnsinn war unheilbar, und so war es vielleicht noch nicht das Furchtbarste, was ihm geschehen konnte. Aber dann – der Mord! Ich glaube, ich möchte fast sicher behaupten, daß es ein Mord war. Und ihre Drohung hat mich darin noch bestärkt. Wer wohl der Arme gewesen ist? Ich wage niemand darum zu fragen.

Unter solchen Menschen lebe ich. Solche Menschen wie Dallago und dieser Hainx sind Bezugs blinde Werkzeuge. Ich bin seit meiner Rückkehr in beständiger Angst. Ich muß es mir selbst gestehen, in Angst.

* * *

Meine Angst ist wohl nicht grundlos. Ich glaube, daß Bezug mich haßt. Er schreibt mir die Schuld am Tod seines Sohnes zu. Mir? Nein – ich kann nicht anders, und wenn die fürchterlichen Stunden noch einmal kämen, so

könnte ich wieder nicht anders handeln. Wie kann man von einer Frau so Widriges und Niedriges verlangen? Ich liebe das Leben, aber gewiß: ich würde eher sterben als das über mich ergehen lassen.

Aber wie soll Bezug das einsehen, der keinen andern Willen kennt als den seinen, und keine anderen Ziele gelten lassen will als seine?

Er haßt mich, und ich habe mich vor ihm zu hüten. Aber wie kann sich ein Gefangener vor seinem Kerkermeister hüten? Jetzt kommt er selten zu mir, und ich sehe an dem veränderten Wesen der Thumas, an ihrer steigenden Frechheit, daß ich auf keinen Schutz zu rechnen habe, wenn ich mich bei Bezug über sie beklagen wollte. Sie schränkt mich überall noch mehr ein, lacht mir offen ins Gesicht, wenn ich ihr einen Befehl gebe, und macht mit Vorliebe alles das, von dem sie weiß, daß es mich ärgert. Die Bücher, die ich liebe und die ich früher lesen durfte, verschwinden allmählich, und es bleiben nur jene abscheulichen und obszönen Schmöker zurück, die mir Bezug früher zugetragen hat, um durch ihre Lektüre meine – wie er glaubte – trägen Sinne anzustacheln. Die unzüchtigen Bilder, die mir ein Greuel sind, finde ich alltäglich überall herumliegen. Ich mag diese Bilder nicht sehen und diese Bücher nicht lesen und so bin ich zur schrecklichsten Langeweile verurteilt.

Und Bezug ist mir rätselhafter als je. Wenn er kommt, sitzt er mir gegenüber und starrt mich lange an, ohne zu sprechen. Seine Blicke sind unheimlich, bohrend, furchterregend. Ich versuche es, irgend etwas vorzubringen, nur um dieses Schweigen zu brechen. Aber seine Antworten sind kurz und ablehnend, und dann starrt er mich wieder an. Ich habe ihn gefragt, warum er nicht spricht. »Was hätten wir uns noch weiter zu sagen?« hat er geantwortet. Wie ein Opfertier unter den Blicken des Opferers – so komme ich mir vor.

Ich habe Angst. Ich habe Angst.

Manchmal erwache ich nachts über einen Schrei, den ich selbst ausgestoßen habe. Alles das quält mich so, daß ich selbst im Schlaf keine Ruhe finde. Ich bin von Finsternissen und Gefahren umgeben.

* * *

Heute habe ich Bezug gefragt, warum er mich nicht freigeben will. Seit ich zurückgekehrt bin, haben mich seine Begierden nicht mehr belästigt, und ich habe ganz leise zu hoffen begonnen, daß er meiner überdrüssig ist. Wäre es doch nur so! Wäre es so!

Aber er will mich nicht freigeben. Er sieht mich an, als ob mir seine Blicke auf dem Gesicht zurückbleiben sollten wie Feuermale. Und auf meine Frage hat er geantwortet: »Warum ich dich nicht freigeben will? Weil ich etwas Besonderes, etwas ganz Kostbares haben will, für mich allein, um das mich alle Welt beneidet.«

»Und das bin ich?«

»Das bist du! Du bist der Liebling des Publikums. Alle verehren dich. Aber ich möchte gern, daß du sie noch mehr entzückst, rasend machst, durch irgend etwas Neues, das du bringst.«

Ich muß gestehen, diese Art von Wahnsinn ist mir unverständlich. Wenn ich etwas hatte, machte es mir immer Vergnügen, es mit anderen zu teilen. Aber vielleicht muß man so sein wie Bezug, um es in der Welt weiter zu bringen.

* * *

Bezug ist damit herausgekommen, was er von mir verlangt: Ich wage nur mit Schauern daran zu denken. Er hat von mir verlangt, daß ich den *Looping the Loop* im Automobil versuchen soll. Wie kann man da »versuchen«? Entweder es gelingt sogleich, oder man ist tot. Und ich liebe mein Leben. Trotz allem. Irgendwoher fühle ich noch immer einen Schimmer kommen: die Hoffnung, daß ich einmal frei werden kann. Aber mein Kampf gegen Bezugs Wunsch wird schwer sein. Er scheint es sich fest in den Kopf gesetzt zu haben, und dann ist er unerbittlich und hart wie Granit.

Allerlei verrückte Ideen rasen mir durch den Kopf. Heute habe ich daran gedacht, wenn er mich weiter quält, vor das Publikum zu treten: mitten in der Manege die Hände zu falten und ihnen zuzurufen, sie mögen mich beschützen ... vor Bezug! Das gäbe wohl keinen schlechten Tumult: »Rettet mich vor Bezug. Er will mich umbringen.«

Manchmal ist mir doch, als wäre das wirklich seine geheime Absicht. Er ist nun wieder freundlicher und gesprächiger geworden. Will er mich täuschen? Er hat mir gestern gesagt: »Ich habe dir alles vergeben.«

Ich war stolz genug, darauf zu antworten: »Ich bedauere selbst den Tod deines Sohnes. Er tut mir leid, der arme Mensch. Aber hier ist nichts zu vergeben. Über diese Dinge kann nur die Frau selbst entscheiden, die es angeht.«

»Als ob du noch –«, sagte er wütend, aber er unterbrach sich sogleich. In diesem einzigen Augenblick schien es mir, verschiebe sich eine Maske und es komme darunter das wahre Gesicht in einer schrecklichen Verzerrung zum Vorschein. Ich weiß, was er sagen wollte. Ich weiß es.

* * *

Oh, der Schurke weiß seinen Willen durchzusetzen. Er weiß zu erreichen, was er will. Ich werde nun doch tun müssen, was er von mir verlangt. Kann ich anders: der Preis, den ich dafür erhalten soll, ist zu hoch. Ich soll erfahren, was aus meinem Bruder geworden ist. Aus dir, Adalbert, an den ich bei jeder Zeile dieser Aufzeichnungen gedacht habe.

Heute abend, nach der Vorstellung, war er bei mir. Er sitzt in seiner Sofaecke, raucht und schaut den blauen Wolken nach. Solange die alte Thumas da war, hat er über allerlei belanglose Dinge gesprochen. Dann aber, wie sie draußen ist, lehnt er sich noch mehr zurück und fragt plötzlich, ohne mich anzusehen: »Warum hast du mir nie etwas von deinem Bruder gesagt?«

Mir war es, als habe sich die Wand gespalten und irgendeine Erscheinung sei hervorgetreten. Wenn ich über irgend etwas in meinem langen Kampf gegen Bezug stolz war, so war es, daß ich damals die Versuchung überstanden habe, ihm von Adalbert zu erzählen. Das hat mich immer froh gemacht, so oft ich daran dachte. Mein Heimlichstes und Heiligstes hat er doch nicht gewußt. Und nun auf einmal fragt er mich nach meinem Bruder. Wie mag er es erfahren haben?

Nach einer Weile sagt er: »Wenn du mir es früher gesagt hättest, so wüßtest du schon längst, was aus ihm geworden ist. Ich hätte euch selbst zusammengeführt.«

Da hab' ich mich nicht länger halten können: »Wo ist er? Wo ist er?«

Aber Bezug lacht: »Du hättest mir früher dein Vertrauen zeigen sollen. Da hätte ich mich gefreut und hätte dir beim Suchen geholfen. Und du weißt, wenn Bezug jemand finden will, so dauert es nicht lang.«

Ich hab' aber immer heftiger gefragt, wo mein Bruder ist. Da sieht er mich wieder so durchdringend an, daß ich glaube, seine Blicke müssen Wunden hinterlassen: »Du willst es also wissen? Du liebst ihn wohl sehr? Nicht wahr! Gut, du sollst es erfahren. Aber jetzt stelle ich eine Bedingung.«

»Welche Bedingung?«

»Kannst du das nicht erraten? Ich will, daß du meinen Wunsch erfüllst. Meinen Wunsch, du kennst ihn ja ... du sollst sie rasend machen. Du sollst noch wertvoller werden. Im *Looping the Loop* ...«

»Das ist niederträchtig ...«

»Gut,« sagt er und steht auf, »dann reden wir nicht mehr davon.«

* * *

Ich werde es doch tun. Ist der Preis nicht zu schön? Er selbst zeigt mir den Weg zur Freiheit. Ich weiß, Adalbert wird's gelingen, was Franz nicht gelungen ist. Warum sollte ich nicht also ein bißchen Gefahr und

Todesangst auf mich nehmen? Um diesen Preis! Ich fürchte die Gefahr nicht so sehr als die Todesangst. Ich habe ihm erklärt, daß ich tun werde, was er will. Und seine Augen haben geleuchtet. Ich bin entschlossen. Ganz entschlossen. Ich rede mir ein, daß ich viel ruhiger bin, seit ich alle Ungewißheit abgeworfen habe. Aber in der Nacht kommt es wieder über mich wie ein graues Gespenst. Alle diese Ängste, diese schlimmen Ahnungen, die mich seit meiner Rückkehr nicht verlassen wollen, sind gesteigert, zusammengeflossen in ein einziges Beben, das mich mit der Dämmerung überfällt. Ich habe eine Vision gehabt, so wirklich wie ein Bild, was sage ich, wie ein Bild ... wie das Leben selbst! Ich habe mich mitten in der Manege gesehen, blutig, mit zerschmetterten Gliedern, und das Automobil in Trümmern neben mir. Und ringsherum das Publikum mit entsetzten, erstarrten Gesichtern. Und aus der Luft kam eine leuchtende Hand und wies auf Bezug, der neben mir stand. »Dieser ist es«, sagte eine Stimme, und dann fegte ein Sturm über die Arena hin und riß das Dach fort. Ich sah einen leuchtenden Sternenhimmel über dem Amphitheater und sah, wie der blutige Körper da unten aus dem Staub der Arena höher und höher schwebte, und obzwar ich den Leib wie ein Fremdes vor mir sah, hatte ich doch zugleich die Empfindung des Höhersteigens ...

Ich werde noch wahnsinnig vor Angst.

* * *

Ich habe die erste Probe hinter mir. Ich habe schon einmal mit dem Leben abgeschlossen gehabt. Niemand ahnt, wie fürchterlich das ist. Ich muß sagen, es war ein angenehmes Gefühl, als ich bewußtlos wurde. In dem Augenblick, in dem ich durch die Schleife sauste und unten und oben verkehrt war, sah ich unten den Direktor und den Chauffeur und die Kollegen. Es war mir, als werde mir die Erde und der Himmel zugleich weggerissen und als schwebe ich im Bodenlosen. Diese Empfindung war so überwältigend, daß ich glaubte, mein Körper müsse bersten, zerspringen

wie ein überfüllter Ballon. Ein fürchterlicher Druck, der von innen wirkte ... dann verlor ich die Besinnung.

Ich bin lange bewußtlos gelegen, sagte der Doktor Schwartzkopf. Und er will mir verbieten, die Fahrt noch einmal zu wagen. Aber ich lasse es mir nicht verbieten. Ich bestehe darauf. Werde ich nicht dich, mein Adalbert, dadurch erringen? Der Doktor ist besorgt, daß mein Organismus nicht widerstandsfähig genug sei. Er hat mich untersucht und hat den Kopf geschüttelt. Mein Herz ... sagt er. Ach was! Das Schwerste ist hinter mir: die erste Fahrt.

Wenn nur diese Angst nicht wäre, die mich so schwach macht. Diese fürchterliche Angst. Aber Bezug! Ist es im Bereich des Möglichen gelegen, daß ein Mensch den anderen so quält? Ich glaube, das ist seine Rache an mir. Aber er könnte sich an dem genügen lassen, was ich schon ausgestanden habe und könnte mir sagen, wo ich Adalbert finde. Er schweigt. Ich habe ihn angefleht. Er hat mir geantwortet: »Am Abend der Vorstellung sollst du es hören. Ehe du hinausfährst.« Ich will mich nicht mehr zu einer Bitte erniedrigen.

* * *

Morgen werde ich wissen, was mit dir geschehen ist, mein Bruder.

Es ist Mitternacht, wie damals, als ich mit Franz fliehen wollte. Die Zeiger auf meiner Empireuhr decken sich. Ehe der Stundenzeiger zweimal den Weg um das Zifferblatt zurückgelegt hat, werde ich es wissen. Und meine Fahrt wird geschehen sein. Nur dieses einzige Mal. Das habe ich mir ausgedungen. Ein einziges Mal soll es geschehen. Denn es ist mir doch, als sei das ein Frevel. Gegen wen? Vielleicht gegen mich selbst. Aber wie kann das ein Frevel sein, was zuletzt dazu führen soll, daß ich meinen Bruder wiederfinde? –

Wenn nur die furchtbare Angst nicht wäre. Es kauert etwas hinter mir im Zimmer, eine schattenhafte Hand reckt sich nach der Uhr, und es ist, als

ob die Pulsschläge des Pendels stiller würden, wie ein Herz, dessen Arbeit ermattet.

Wenn ich nur nicht so allein wäre. So ganz allein. In dieser Nacht soll ich Kräfte sammeln, ich sollte einen ruhigen Schlaf tun. Wie gerne möchte ich schlafen. Und ich wage es doch nicht. Ich fürchte mich vor dem Nichts, vor der Bewußtlosigkeit des Schlafes. Der Schlaf ist dem Tod zu sehr ähnlich. Und ich will vom Tod nichts wissen. Doktor Schwartzkopf hat es vorausgesehen, daß ich nicht werde schlafen können, und hat mir Tropfen verschrieben. Die soll ich nehmen und ich werde schlafen. Dort stehen sie. Aber ich nehme sie nicht, nein, ich nehme sie nicht. Ich will nicht schlafen.

Ich will lieber wachend den Tag erwarten ... es ist besser, Angst zu haben, als nichts zu wissen. Wenn ich Angst habe, so fühle ich doch, daß ich lebe ...

Der Gefangene befreit sich. Hainx macht einen letzten Versuch

Inhaltsverzeichnis

Adalbert Semilasso schlug das Buch zu, sah auf, blickte um sich, als ob er sich in seiner Umgebung erst zurechtfinden müsse. Er war bleich wie das Dämmerlicht, das gedämpft durch die Fenstervorhänge kam. Nun erhob sich Johanna und zog den Vorhang fort. Ein rötlicher Schimmer fiel auf Adalberts Gesicht, und es war, als kehre das Blut in einen schon erstarrten Körper zurück. Noch einmal schlug er das Buch auf und glitt mit zitternden Fingern eine Seite hinab. Eleagabal Kuperus, der ihm gegenüber saß und in seiner Seele las, wußte, daß sich Adalbert davon überzeugen wollte, ob alles Wirklichkeit war.

Und nun schloß er das Buch zum zweiten Mal, sanfter als zuerst, da er es fast unwillig zugeschlagen hatte, stemmte die Faust darauf und erhob sich. Rötlich war der Schimmer auf seinem Gesicht geworden. Er stand und sah gerade nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen. Dann senkte er den Blick und suchte das Gesicht Eleagabals. »Er hat sie ... zu Tode gequält ...«, sagte er endlich langsam.

Eleagabal nickte.

»Zu Tode gequält. Es ist sicher. Und ich war mit ihr beisammen und erkannte sie nicht ...«

»Von den Göttern mit Blindheit geschlagen!«

»Von den Göttern mit Blindheit geschlagen!! Warum sprechen wir nicht, wenn eine Ahnung in uns laut wird? Als ich noch unwissend war, da ... ja, da habe ich mich jedem sofort anvertraut. Den Unwürdigen. Ich habe gelernt zu schweigen und nicht alles zu verraten, auch wo ich fühlte: du sollst sprechen. Das ist das Mißtrauen. Ich habe es von ihnen gelernt und ich war stolz darauf. Ich erinnere mich, daß ich zum erstenmal, als ich mit Regina beisammen war ... von Nella gesprochen habe, von meiner Schwester, an die ich denken muß, wenn ich die Seiltänzerin sehe ...

Zusammenhänge! Zusammenhänge! Und dann habe ich es versäumt zu sprechen. Ein Wort vielleicht nur und alles wäre enthüllt gewesen. Und wir haben dieses Wort nicht gefunden. Bezug hat selbst den Zufall zum Bundesgenossen. Oder er hat unseren Willen so in seiner Macht, daß wir nur tun, was ihm gefällt. Und dann ... wie ich von ihrem Tod erfahren habe ... Es gab mir einen Schlag ... es durchzuckte mich ... furchtbare Wege des Schicksals ...«

Die Sonne war aufgegangen, und ein siegreicher Schein brach in das Zimmer. Adalbert stand noch bis zur Brust in der Dämmerung des Raumes, Schultern und Kopf aber schon im hellen Licht. Sein Gesicht war hart und entschlossen. Er reichte Eleagabal die Hand.

»Wohin wollen Sie gehen?«

»Sie fragen noch? Ich gehe zu Bezug. Das ist der Weg, den ich jetzt zu machen habe.«

Da legte Eleagabal die Hände auf Adalberts Schultern und sah in sein Gesicht: »Geh'« sagte er, »geh ... du wirst siegreich sein.«

Staunend erfaßte Adalbert die Hände des Alten und drückte sie: »Sie sagen ... wie soll ich das ... Ich höre ... Sie sagen du zu mir.«

»Und ich bitte dich, es auch mir zu sagen. In dieser Stunde erwirbst du dir ein Recht darauf.«

– Bezug hatte eben von Hainx die Berichte über den Fortgang seiner großen Unternehmung entgegengenommen. In der letzten Zeit waren bedeutende Erfolge zu verzeichnen, den Agenten der Gesellschaft waren ungeheure Landkäufe gelungen, und einige der großen Expeditionen Bezugs hatten unter allerlei Vorwänden günstige Verträge abgeschlossen. Während die ganze Welt die großen Taten Bezugs auf wissenschaftlichem Gebiet in immer begeisterteren Hymnen besang, seine Opferfreudigkeit pries und ihn als Förderer idealer Bestrebungen hinstellte, verfolgte er unermüdlich seine Ziele. Einige Zeitungen, die sich nicht dem allgemeinen Chor anschließen wollten, wurden rasch zum Verstummen gebracht, indem sie von der Gesellschaft angekauft oder mit Vernichtung bedroht wurden. Im englischen Unterhaus hatte ein Ire mit einiger Besorgnis auf die großartigen und, wie es scheine, planmäßigen Landankäufe der Gesellschaft

hingewiesen und eine Interpellation an das Ministerium gerichtet, wie es diesen gefährlichen Machinationen entgegenzutreten gedenke. Aber schon in der nächsten Sitzung erklärte der Frager nach einigen allgemein gehaltenen Phrasen des Ministers, daß er sich mit dieser Beantwortung vollkommen zufriedenstelle.

Seit dem Tod Nellas schien Bezugs Arbeitskraft verdoppelt, seine Verfügungen waren klar und bestimmt, und Hainx neigte sich in Bewunderung vor der Genialität seines Herrn. Es verging kein Tag, an dem nicht ein großer Schritt getan und eine neue Etappe genommen wurde. Heute hatte Bezug den Bericht des Professors Hartl geprüft, der aus Abessinien zurückgekehrt war und neben einer Fülle wissenschaftlicher Ergebnisse auch eine Anzahl vorteilhafter Abmachungen mit dem Negus vorweisen konnte. »Sagen Sie ihm,« beauftragte Bezug seinen Sekretär, »daß ich mit ihm zufrieden bin.«

»Aber die Gattin ... ich habe sie gestern gesprochen! Sie hat mich gefragt, ob ihr Mann nicht bald wieder auf eine Forschungsreise gehen muß. Sie ist unersättlich, diese Frau!«

Bezug hatte schon die Hand auf die Türklinke gelegt und sah sich mit einem Lachen nach Hainx um: »Ich habe nichts dagegen, den Herrn Professor wieder in seine Rechte treten zu lassen. Sagen Sie ihr das.«

»Ich werde mich hüten«, antwortete Hainx, und mit einem krächzenden Lachen ging Bezug die Stiegen von seinem Turmzimmer herab. Als er die große Halle betrat, stand er plötzlich Adalbert gegenüber, und ein Blick auf das Gesicht des jungen Mannes zeigte ihm, daß er einen Empörer vor sich habe. Noch nie hatte er einen seiner Sklaven so gesehen, frei von aller Furcht und in sich fest, ehern und mit ruhiger Stirn. Und verwundert fragte er: »Was wollen Sie?«

Adalbert schwieg noch immer, den Blick auf Bezugs Gesicht geheftet. Dann sagte er, wie es Bezug schien, mit einer veränderten, tieferen Stimme: »Ich will nicht, daß es aussieht, als ob ich fliehe. Ich hätte auch einfach nicht mehr zurückzukommen brauchen. Denn meine Kette ist zerrissen. Aber ich will nicht, daß Sie glauben sollen, ich fürchte mich noch vor Ihnen.«

»Was soll das heißen?«

»Was das heißen soll? Fragen Sie noch? Denken Sie an meine Schwester, die Sie umgebracht haben ... Das hat mich freigemacht.«

»Der Alte hat Sie also aufgehetzt. Mit seinem wahnsinnigen Gered. Er gehört ins Irrenhaus. Er ist gefährlich.«

»Meinen Sie Eleagabal? Das wäre Ihnen recht, wenn Sie den unschädlich machen könnten! Ihren gefährlichsten Feind! So irgendwo einsperren, wenn Sie ihn schon nicht ganz zum Schweigen bringen können. Aber ich habe es nicht von ihm ... nein«, und Adalbert trat näher an Bezug heran. »Ich habe es von Nella selbst.«

»Von Ihrer Schwester? Die ist ja tot.« Aber Bezugs Gesicht verfärbte sich. Was war da wieder geschehen, was seine Berechnungen übersehen hatten? Oder war sie gar nicht tot? Ein abergläubischer Schrecken machte ihn unsicher.

»Sie ist tot. Aber sie spricht noch aus dem Grab zu mir. Sie hat mir als Andenken ein Buch hinterlassen, in dem sie genau aufgezeichnet hat, wie sie von Ihnen umgebracht worden ist. Schritt für Schritt, durch tausend Ängste ... durch eine grausame, raffinierte Folter ... oh, sehr schlau ...«

»Teufel!« Bezug hatte die Zähne zusammengebissen und die Nase trat scharf über dem schmalen Spalt der Lippen hervor.

»Das wollte ich Ihnen sagen. Und jetzt gehe ich. Ich sollte Sie niederschlagen wie einen Hund, aber ich hoffe, daß Sie einen erbärmlicheren Tod finden werden.«

Adalbert wandte sich zum Gehen, aber als er einige Schritte getan hatte, rief ihm Bezug nach: »Halt!« Er hatte seine Geistesgegenwart zurückgewonnen und grinste Adalbert tückisch entgegen: »Und du glaubst, du Narr, daß ich dich gehen lasse. Jetzt, weil du dich sträubst, wirst du erst recht gehorchen müssen. Jetzt wirst du bleiben. Jetzt erst recht. Du willst dich gegen mich empören, du Wurm? Hast du eine Ahnung von meiner Macht? Was denkst du von mir? Glaubst du, ich lasse mir entkommen, wen ich einmal habe?«

Furchtlos trat Adalbert näher. Er empfand Bezugs Worte wie eine widerliche Berührung, und zugleich fühlte er, wie dieser gewaltige Wille,

dem er bis jetzt immer unterlegen war, an den Grundfesten seiner Seele rüttelte. Jetzt war der Augenblick des härtesten Ringens gekommen. Jetzt mußte es sich erweisen, ob er dem Feind gewachsen war. Er sah eine große Helle vor sich, zugleich aber richtete sich drohend und gigantisch ein Schatten empor. In Bezugs Salzseeaugen glomm das unterirdische Feuer, und es schien sich eine Explosion zu bereiten. »Damit ist es vorbei,« sagte Adalbert langsam, »ich bin frei von dir. Hörst du, gib dir keine Mühe.«

Bezug lachte auf: »Glaubst du? Ahnst du denn, was ich kann? Wer mir alles hilft? Ich habe das Recht auf meiner Seite. Hast du nicht einen Vertrag unterschrieben?«

Es kam also so, wie es Eleagabal vorhergesagt hatte. Und in der Angst, daß Bezug aus diesem Umstand neue Stricke flechten könnte, verlor Adalbert die Herrschaft über sich. Mit einem Sprung war er bei Bezug und hob die Faust: »Schweig,« schrie er, »oder ich schlage dich nieder.« Da geschah etwas Sonderbares. Bezug, der sich in allen Gefahren sein kaltes Blut bewahrte, wich vor Adalberts Drohung zurück. Vor dieser Faust, einer unbewehrten Faust, duckte er sich, hob er den Arm zur Abwehr über den Kopf und schien kleiner zu werden, indem er mit geknickten Knien einen Schritt zurücktrat. Und nun wußte Adalbert, daß der Augenblick da war, den er nützen mußte. Langsam wandte er sich und ging, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. So verließ er Bezugs Haus.

Wie im Traum durchschritt er die Stadt. Menschen und Dinge wichen an ihm vorbei, und es schien ihm, als gehe er durch einen ungeheuren Tumult, durch ein wildes Gewirr mit einer seltsamen unirdischen Leichtigkeit, ganz ohne Beschwerden und ohne die Mühe, seine Aufmerksamkeit der Überwindung von Widerständen zukehren zu müssen. Dann kam ein Gefühl des Steigens, die beiden Heiligen am oberen Ende der Domstiege schienen ihm zu winken. Er wußte nicht, wie rasch er die Turmtreppe emporgestiegen war. Erst als er das Turmzimmer betrat, wich dieser seltsame Zustand, und eine wunderbare Klarheit breitete sich um ihn. In einer Aufwallung fast unerträglichen Glücksempfindens fiel er Eleagabal Kuperus um den Hals. »Frei«, rief er jubelnd und dann, als er sich erinnerte, daß nebenan ein Toter lag, leiser und inniger: »frei!« Eine seiner Hände

wurde ergriffen und gedrückt. Johanna stand neben ihm. Sie sprach kein Wort, sah ihn nur an und hielt seine Hand fest. »Eleagabal hat mir gesagt ...« murmelte sie nach einer Weile.

Und dann kam Regina aus der Werkstatt des Türmers. Sie hatte die Stimmen nebenan gehört und sie wußte, daß Adalbert von einem gefährlichen Weg zurückgekehrt war.

Am nächsten Tag wurde Heinrich Palingenius begraben. Die Sargträger schleppten ihn an dem schwarzen Kreuz vorbei, mit dem er auf der Wand des Turmes die Grenzen seines Reiches bezeichnet hatte. Sie kannten die Bedeutung des Zeichens nicht, aber doch durchschauerte es sie, als ihre Blicke darauf fielen, und es war, als werde die Last in ihren Händen schwerer. Dem Toten folgten die beiden Frauen, Eleagabal und Adalbert und als letzte, schluchzend und vor Tränen fast blind, die alte Swoboda, die während der ganzen Zeit nicht von der Leiche ihres Jugendfreundes gewichen war. Unten auf dem Domplatz aber wartete eine große Anzahl von Menschen, und als der Sarg nun auf den schwarzen Wagen gehoben wurde, nahmen alle die Hüte ab. Alle Bewohner des alten Viertels um den Dom waren erschienen und schlossen sich dem Zug an. Hatte Heinrich Palingenius doch mitten unter ihnen gelebt, wenn auch hoch über ihnen und nur von den älteren Leuten gekannt. Aber durch seinen Tod hatte sich der Wächter über die Ruhe der Nächte wieder in aller Gedächtnis gerufen, und jedem war es wie eine heilige Pflicht, ein lang Versäumtes endlich nachzuholen. So geleitete ein langer Zug den Toten hinaus und dem Mann, der sich zu Lebzeiten allem fremden Anteil entzogen hatte, folgte ein lebendiges Gedächtnis.

Nach dem Begräbnis aber kehrten die Angehörigen des Toten nicht mehr in den Turm zurück. Gleich am frühen Morgen hatte der neue Türmer seinen Dienst angetreten, und obgleich er sich ganz still und ehrfürchtig verhielt, hatte die ganze kleine Welt dort oben ein neues und fremdes Gesicht angenommen. An der Straßenecke, wo Frau Swobodas Weg abzweigete, blieb sie stehen und reichte allen die Hand, zuletzt, obzwar erst nach einem kurzen Zögern, auch Eleagabal Kuperus. Er sah ihr fest in die rotgeränderten, vom Weinen verquollenen Augen, hielt die welken Finger

eine Zeitlang in seiner Hand und gab sie erst frei, als Frau Swoboda scheu zu ihm aufblickte. Dann ging sie kopfschüttelnd und mit kurzen, schwankenden Altweiberschritten um die Ecke. –

Elisabeth erfuhr noch in derselben Stunde, in der Adalbert Bezugs Haus verlassen hatte von seiner Befreiung. Bezug selbst sagte es ihr unten in der Halle, mit einem wütenden Grinsen und mit emporgereckten Händen, die etwas in der Luft zu schütteln schienen. Dann, als sein Anfall vorüber war, sah er seiner Tochter gespannt in das Gesicht. Aber Elisabeth veränderte keine Miene. Sie wandte sich und ging langsam in ihre Zimmer zurück.

Im Musikzimmer blieb sie an ihrem Flügel stehen, eine Hand auf die glatte, glänzende Holzfläche gelegt.

Es wirbelte in ihrem Kopf, und die Musikgeräte an den Wänden zogen sich zu langen Streifen auseinander, zwischen denen rote Punkte in entgegengesetzter Richtung hinschossen. Sie sank auf den Stuhl am Klavier und schlug, ohne zu wissen, was sie tat, den Deckel auf. Müde fiel die rechte Hand auf die Tasten, und es gab einen häßlichen Mißklang, einen Haufen von Tönen ohne inneren Zusammenhalt. Mit einem bitteren Geschmack im Munde sah sie auf die regelmäßige Reihe der weißen und schwarzen Tasten.

Ihr Körper zuckte, und sie gedachte der fürchterlichen Abenteuer, die sie erlebt hatten, der geheimnisvollen Orgien, voll von fieberhaften Ausschweifungen, wie sie unter den wildesten Zeiten des Genusses kaum erhört waren. Straff und heiß richtete sie sich auf. Was hinderte sie, sich diesem Leben von neuem hinzugeben? Es war ein wollüstiger Gedanke für sie, sich wieder hinzuwerfen, zu verschenken, wie damals, bevor Adalbert in das Haus ihres Vaters gekommen war. Entschlossen durchschritt sie die Reihe ihrer Zimmer, schob einen Stuhl an den Schreibtisch und warf einige Zeilen auf ein cremefarbenes Briefpapier, dessen Umschlag sie mit einem aus der geheimen Lade des Tischchens geholten Petschaft siegelte. Die Adresse des Briefes lautete an die Gräfin, und das Siegel zeigte eine fliegende Taube inmitten eines Drudenfußes.

Während einiger Tage bekamen die Hausgenossen Elisabeth kaum zu Gesicht. Ab und zu sah man sie zwischen den Gebüschchen des Parkes, der

jetzt von einem schweren Herbststurm ganz kahl gefegt worden war. An den gemeinsamen Mahlzeiten nahm sie nicht teil und hielt sich in ihren Gemächern verschlossen. Es war Hainx, der auf allen Wegen auf sie lauerte, nicht möglich, sich ihr zu nähern, obwohl er alle Schlaueit eines in allen Dingen Erfahrenen aufwandte. Wenn er ihr Kleid irgendwo im Park sah, war er sogleich dahinter her, aber Elisabeth verschwand ihm stets auf unbegreifliche Weise. Da gab er es auf, sie in Bezugs Haus zu sprechen und wartete geduldig auf jene Nachricht, die ihm Samek versprochen hatte. Samek war der tüchtigste und findigste unter Bezugs Eideshelfern, ein wagehalsiger und schlauer Mensch, dem keine Aufgabe zu schwer war. Und dann war er bei allen Unternehmungen, von denen ihm Hainx sagte, daß sie gegen Adalbert Semilasso gerichtet seien, mit einem unauslöschlichen Haß beteiligt. »Dän, dän ölendigen Hund ... die Gurgel möcht i imm zudrucken, daß a net mehr schnaufen kann.« Und dann gab er immer in hastigen, rohen Worten eine Schilderung des Auftrittes im Gasthausgarten »Zum General Laudon«, bei dem ihn Adalbert vor versammeltem Publikum zum Rückzug gezwungen hatte.

Am Abend eines der ersten Dezembertage kam die Nachricht. Samek erwartete Hainx vor der Tür des Café Lederschneider, das von Doktor Störner vor Jahren den Namen »Zum unterbundenen Tiger« erhalten hatte. Als die beleuchtete Uhr auf der kleinen Insel inmitten des belebten Platzes halb acht zeigte, kam Hainx aus der Türe, ließ den rasch geöffneten Flügel hinter sich zufallen und stand einen Augenblick auf der Schwelle, indem er in das Schneetreiben hinaussah und den Kragen seines Winterrockes aufstellte. Sogleich trat Samek auf ihn zu, in der demütigen Haltung eines Bittenden. »Heute ...«, flüsterte er, »um zehn Uhr!«

»Heute?«

»Ja ... ganz sicher.«

»Es ist gut.« Und Hainx führte das Manöver zu Ende, indem er auch den Bettler mit einer kleinen Gabe abfertigte. Dann ging er langsam nach Haus und begann sich umzukleiden. Aus einem geheimen Schrank nahm er eine kunstvoll gearbeitete, dunkelhaarige Perücke, die keinen Verdacht erregte, daß darunter ein fast kahler, nur von dünnem blonden Haar

bedeckter Scheitel war. Mit Mastix befestigte er einen kurzen Backenbart zu beiden Seiten des Gesichtes und dann setzte er eine massige Hornbrille auf. Er sah jetzt ganz einem biederem Oberlehrer ähnlich, der in der Erfüllung seiner Berufspflichten äußerst streng und seinen Schülern ein Schrecken ist. Kurz nach neun Uhr verließ er das Haus.

Eine halbe Stunde später knarrte eine der Türen in der Parkmauer und Elisabeth trat nach einem vorsichtigen Blick auf das schwach erhellte Gäßchen hinaus. Noch immer trieb der Nordostwind den harten, körnigen Schnee vor sich her, und trotz des dichten Schleiers fühlte sie die eisigen Nadeln auf ihrem heißen Gesicht. Schwer und stumm lag der öffentliche Park vor Elisabeth, und wie mit beklommenen Seufzern neigten sich die Wipfel der Bäume einander zu, als wollten sie einander schreckliche Träume und ängstliche Ahnungen erzählen. Mit wachsamen, hellen Fensterreihen sahen die korrekten Häuser, die um die Insel des Parkes standen, in das Dunkel. Elisabeth kreuzte den Park auf dem kürzesten Weg. Einige Paare begegneten ihr, deren zärtliche Glut selbst dem Nordost Stand hielt, und ein einzelner Mann, der auf der Suche nach einem Abenteuer sein mochte, blieb stehen und sah Elisabeth nach.

Jenseits des Parkes hielt eine Reihe von Wagen, deren Kutscher sich vor dem Sturm in das Innere geflüchtet hatten, während die Pferde mit hängenden Köpfen, unter dem Schutz der Decken das Schneetreiben über sich ergehen ließen. Elisabeth ging auf den nächsten der Wagen zu und öffnete selbst den Schlag. Erschreckt sprang der schlaftrunkene Kutscher heraus. »Wohin, bitt' schön?« gurgelte er, während er die Decke vom Rücken des Pferdes nahm.

»Nach dem Bahnhof! Zum Zehnuhrzug!«

Es war noch etwa zehn Minuten bis zum Abgang des Zuges Zeit, als Elisabeth auf dem Bahnhof ankam. Ohne sich an der Kasse aufzuhalten, ging sie sogleich in den Wartesaal und nahm dort auf einem der Sofas Platz, ganz nahe am Fenster, durch das sie eifrigst das Treiben auf dem Bahnsteig betrachtete. Eben wurde die Türe des Warteraumes geöffnet, und die wenigen Reisenden begaben sich zu dem Zug, der bereits draußen auf dem zweiten Geleise stand. Außer Elisabeth blieb nur ein einziger Mann zurück.

In der dem Platz Elisabeths schräg gegenüberliegenden Ecke saß er da und schaute wie in Gedanken versunken vor sich hin. Ein schneller Blick, den Elisabeth unter dem Schutz ihres Schleiers auf ihn warf, überzeugte sie, daß es kein Bekannter war. Irgendein Professor aus der Provinz, der wohl nach einem Besuch in der Großstadt in sein Nest zurückkehrte und schon jetzt auf den nächsten Zug wartete.

Zwei Minuten vor Abgang des Zuges kam ein etwa vierzehnjähriges Mädchen herein, ging geradenwegs auf Elisabeth zu und überreichte ihr eine Fahrkarte. Langsam erhob sich Elisabeth und kam an den Zug heran, als die Schaffner schon die Türen zuzuschlagen begannen. Der Zugführer, an den sie sich wandte, hob die Fahrkarte prüfend in das Licht der Laterne, legte dann die Hand mit ehrfürchtigem Gruß an den Mützenrand und riß dann eine der Türen zu einem Wagen erster Klasse wieder auf. Gerade als Elisabeth einstieg, kam auch der Professor über den Bahnsteig, rannte mit den Gebärden eines Verzweifelten auf den Zug zu, als ob er in der Zerstreutheit fast vergessen hätte mitzufahren, und wurde von zwei Schaffnern, von denen der eine schimpfte, der andere lachte, noch im letzten Augenblick in einen Wagen befördert.

Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Elisabeth hatte es sich in ihrem Wagenabteil bequem gemacht, nachdem sie die Tür von innen verschlossen hatte. Sie hatte die pelzbesetzte Jacke ausgezogen und die Beine auf die andere Bank gelegt. Nur den Schleier hatte sie nicht abgenommen. Die Nacht war ganz dunkel, nur ab und zu flogen weiße Flecke vorüber, die Stellen, wo der Wind den Schnee an den Böschungen zusammengeweht hatte.

Nach einer Weile kam jemand den Gang entlang und blieb vor ihrer Tür stehen. Elisabeth zog die Fahrkarte aus dem Handschuh hervor, um sie dem Schaffner zu übergeben. Ein Schlüssel wurde angesteckt, dann verschob sich die Tür kreischend in ihren Schienen.

Ohne hinzusehen reichte Elisabeth dem Eintretenden ihre Karte. Sie hörte, wie die Tür wieder zugeschoben wurde, aber niemand nahm ihr die Karte ab. Verwundert wandte sich Elisabeth endlich um und sah nicht einen

Schaffner, sondern einen unbekanntem Mann, den Professor, der vorhin mit ihr im Wartezimmer zurückgeblieben war. Er stand da und sah sie an.

»Entschuldigen Sie,« sagte Elisabeth, »Sie müssen sich irren.«

»Ich bin schon recht«, sagte der Mann mit einer hohen Kathederstimme.

»Nein, Sie irren sich. Ich habe ein reserviertes Coupé bestellt.«

Langsam hatte Elisabeth die Füße herabgezogen und rückte sich in die Nähe der Notleine. »Und überhaupt, wie kommen Sie herein. Ich habe doch von innen abgesperrt.«

»Durch solche Kleinigkeiten habe ich mich nie abhalten lassen ... das solltest du doch wissen«, sagte der Mann mit einer gänzlich veränderten Stimme und nahm die Brille und mit dem Hut zugleich die schwarze Perücke ab.

Elisabeth war aufgesprungen. Sie sah, daß sie Rudolf Hainx gegenüber stand. »Niederträchtig«, zischte sie. Es war wirklich wie das Zischen einer gereizten Schlange.

»Niederträchtig? Du weißt doch, daß mir Niederträchtigkeiten noch immer gelungen sind«, lachte Hainx.

»Was willst du von mir?«

»Ich will mit dir sprechen. Du hast es mir auf andere Weise unmöglich gemacht. Ich habe es also auf diese Weise versuchen müssen.«

»Ich will nichts hören.«

»Du wirst hören müssen. Nun, ich weiß, daß es dich interessiert, was du hören wirst. Also tu nur nicht so.«

»Ich verlange von dir nur, daß du augenblicklich gehst.«

»Sei vorsichtig, meine Liebe; sei vorsichtig! Ich komme heute zum letztenmal. Diese Stunde wird darüber entscheiden, ob wir uns künftig als Freunde oder als Feinde begegnen werden.«

»Du solltest wissen, daß mich deine Drohungen nicht einschüchtern.« Hoch aufgerichtet stand Elisabeth Hainx gegenüber. Lächelnd ließ sich Hainx auf eine der Bänke fallen und sah ihr ins Gesicht. Da sprang Elisabeth mit einem Satz zur Notleine und nahm den Griff in die Hand. »Wenn du nicht sofort gehst,« keuchte sie, »so bringe ich den Zug zum Stehen.«

Hainx aber blieb ruhig sitzen. »Du kannst es ja versuchen. Aber ich glaube nicht, daß der Zug stehen bleiben wird.«

»Du hast ...«

»Aber selbstverständlich. Du glaubst doch nicht, daß ich das versäumen werde. Übrigens kannst du dich ganz ruhig wieder setzen. Ich werde keine Gewalt gebrauchen. Es wäre zwar wunderbar, deinen sich sträubenden, krümmenden Körper zu genießen ... dir alles vom Leib zu reißen und dich dann nackt aus dem Zug zu werfen ...« Hainx streckte seine Fäuste vor und öffnete und schloß die Finger wie im Krampf.

Verächtlich sah ihm Elisabeth ins Gesicht: »Großartig! Das heißt, du wagst es nicht, weil du weißt, daß ich dir an Kraft überlegen bin. Schwächling! der du dich mit dem begnügst, was mein Vater übrig läßt.«

Hainx lächelte: »Nun – es sind immer noch schöne Reste! Aber ein kümmerlicher Ersatz dafür, was ich mit dir verloren habe. Was ich sagen wollte, war dies: ich werde keine Gewalt gebrauchen, weil du dich mir freiwillig geben sollst. Ich weiß, was du an Lust geben kannst, wenn du mit allen Sinnen dabei bist. Und schließlich: man hat doch auch seinen Stolz! Nicht? Der Rudolf Hainx ist doch nicht der erste Beste ... Ich biete dir dafür auch – wie bereits gesagt – Nachrichten, die dich interessieren werden.«

»Und ich sage dir, daß ich von dir nichts wissen will.« Elisabeth nahm in ihrer Ecke am Fenster Platz und sah wieder in die Nacht hinaus.

»Du wirst mir dankbar sein, wenn du mich angehört haben wirst. Also: ich weiß, wo sich Adalbert Semilasso aufhält.«

»Glaubst du denn, daß ich das nicht hätte selbst erfahren können? Wenn ich nur gewollt hätte. Aber ich will es nicht wissen.«

»Rede dir das doch nicht ein. Willst du den Schimpf ertragen, daß dich ein Mann verschmäht? Dich! Daß er einfach davon geht? Hörst du? Ich verstehe dich nicht. Du bist ganz anders geworden. Deine Seele ist schwach und krank. Du willst es ja wissen und wagst nur nicht zu fragen.«

»Schweig!«

»Also, er wohnt beim Müller Enzberger, in der Mühle beim Gasthaus ›Zum General Laudon‹. Du weißt ja, wo das ist.«

Elisabeth antwortete nicht und sah in die Nacht hinaus. Mit Nachdruck fuhr Hainx fort: »Aber nicht allein! Nicht allein! Mit einem jungen Mädchen, hörst du. Das ist jenes Mädchen, das er dir vorgezogen hat.«

An dem raschen Heben und Senken der Schultern Elisabeths merkte Hainx, daß seine Nachricht ihren Eindruck nicht verfehlte. »Dieses Mädchen heißt Regina. Sie ist die Tochter des Türmers Palingenius, der mit seiner Flugmaschine abgestürzt ist, der Narr! Jetzt wohnt Adalbert mit ihr in der Mühle. Ist diese Nachricht nicht etwas wert?«

Noch immer kam keine Antwort von Elisabeth. Da rückte Hainx näher und faßte ihre herabhängende Hand. Aber mit einem heftigen Ruck wurde sie ihm entzogen. »Ich habe dich nicht danach gefragt,« sagte Elisabeth, »ich habe nichts gehört.«

»Elisabeth, ich habe dir gesagt, diese Stunde entscheidet darüber, ob wir Freunde oder Feinde sein werden. Du wirst dich an Adalbert und an ihr rächen. Ich will dir dabei behilflich sein.«

»Wenn ich mich rächen will, so kann ich es selbst. Ich brauche dich nicht.«

»Er hat dieses Weib dir vorgezogen. Ein armseliges Ding, sag' ich dir. Ich war bei ihr auf dem Turm. Sie ist ein Kind, ein dummes Kind. Ich habe mir von ihr die Merkwürdigkeiten des Turmes erklären lassen. Es war unterhaltend, zu sehen, wie mißtrauisch sie gegen mich war. Ein einfältiges Gemüt.«

»Ist sie schön?« fragte Elisabeth, ohne Hainx anzusehen.

Durch die Frage ermutigt fuhr Hainx fort, Reginas Charakteristik zu entwerfen. »Eine Gänseblume! Sinnig, minnig, die deutsche Jungfrau.« Und er verglich sie mit Elisabeth, deren Schönheit Regina überstrahlte, und die er mit heißen Worten feierte. Plötzlich lag er vor Elisabeth auf den Knien. »Du ... du!« keuchte er und preßte sein Gesicht in ihren Schoß, gierig den Duft ihres Kleides einsaugend.

Elisabeth straffte die Knie und schnellte sich empor. »Geh!« sagte sie zu Hainx, der von der Wucht des Stoßes zurückgesunken war. Er lag mit dem Oberkörper auf dem roten Samt der Sitze, mit weit ausgebreiteten Armen, während die Finger sich in den weichen Stoff einkrallten. Sein ganzer

Körper war verrenkt und die Glieder durcheinander geworfen, als wäre er von einer großen Höhe herabgefallen. Er lag auch so da, halb betäubt, unfähig, sich zu rühren, nur die Finger spielten halb unbewußt im Samt der Polsterung. Elisabeth war zum andern Fenster getreten und zog den Vorhang ein wenig zurück, um auf den mangelhaft beleuchteten Gang hinauszusehen. Sie hörte, wie sich Hainx hinter ihr langsam erhob und an sie herantrat.

»Gut,« sagte er, »gut, du willst nicht! Ich habe dir eine Nachricht gebracht, die ihren Lohn wert ist.«

»Ich habe keine Nachricht von dir gefordert.«

»Gut. Aber ich habe nicht bloß diese Angelegenheit im Auge gehabt, sondern auch noch andere Dinge. Vielleicht wird dir mein Schweigen wertvoll genug sein, um es dir zu sichern.«

Elisabeth ließ den Vorhang fahren und wandte sich rasch um. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, lehnte sie an der Tür: »Nun ... also ... was soll das heißen?«

»Was das heißen soll? Ich sehe es dir an, daß du es weißt, was das heißen soll. Es heißt, daß ich alles weiß. Glaubst du denn, daß ich durch den Zufall darauf gekommen bin, mit welchem Zug du fährst? Du bist sehr vorsichtig, und eure Organisation ist gut. Aber ich bin euch doch dahinter gekommen ...«

Elisabeth erwiderte nichts mehr. Sie sah, daß hier kein Leugnen half. Und Hainx fuhr im bedächtigen Genuß seines Triumphes langsam fort: »... eurem Klub ... dem Klub der babylonischen Jungfrauen.«

»Gut. Du weißt es also. Und was weiter?«

»Was weiter? Köstlich! Denkst du nicht, daß es Leute geben wird, die sich dafür interessieren? Es wird sehr hübsch werden, wenn die ganze Gesellschaft einmal auffliegt, wenn die Polizei euer Nest einmal ausnimmt. Ein äußerst pikanter Skandal. Meinst du nicht auch? Stoff für alle Zeitungen und Witzblätter. Ich freue mich schon darauf, Karikaturen von dir zu sehen. Fräulein Istar! heißt du nicht so? Du siehst, ich weiß alles.«

Ohne zu antworten war Elisabeth wieder auf einen der Sitze gesunken. Die Spannung in ihren Zügen löste sich und etwas Weiches, Müdes

verschleierte ihre Energie. Die Hände, die ihr im Schoß lagen, falteten sich unwillkürlich. Hainx, der Elisabeth kannte, war von neuem ebenso verwirrt wie hingerissen, und das Rätsel dieser Frau machte ihn auf einmal so ängstlich und bedrängte ihn, als stünde er dem Unendlichen gegenüber. Nicht, als ob er auf die Orgien der Wollust hingewiesen hätte, saß sie vor ihm, sondern als hätte man ihr gesagt, man wisse von ihren heimlichen Kirchgängen und frommen Gebeten und Werken, von denen die Welt nichts erfahren sollte. Und bestürzt stammelte er noch einmal: »Ich weiß ... alles.«

»Meinetwegen«, sagte Elisabeth und sah vor sich hin.

»Das kann dir doch nicht gleichgültig sein?«

Eine Gebärde sagte, daß es Elisabeth doch gleichgültig sei. Und nun, da es Hainx schien, als sei sein Spiel nicht so gesichert, wie er gedacht hatte, kam der Zorn wieder über ihn. »Und wenn es die Welt erfährt ... hörst du«, er faßte Elisabeth an den Schultern und schüttelte sie.

»Ich soll dein Schweigen erkaufen? Nein, mein Lieber. Es fällt mir nicht ein.«

»Du denkst, daß ich schweigen werde? Nicht wahr? Aber du irrst dich. Ich werde sie alle auf dich hetzen.«

»Tu, was du willst.«

»Elisabeth: zum drittenmal! Sollen wir Freunde sein oder Feinde – – von nun an ...?«

»Ach laß mich doch mit dieser dummen Phrase, wo gibt es denn zwei Menschen, die Freunde sind. Wir sind alle nur Feinde, einer des andern und sein eigener dazu.«

Zitternd stand Hainx vor Elisabeth, aber sie sah gar nicht nach ihm hin, sondern streckte sich lang auf die Bank aus, und zog die Füße hoch.

»Ich gehe, Elisabeth, ich gehe.«

»Geh nur. Ich möchte noch ein wenig schlafen.«

Es sah einen kurzen Moment so aus, als wollte sich Hainx auf das Weib stürzen, das ihn so verachtete, daß sie sich aller Verteidigung begeben konnte. Aber es war ihm wie im Traum, wenn uns alle Kräfte verlassen haben und wir keines Gliedes Herr sind. Es lachte jemand. Hainx bemerkte,

daß er es selbst gewesen war. Dann ging er aus dem Abteil und zog die kreischende Tür zu.

Der Klub der babylonischen Jungfrauen

Inhaltsverzeichnis

Im Schatten der Millionenstadt blühte der »Klub der babylonischen Jungfrauen«.

Mit einer Vereinigung unbefriedigter Frauen hatte das Ganze seinen Anfang genommen. Und eigentlich war der Anreger ein Mann gewesen, ein Weiser, ein Philosoph, der aus einem Athleten durch einen Sturz ein lahmer Krüppel geworden war. Als er starb, fand sich in seinem Nachlaß, unter vielen anderen Manuskripten auch eine Aufzeichnung, die den Eingeweihten den Schlüssel gab.

»Die physiologischen Bedingungen«, hieß es hier, »müssen im Dunkeln bleiben. An der Oberfläche glänzt im vollen Sonnenschein die Moral. Aber ich frage, warum schämen wir uns der Triebe, die uns von der Natur eingepflanzt sind. Warum? der ›geistige Mensch‹! Ein Vorurteil, daß der ›geistige Mensch‹ den triebhaften überwinden müsse. Im Gegenteil: der geistige Mensch wächst aus dem triebhaften auf und bezieht sich immer wieder auf ihn zurück. Wie sagt der Lateiner: *naturalia non sunt turpia*. Um dieses einen Spruches willen bedauere ich es, nicht Latein gelernt zu haben. Nun also: und zu den psychologischen Grundbedingungen des gesunden Menschen gehört die Erotik. Der gesunde Mensch verlangt nach der Liebe, genau wie er nach dem Schlafen und dem Essen verlangt. Das ist ja alles so einfach und selbstverständlich. Aber vielleicht will man gerade deshalb nichts davon wissen. Der Mann kann sich in diesem Belang helfen. Aber die Frau ist zu bedauern. Dem jungen Mädchen ist die Liebe ein geheimnisvoller Garten. Man kann durch Ritzen der Planken sehen, oder sich auf die Fußspitzen stellen, aber man darf nicht hinein. Vielleicht tragen die Mädchen bei uns weniger schwer daran, weil eine jahrhundertelange Gewöhnung keine Empörung der Sinne aufkommen läßt. Aber die Frauen. Sobald die Fackel einmal entzündet ist, darf man sie nicht verlöschen. Das

ist die Ehe, und man nimmt an, daß die Frau darin ihre Befriedigung findet. Wie nun aber, wenn der Mann stirbt oder eine Krankheit seine Kraft vernichtet. Der Keuschheitsgürtel ist die größte Grausamkeit der Weltgeschichte. Wie viele unglückliche Frauen haben darunter gelitten. Und noch immer zwingt man unseren Frauen den Keuschheitsgürtel auf. Der wahrhaft freie Mann, der alles Natürliche und Menschliche mit hellen Augen betrachtet, wird sich von diesem Gespenst erlösen. Wie kann ein Krüppel von seiner Frau Keuschheit verlangen? Wenn er durch ein Unglück dazu gezwungen ist, zu entsagen, soll es die Frau freiwillig tun? Wo ist da Sinn und Gerechtigkeit? Und trotz aller Bitternisse und Schmerzen, trotz aller nagenden Qual wird der wahrhaft freie Mann den Keuschheitsgürtel vom Schoß der Frau herabgleiten lassen.«

Der Mann, der diese Zeilen geschrieben, hatte den Mut gehabt, seine Theorie ins Leben umzusetzen. Aber er hatte seine Frau gebeten: »Hänge dich nicht an einen, denn das wäre mir schwer zu ertragen. Aus der heimlichen Beziehung der Leiber wächst die Intimität der Seelen, und die möchte ich mir zu dir bewahren. Gib dich vielen, wie sie kommen, und mit Vorsicht, damit man nicht über dich lache, denn man versteht heute noch nicht, wie ich das meine.« Und die Frau – eine Frau, die ihren Gatten liebte – tat nach langem Sträuben seinen Willen. Die Freunde wunderten sich über die glückliche Ehe der beiden.

So war der »Klub der babylonischen Jungfrauen« entstanden. In einem weitläufigen alten Palais, das von einer eleganten und reichen Dame gemietet war, hatte der Klub sein Heim. Nicht einmal die nächsten Nachbarn wußten viel von dem Leben der Frau, die man, ohne ihren eigentlichen Namen zu kennen, kurz die »Gräfin« nannte. Man konnte nicht recht aus den sonderbaren Gewohnheiten der Gräfin klug werden. Sie war eigentlich nur immer auf kurze Zeit in ihrem Heim, kam oder entfernte sich meist zur Nachtzeit, nachdem sie ein paar Stunden in dem Palais zugebracht hatte. Nur selten sah man sie bei Tag in ihren Wagen steigen, immer tief verschleiert und nur von einer Kammerjungfer begleitet. Nachdem sich die Nachbarschaft einige Monate lang die Köpfe zerbrochen hatte, gab sie die Nachforschungen, die zudem dadurch erschwert waren, daß das Palais

inmitten eines großen Parkes lag, gänzlich auf. Man begnügte sich damit, die Gräfin für überspannt zu erklären, und wandte sich lohnenderen Dingen zu.

Die ganze Organisation des Klubs war so genial, daß die Polizei niemals auch nur den leisesten Verdacht schöpfte. Die Frauen, die hier verkehrten, kannten einander nicht, denn sie trugen bei den großen Festen der Wollust Masken vor dem Gesicht, und nur die Gräfin wußte, wer die Gäste waren. Eine Anzahl von Agentinnen war darauf aus, dem Klub Männer zuzuführen. Es wurden ausschließlich Fremde genommen, und die Hotels ersten Ranges waren von den Emissärinnen des Klubs ständig überwacht. Unter allerlei geheimnisvollen Zeremonien wurden die Auserwählten den babylonischen Jungfrauen zugeführt und wieder unter allerlei Vorsichten weggebracht, so daß niemand der Beglückten wußte, wo er die Nacht verlebt hatte. –

Vor dem hellerleuchteten Eingang des Hotels »Stadt Karlsbad«, durch den man in ein mit Palmen und Statuen geschmücktes Vestibül sah, hielt zur Zeit der Ankunft des Abendzuges ein Auto. Ein junger Mann stieg aus, bezahlte den Chauffeur, und der Zimmerkellner, der schon wartend auf den Stufen des Einganges stand, sah an dem erstaunten Gesicht des Autolenkers, aus dem beschleunigten Schwung der Kappe, daß das Trinkgeld ganz ungewöhnlich reichlich gewesen sein mußte.

»Küß d' Hand, Herr Baron«, sagte der Chauffeur und ließ den Motor anlaufen. Wenn die Chauffeure noch höflich sind, auch nachdem sie ihr Trinkgeld schon erhalten haben, so ist das ein gutes Zeichen – auch für die Zimmerkellner. Das wußte Franz aus seiner Praxis, und so vertiefte er rasch die Höflichkeitsfalten um die Mundwinkel und schwänzelte nach einem devoten Gruß diensteifrig hinter dem Gast drein.

»Hat noch niemand nach mir gefragt?« wandte sich der junge Mann sogleich an den Portier ... »Ingenieur Hecht!«

»Herr Ingenieur Hecht? Nein – bitte!« antwortete der Portier, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte.

»Geben Sie mir also ein Zimmer. Und wenn jemand nach mir fragt, so schicken Sie ihn sofort zu mir.«

»Sehr wohl. Bitte, ... wünschen der Herr ein Zimmer mit Balkon, oder ...«

»Ist mir egal.«

Hecht ging an einem Bären aus Bronze vorbei, der in seinen Pfoten ein mit allerlei Reklameanzeigen gefülltes Tablett den Gästen entgegenhielt, die teppichbelegte Treppe hinauf. Der Zimmerkellner, immer zwei Stufen hinter dem Gast, wies ihm mit leiser und höflicher Stimme den Weg: »Links bitte ...« »Gerade aus.« Dann öffnete er eine Tür, schaltete die Beleuchtung ein und ließ den Gast allein, nachdem er ihn mit untertäniger Gebärde auf die auf dem Tisch liegenden Meldezettel aufmerksam gemacht hatte. Als Hecht allein war, trat er an das Fenster und sah hinaus. Alles war mit einer weichen Schicht Schnee bedeckt. Die Straße, die Dächer der Häuser, in der schmalen Parkanlage drüben, die im Sommer verzweifelt um Luft und Wasser zu kämpfen hatte, hing der Schnee in feuchten, schweren Klumpen an den verdrückten, zerzausten Sträuchern. Hinter dem Parkstreifen klingelten in fast ununterbrochener Reihe die beleuchteten Wagen der Straßenbahn vorbei. Unten vor dem Hotel hielten die Autos, und auf ihren Dächern hatte sich der Schnee angehäuft. Das Leben der Millionenstadt, das Hecht sonst mit sich fortriß, das ihm immer wieder neue Impulse gab, berührte ihn nicht. Nach einer Viertelstunde wandte sich Hecht wieder ins Zimmer und schickte sich eben an, sich zu waschen, als es klopfte. Er fuhr herum und rief überlaut: »Herein!« Er fürchtete, nicht Herr über seine Stimme zu sein. Von dem lauten Herein erschreckt und besorgt, lästig zu fallen, kam das Stubenmädchen. »Ich bitte ... der Zimmerkellner ... es soll eingeheizt werden.«

»Ja! Ja!« Hecht erinnerte sich, daß der Zimmerkellner etwas dergleichen gefragt hatte, aber er konnte sich seiner Antwort nicht mehr entsinnen. Während das Mädchen möglichst geräuschlos Feuer machte, goß Hecht Wasser in das Waschbecken, steckte den Kopf hinein und wusch dann auch die Hände. Dann setzte er sich in eines der großen Fauteuils, die Arme auf der Lehne, den Kopf zurückgelehnt und sah zur Decke hinauf. Mit weit offenen Augen sah er die Malerei da oben an und verfolgte immer wieder wie mit einem Stift die Arabesken und Girlanden, zeichnete die Zacken des

großen Sternes nach, aus dessen Mitte der mit einer Menge von Glasprismen betroddele Lüster herabhing. Er wünschte nicht anderes zu denken, hypnotisierte sich gleichsam selbst durch den Zwang, diesen Linien da oben zu folgen. Trotzdem er vor Ungeduld zitterte, war ihm jede Minute wie ein Geschenk, und nachdem er seinen halbawachen Zustand gefestigt hatte, fühlte er sich jenseits der Zeit entrückt.

Es klopfte.

Hecht zuckte zusammen, der Kopf sank ihm auf die Brust herab und an dem widrigen, trockenen Gefühl im Hals erkannte er, daß er die ganze Zeit mit offenem Mund dagesessen hatte. Alle Sehnen des Halses schmerzten ihn. Es war furchtbar heiß im Zimmer, der Ofen hinter Hechts Fauteuil fauchte eine glühende Hitze aus, und Hecht fühlte kalten Schweiß auf seinen Händen.

Es klopfte abermals, und dann wurde die Tür geöffnet.

Langsam, auf beide Arme gestützt, richtete sich Hecht auf und wandte sich dem Eintretenden zu. Es war eine Frau, die Hecht mit verquollenen, kalten Augen betrachtete. In dem aufgedunsenen weißgrauen Gesicht fielen nebst diesen Augen am meisten die dicken, roten Lippen auf.

»Sie sind die Frau Thumas?« fragte Hecht mühsam.

»Ja!« Ein wenig vorgebeugt stand sie da, dienstbeflissen und eines Befehles gewärtig, und dabei glaubte Hecht doch in ihrem Wesen eine versteckte Schadenfreude zu sehen.

»Wollen wir gehen?« Dabei schob Hecht das schwere Fauteuil zur Seite, denn er mußte irgend etwas tun, um seine Aufregung ein wenig zu verbergen.

»Es wird Zeit sein«, antwortete Frau Thumas. Hecht zog seine Uhr hervor. Es war elf vorbei. Und abends um sechs war er angekommen. Die Zeit zwischen dem Moment, in dem er das Zimmer betreten hatte, und jetzt gähnte wie ein schwarzes, tiefes Loch. »Also gehen wir!« sagte er und zog seinen Wintermantel an, der ihm die kraftlosen Arme herabdrückte. Am liebsten hätte er den schweren Mantel fallen gelassen und sich wieder in das Fauteuil geworfen.

Verwundert sah der Portier, daß der Neuangekommene Gast in Begleitung einer älteren Frau noch so spät das Hotel verließ. Nachdem er die vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen geleistet hatte, kehrte er in seine Loge zurück, um mit Eduard, der aus dem jetzt schon verödeten Restaurant herübergekommen war, seine »Strohmandl«-Partie fortzusetzen. »Was glaubst d'?'« fragte er, indem er mit einem kurzen Ruck des Kopfes andeutete, daß er von den eben Fortgegangenen sprach. »Schiech is die gnug!«

»Na was! Alles möglich, sag ich! Es gibt ja soviel verschiedene Gusto auf der Welt. Meine Gäst' schicken 's Wild zurück, wann's no net recht stinkt.«

Sie überschritten die Straße und warteten jenseits des schmalen Parkstreifens auf einen Wagen der Straßenbahn. »Sie müssen sich allem fügen, alle vorgeschriebenen Sachen mitmachen«, sagte Frau Thumas. »Wir dürfen keinen Verdacht erwecken.«

»Gut, gut«, murmelte Hecht und gab sich Mühe, zu verbergen, daß ihm die Zähne gegeneinanderschlugen. Sie stiegen in einen der Wagen ein und fuhren eine ganze Weile kreuz und quer. Nachdem sie einige Male umgestiegen waren, hatte Hecht, trotzdem er die Stadt recht gut zu kennen glaubte, vollkommen die Orientierung verloren. Er kam durch Gegenden, die ihm ganz fremd waren, und es schien ihm, als gehe die Fahrt ganz außen an der Peripherie der Stadt. Als er wieder auf die Uhr sah, war es halb Eins. Wenn sie wieder den Zehnuhrzug benützt hatte, mußte sie schon eingetroffen sein. Bei diesem Gedanken schien es ihm, als setze sein Herzschlag sekundenlang aus. Endlich verließ Frau Thumas den Wagen, und Hecht folgte ihr durch einige dunkle und winkelige Gassen, bis sie vor einem Haus stehen blieb, über dessen Eingang eine rote Laterne brannte. Es kam Hecht wie der Eingang zu einem Verbrecherkeller vor. »Hier hinein?« fragte er.

»Kommen Sie nur«, sie nahm den Zögernden bei der Hand und zog ihn hinter sich her. Über einen langen feuchten Gang führte sie ihn, einige Stufen hinab, auf einen kleinen Hof, der rings von schmutzigen Mauern eingeschlossen war, aus denen blinde Fenster starrten, dann wieder durch

einen dunklen Gang. Stimmen und ein zitternder Lichtschein kamen Hecht entgegen. Frau Thumas öffnete eine Tür und sie traten in eine Wolke von Rauch und Lärm. An den ungedeckten Tischen einer Kneipe saß eine Anzahl von Männern, die mit aufgestützten Armen vor sich hinstierten oder mit lauten, gröhrenden Stimmen aufeinander losbrüllten. Aus einer Ecke kam das Kreischen von Weiberstimmen. Am Schenktisch, der durch feste Eisenstangen zu einer Art von Käfig und zugleich zu einer Festung gemacht war, lehnte ein Frauenzimmer in einer roten Bluse und sprach mit dem Wirt. Hinten, oberhalb des Gürtels, war die Bluse etwas aufgerissen, so daß ein nicht mehr reines Hemd zum Vorschein kam. Als Frau Thumas mit Hecht eintrat, wandte sich einen Augenblick die Aufmerksamkeit aller Anwesenden ihnen zu. Aber man schien hier an solche späte und absonderliche Gäste gewöhnt oder man war so gut erzogen, daß man sie nicht weiter belästigte, und tat, als seien sie nicht vorhanden. Nur der Wirt kam hinter seiner Festung hervor, nahm die schwarze Taftkappe vom Kopf und sagte, während sich die Gäste an einem leeren Tisch beim Ofen niederließen, mit einer vollständig heiseren Stimme »Ich wünsch gunn Ab'nd.«

Ohne einen Auftrag erhalten zu haben, setzte der Wirt nach der Begrüßung in zwei hohen, schmalen Gläsern ein grünes Getränk vor sie hin. Frau Thumas hob ihr Glas und sagte: »Zur Gesundheit«, dann schüttete sie den Inhalt mit einem schnellen Ruck des Handgelenkes hinunter. »Trinken Sie«, flüsterte sie. Hecht gehorchte und trank. Es war ein abscheuliches, bitteres und brennendes Zeug. Dann sah er sich in dem Raum um und wünschte, er könnte bis zum Morgen so da sitzen.

Plötzlich erhob sich von einem der Tische ein Mann in einem gelben Überzieher, dessen Kragen aufgestellt war, und kam zu Hechts Tisch.

»Bitt' schön,« sagte er, »also wenn ma fahr'n wolln.«

»Gut«, sagte Frau Thumas. Verwundert sah Hecht sie an. »Zahlen Sie«, flüsterte sie ihm zu. Und Hecht folgte den beiden, nachdem er gezahlt hatte. Er ging wieder durch eine kaum durchdringliche Finsternis, über einen zweiten Hof, und dann kamen sie in eine kleine Gasse, in der ein Wagen stand.

»Vorwärts, vorwärts«, drängte Frau Thumas, »es ist Zeit.«

»Es ist Zeit!« Hecht ließ alles mit sich geschehen. Er war nicht mehr imstande, Zusammenhänge wahrzunehmen. Und doch war etwas in ihm, vielleicht unter der Wirkung des Getränkes in der Kneipe, seltsam gespannt, so daß er eine unaufhörliche Vibration in sich fühlte, wie von einer dünnen und äußerst empfindlichen Membran. Nach einer Fahrt von einer Viertelstunde zog Frau Thumas eine schwarze Binde hervor. »Lassen Sie sich jetzt die Augen verbinden«, sagte sie.

»Ja! Es muß sein. Sonst werden wir nicht eingelassen.« Und sie legte Hecht die Binde um und faßte seine Hand.

Gleich darauf hielt der Wagen. An der Hand seiner Führerin tappte sich Hecht aus dem Wagen und wurde fortgezogen. Eine Tür fiel ins Schloß. Noch war man im Freien. Hecht fühlte die kalte Nachtluft, und unter den Füßen den weichen Schnee; bisweilen streifte seine Hand dünnes Gesträuch. Jetzt ging es einige Stufen hinauf, und nun kam man in ein anderes Bereich. Warme, duftende Luft war um ihn, und Teppiche unter seinen Füßen. Es schien ihm, als führe man ihn durch eine Reihe von Zimmern. Manchmal hörte er Stimmen und das Geräusch von sich öffnenden Türen.

Frau Thumas blieb stehen und nahm Hecht die Binde ab. »Warten Sie hier«, sagte sie und ließ ihn allein in einem kleinen Gemach, dessen Wände mit dicken, roten Teppichen verkleidet waren. Außer einem kleinen Tischchen war kein Möbel in dem Raum, und so dicht schien diese Zelle abgeschlossen, daß kein Laut von außen hereindrang. In dieser vollkommenen Stille überfiel Hecht plötzlich die Angst wie ein schwarzes, wütendes Tier. Er sah sich nach einem Ausgang um, aber er konnte nicht entdecken, wie Frau Thumas hinausgekommen war. Mitten in dem Zimmer stand er, mit unruhigen Augen um sich spähend wie ein Gehetzter, dem alle Wege zur Flucht versperrt sind. Ich werde sie sehen, sagte er sich, ich werde sie sehen, ich werde sie sehen ... Und er wiederholte das immer wieder, hundertmal, endlich mit halblautem Flüstern.

Plötzlich, ohne daß Hecht gesehen hätte, wie sie gekommen war, stand eine Frau vor ihm. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, dessen Ausschnitt

mit Spitzen besetzt war, auf deren Ranken Diamanten blühten. Das schwere, blonde Haar umgab den Kopf in breiter Welle. Von dem Gesicht der Frau aber waren nur ein schmaler Streifen der Stirn und Mund und Kinn sichtbar, denn sie hatte eine schwarze Halbmaske vorgebunden. Zwischen dem Schwarz des Kleides und dem der Maske erwachten auf dem kostbaren Elfenbeinweiß der Haut ihrer Brust und ihres Halses zarte rosige Töne.

Hecht fühlte sich von einem durchdringenden Blick gemustert. Dann sagte die Frau, indem sie wieder einen Schritt zurücktrat: »Sie sind in ein Haus eingeführt worden, wo Sie Unerhörtes erleben können.«

Hecht dachte, es sei jetzt notwendig, irgendein Zeichen zu geben, daß er auf alles bereit sei und sich allem fügen wolle. Unbeholfen breitete er die Arme aus und erhob sich etwas und neigte dazu den Kopf zur Seite. »Ein Sonderling!« dachte die Gräfin, die aufmerksam jede seiner Bewegungen beobachtete.

Nach einem Schweigen fuhr sie fort: »Die Frauen, die Sie hier finden, sind die Priesterinnen einer wunderbaren, berauschten Liebe. Ihre Geheimnisse stammen aus dem Altertum.« Wieder beobachtete die Gräfin, welchen Eindruck ihre Worte auf den Mann machten. Er schien sich in der furchtbarsten Aufregung zu befinden und seiner Sinne kaum Herr zu sein. »Aber,« sagte sie, »nehmen Sie sich wohl in acht. Wenn Sie zu jemandem ein Wort von dem verraten, was Sie hier gesehen oder erlebt haben, so sind Sie ein toter Mann. Unser Bund ist mächtig und weiß die Verräter zu finden! Geloben Sie zu schweigen?«

»Ich gelobe es.«

»Dann segne ich Ihren Eintritt im Namen Astaroths.« Mit einem schnellen Griff faßte die Frau vorne in den Ausschnitt ihres Kleides und zog es auseinander, so daß die schmalen Achselspangen herabsanken und ihre Brüste sichtbar wurden. »Leiste den Kuß des Gelöbnisses zwischen meine Brüste.« Sie kam auf Hecht zu und stand vor ihm. Der Geruch ihres Körpers betäubte ihn, und schwindelnd beugte er sich herab und küßte sie zwischen die Brüste.

»Es ist gut«, sagte die Frau kalt und verhüllte sich wieder. Dann ging sie auf die Wand zu und zog einen der Teppiche zur Seite. Aus einem

Wandschrank, dessen mit Emailarbeit verziertes Türchen auf einen Druck aufsprang, nahm sie ein Buch, das sie nun vor Hecht auf das Tischchen mitten im Zimmer legte. »Du hast die Wahl unter diesen Frauen.«

Hecht schlug den schweren Deckel zurück. Das Buch enthielt eine Menge von Photographien in künstlerischer Ausführung. Nackte Frauenkörper in Stellungen, die das Charakteristische, die Eigenart jedes dieser Leiber hervorhoben. Hecht empfand sofort, hier hatte ein Künstler gewaltet; mit feinstem artistischem Verständnis, mit ungemein sicherem Takt war alles Banale und Grobe vermieden und kein Gedanke streifte die Sphäre einer bloßen, niedrigen Wollust. Allen diesen Frauen waren auch die eigentlichen Pikanterien, die Reizungen der Neugierde genommen, denn jede von ihnen trug eine Halbmaske vom gleichen Schnitt wie die der Frau im schwarzen Kleid. Es waren namenlose Priesterinnen der Liebe, deren bürgerliche und seelische Individualität verhüllt war, um die Individualität des Geschlechtlichen stärker zu heben. Nichts sollte entscheidend sein, als der Zug der Leiber, veredelt durch die Freude am reinen Spiel der Formen, an einem erneuerten Griechentum von höchster Glut und Kraft.

Als Hecht mit bebenden Händen immer weiter blätterte, glaubte die Gräfin eine Erklärung geben zu müssen. »Der Zufall soll ausgeschaltet werden,« sagte sie, »der Zufall, der einem hübschen Gesicht einen Vorteil über andere Frauen gibt. In unserem Klub soll das ausgeschlossen sein. Denn die Frauen sind alle gleich zur Liebe geschaffen. Und der Körper entscheidet. Nur verkrüppelte und Mißgestaltete müssen verzichten.«

Hecht nickte immer mit dem Kopf, ohne zu hören, was die Frau sagte. Plötzlich hielt er inne, hörte auf zu blättern und starrte eines der Bilder auf der aufgeschlagenen Seite an. Gespannt sah ihm die Gräfin über die Schulter. Das Bild zeigte einen schlanken, ebenmäßigen Körper mit breiter Brust und nur ein wenig schmälere, unverschnürte Hüften.

»Sie! wieder sie ... immer und immer wieder sie ...« murmelte die Gräfin unwillkürlich.

Die Frau auf dem Bilde stand vor einem dunklen Vorhang, dessen Farbe die Umrisse ihres Körpers hob. Und als habe sich die Natur entschlossen, diesem Leib neben der edlen Plastik der Antike auch den koketten Reiz des

Rokoko zu geben, waren auf der weißen Haut unterhalb der rechten Brust noch zwei kleine, bräunliche Flecken. Mit zitterndem Finger deutete Hecht auf das Bild, aber er zog den Finger sogleich zurück, als habe er das Fleisch des Körpers selbst berührt.

»Diese da!« sagte er. »Wer ist es? Sagen Sie mir, wer es ist?«

»Du sollst nicht fragen,« sagte die Gräfin, »niemanden fragen! Hörst du! Du hast gewählt. Komm mit mir!«

Sie ging voran und hob einen der Teppiche auf, hinter dem eine kleine Tür in der Wand war. Ein kurzer Gang leitete in einen Baderaum, wo eine in ein dunkles, schwerfälliges Gewand gekleidete Dienerin wartete. Die Führerin verschwand, und Hecht ließ es willenlos geschehen, daß ihm die Dienerin die Kleider nahm. Ein lauwarmes Bad in einem Marmorbecken roch nach seltsamen Gewürzen. Hecht stieg in das Wasser und duldete, daß ihn die Dienerin nachher mit einer Salbe einrieb und auf das Haar ein duftendes Öl goß. Dann bekam er einen weiten, weichen Mantel aus weißem Stoff, dessen Rand mit einem roten Streifen verziert war. Während des ganzen Vorgangs stand Hecht außerhalb seiner selbst, gleichgültig, willenlos und sah allem zu, was mit ihm geschah. Als er nun fertig war und die Dienerin sich anschickte ihn zu führen, kam es wieder über ihn; er wollte wissen, ob er sich auch nicht irrte, und trotz des Verbotes wagte er noch einmal die Frage, wer die Erwählte sei. Er hatte gesehen, daß seine Begleiterin dem Mädchen etwas zugeflüstert hatte, ehe sie den Baderaum verließ.

»Wer ist es? Wer ist es?« drängte er in sie.

Die Dienerin, die gleich der Frau im schwarzen Kleid eine Maske trug, sah ihn an. »Das Fragen ist verboten!« sagte sie.

»Du sollst belohnt werden ...«

»Ich darf keine Antwort geben. Und ich weiß es auch nicht, hier heißt sie Istar.«

»Istar! Istar!« murmelte Hecht und folgte der Voranschreitenden. Sie kamen durch eine Halle. Aus irgendeinem Nebenraum klang tolles, lautes Gelächter, Geschrei, Gesang und das Klimpern eines Saiteninstrumentes seltsam gemischt. Plötzlich flackerte der brünstige Lärm einen Augenblick

lauter auf, eine Tür schlug zu, und eine nackte Frau lief vor Hecht quer über die Halle, verfolgt von einem jungen Mann, der den hindernden Mantel zusammengerafft über dem Arme trug.

Und sie ... und sie war in der Schar dieser Bacchantinnen ... auch sie ... dachte Hecht, und eine furchtbare Wut und Bitterkeit kam über ihn. Die Dienerin öffnete eine Tür, und Hecht trat in einen halbdunklen Raum.

»Du mußt sie dreimal rufen«, flüsterte sie ihm zu: »Istar!« Und dann ging sie.

»Ich werde sie sehen ... ich werde sie sehen ...« murmelte Hecht vor sich hin, aber dieser eine Gedanke war so ganz außerhalb aller Beziehungen zu seinem Ich und diesem Ort an dem er sich befand, er schwebte in ihm, wie eine feurige Wolke im leeren Raum ... ringsum lauter Unendlichkeiten. Das Einheitsgefühl war Hecht abhanden gekommen. Er fühlte nur, wie sich diese feurige Wolke tiefer senkte, schwerer und röter erglühend, als wolle sie platzend neue Wolken gebären. Und plötzlich brach die furchtbare Erkenntnis über ihn herein, daß dies ja alles in ihm war.

»Istar!« schrie er wild und entsetzt auf, als wolle er mit dem Namen den ärgsten der Schrecken bannen. Und noch einmal, klagend und leiser: »Istar!« Bevor er aber den Namen zum drittenmal aussprach, hielt er inne. Es war wie eine Beschwörung, ein dreimaliger Anruf, der die Geister entfesselt. Was erwartete ihn in dem Augenblick, wenn er sie zum drittenmal angerufen haben würde? Und jetzt, in dieser letzten Minute vor der Entscheidung zitterte er und wich zurück. Er wünschte sich fort von hier. Aber da war es ihm, als höre er von draußen wieder das Gelächter und Geschrei ... und alles fiel ihm ein, was er nun von den Mysterien dieses Hauses wußte ... alles, was er erfahren hatte. Und nun ... erinnerte er sich, daß er als Rächer gekommen war. Eine rasende Kugel drehte sich in seinem Gehirn.

»Istar!« rief er zum drittenmal, laut und befehlend.

Da war es wie bei dem Wechsel von Nebelbildern. In dem dämmernden Licht des Raumes schob sich ein neues Bild vor. Hecht gegenüber stand vor einem dunklen Vorhang das Weib, das er gerufen hatte. Istar! In derselben Stellung, in der sie jene Photographie zeigte. Der dunkle, schwere Vorhang

hob die Umrisse ihrer Gestalt, und unter der rechten Brust sah Hecht die beiden braunen Flecken. Durch die Augen der Maske strahlte ein seltsames Licht, grünlich, als wären dort innen glimmende Kugeln.

»Elisabeth!« schrie Hecht und streckte die Arme aus.

Das nackte Weib stieß einen Schrei aus und machte einen Schritt vor, so hastig, daß Hecht zurückwich. Dadurch kam er in einen helleren Bereich der Lampe, und die Frau erkannte ihn. »Du bist es,« keuchte sie ... »wie kommst du hierher?«

Hecht antwortete nichts. Dann sagte er langsam und traurig: »Wie kommst du hierher?«

Nun schwiegen beide, und nur das heftige Atmen der beiden Menschen durchzitterte den Raum.

Plötzlich riß Elisabeth die Maske vom Gesicht: »Wozu das noch ... wenn du es ja doch weißt.« Hecht war es, als sei Elisabeth erst jetzt nackt, als habe sie jetzt erst den Gipfel der Schamlosigkeit erreicht. Sie stand vor ihm und machte keinen Versuch, sich zu verhüllen. Und nun lachte sie laut auf: »Ich frage noch, wie du es weißt ...? Ich frage noch ... Er hat es dir gesagt ... Hainx!«

Hecht gab keine Antwort ... er bemühte sich, einen Zipfel des Mantels, der ihm herabrutschen wollte, wieder über die Schulter zu schlagen.

»War er vielleicht feige genug, es dir zu verbieten, seinen Namen zu nennen. Nun – sage ihm, daß du ihn nicht genannt hast, daß ich es gewußt habe ... daß er es war.«

»Ja«, sagte Hecht.

»Das ist also seine Rache ... und dann streckte sich Elisabeth auf das Eisbärfell des Diwans, der quer im Zimmer stand, unbekümmert um ihre Nacktheit, als sei sie vollkommen angekleidet. Die schlanken Beinen waren leicht gekreuzt; die Arme unter den Kopf gelegt, sah sie zur Decke hinauf. Ohne Hecht anzusehen, lachte sie: »Und du bist der Rächer? ... du? ... es ist so unglaublich lächerlich ...«

Hecht stand noch immer mitten im Zimmer und versuchte sich aufzureizen. Er hatte sich vorgenommen, brutal zu sein, auf seine Braut loszustürzen, sie zu würgen und zu schlagen; und nun fand er nicht die

Kraft in sich. Er war eine dunkle, träge Masse, der die Möglichkeit zur Explosion fehlte. Er sah die brennende Gier nach ihrem Leib, gezähmt und beschränkt durch das Bewußtsein seiner Knechtschaft, die sie ihm allzutief aufgezwungen hatte. Und Elisabeth fuhr wie im Selbstgespräch fort: »Hainx hat ... er muß hier irgendwo eine seiner Kreaturen haben. Er hat das Ganze geleitet ... oh, er ist ein vortrefflicher Regisseur ... es hat dich jemand hergeführt, der von ihm bestochen ist ...«

»Ja!«

Nach einer Weile wandte Elisabeth ihrem Bräutigam wieder den Kopf zu: »Und was willst du noch hier ... Geh doch.«

Ganz anders hatte sich Hecht den Verlauf der Szene vorher ausgemalt, wenn er überhaupt jemals so weit zu denken gewagt hatte. Er hatte eine Zerknirschte, Erschütterte vor sich und sich selbst als Richter gesehen. Nun wies ihn Elisabeth hinaus, als schicke sie einen lästigen Besucher aus ihrem Boudoir. Hatte sie ganz vergessen, wo sie sich befanden, daß sie nackt vor ihm lag und bereit gewesen war, sich an den ersten besten hinzugeben?«

»Nun?« fragte Elisabeth, als Hecht sich noch immer nicht anschickte zu gehen. Da brach der Rest seines Mutes und seines Stolzes zusammen. Er fiel vornüber, vor dem Diwan in die Knie, und seine Stirn berührte Elisabeths nacktes Bein. Aber sie zog das Bein zurück, und sein Kopf sank auf das Eisbärfell. »Elisabeth«, murmelte er, »Elisabeth ... du hast dich diesem Adalbert gegeben ... du hast früher Hainx gehört ...«

»Das hat er dir auch gesagt ...? Ach so, er hat dir auch das Kennzeichen gegeben.«

»Ja! Und du hast Unzählige hier glücklich gemacht ... gib dich auch mir ... gib dich mir ...«

»Nein!«

»Und warum nicht? warum nicht?«

»Weil ich dich hasse ... weil sich mein Leib gegen dich empört.«

»Und ich könnte sterben, um dich einmal zu besitzen«, murmelte Hecht, das Gesicht in die Zotten des weißen Felles vergraben. Er bekam keine Antwort, aber er fühlte einen kalten Strahl auf sich gerichtet. Als er aufblickte, sah er Elisabeth, auf die Ellenbogen gestützt, ihn anstarren.

Etwas Neues lag in ihren Augen, eine funkelnde, scharf geschliffene Grausamkeit. »Du redest Phrasen,« sagte sie langsam, »spiele nicht mit solchen Dingen. Es könnte ein schlimmer Ernst für dich daraus werden.«

»Versuch es nur ... stelle ... mich auf die Probe ...«, er stammelte vor Aufregung, denn es schien ihm, als zeige sich eine Hoffnung auf Erfüllung.

»Du wolltest ... was du gesagt hast ... tun ...? Sterben?«

»Ja ...«

»Wenn ich ... du wolltest dich töten?«

»Ja!« Er sagte es fest und bestimmt und sah sie dabei an.

»Höre du,« sagte Elisabeth, und der grüne Schimmer in ihren Augen verstärkte sich, »ich muß dich aus meinem Leben streichen. Du mußt hinaus. Um diesen Preis ... bin ich bereit ... bin ich bereit ...«

»Und ich bin bereit zu sterben ...«, jauchzte Hecht und schlang den Arm um Elisabeths Knie.

»Du schwörst es mir ...?«

»Ich schwöre es ...«

»Ich gebe dir von morgen früh an vierundzwanzig Stunden. In diesen vierundzwanzig Stunden muß es geschehen sein ...«

»Ja ... ja ...« Was war der Tod? Was war der Tod, wenn dies das letzte große Geschenk des Lebens war. »In vierundzwanzig Stunden ...« murmelte Hecht.

Da ließ es Elisabeth geschehen, daß sich Hecht über sie warf und sie küßte ... –

In einer dringenden Angelegenheit hatte Bezug Hecht schon einige Male im Laufe des Tages zu sprechen gewünscht. So oft er ihn aber telephonisch anrief, erhielt er die Antwort, daß Hecht noch nicht zugegen sei. Bezug schickte einen Boten auf den Bau und ließ sich in der Kanzlei nach Hecht erkundigen. Man hatte ihn nirgends gesehen, und auf dem Bau herrschte die größte Verwirrung. Die Arbeiten waren gerade an einem Punkt angelangt, wo man Schritt für Schritt der Weisungen Hechts bedurfte. Niemand kannte die Pläne, die sorgfältig geheimgehalten und nur stückweise, um den Zusammenhang nicht vorzeitig aufzudecken, an die Ingenieure und Architekten hinausgegeben wurden. Jetzt war man eben

dabei, die ungeheuren Maschinen dem Bau einzufügen, und hier hatte Hecht selbst die leiseste Andeutung vermieden. Niemand wußte, was zu tun war, und nachdem man noch den Vormittag über zögernd wenigstens den Schein einer Geschäftigkeit gerettet hatte, mußte man nachmittags die Arbeit vollends einstellen. Müßig standen die Arbeiter herum, die Leiter gingen nervös auf und ab und telephonierten alle Viertelstunden in Hechts Wohnung, ob er von der Reise, die er gestern nachmittags angetreten hatte, noch immer nicht zurückgekehrt sei.

Bezug war wütend. Er drängte gerade jetzt unerbittlich vorwärts, war über jede Verzögerung ungehalten und anerkannte kein Hindernis. Er warf sich geradezu allem entgegen und setzte eine so gewaltige Kraft ein, daß sein Werk wie in Rucken vorwärts kam. Und nun verursachte Hecht einen solchen Aufenthalt. Bezug nahm sich vor, ihm, sobald er ihn nur erst wieder hatte, seine Meinung unumwunden zu sagen. Inzwischen fuhr er selbst nach dem Bau hinaus, raste zwischen den Gerüsten herum und überzeigte sich, daß wirklich nichts zu machen war. Zornig schrie er mit den Architekten herum, als ob sie an diesem Stillstand schuld seien, und donnerte jede Widerrede nieder. Auf der Heimfahrt wandte er sich nach einem mürrischen Schweigen an Hainx: »Sie hätten sich schon längst Abschriften und Kopien der Pläne verschaffen sollen!«

Hainx fragte verwundert: »Ich?«

»Ja ... Sie! Wer denn sonst? Mit wem rede ich denn? Vielleicht mit dem Mann, der da drüben die Zettel anklebt?«

»Aber ich verstehe doch rein gar nichts von diesen Sachen. Ich bin ja kein Ingenieur.«

»Das ist egal, ganz egal. So werden Sie es eben lernen, verstehen Sie! Was wäre denn ... wenn dem Hecht einmal etwas zustieße. Man kann ja nicht wissen. Also ... ich werde das gleich morgen ...« Und er unterbrach sich und starrte den Rücken des Chauffeurs an, der durch die Glasscheibe sichtbar war, als lese er dort die Fortsetzung seines Planes ab.

Gerade als Bezug sein Turmzimmer wieder betrat, klingelte das Telephon. Es war schon dunkel, nur ein rötlicher Schein lag noch draußen

auf den schneebedeckten Dächern der Stadt. Während Bezug den Pelz ablegte, ging Hainx an das Telephon.

»Wer dort?« fragte er ... Dann wandte er sich nach Bezug um.

»Hecht ist am Telephon,« sagte er, »er möchte mit Ihnen sprechen.«

»Endlich ... endlich«, und Bezug sprang mit einem Satz zum Telephon, von dem er Hainx hastig zurückstieß. »Sind Sie endlich da? ...« brüllte er in die Muschel des Apparates, »endlich ... Sie sind ein fleißiger Herr, das muß man sagen. Man kann sich ja prächtig auf Sie verlassen. Was denken Sie denn eigentlich? Wo waren Sie? Was?«

Hainx, der eben das elektrische Licht einschaltete, wußte, wo Hecht gewesen war, und sein Gesicht zuckte in einem nervösen Krampf. Er sah nach der Wanduhr, über der der Geier hockte. Es war halb fünf.

»Verreist?« brüllte Bezug wieder, »verreist? Sie können ja verreisen, soviel Sie wollen, aber wenn man Sie braucht, müssen Sie da sein. Ich glaube, Sie sind doch selbst daran interessiert, daß unser Werk möglichst bald zu Ende kommt.«

»Nicht mehr!« sagte Hecht, und Bezug fiel es auf, wie matt und schleppend er sprach. Als sei er sehr schläfrig ... oder, Bezug wurde ganz blaß vor Wut, hatte er vielleicht getrunken?

»Nicht mehr? Was ist das wieder für ein Unsinn! Zum Teufel, Sie reden wie ein kleines Kind. Sie wissen doch, was wir vereinbart haben. Und davon gehe ich nicht ab ... Ehe Sie nicht unseren Vertrag erfüllt haben ...«

»Ich habe kein Interesse mehr daran, den Vertrag zu erfüllen ...«

»Herr ... Sie sind wahnsinnig! Ich stecke Sie in eine Zwangsjacke ... ich lasse Sie einsperren.«

»Sie ... haben ... keine Macht mehr über mich, Verehrtester ... ich sterbe ...«

»Ja ... einmal ... wie alle ... bis dahin aber werde ich Sie zu zwingen wissen, daß Sie Ihre Pflichten erfüllen. Die ganze Arbeit hat heute eingestellt werden müssen ... weil es Ihnen nicht gefällig war, zu kommen.«

»Sie wird auch nicht mehr aufgenommen werden können. Ich habe alle meine Pläne, Aufzeichnungen ... und Entwürfe ... verbrannt.« Mit einem

Male überfiel Bezug ein furchtbarer Schrecken. Es war unzweifelhaft, daß Hecht plötzlich wahnsinnig geworden war. Die Wandlung von Zorn zu Entsetzen war so jäh und durchzuckte ihn so, als werde er aus der Glut eines Schmelzofens plötzlich in eisiges Wasser gestoßen. Er sprang zurück, so rasch, daß ihm die mit einmal gespannte Schnur der Leitung die Hörmuschel aus der Hand riß. »Hainx,« schrie er, »ich bitte Sie ... kommen Sie doch ... nehmen Sie die andere Muschel ... ich glaube – Hecht ist verrückt.«

Dann, nach einigen Sekunden der Sammlung, begann er gleichsam suggestiv, begütigend, zuredend: »Machen Sie keine Witze, Hecht ... was sind das für kuriose Einfälle? – Warum sollten Sie denn die Pläne verbrennen. Und Ihre Aufzeichnungen ... lächerlich!«

»Es ist ... so ... ich habe alles verbrannt ...« Hechts Stimme war gepreßt, verschleiert, als ob er nur mit größter Mühe spräche.

Bezug machte eine verzweifelte Gebärde zu Hainx, der die andere Muschel ans Ohr hielt, eine Gebärde: also hören Sie nur, was ist da zu tun? Und dann schrie er wieder in den Apparat: »Dann werden Sie eben neue Pläne machen.«

»Dazu werde ich keine Zeit mehr haben.«

»Warum nicht?«

»Ich sagte Ihnen doch, daß ... ich ... sterbe. Ich habe vor einer Viertelstunde ... Veronal genommen. Ich glaube – die Dosis genügt.«

Bezugs Arm mit der Hörmuschel sank herab. Er schaute in Hainx' bleiches Gesicht und sah, daß diesem kein Zweifel kam. Aber noch einmal riß er die Muschel empor: »Was haben Sie genommen?« brüllte er in den Apparat, als ob er noch immer nicht glauben könne.

»Veronal«, antwortete Hecht.

»Vorwärts ... Hainx ... vorwärts,« schrie Bezug, »laufen Sie ... Sie dürfen nicht zu spät kommen. Er muß gerettet werden. Nehmen Sie einen Arzt mit ... nur rasch ...« Und obzwar Hainx keine Hoffnung hatte, sprang er auf, riß seinen Rock und seinen Hut vom Kleiderrechen und rannte, ohne ein Wort zu sagen, hinaus.

»Hören Sie, Hecht ... Hecht ... sind Sie am Telephon?«

»Ja!« kam es mühsam zurück.

»Sie dürfen nicht sterben. Der Arzt wird kommen ... Sie werden gerettet werden. Tun Sie doch etwas ... So reden Sie doch ... warum sprechen Sie nicht? Haben Sie kein Gegengift zur Hand ... Sie sind doch Chemiker ... Sie werden gerettet werden ...«

»Ich habe gewartet ... bis es zu spät ist ...«

»Und warum denn nur? Ich bestehe ja nicht darauf ..., ich gebe Ihnen Elisabeth schon früher. Gleich, wenn Sie wollen ...« Und als darauf keine Antwort kam, schrie er: »Hören Sie nicht? So sprechen Sie doch.«

»Ich kann nicht ... mehr stehen ... der Schlaf kommt ...« und es gab ein dumpfes Dröhnen im Apparat. Da wußte Bezug, daß Hecht die Hörmuschel aus der Hand gefallen war. Aber er blieb am Telephon und schrie unaufhörlich hinein, bat ihn, doch wenigstens noch ein Wort zu sagen, drohte und rief endlich die wütendsten Beschimpfungen in den Apparat. Dann hielt er inne ... sah mit verstörten Augen nach der Uhr, über deren Zifferblatt der Zeitgeier unbarmherzig im Takt des Pendels mit den Flügeln schlug. Zweimal rannte er im Zimmer auf und ab und nahm die Muschel wieder ans Ohr. Hainx mußte, wenn er alles aufgeboten hatte, jetzt bald bei Hecht sein. Es war nichts zu hören. Was war das? Wo blieb Hainx?

Und wieder begann Bezug in den Apparat zu rufen, fast unfähig, sich auf den Beinen zu halten, den einen Arm gegen die Wand gestemmt. Er hielt inne ... die Flügelschläge des Zeitgeiers schienen ein Rad zu treiben, das unaufhaltsam einem Abhang zurollte.

Plötzlich begann die Membran der Hörmuschel leise zu summen ... ein leichtes Geräusch war aufgenommen und weiter geleitet. Verworrene Stimmen ... sie waren da ... sie waren in Hechts Zimmer getreten. Dann wieder Stille ...

»Was ist denn? Was ist denn?« schrie Bezug ins Telephon. Aber niemand gab ihm Antwort. Und Bezug wiederholte seine Frage, immer lauter, brüllend, bis sich die Stimme überschlug.

»Hallo ... Sind Sie da?« hörte er Hainx am Telephon.

»Ja ... Ja ... Ja!«

»Er ist tot!«

»Tot?«

»Nichts mehr zu machen, sagt der Arzt. Mause tot.«

Da faßte Bezug die Hörmuschel mit festem Griff und schlug auf den Apparat los, daß das Holz splitterte und krachte und die Membranen mit wehem Laut zerplatzten. Und als er nicht mehr weiter konnte, warf er die Muschel mit einem Fluch in die Ecke des Zimmers.

Hainx brachte Bezug ein beschriebenes Blatt, das er auf dem Schreibtisch des Toten gefunden hatte. Auf diesem Blatt stand: »Teurer Meister! Meine große ›Idee‹ ist selbstverständlich ein Unsinn. Nie wird es dem Menschen gelingen, die unendliche Fülle der Natur zu überwältigen. Das mußte jeder einsehen, nur gerade Sie konnten es nicht. Wenn ich einen anderen hätte gewinnen wollen, so hätte ich innerhalb des Möglichen bleiben müssen. Ihnen mußte ich das Unmögliche anbieten. Sie haben darnach gegriffen. Leben Sie wohl. Wenn ich jetzt auf alles zurückblicke, so muß ich mir gestehen, es war ein guter Spaß. Ganz Ihr ergebener Hecht.«

In Enzbergers Mühle. Die Sonnenfinsternis

[Inhaltsverzeichnis](#)

Der 5. März war der Tag der großen Sonnenfinsternis. Eleagabal Kuperus hatte versprochen, in die Mühle zu kommen und die Erscheinung mit den andern zusammen zu beobachten. Kurz nach Tagesanbruch erhob sich Adalbert Semilasso, denn sein neues Leben brachte es mit sich, daß er bald zu Bett ging und früh aus den Federn war. Dieses neue Leben, das ihn wieder angestrengt arbeiten ließ und seinen Körper, der in Bezugs Haus schwach und weichlich geworden war, kräftigte, diese stete Bewegung in freier Luft, in immerwährender Berührung mit der Erde, erfüllten ihn mit Übermut und Heiterkeit.

Adalbert Semilasso ging zwischen Waschtisch und Nachtkasten hin und her, und als er schon halb angezogen war und die Krawatte umband, trat er an das Fenster. Die Landstraße unten lag schon in hellerem Licht, aber unter den Bäumen des Wirtshausgartens »Zum General Laudon« hockten noch die Schatten der Nacht. Und eben, als Adalbert ans Fenster trat, zog sich drüben ein Mensch in den Schutz der Dämmerung zurück. Wieder einer von Bezugs Spionen, von denen Enzbergers Mühle immer umstrichen wurde. Adalbert lächelte, ihm machte das keinerlei Sorge, denn er fühlte sich hier sicher. Seine Leibwache war immer auf ihrem Posten. Die fünf Rumänen hatten das Messer erhalten und waren auf seinen Ruf sogleich gekommen und umgaben ihn mit einer so treuen Anhänglichkeit und wachsamen Sorgfalt, daß Bezug wohl nicht an ihn herankonnte. Da saß wieder einer auf dem hohen Holzstoß an der Umfassungsmauer der Mühle, so daß man ihn von draußen nicht sehen konnte. Von Zeit zu Zeit hob er vorsichtig hinter einem trockenen Strauch, der oben auf der Mauer stand, den Kopf und schaute hinüber. Adalbert wußte, daß der Wächter den Mann draußen gesehen hatte und scharf beobachtete.

Und schließlich, sagte sich Adalbert, war man selber doch auch jemand. Prüfend beugte er den Arm im Ellenbogen und umspannte die harten Muskeln des Oberarms. Dann streckte er die Faust vor und ließ die Sehnenbänder des Unterarms spielen. Die Kraft, die er in harter Arbeit bei den Italienern gewonnen und bei dem untätigen Leben im Bann Bezugs verloren hatte, war wieder da. Er fürchtete sich nicht, und die Ringkämpfe, in denen er sich gelegentlich gegen die Rumänen oder selbst gegen Enzberger erprobte, bewiesen ihm, daß er sich auf seinen Nacken und seine Arme verlassen konnte.

Nun war er fertig und ging die Treppe hinab. Die Tür zu dem Zimmer, in dem die Rumänen wohnten, stand schon offen, und er sah, wie drei von ihnen beschäftigt waren, aufzuräumen, während der vierte das Frühstück bereitete. Sie ließen es sich nicht nehmen, selbst alles zu besorgen, was sie nötig hatten. Nur den Lebensunterhalt ließen sie sich von der Müllerin verabreichen, und mit Mühe hatte man sie bewegen können, für Tabak und sonstige kleine Auslagen eine wöchentliche Auszahlung anzunehmen, die von Eleagabal Kuperus herkam. Als die Rumänen Adalberts Schritt draußen hörten, trat einer von ihnen unter die Tür und begrüßte ihn.

Adalbert, dem es eine freundliche Pflicht geschienen hatte, ihre Sprache zu erlernen, dankte dem Mann mit einem rumänischen Morgengruß. »Und wie habt ihr geschlafen, Freunde?«

»Gut, Herr, mit einem offenen Auge und einem offenen Ohr.«

»Macht euch nicht so viel Mühe. Wie soll ich euch für das alles danken?«

»Redet nicht von danken, Herr! Uns ist es noch niemals so gut gegangen, wir haben ein festes Dach über dem Kopf. Wir haben ein Essen, so gut wie wir es noch nie gehabt haben. Und Ihr zwingt uns, noch Geld anzunehmen.«

»Und sehnt ihr euch nicht nach der Heimat?«

»Wir sind es gewohnt, Herr, in der Welt herumzuziehen. Und dann haben wir ein gutes Mittel gegen das Heimweh. Wollt Ihr es sehen?«

Auf einem der Fenster stand eine Art von Filtrierapparat, ein Metallsieb, in dem sich eine Lage von weißem, reinem Sand befand; unter dem Sieb

war ein Glasgefäß. »Wir haben uns vor einer Woche Wein aus der Heimat gekauft. Wer diesen Wein trinkt, dem schwillt das Heimweh im Herzen und macht ihn krank und schwach. Aber ein einfaches Mittel macht gerade diesen Wein zu einer Medizin gegen die Krankheit. Laß den Wein durch den Sand eines Flusses jenes Landes laufen, in dem du weilst. Der Sand nimmt dem Wein alles Schmerzliche und gibt ihm die Kraft, die Heimat vergessen zu lassen. Wenn es über einen von uns kommen sollte, so werden wir dieses Mittel gebrauchen. Aber noch hat keiner von uns das Mittel benützen müssen.«

Der Mann sah sich nach den Gefährten um. »Keiner«, nickten die andern. Da kam eine plötzliche Rührung über Adalbert, und er erfaßte die Hand des Führers. »Bloß euretwegen wollte ich noch etwas von dem Reichtum haben, über den ich gebieten konnte. Um euch zu belohnen. Und ich weiß nicht einmal, wann euch Kuperus entlassen wird. Er hat sich vorbehalten, euch zu sagen, wann wir euch freigegeben dürfen. Wer weiß, wie lange noch ...«

»Wir bleiben, solange Ihr uns braucht.«

Adalbert stand und sah sie alle der Reihe nach an, und dann ging er hinaus, denn er wußte, diese Männer hielten etwas darauf, tiefe Gefühle nicht zu zeigen. Draußen, im Hof, hatte schon die Arbeit des Tages begonnen. Enzberger kam aus der Mahlkammer, aus der das Klappern und Stampfen des Räderwerkes drang, und ging quer über den Hof, den Stallungen zu, in denen die helle Stimme der Müllerin über die Mägde gebot. »Morg'n«, rief er Adalbert an. »Heut' ham mer ja Sonnenfünsternis ... da müß mer ja schaun, daß was verricht't is, bis fünster wird«, lachte er. »Und der Herr Kuperus kommt heut' auch.«

»Ja, er kommt. Und welche Arbeit haben Sie heute für mich?«

»Heut'? Im Garten. Fragen S' die Regin', die weiß 's schon.« Und er trat in den Stall, indem er sich bückte und seiner Frau ein Scherzwort zurief. Einer der Knechte zog eben den schweren Balkenriegel vom Tor zurück und öffnete die Flügel. Ein mit Getreidesäcken beladener Wagen fuhr in den Hof ein, und Adalbert sah, wie der wachehaltende Rumäne von seinem Holzstoß herunterkletterte und durch einen der andern abgelöst wurde, der

sich nahe dem Eingangstor aufstellte. Langsam wandte sich Adalbert dem Garten zu, nach dem Reginas Fenster gingen. Ob sie schon wach war? Er überlegte eine Weile, dann lächelte er und faßte mit beiden Händen die Fensterbrüstung, um sich an ihr hochzuziehen. Aber da legten sich zwei Hände um seine Augen und Regina rief mit verstellter Stimme hinter ihm: »Halt!«

Adalbert wandte sich um, machte sich los und küßte Regina auf den Mund. »Schon auf?«

»Freilich, schon auf! Und wenn ich nicht aufgewesen wäre? Darf man so ohne weiteres in mein Zimmer schauen? Was ist denn das für ein Benehmen?«

»Aber, geh ... wie lange soll ich ...«

»Ruhig,« und sie legte ihm die Hand auf den Mund, »Kuperus wünscht es doch so ...«

»Kuperus ...!«

»Ja, und wir verdanken ihm so viel, daß wir gehorsam sein müssen. Ist nicht noch alles, was er geraten hat, zu unserm Besten gewesen?«

»Gewiß.«

»Also murre nicht. Hier hast du eine Schaufel und komm ...« und als wollte sie ihn zur Arbeit ermuntern, gab sie ihm noch einen frischen raschen Kuß. »Ich hab' dich doch so lieb.«

Es gab genug Frühlingsarbeit im Garten. In einer Ecke war schon die alte Johanna mit irgendeiner Hantierung beschäftigt, und Regina wies nun Adalbert an, was Enzberger für heute aufgetragen hatte. Der Müller hatte sich lange genug gesträubt, seine Gäste an der Arbeit in Haus und Hof teilnehmen zu lassen. Es schicke sich nicht, hatte er eingewendet, sich auf diese Weise für Unterkunft und das bißchen Leben bezahlen zu lassen. Aber Eleagabal Kuperus unterstützte den Wunsch Adalberts und Reginas. Er wies darauf hin, daß die beiden so seltsame Dinge erlebt und so schwere Verluste erlitten hatten, daß ihnen die körperliche Arbeit Gesundung bringen konnte. Und nachdem Kuperus gesprochen hatte, unterwarf sich Enzberger wie stets, wenn der Alte einen Wunsch äußerte. Und dann hatte der Müller seine Freude daran, zu sehen, wie Adalbert und Regina in der

Arbeit sich ihrer Verdüsterung entwand, wie sie ihre Toten zwar nicht vergaßen, aber wie sie doch ruhiger und heiterer wurden.

Nun führte Regina Adalbert zu einem Beet, das umzustecken und mit allerlei Küchengewächsen zu besetzen war. Eine Weile arbeitete Adalbert wortlos, nur in dem seligen Gefühl, Regina neben sich zu wissen, ihre flinken, kräftigen Bewegungen zu sehen und ihren gesunden Atem zu hören. Das brachte ihn in Eifer und ließ ihn nicht bemerken, daß sie ihre Arbeit unterbrochen hatte. Erst nach einer Weile empfand er, daß ihm etwas fehlte, schaute auf und sah, daß sie, auf ihren Spaten gestützt, vor sich hinblickte.

Langsam richtete er sich auf: »Was hast du? Worüber denkst du nach?«

»Es ist mir etwas durch den Kopf gegangen. Du hast doch morgen wieder Verhandlung gegen Bezug!«

»Dem Himmel sei Dank: Schlußverhandlung! Und es macht mir Kopfzerbrechen.«

»Ja – wie wird es ausgehen?«

»Zweifelst du noch? Es steht ja alles gut! Sehr gut! Daß er mit seinem Anspruch auf mich abgewiesen wird, ist so gut wie sicher. Dem lebenden Adalbert Semilasso kann er nichts anhaben. Und was mit mir nach dem Tod geschieht ...«

»Sprich nicht so!« Regina ließ den Spaten fallen und klammerte sich mit beiden Händen an seinen Arm. »Wie kannst du nur so was sagen ...«

»Kuperus hat dich furchtsam gemacht. Und er wollte nichts weiter, als daß wir vorsichtig sind. Übrigens haben wir ja unsere Wachen«, fügte Adalbert lächelnd hinzu und wies nach dem Gartenzaun, wo einer der Rumänen stand und, ohne die beiden mit seinen Blicken zu belästigen, den Garten überwachte.

»Ja ... es sind brave Kerle. Treu wie die Hunde.«

»Aber eigentlich überflüssig.« Adalbert sagte nichts davon, daß sie eines Abends, als er in Begleitung zweier Leibwächter vom Feld heimgekehrt war, im Gebüsch am Rand eines Hohlwegs einen Mann aufgespürt hatten, der, als man ihn erblickte, sofort davonlief. Daß einer der Rumänen am Rande einer Waldblöße einen Baum gefunden hatte, der

durchgesägt und so mit einem anderen Baum verbunden war, daß jener, wenn der zweite zum Fall gebracht wurde, unfehlbar hätte mitstürzen müssen. Und dies fand sich gerade am Morgen des Tages, an dem Adalbert am Rande dieser Waldblöße hätte Bäume fällen sollen. Und der Baum, der den zweiten hätte mitreißen sollen, war von Enzberger zum Zeichen seiner Bestimmung mit einem weißen Kreuz versehen. Endlich daß die Wache an der Hofmauer eines Nachts einem Kerl, der sich von außen an der Mauer hinaufziehen wollte, mit einem schweren Scheit Holz die Finger zerschmettert hatte. Und daß man oft genug, wie eben heute Morgen, verdächtiges Gesindel um die Mühle streichen sah.

Von allen diesen Dingen wußte Regina nichts, aber dennoch sagte sie jetzt in ihrer liebenden Besorgnis: »Nein, nein ... sag das nicht ... sie sind nicht überflüssig ...«

»Aber sie können es bald werden. Sehr überflüssig sogar. Und störend. Wenn Kuperus endlich einmal sein Verbot ...«

»Arbeite ... arbeite ... rede nicht solchen Unsinn«, sagte Regina und nahm ihren Spaten wieder auf, indem sie sich bückte, um ihr Erröten zu verbergen. Und nun ergaben sie sich wieder wortlos der Arbeit, bis ihnen Enzberger über den Zaun her zurief, daß Kuperus gekommen sei. Sie fanden ihn im Hof mit der Müllerin, die mit einem Ausdruck von Glück und Dankbarkeit zu ihm aufsah, wie immer, wenn sie mit ihm sprach, und dabei unaufhörlich ihre Schürze glattstrich. Es war immer ein Festtag in der Mühle, wenn Kuperus kam, und Enzberger und seine Frau bemühten sich in jeder Weise um das Wohlbefinden ihres Gastes. In der großen Stube zur ebenen Erde, in der die Kälte des Winters noch nicht ganz aus den dicken Mauern gezogen war, brannte ein behagliches Feuer. Die Scheite knisterten in dem grünen Kachelofen, und der schwarze Kater hatte es sich auf der Ofenbank behaglich gemacht. Auf dem großen Tisch in der Mitte der Stube stand auf frischem, weißem Leinen ein kleines Frühstück bereit. Butter, Käse und im Kamin geräuchertes Selchfleisch, dessen schwarze Kruste sich um ein dunkles Fleischrot schloß.

»Kinder, gemütlich habt ihr es hier!« sagte Kuperus, indem er sich in der Stube umsah.

»Wir können dir nicht genug danken, daß du uns hierhergebracht hast«, sagte Adalbert und legte die Hand auf Eleagabals Schulter.

»Ach was, bedank dich bei Enzberger und seiner Frau, daß sie euch aufgenommen haben.« Eleagabal stellte ein sorgfältig gewickeltes längliches Paket in einen Winkel.

»Wir hamm keine Kinder. Die jungen Leut' hamm Leben ins Haus gebracht«, sagte die Müllerin, indem sie den Schüsseln und Tellern auf dem Tisch noch rasch eine andere Ordnung gab.

»Wir hamm sie gern. Man muß sie gern hamm«, und Enzberger sah Regina und dann Adalbert in die Augen. »Nur Sie sollt'n öfter kommen, Herr Kuperus«, fügte er hinzu.

»Ich habe in den letzten Tagen viel zu tun gehabt.«

»Wo denn? wenn man fragen darf.«

Eleagabal Kuperus deutete mit dem Finger nach oben und ließ die Augen folgen. Jetzt, bei dem Versuch eines Lächelns bemerkte Adalbert, daß der Ernst seines Freundes etwas Düsteres an sich hatte. Es schien, als sei ein Teil der Zuversicht von ihm genommen, und Adalbert fragte sich mit einigem Bangen, worauf das wohl zurückzuführen sei. War es nicht vielleicht doch wegen des Prozesses, der morgen entschieden werden sollte? War der Ausgang also doch ungewiß? Adalbert beschloß, Kuperus später darnach zu fragen.

Enzberger sah zur Decke hinauf und fragte verwundert: »Oben? Im Himmel?«

»Im Himmel.«

»Aha ... die Astronomie! Wegen der Sonnenfünsternis heut'? Wann geht's denn an?« Mit einem Blick nach der Wanduhr antwortete Kuperus: »In einer Viertelstunde. Fünf Minuten nach elf.«

Sie saßen um den Tisch herum, mit dem Frühstück beschäftigt. Der Prozeß wurde zum Thema des Gesprächs, an dem sich alle, mit Ausnahme der schweigsamen Johanna, beteiligten.

»Ich gön'n's dem Bezug, daß er verspült«, sagte Enzberger, als Kuperus mit Nachdruck versichert hatte, daß von einem andern Ausgang keine Rede

sein könne. »Ich gönnet ihm's, wenn ich den Adalbert auch net so gern hätt'.«

»So ein g'fährlicher Kerl.« Die Müllerin schob Kuperus einen Teller mit ganz frischer Butter zu.

Und man sprach davon, wie sonderbar es doch sei, daß Bezug, der erst solche Anstrengungen gemacht hatte, Land zu kaufen, nun auf weitere Erwerbungen verzichtete, ja, daß er sogar versuchte, Felder und Wälder wieder zu verkaufen. Aber die früheren Besitzer waren, ganz wie es Enzberger vorausgesehen hatte, in die Stadt gezogen, und von den härteren Bauern, die länger Widerstand geleistet hatten, waren wenige kapitalkräftig genug, um die nun wieder freigewordenen Äcker zu erwerben. Enzberger ließ es sich nicht nehmen, daß Bezug wohl einen ganz besonderen, nun aber aufgegebenen Plan verfolgt haben müsse, und die alte Johanna nickte ihm Beifall zu.

Kurz vor elf Uhr stand Eleagabal Kuperus auf, nahm sein Paket aus der Ecke und ging, von den andern gefolgt, in den Garten. Dort wickelte er ein Fernrohr aus der Umhüllung und schraubte es an das Stativ, das er gleichfalls mitgebracht hatte, und das draußen im Hof geblieben war. Den Wißbegierigen gab er eine kurze Erklärung der Korona und der Protuberanzen und forderte sie auf, das Fernrohr zu benützen. Dann bat er die Müllerin um ein weißes Tuch. Ehe die Frau mit dem Leinentuch, das sie Eleagabals Zwecken widmete, zurückgekehrt war, hatte die Verfinsterung schon begonnen. In die Sonnenscheibe, die bisher noch klar und glänzend am Himmel gestanden hatte, von dem dunklen Ereignis unberührt, das sich schon irgendwo innerhalb der Gesetzmäßigkeit der Welten bereitete, fraß sich ein schwarzer Schatten ein; ein unwesentlicher Verlust der überreichen Fülle, ein kaum merklicher Abschnitt des Profils, eine Art von Fäulnis, deren Anflug dem mächtigen Körper kaum etwas anhaben kann. Alle Anwesenden umstanden Kuperus, der mit ruhiger Stimme alle Fragen über die Erscheinung am Himmel beantwortete. Nie erschien der Alte Adalbert größer, als wenn er gelassen und begeistert zugleich von den Dingen sprach, die der Unendlichkeit nahestehen, von den unermeßlichen Weiten des Himmels oder den höchst verwickelten Angelegenheiten der Menschen.

Dann kamen seine Worte aus Abgründen, rot angestrahlt von einer inneren Glut, noch feurig flüssig und gleichsam plastisch, durch sich selbst und zugleich durch ihre Zusammenhänge bedeutsam. Sie waren klar und geheimnisvoll zugleich, selbstverständlich inmitten höchst seltsamer Beziehungen. Der Macht, die von Kuperus in solchen Augenblicken ausging, konnten sich selbst einfache Menschen nicht entziehen, und Enzberger und die Müllerin sahen ihn an, ganz verloren, als wären seine Worte und nicht die Vorgänge am Himmel das wichtigste.

Endlich wies sie Kuperus wieder auf diese Vorgänge hin, und sie beobachteten das Fortschreiten der Finsternis mit den dunkeln Gläsern, mit denen sie der Alte ausgerüstet hatte. Abwechselnd sahen sie auch durch das Fernrohr und machten einander mit flüsternden Stimmen auf Einzelheiten aufmerksam. Schon war die Fäulnis tief in den glänzenden Ball eingedrungen, und der Eindruck dieses allmählichen Verschlingens der Sonne legte sich wie ein Bann über die Erde. Adalbert verstand es, wie das geschehen konnte, was Eleagabal ihnen erzählt hatte: daß Naturvölker, bei dieser Erscheinung von plötzlichem Schrecken befallen, alle Besinnung verloren.

Inzwischen hatte Kuperus, abseits von den übrigen, seine Vorbereitungen getroffen. Das Leintuch, das ihm die Müllerin gebracht hatte, war fast ebenso groß wie der unregelmäßig gestaltete Sandplatz inmitten des Gartens. Mit ein paar Pflöcken, die er in die Erde rammte, und einigen Stricken hatte Kuperus das Tuch fest aufgespannt, so daß es eine vollkommen glatte Fläche bildete. Von der Sonne war nur mehr eine schmale Sichel übrig, ein Rest ihrer von der Dunkelheit überwältigten Macht, und die sonderbare Unruhe trat ein, die die Verfinsterung zu begleiten pflegt. Draußen auf dem Hof ruhte die Arbeit, die Knechte und Mägde hatten sich versammelt und starrten hinauf. Abgesondert von ihnen standen die Rumänen in einer Gruppe, bis auf einen, der seinen Posten am Zaun nicht verlassen hatte und wachsam über den Garten hinsah. Es war seltsam still geworden, selbst das Geflüster hatte aufgehört, und fast peinigend war in diesem Schweigen das Rauschen des Mühlbaches und das Klappern und Stampfen der Räder. Ein Geräusch, das sonst niemand in

diesem Hause hörte, drang allen mit Deutlichkeit ins Bewußtsein, erfüllte sie ganz und verwirrte sie. Die Tauben auf dem Dach, die zuerst ängstlich herumgeflattert hatten, waren aneinander gerückt und saßen in einer langen Reihe. Aus der Hundehütte kam manchmal ein kurzes, wie erschreckt innehaltendes Rasseln.

In dem Augenblick, der der totalen Verfinsterung unmittelbar vorherging, sah Adalbert plötzlich einen Schatten wie ein graues Gespenst langsam durch den Garten ziehen und über Eleagabals aufgespanntes Tuch weggleiten. Und Kuperus, der vor dem Tuch auf dem Boden kniete, verfolgte den Weg des Schattens mit raschen Strichen einer großen Zeichenkohle. Ein zweiter Schatten folgte dem ersten, zog über das Tuch und wurde von Kuperus festgehalten.

»Was machst du da?« fragte Adalbert den Alten. Aber Kuperus war so in seine Arbeit vertieft, daß er keine Antwort gab. Ohne aufzublicken, fixierte er die Wege der Schatten, die jetzt einander in immer schnellerem Zuge folgten. Dunkle Flecken traten auf, saßen eine Weile zwischen den Schattenlinien fest und wanderten dann langsam über das Tuch. Und jetzt war mit einem Schlage alles vorbei. Kuperus richtete sich auf und sah nach der Sonne. Die totale Verfinsterung war eingetreten, es war fast vollständig Nacht geworden. Adalbert fühlte, wie Reginas Hand die seine suchte und ihre Finger die seinen fest umfaßten. Er legte den Arm um sie und zog sie an sich. Dann sah er nach Kuperus hinüber, der in einem von dem weißen Tuch zurückgestrahlten verstreuten Licht wie in der Haltung eines Betenden auf dem Boden kniete.

Und nun wich das Dunkel wieder einer matten Dämmerung. Langsam bekamen die Gegenstände Deutlichkeit. Und wieder begann das seltsame Spiel der Schatten. Die Streifen kamen aus dem Duster hervor, wanderten über das Tuch, kreuzten sich mit den Linien, die Kuperus vorhin gezogen hatte. Flecken traten auf, standen fest und wichen langsam weiter, und Kuperus verfolgte ihre Bahn. Mit dem ersten Strahl des Lichts, der den Dingen ihre Farben und den fahlen Gesichtern der Menschen Leben gab, war die Erscheinung verschwunden. Man wagte sich wieder zu bewegen und zu flüstern, das Geräusch des Mühlbachs und des Mahlwerks war nicht

mehr peinigend und verlor seine Bestimmtheit, die Tauben auf dem Dach lösten ihre enge Reihe, und langsam trat die Sonne aus dem Reich des Todes hervor, siegreich und, wie es schien, noch strahlender, als hätte sie einen schweren Kampf bestanden.

Als ob die Erde von neuem geschaffen oder aus einer schweren Gefahr errettet wäre, ging es durch die Menschen. Ein Aufatmen und Aufrecken, und es war, als dehne und bewege sich auch der Boden unter ihnen. Kuperus kniete noch immer vor seinem Tuch und betrachtete die Linien, die er gezogen hatte.

»Was machst du da?« wiederholte Adalbert seine Frage. Eine seltsame Zeichnung überzog das Tuch; bei aller Verwirrung, allem rätselhaften Durcheinander schien doch ein geheimer Sinn in ihr zu liegen. Eine Art von Hieroglyphenschrift des Universums schien vor einem Magier ausgebreitet, der über sie gebeugt mit Anspannung aller Kräfte bemüht war, ihr das Geheimnis ihrer Bedeutung zu entreißen. Welche Botschaft mochte dem Alten durch diese Zeichen zugegangen sein? Was hatte er durch sie über die Vorgänge im Weltraum erfahren? Und welche Zusammenhänge bestanden zwischen ihnen und den Ereignissen hier unten? Es war Adalbert, als müßten solche Zusammenhänge vorhanden sein, denn er sah mit Verwunderung, daß sich Kuperus in einer ungewöhnlichen Ergriffenheit und Erregung befand.

»Was machst du da?« fragte er zum drittenmal noch dringlicher.

Kuperus sah auf. Er war bleich, und seine Augen lagen tief in den Höhlen, der graue Patriarchenbart zitterte. »Ich habe eine Probe gemacht.«

»Eine Probe? Worauf?«

»Ein astronomisches Problem, nichts weiter.« Kuperus erhob sich und begann das Tuch aus seiner Spannung zu lösen.

Enzberger trat triumphierend zu ihm: »Ich hab' die Protuberantschen g'sehen«, sagte er. Bei Eleagabals Versuch, zu lächeln, kamen die Eckzähne nur zaghaft hervor. Enzberger, der unaufhörlich auf dem Gesicht des Alten forschte, ob er auch zufrieden sei, bemerkte, daß diesen irgend etwas bedrückte.

»Was is denn? Was haben S' denn?« fragte er besorgt. Aber Eleagabal gab ihm einen Wink, der jedes weitere Fragen verbot. Dann wandte er sich seinem Instrument zu, schob das Rohr zusammen, packte es fürsorglich ein und legte auch das Stativ des Apparates zusammen. Die Müllerin, die nach einem letzten Blick zur Sonne noch vor Ende der Verfinsterung davongelaufen war, rief jetzt vom Hof herüber, man möge zum Essen kommen. Obzwar Kuperus beteuerte, durchaus keinen Appetit zu haben, mußte er sich endlich den Bitten seiner Wirte fügen, um sie nicht zu betrüben. Enzberger war entschlossen, den Grund der Verstimmung Eleagabals in Erfahrung zu bringen. Mit seiner Biederkeit und Geradheit verband sich bei ihm auch genug von bäuerlicher Hartnäckigkeit und Schlaueit, um seine Pläne zu fördern. Es gelang ihm nach dem Essen, bei dem alle Künste der Müllerin vorgeführt wurden, die andern unter allerlei Vorwänden zu entfernen, so daß er mit Eleagabal Kuperus allein zurückblieb.

Noch war die Kathi damit beschäftigt, den Tisch abzuräumen, und sie tat es mit einigem Geräusch und Geklirr, so daß Enzberger schweigen mußte. Er saß auf der Ofenbank, rauchte seine kurze Pfeife, und während er anscheinend der Arbeit Kathis zusah, ließ er Kuperus nicht aus den Augen. Kuperus aber schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war: auf seinem Stuhl in der Nähe des Fensters saß er, in sich zusammengesunken, so daß er viel kleiner schien als sonst, und sah in den Garten hinaus, wo Regina und Adalbert mit der Müllerin im eifrigen Gespräch miteinander standen.

Endlich war Kathi fertig, schwang das zusammengelegte Tischtuch über die Schulter, faßte den letzten aufgetürmten Stoß der Teller und ging hinaus, indem sie die Zimmertür mit dem Fuß hinter sich zuschlug. Der Schlag schien Kuperus zu erwecken, er wandte sich um und sah Enzberger an. Ein Lächeln trat in seine Augen, als nun Enzberger zu sprechen begann, und zwar als vorsichtiger Mann zuerst von etwas anderem als von dem, was ihm am Herzen lag. Eingehend verbreitete sich der Müller über die Sonnenfinsternis, und die neuerworbenen Kenntnisse hatten bei ihm eine drollige Verwandlung erfahren. Kuperus hörte ihm aufmerksam zu, und als

der Müller den Alten genügend vorbereitet zu haben glaubte, ging er zu der wichtigen Frage über. Er habe ganz wohl bemerkt, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, daß Kuperus wegen irgendeiner Sache Besorgnisse habe. Und er bitte, ihn doch einzuweihen, denn vielleicht könne er von Nutzen sein.

Da stand Kuperus auf und kam auf Enzberger zu. Unwillkürlich erhob sich auch der Müller, und als er den tiefen Ernst in den Augen des Alten sah, erschrak er fast darüber, daß er die Frage gewagt hatte. Mit einem Male wurde es ihm gewiß, daß er besser geschwiegen hätte, als sich in das Geheimnis Eleagabals einzudrängen.

Es sah aus, als ob nun etwas Schweres und Bedrückendes auf Enzberger überwältzt werden sollte. Aber schon im Begriff, das erste Wort zu sprechen, hielt Eleagabal Kuperus inne. »Nein,« sagte er kopfschüttelnd, »auch Ihnen nicht. Sie sind ein Mann, Sie sind mutig ... bewahren Sie sich Ihre Kraft. Fragen Sie nicht.«

Der Terror

Inhaltsverzeichnis

Im Tagebuch des Professors Zugmeyer, das mit anderem Aktenmaterial zur Geschichte der letzten großen Gleichgewichtserschütterung der Menschheit veröffentlicht wurde, finden sich nachstehende Aufzeichnungen. Zugmeyer war von Bezug als Leiter seiner großen Sternwarte angestellt worden, jenes kostspieligen Baues auf den kahlen Höhen des Schlangenberges, dessen riesenhafter Refraktor den der Lick-Sternwarte noch um ein Beträchtliches an Lichtstärke übertraf. Er stand einem ganzen Stab von Gelehrten und Hilfsarbeitern vor und bezog das Einkommen eines Ministerpräsidenten. Aber er hatte sich verpflichten müssen, seine wissenschaftliche Arbeit ausschließlich dem Dienst Bezugs zu widmen und die Ergebnisse seiner Forschungen zunächst diesem vorzulegen und erst dann zu veröffentlichen, wenn er von ihm die Erlaubnis dazu erhalten hatte. Neben dem Buch, in das Zugmeyer die astronomischen und mathematischen Daten eintrug, führte er noch ein zweites, dem er, nachdem er sich in dem ersten seines Selbst vollkommen entäußert hatte, anvertraute, was in ihm an Wünschen, Gedanken, Gefühlen übrig war. In diesem Buch also finden sich folgende Aufzeichnungen:

5. März. Die Schattenspiele der Sonnenfinsternis haben mir meine Rechnungen bestätigt. Es ist so. Oder es scheint doch so zu sein. Denn wie kann ich mit voller Sicherheit behaupten, daß dies oder jenes geschehen wird, wenn ich die Bahnelemente noch nicht habe. Es sind vorläufige Vermutungen ... freilich ... Ich bin so aufgereggt, daß ich mich nicht einmal auf mich selbst verlassen kann. Und ich kann keinen beiziehen und mich kontrollieren lassen. Nicht, bevor ich mit Bezug gesprochen habe. Ein paar Tage will ich noch warten, ehe ich mich wieder daranmache.

8. März. Eine zweite Entdeckung. Ich weiß nicht, welche von beiden größer und wichtiger ist. Jene Entdeckung, um derentwillen ich an die Beobachtungsreihe gegangen bin, die mir das schreckliche, vorläufige

Ergebnis geliefert hat. Sie telegraphieren uns durch den Weltraum, sie geben uns Zeichen, die Marsleute ...

10. März. Das war der Weg, auf dem ich zu dieser Entdeckung gekommen bin. Ich habe ihn angetreten, bevor ich noch zu Bezugs Hofastronomen befördert worden. Die Pariser Akademie hat einen Preis von hunderttausend Franken ausgeschrieben. Ein hübsches kleines Vermögen, das mir damals recht willkommen gewesen wäre. Der Preis sollte dem zugesprochen werden, der zuerst eine Verbindung zwischen den Menschen und den Bewohnern eines anderen Planeten herstellen würde. Aber die Herren waren so vorsichtig, den Mars dabei auszunehmen. Das beweist, daß sie der Ansicht sind, daß eine solche Verbindung mit dem Mars keine besonderen Schwierigkeiten mehr bietet und daß sie über kurz oder lang Ereignis werden muß. Es ist wahr, die Marsgeographie hat in den letzten sechszwanzig Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht, wir kennen seine Oberfläche fast schon so genau wie die unserer eigenen Erde. Und wenn man auch von dem Irrtum abgekommen ist, seine periodischen Kanalveränderungen seien eine Art von Telegraphie für uns, so konnte man doch schon von der nächsten Zukunft alles erwarten. Ich habe mir den Mars zum Spezialfach genommen. Denn unser Weg in den Weltraum geht über den Mars. Es ist anzunehmen, daß wir, sobald wir uns erst einmal mit den Marsleuten verständigen können, von ihnen auch über andere Planeten Näheres erfahren. Wer weiß, ob sie nicht schon längst im Raum Botschaften herumschicken und empfangen, und nur unsere harthörige Erde bisher noch nicht in den Kreis ihrer Korrespondenten getreten ist. Wenn ich also den Preis gewinnen wollte, so müßte ich mich zuerst daran machen, mit dem Mars eine Verständigung zu suchen. Marconi hat mir den Weg dazu gezeigt. Seine Station für drahtlose Telegraphie auf der Insel Cape-Cleau empfängt seit einigen Monaten Signale, für die man keine Erklärung hat. Diese Signale kehren regelmäßig wieder, in denselben Intervallen, in derselben Stärke und in derselben Form. Aber die Zeichen gehören keiner bekannten Sprache an. Sie sind von geheimnisvoller Herkunft, und man hat sich vergebens bemüht, sie zu enträtseln. Ich habe mir eine funkentelegraphische Station neben dem Observatorium eigens zu dem Zweck errichten lassen,

um diese Signale zu studieren. Und ich bin überzeugt, daß die Zeichen vom Mars kommen. Wer kann sagen, seit wieviel Jahrhunderten die Marsleute eine Erfindung bereits kennen und verwerten, die bei uns ein Ereignis der jüngsten Zeit ist. Wer kann sagen, ob sie nicht schon seit Jahrhunderten mit unermüdlicher Ausdauer diese Versuche fortsetzen, um mit uns in Verbindung zu treten. Für wie dumm und rückständig müssen sie uns halten, da wir ihnen noch keine Erwiderung gesandt haben.

12. März. Es wird mir immer gewisser, daß die Signale meiner Station vom Mars stammen. Wir stehen unmittelbar vor einer Lösung alter Fragen, die Phantastik ungezählter Vermutungen will sich in klare Realität verwandeln. Und gerade jetzt, da der Bestand unserer Erde in Frage kommt. Gerade jetzt, da ein toller Körper mit feindseliger Gewalt auf uns zuzustürmen scheint.

13. März. Ich habe mich zur Ruhe gezwungen. Und es scheint mir leider bestätigt zu werden, was ich befürchte. Sollen wir untergehen, ohne unsere Bestimmung erfüllt zu haben?

16. März. Zwischen zwölf und ein Uhr nachts arbeitet mein Signalempfänger regelmäßig. Immer dasselbe ... immer dasselbe. Am Schluß der Zeichenreihe kommt immer mehrere Male dasselbe Signal. Es ist wie eine Anzahl von Ausrufungszeichen hintereinander. Als wollten sie uns dringlich auf etwas aufmerksam machen.

18. März. Geben sie vielleicht eine Warnung an uns? Haben sie, die uns in allen Dingen voraus zu sein scheinen, vielleicht auch schon längst bemerkt, welche Gefahr uns droht? Es ist zum Verzweifeln, diese Rufe aus einer fremden Welt zu empfangen und nicht zu verstehen, was sie bedeuten ...

Am 20. März erhielt Thomas Bezug mit dem Dienstschreiben von seiner Sternwarte einen Privatbrief des Professors Zugmeyer, in dem er gebeten wurde, sich gegen Mitternacht auf dem Observatorium einzufinden. Der Brief kam in ein zitterndes Haus. Seit ein paar Tagen brütete Bezug unheilvoll über Abgründen. Der Prozeß war gegen ihn entschieden worden. Eine selbstverständliche Entscheidung, die gefällt werden mußte, wenn man nicht dem Gesetz und allem Rechtsgefühl ins Gesicht schlagen wollte. Aber

daß dies geschehen konnte, daß man es nicht wagte, Bezug zu Gefallen Recht und Gesetz zu verletzen, das bewies ihm, daß er noch immer nicht der Herr der Erde sei. Jetzt war er es weniger als jemals.

Am Tage nach der Verhandlung erhielt er ein Entschuldigungsschreiben des Landesgerichtsrates, der den Vorsitz gehabt hatte. Es war in den flehentlichsten Ausdrücken abgefaßt, verwies auf die starren Paragraphen der Gesetzbücher und versuchte die Schuld für den Ausgang auf die Ungeschicklichkeit des Advokaten zu überwälzen. Es sprach von der peinlichen Pflicht, der man sich nicht habe entziehen können, und rief die Gnade Bezugs an. Nachdem Bezug das Schreiben überlesen hatte, schrieb er den Namen des Absenders auf einen grünen Zettel und sandte ihn in das Geheimbüro seiner Auskunftei. Nach einer halben Stunde hatte er Nachricht, wie dem Landesgerichtsrat beizukommen sei. Er hatte Schulden, der Gute, ziemlich hohe Schulden, und dann sollte er, aber das war nicht erwiesen, perversen Leidenschaften ergeben sein. Bezug addierte die Schuldposten und schrieb daneben: »Übernehmen«, und neben die Andeutung, daß sich die Neigungen des Mannes auf gefährlichen Bahnen bewegten, setzte er den Auftrag: »Beobachten und binnen acht Tagen berichten.«

Kaum aber hatte er seinen Befehl abgehen lassen, so verdroß es ihn, daß er einem solchen Nichts, einem Landesgerichtsrätlein, das auf seinem Würdestuhl wie auf einem glühenden Rost gesessen hatte, so viel Aufmerksamkeit hatte schenken mögen. Und wenn er es sich nicht zum Grundsatz gemacht hätte, niemals einen Auftrag zu widerrufen, so hätte er es diesmal getan. Was konnte er sich damit beweisen? Das waren armselige Spielereien seiner Macht, und er schämte sich ihrer fast, wenn er bedachte, welchen Zielen er zustrebte. Aber damit war es vorbei, Hecht war tot, und Bezug zermarterte sein Gehirn nach einem Gedanken, nach der genialen Eingebung, die an Stelle des alten Planes hätte treten können. Alle seine Einfälle waren lahm und gichtbrüchig. Sie hatten keine Schwungkraft und keine Größe. Neben Hechts rasendem und furchtbarem Plan sahen sie aus wie gerupfte Gänse neben einem Adler. Er hätte die Menschheit peitschen mögen, grausam züchtigen, er hätte sie in Qualen und Entsetzen sich

winden sehen mögen, diese widerstrebende, riesenhafte Masse kneten und würgen, bis ihr vor Angst der Atem ausging. Da lagen sie im Vordergrund zu seinen Füßen und schmeichelten, ließen seine Gnade als Sonne über sich scheinen und empfanden seine Umdüsterungen als Unglück. Aber was war das alles im Vergleich zu den Mengen, die abseits standen, die Bezugs Namen noch nicht kannten, die nichts von seinem Dasein wußten. Und sie sollten alle seine Macht verspüren, er wollte ihnen seinen Namen aufprägen wie ein Brandmal.

Da hatten sie drüben in Amerika ihre Trusts, mit denen sie den Geldmarkt und die wirtschaftliche Lage beherrschten. Der brave Smith aus Philadelphia war einer der mächtigsten Männer. Aber welche jämmerliche Macht war das doch, die keinem anderen Erfolg zugewendet war als dem Verdienst, der Anhäufung der Milliarden. Sie war den Besitzenden gefährlich, sie war imstande, die Konkurrenz zu vernichten, alle Beamten zu bestechen, den Präsidenten zu bedrohen. Eine jämmerliche Macht. Denn wer nichts besaß, war frei von ihr, der Hungerleider erhob sich triumphierend über sie und konnte sie verhöhnen.

Mit der brutalen Wucht der Milliarden war nichts getan, wenn der geniale Gedanke fehlte, der alle niederzwang ... alle!

Bezugs Hausgenossen ließen sich nicht vor ihm sehen, wenn sie nicht gerufen wurden. Hainx hatte schlimme Tage. Elisabeth war nicht in der Stadt, sie hielt sich in der Villa auf, von wo sie zwischen Bäumen das Dach von Enzbergers Mühle sah.

Bezug hatte den Brief des Professors vormittags erhalten, gelesen und auf den Schreibtisch geworfen. Dann vergaß er seiner und erinnerte sich erst abends wieder der Bitte Zugmeyers, als sich ihm das Schreiben von ungefähr wieder in die Hand drängte. Er wog es einen Augenblick ab, legte es auf den Tisch und klingelte nach Hainx.

»Professor Zugmeyer hat mir geschrieben, ich soll ihn heute nachts besuchen. Fahren Sie hinaus und fragen Sie, was der Mann von mir will!« Aber als ob es ihm keine Ruhe ließe, zog es seine Hand wieder nach dem Brief. Da stand: »... in einer dringenden und außerordentlich wichtigen Angelegenheit ...« – »Warten Sie,« fuhr Bezug fort, »ich werde doch mit

Ihnen fahren. Ein Automobil soll um halb zwölf Uhr bereit sein. Lassen Sie die Straße bewachen.«

Hainx verneigte sich und ging. Seinem Haß gegen den Tyrannen gab eine Entdeckung der letzten Zeit eine nicht geringe Befriedigung. Es schien so, als ob sich Bezug in den letzten Wochen zu fürchten begonnen hätte. Er hatte einen strengen Wachdienst eingerichtet, war von einer auserlesenen Schar seiner Eideshelfer umgeben, als habe er irgendeinen Angriff abzuwehren, als ahne er etwas Bedrohliches über sich. Seine Sicherheit und Zuversicht schien erschüttert, und oft war es Hainx, als seien alle Wutausbrüche Bezugs nur Minenexplosionen, die eine geheime Schwäche zu maskieren bestimmt seien. –

Eine halbe Stunde vor Mitternacht hob einer der beiden Hammerschläger auf Bezugs Schreibtisch den Hammer und ließ ihn zweimal gegen die Glocke klingen. Das Zeichen, daß unten der Wagen bereitstehe, rollte klar durch die Stille des Zimmers und weckte einen Ton in der Wanduhr, ein verwandtes Summen und leises Rütteln im Räderwerk. Der Zeitgeier über der Uhr zuckte mit den Flügeln, als wolle er sich aufschwingen. Bezug, der ermüdet in dem großen Armstuhl mit den Schlangenköpfen zusammengesunken war, fuhr auf, sah sich im Zimmer um, als suche er jemand, und erhob sich dann schwerfällig. Als er aber in das Vorzimmer kam, ging er schon wieder straff und kraftvoll und ließ sich von dem Diener Mantel und Hut reichen.

Straff und elastisch bestieg er das Automobil, in dem ihn Hainx erwartete. Aber kaum hatte er sich zurechtgerückt, als schon wieder das Mißvergnügen über ihn kam. Er fragte sich, was er draußen auf dem Observatorium suche. Was konnte ihm Zugmeyer Großes und Wichtiges mitzuteilen haben? Irgendeine astronomische Entdeckung, die den Gelehrten in Aufregung versetzte und vielleicht auch die übrigen Astronomen ... aber die sonst herzlich gleichgültig war. Bezug war auf dem Weg, sich eine halbe Stunde lang langweilen oder ärgern zu lassen. Was konnte er von Zugmeyer erwarten? Was erwartete er überhaupt? Er gab es zu, daß er irgendeiner Nachricht entgegenharrte ... und er fand, daß diese

Ahnung unsinnig sei, diese Erwartung ein leeres Gefühl – alles zusammen nur Symptome seiner Schwäche, die er sich einzugestehen gezwungen war.

Es war eine schöne, laue Vorfrühlingsnacht, und obzwar der Mond nicht sichtbar war, ließ eine seltsame Helle die dunkeln Massen der Gehöfte und Baumgruppen in ihrem wuchtigen Schwarz erkennen. Das Licht rieselte in dünnen Fäden aus der Menge von Sternbildern herab, die heute dem armen Himmel des Nordens einen fast südlichen Glanz gaben. Mit dem breiten, grellen Schein der Laternen schien der Wagen seinen Weg abzusuchen, und die Schotterhaufen und die Baumstämme wurden rasch hindurchgezogen. Die Wagenspuren der Straße wurden zu breiten, laufenden Streifen, zu endlosen Riemen, die durch ein wirbelndes Schwungrad irgendwo weit hinten in der Finsternis in Bewegung gesetzt waren.

Als sie an dem großen Steinbruch vorbeikamen, traten zwei Männer in den Lichtschein und nahmen die Hüte ab. Das war wie eine flüchtige Vision. Aber Bezug nickte zufrieden, er gewann daraus wieder ein wenig Sicherheit. Dann tobte das Automobil an der langgestreckten Schanze hin, die von den Schweden im Dreißigjährigen Krieg aufgeworfen worden war, und bog an ihrem Ende auf die Seitenstraße ein, die den Hügel hinan und zu Bezugs Sternwarte führte.

Zugmeyer erwartete seinen Herrn an dem Einfahrtstor in den von einer Mauer festungsartig umschlossenen Hof. Während der Chauffeur den Wagen sorgsam in die offene Remise lenkte, führte der Professor seine Gäste die Treppe hinan und ließ sie auf die Galerie unter der ungeheuren Kuppel des Observatoriums treten. Der Raum war nur zum Teil erhellt; in der Nähe des Sitzes vor dem Objektiv des großen Refraktors, der sich unförmig gegen den Himmel richtete, glänzten die Metallteile des feinen und komplizierten Apparates, der zur Einstellung des Rohres diente. Das Durcheinander der Schrauben, Zahnräder, Rädchen, Stäbe und Pendel vor dem Sitz war dem Uneingeweihten nichts als ein verwirrendes Chaos, ein krauses Hieroglyphenzeug, dessen Bedeutung nicht zu enträtseln war. Das Uhrwerk, das den ganzen Apparat der Drehung des Himmels anpaßte, tickte laut in der Stille.

»Jetzt sagen Sie mir,« begann Bezug ungeduldig, »warum Sie mich eigentlich mitten in der Nacht hierher hinauszitiert haben?«

Der Professor stand vor ihm, an der Brüstung der Galerie, dunkel vor dem Licht inmitten des Raumes und schwieg noch immer. Er wußte nicht, was er beginnen sollte.

»Na ... also!« drängte Bezug.

»Es ist ... es ist ... eine Sache von solcher Wichtigkeit ... daß ich wünschte, sie bliebe zwischen uns beiden allein ...«

»Hainx ist meine rechte Hand ... sprechen Sie ruhig vor ihm.«

»Gut, dann bitte ich Sie, mir zu folgen.« – Zugmeyer schritt von der Galerie auf eine Art von Kommandobrücke hinaus, die in den Raum vorgebaut war. Sie endete auf eine kleine Plattform, die an drei Seiten von weißen, straff über Rahmen gespannten Tüchern umschlossen war. Unten lag der dunkle Raum des Observatoriums wie ein toter Krater. Als der Professor mit einer Umdrehung des kleinen Hebels an der Barriere der Plattform auch die letzten Lichter verlöscht hatte, gewann das Sternenlicht seine Macht ... Bezugs Blicke richteten sich hinauf zur Kuppel. Eine schwanke dünne Stange, von der Drähte hinabliefen, reckte sich außen, neben der Sternwarte, hoch hinauf.

»Das ist wohl der Funkentelegraph?« fragte Bezug.

»Ja – ich habe Sie gebeten, hierherzukommen, um zu sehen wie er arbeitet. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß die empfangenen Depeschen sogleich in Lichtzeichen umgesetzt werden. Das ermöglicht eine noch schärfere und genauere Beobachtung. Sie werden die Zeichen auf diesen Schirmen vor sich erscheinen sehen.«

»Wann?«

»Sogleich, wenn es zwölf Uhr geschlagen hat.«

Und wie auf ein Stichwort folgten rasch aufeinander zwölf helle klingende Schläge, dann ein kleines Schnaufen im Uhrwerk, und nun wieder das gleichmäßige Schwingen des Pendels.

In diesem Augenblick erschien auf dem Schirm vor Bezug ein breiter, ungleichmäßig erhellter Lichtstrahl. Er zuckte einige Male auf und verschwand. Dann kam er wieder, verringerte seinen Umfang bei

gleichzeitiger Erhöhung der Intensität des Lichtes, bis er in einem gleichmäßigen, grünlichen Schimmer erstrahlte.

»Das ist das Alarmsignal!« sagte der Professor. »Geben Sie acht, jetzt kommt die eigentliche Depesche.«

Nach einigen Sekunden verschwand der Fleck wieder, und nun folgte in einer durch Abschnitte unterbrochenen Reihenfolge eine Anzahl von Zeichen. Sie bestanden aus längeren und kürzeren Blitzen, aus kleinen, runden Lichtstreifen, Dreiecken und Vierecken von quadratischer und gestreckter Gestalt, die in Gruppen zusammentraten, dann wieder durch längere Intervalle getrennt waren und in den mannigfachsten Verbindungen sich aus den Pausen zu entwickeln schienen. In langsamem Zeitmaß ging das vor sich, als solle die Depesche nur ja recht verständlich sein, als bemühe sich ihr Absender um nichts so sehr als um Deutlichkeit, wie ein Lehrer, der vor seinen Schülern Buchstabe um Buchstabe zu Worten zusammensetzt.

»Sehr interessant!« sagte Bezug nach einer Weile, »und was wird Ihnen da telegraphiert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was ... Sie wissen es nicht? Was soll das heißen? Haben Sie nicht versucht, die Depesche zu lesen?«

»Ich verstehe die Sprache nicht, in der sie abgefaßt ist.«

»Und da können Sie sich nicht helfen? Sie wissen doch, daß Ihnen eine ganze Akademie von Sprachgelehrten zur Verfügung steht, wenn Sie mich nur davon verständigen.«

»Ich glaube, daß sich auch in einer ganzen Akademie niemand finden wird, der diese Depesche lesen kann.«

»Ja ... hören Sie ... warum denn nicht?«

»Weil diese Depesche in einer Sprache verfaßt ist, die kein Gelehrter versteht. Weil es sich hier um keine der auf Erden gebräuchlichen Sprachen handelt.«

Bezug wurde ungeduldig. »Zugmeyer, Sie können ein tüchtiger Astronom sein. Aber von diesen Dingen scheinen Sie nicht viel zu verstehen.«

»Ich bin überzeugt, Herr Baron, daß diese Depeschen aus einer Gegend kommen, wo es noch niemandem vergönnt war, Sprachstudien zu machen. Sie kommen vom Mars.«

»Ist das Ihr Ernst, vom Mars!«

Zugmeyers Stimme war schwer und dunkel: »Es ist mein voller Ernst ...«

»Aber zum Teufel ... es ist doch sonderbar, was mögen die uns mitzuteilen haben? Können die es nicht erwarten, mit Thomas Bezug in Verbindung zu treten?« Und Bezug wandte sich Hainx zu, den er im Widerschein des grünlichen Lichts neben sich sah. »Der Mars kommt erst später daran, wenn die Erde mein ist.«

Langsam fuhr Zugmeyer fort: »Ich weiß nicht, was diese Depesche enthält. Ich weiß es nicht mit voller Sicherheit. Aber ich kann ihren Sinn vermuten, mit einiger Wahrscheinlichkeit.«

»Nun ... und?«

Zugmeyer drehte den Hebel zurück. Und der schmale Kranz von Lichtern um den Schwerpunkt des Raumes entzündete sich wieder, daß die Messingteile der Apparate aus der Dunkelheit erlöst und wieder lebendig wurden, während die Lichtzeichen auf dem Schirm verloschen.

»Die Marsdepeschen treffen auf die seltsamste Weise mit einer anderen Entdeckung zusammen, die ich in der letzten Zeit gemacht habe. Und aus diesem Zusammentreffen glaube ich den Sinn der Mitteilungen erraten zu können.«

»Und der ist ...?«

»Eine Warnung ... Ich bitte Sie jetzt, mit mir in mein Arbeitszimmer zu kommen.« Er ging seinen Gästen voran, über die schmale Brücke, dann ein Stück der Galerie entlang und öffnete eine eisenbeschlagene Tür in der Wand des Observatoriums. Hier führte eine gewundene Treppe hinab, zum Arbeitszimmer des Astronomen. Es war ein einfacher Raum, bis zur halben Höhe der Wand mit Holz getäfelt, und innerhalb dieser strengen Zweckmäßigkeit doch von einer Art von poetischem Zauber durchwirkt, dem sich selbst Bezug nicht zu entwinden vermochte. So wenig er die Bemühungen der Gelehrten, die in seinem Dienst standen, sonst schätzte,

vor der Arbeit des Astronomen hatte er mehr Ehrfurcht, als er sich selbst einzugestehen willens war. Er, dessen ganze Ziele auf diesem Ball lagen, sah mit Erstaunen und einer Art von Neid, wie es den Astronomen gelang, sich auch anderer Welten zu bemächtigen, sie in die Stille ihrer Studierzimmer herunterzuziehen, sie in mathematische Formeln zu bannen und ihren Lauf zu bestimmen. Da lagen die Geheimnisse des Himmels, der Bewegungen fernster Gestirne, aufgeschlossen in langen Zahlenreihen, in Tabellen, da war eine ihm unbegreifliche und fast unheimliche Weisheit in unscheinbaren Büchern und Regalen aufgehäuft.

Während sich Bezug in dem Raum umsah, nahm Zugmeyer vor seinem Schreibtisch Platz und öffnete eine der kleinen Laden an der linken Seite. Er nahm ein Pack photographischer Negative hervor und legte es vor sich hin.

»Nun, Professor, und Ihre andere Entdeckung?« fragte Bezug endlich, als sich Zugmeyer noch immer nicht entschloß zu sprechen.

Da nahm der Astronom die oberste der Platten auf und hielt sie gegen das Licht, das über seinem Schreibtisch hing. »Sehen Sie sich einmal dieses Negativ an!«

Bezug blickte hindurch. Er sah nichts als einen kleinen schwarzen Strich mitten auf der sonst unbelichteten Platte.

»Nun, und ...?« fragte er.

»Was Sie hier sehen, ist die Photographie eines neuen Planeten, den ich entdeckt habe.« Bezug reichte die Platte an Hainx weiter: »Das ist wohl für die Astronomen sehr überraschend ...«

»Ja – es ist aber eine wenig angenehme Überraschung. Sie werden mich sogleich begreifen, wenn Sie mich eine Viertelstunde lang anhören wollen. Außer den aller Welt bekannten großen Planeten gibt es noch eine Menge kleiner Planeten. Man hat sie eigentlich seit jener Zeit immer schon vermutet, seitdem man das Gesetz der Planetenabstände von der Sonne aufgefunden hat. Dieses Gesetz verlangte in der Lücke zwischen Mars und Jupiter mit aller Entschiedenheit einen Weltkörper. Nun hat man in dieser Lücke allerdings keinen ganzen Weltkörper gefunden, aber doch die Trümmer eines solchen – eben jene kleinen Planeten, deren erster in der

Neujahrsnacht des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt worden ist. Eine Anzahl von Trümmern ... kleinere und größere, und es wurden immer mehr, je eifriger man seine Beobachtungen auf ihre Auffindung richtete. So weit war das Gesetz glänzend erwiesen. Aber dann kam die Entdeckung des Astronomen Witt. Er fand nämlich abermals einen neuen kleinen Planeten, den er Eros nannte. Aber dieser Planet bewegte sich nicht in jener Planetenzone, die ihm das Gesetz anwies, in der Lücke zwischen Mars und Jupiter, sondern – gegen alle Ordnung und Harmonie – zwischen der Erde und dem Mars.«

»Wie ist das möglich?« fragte Bezug gespannt.

»Man hat es sich mit außergewöhnlichen Einflüssen zu erklären versucht, die den neuen Planeten aus seiner Sphäre gerissen haben. Seine ungemein exzentrische Bahn scheint darauf hinzudeuten. In seiner Sonnenstärke rückt er bis auf drei Millionen Meilen an uns heran, während die Venus immer noch fünf Millionen Meilen entfernt bleibt. In der Sonnenferne aber reicht seine Bahn noch über die des Mars hinaus. Nachdem Witt einmal die Bahn des Eros rechnermäßig festgelegt hatte, gab es einiges Kopfschütteln. Denn ein so seltsamer Himmelskörper ist eine Warnung für uns, er deutet eine Gefahr an.«

»Eine Gefahr?«

»Wenn solche Unregelmäßigkeiten stattfinden können, wenn uns unbekannte Einflüsse Planeten aus ihrer Sphäre herauszureißen vermögen ... ist es dann ausgeschlossen, daß einmal einer von ihnen uns so nahe kommt, daß die Anziehung der Erde über seine Masse siegt, und daß er auf uns herunterstürzt?« Der Professor hatte sich erhoben und stand vor Bezug, bleich und entschlossen, jetzt alles zu sagen. »Wir dürfen diese Möglichkeit schon rein logisch nicht ausschließen, verstehen Sie. Wir haben Anzeichen dafür, daß Ähnliches schon stattgefunden hat. Sehen Sie einmal unsern Mond an. Die ungeheuren Ringgebirge, die Wallebenen ... Wenn Sie in einen zähen Brei einen Stein werfen, so entsteht ein ganz ähnliches Gebilde. Diese Ringgebirge können keine vulkanischen Erscheinungen sein. Sie fordern eine Erklärung heraus, daß hier in den zähflüssigen feurigen Brei des Mondes einmal solche irrende Himmelskörper hineingestürzt sind. Und

dann das, was man Polhöheschwankungen der Erde nennt. Schwankungen um etwa zwanzig Meter. Aber sie genügen, um die sonderbaren Klimaschwankungen der Erde zu erklären. Auf Spitzbergen hat es einst Kirschbäume und Lorbeersträucher gegeben, der Südpolkontinent war nicht immer unter Eis begraben ... vielleicht hat auch unsere Erde einmal ein solcher Stoß getroffen ...«

Zugmeyer hielt inne. Seine Stirne war naß, er sah Bezug starr an, mit funkelnden Brillengläsern. Dann nahm er die Glasplatte aus der Hand Hainx' und hielt sie empor. »Ich habe meinen neuen Planeten Terror genannt ... Terror ... Jetzt bin ich der Überzeugung, daß er früher auf seiner Bahn nicht entdeckt werden konnte, einfach weil er früher nicht da war. Er ist erst in der jüngsten Zeit aus seiner Zone gerissen worden, und er kommt auf unsere Erde zu, meine Herren, wenn meine Berechnungen nicht falsch sind ... oder wenn ihn nicht irgendein anderer Einfluß zurückreißt ... und er muß mit uns zusammenstoßen. Das ist es auch, was uns die Marsleute telephonieren, sie haben ihn entdeckt, und sie warnen uns ...«

»Und was geschieht ...?« fragte Bezug atemlos.

»Der Untergang ... er ist nur den zehnten Teil so groß wie unser Mond. Aber es genügt.«

»Was ist zu tun? Was ist zu tun?« Bezug sah Hainx an. Aber der war bis an den ungeheuren Bücherwall zurückgewichen, der die eine Wand verdeckte, und hatte sich schwer atmend mit dem Rücken dagegen gelehnt.

»Es ist nichts zu tun. Wir müssen schweigen.«

»Schweigen?«

»Denken Sie an das Entsetzen, das über die Welt kommen müßte.«

»Es ist wahr! Es ist wahr! Ein fürchterliches Entsetzen müßte über sie kommen. Müßte über sie kommen ... Sie werden nicht wissen, was sie in ihrer Angst tun sollen ... und wann müßte dieser Zusammenstoß erfolgen, Professor?« Bezugs Augen brannten.

»Nach meinen Berechnungen im Juli.«

»Im Juli! Sehr gut. Da können sie noch mehr als drei Monate zucken und sich winden ... in Todesangst ...«

Zugmeyer griff hinter sich und faßte die Armlehnen seines Stuhles. »Ich habe Ihnen davon gesagt, Herr Baron, weil ich es für meine Pflicht hielt, eine Entdeckung, die ich auf Ihrer Sternwarte gemacht habe, Ihnen nicht zu verschweigen. Sie wollen doch nicht ...?«

»Ich wünsche nicht, daß Sie mir Ratschläge erteilen«, fuhr Bezug auf, so bedrohlich, daß Zugmeyer sich aus seiner Nähe wünschte. Da war die ganze Brutalität wieder vorgebrochen, die Bezugs Siege zuletzt entschied. »Es war Ihre Pflicht, gewiß. Ich danke Ihnen. Was ich mit Ihrer Entdeckung zu tun gedenke, das ist meine Sache, verstehen Sie mich. Ich werde sie benützen oder nicht benützen, wie es mir gefällt, und wie es meinen Plänen entspricht ... Kommen Sie, Hainx!« Und mit einem Kopfnicken verließ er das Arbeitszimmer, gefolgt von Hainx, der seine Beine mit Mühe zum Dienst zwang.

Auf dem Hof blieb Bezug stehen und sah zu dem hellen Nachthimmel empor. Da waren diese fernen Welten, aus deren Hintergrund irgendwo die Zerstörung hervorbrach; schon war das zertrümmernde Geschloß in Bewegung, erst nur den Berechnungen des Gelehrten erfindlich, aber bald würden sich die Augen der gesamten Menschheit in Todesangst zum Himmel wenden, bis in die fernsten Winkel der Erde würde die schreckliche Botschaft dringen ...

»Ich werde das Schauspiel erleben, die ganze Menschheit wie eine Meute winselnder Hunde feige kriechen zu sehen«, murmelte Bezug.

Knatternd fuhr das Automobil vor. Die beiden Nachtwächter rissen das Hoftor weit auf und standen stramm aufgerichtet, während Bezug an ihnen vorüberfuhr. Als sie von dem Weg zur Sternwarte auf die Straße einbogen, wandte er sich um. Das weiße Gebäude mit seiner dunklen Kuppel glich auf seinem Hügel einem riesenhaften Märchenpilz, der durch ein Zauberwort der Nacht aus dem Boden gezogen worden war. Dann sah Bezug zu den Sternbildern auf, und als sein Blick wieder auf die Kuppel herabsank, da schien sie ihm klein und gedrückt, zusammengekauert und zusammenschauernd unter der gewölbten Wucht des Firmamentes. Dünn und spitz stach daneben der Mast der telegraphischen Station in die Nacht.

Bezug fühlte, wie Hainx, der neben ihm saß, zitterte.

»Ist es Ihnen kalt, Hainx?« fragte Bezug.

»Ja!«

Aber Bezug lächelte. Da hatte das Fieber schon ein Opfer erfaßt. Er schwang eine Geißel. Er spann sich wieder in seine Phantasien: »So ist es gut ... so muß es kommen. Ich habe sie meiner Macht nicht unterwerfen können, hören Sie, Hainx! Nicht unterwerfen können. Dazu sollte es nicht kommen ... aber ich werde dafür entschädigt: ich werde ein Schauspiel erleben, wie es noch nie gesehen worden ist. Die Wissenschaft ... hören Sie, Hainx ... wenn es die Wissenschaft sagt! Wenn es nur ein Glaube wäre, ein Aberglaube: aber die Wissenschaft! Da ist kein Entrinnen in den Unglauben oder in die Vernünftigkeit. Da wird die Vernunft selbst sie mit Peitschenhieben antreiben ... in den Wahnsinn. Die Vernunft wird ihnen sagen: es ist aus, es ist aus, es ist aus ... kein Entrinnen. Denn wir haben keinen Punkt außerhalb der Erde, auf den wir flüchten können. Keine Arche Noah, die im Weltraum schwimmt, bis wir wieder irgendwo landen können. Sie müssen alle zugrunde gehen, das ganze Gewimmel ... die ganze Brut. Sie werden durcheinanderlaufen und beten und fliehen und sich im Wahnsinn selbst umbringen. Und die Ordnung wird in Trümmer gehen ... hören Sie, Hainx! ... und das »Gesetz« und die Sitte und alles, alles, alles« – und Bezug schlug mit der geballten Rechten bei jedem Wort auf den Rand des Wagenschlages – »sie werden toll und tobsüchtig werden, hören Sie, Hainx! Toll und tobsüchtig, ein ungeheurer Käfig, aus dem niemand ausbrechen kann ... in dem sie alle miteinander umkommen müssen. Ich werde auch mit umkommen ... und Sie, Hainx ... wir alle, alle! Aber das macht nichts, wenn ich auch umkomme. Ich werde ganz zuletzt doch noch dieses wunderbare Schauspiel genießen ... den Triumph, sie alle erniedrigt und vernichtet zu sehen ... wenn auch nicht durch meine Macht – aber ich werde doch noch zuletzt über sie herrschen ... in ihrer Todesangst ...«

Ein keuchender Husten zwang ihn, abubrechen. Die Worte wollten sich nicht zurückdrängen lassen, quollen herauf, aber die Luft kam nur pfeifend aus seinen Lungen, er bäumte sich auf und sank zurück. Dann saß er zusammengekrümmt da, mit rundem Rücken und hängenden Schultern, den

Kopf weit vorgestreckt, als trage er eine Last auf dem Nacken. Seine Augen waren stier und blutunterlaufen.

Hainx sah seinen Herrn entsetzt an.

Die Derwische, die er in Ägypten besucht hatte, waren im letzten Stadium ihres fanatischen Taumels ähnlich anzusehen gewesen wie jetzt Bezug.

Nur langsam löste sich die Spannung und kehrte Bezug die Besinnung zurück. Aber er sprach nichts mehr. Er lächelte nur und sah Hainx bisweilen von der Seite an, mit einem spöttischen und prüfenden Blick. Das war wieder dieser alte Blick des Inquisitors, des Henkers, der seine Kraft aus der Verzweiflung seines Opfers zog. Und mit aller Macht seines Willens nahm sich Hainx zusammen, um nicht zu zittern.

Als sie in den Hof des Palais einfuhren, schlug Bezug die Decken zurück. Und indem er aus dem Wagen stieg, sagte er leichthin: »Wird das nicht ein köstlicher Spaß werden, Hainx?«

Und Hainx antwortete fest: »Ich freue mich darauf, Baron.«

Thomas Bezug blieb den ganzen folgenden Vormittag in seinen Schlafzimmern. Der Kammerdiener hatte strengen Befehl, ihn unter keiner Bedingung stören zu lassen. So konnte auch ein Brief, den ein Diener von Bezugs Sternwarte brachte, und den Zugmeyer als besonders dringend und sogleich zu übergeben bezeichnet hatte, nicht seinen Adressaten erreichen. Es war ein letzter Versuch des Gelehrten, seinem Herrn die schrecklichen Folgen einer Preisgebung des Geheimnisses vorzuhalten und ihn zu warnen. Trotz der Gefahr, Bezugs Zorn auf sich zu laden, hielt es Zugmeyer für seine Pflicht, noch einmal an ihn heranzutreten.

Dann kam der Ausschuß des vereinigten Künstler- und Schriftstellerbundes »Minerva«, der für heute vormittag zur Audienz befohlen war, um sein Memorandum zu überreichen. Auch ihm blieb der Eintritt verwehrt, und Richard konnte nichts anderes tun, als die Abgesandten auf Nachmittag zu vertrösten.

Es handelte sich bei dieser Audienz um nichts Geringeres als um die geplante Gründung der Künstlerstadt, die Bezug in Aussicht gestellt hatte. Der Verein hatte sich eigens zu dem Zwecke gebildet, um die Vorarbeiten

durchzuführen und Bezug mit festen Vorschlägen zu kommen. Darüber war man einander in die Haare geraten und hatte eine ganze Reihe erbitterter Fehden auszufechten gehabt. Es bereitete Bezug ein ganz besonderes Vergnügen, die Bulletins dieses Kampfes zu erhalten. Oft focht man in ganzen Schlachtreihen gegeneinander: hie Schriftsteller und hie Maler, oder hie Maler und hie Architekten, oft löste sich das Gefecht in eine Anzahl von Einzelkämpfen auf. Störner behauptete, es sei ein ähnlich erhebender Anblick wie der Furor der homerischen Helden. Wenn hüben und drüben je einer vor die Phalangen trat und wenn beide nun zum Ergötzen der übrigen übereinander herfielen. Es war wie bei Hahnenkämpfen. Selten genug kam einer ungerupft davon. Und oft genug fand sich, daß die Federn, die einer bei einem solchen Streit verloren hatte, fremde Federn waren.

Wenn Bezug aber seine Laune besonders festlich steigern wollte, dann wohnte er den Versammlungen der »Minerva« bei. In Anwesenheit des hohen Protektors war man noch weniger als sonst geneigt, sich etwas gefallen zu lassen, und griff einander noch grimmiger an. Mit den Fäusten zerrte einer den andern von dem Kothurn, auf dem er in der Öffentlichkeit stand. Und Bezug hatte seinen Spaß daran.

Jetzt war man endlich so weit gekommen, nach endlosen Beratungen, Erwägungen und eifersüchtigen Listen, daß man die Grundzüge der Organisation festgestellt hatte.

Nachmittags fanden sich die Herren des Ausschusses wieder in Bezugs Palais ein. Sie wurden in die Halle mit den Alabastersäulen geführt, die jetzt noch durch eine Wand aus einer einzigen ungeheuren Spiegelscheibe gegen den Park abgeschlossen war.

Man stand ein wenig in Gruppen herum und erwartete mit einiger Ungeduld das Erscheinen des Hausherrn.

Dibian, Harthausen und Schönbrecher wanderten gemessenen Schrittes längs der Spiegelscheibe auf und ab.

»Glauben Sie, daß er alles so annehmen wird, wie wir es vorschlagen?« fragte Harthausen nach einer Pause, die einem Vortrag über seinen letzten Roman gefolgt war.

»Warum sollte er denn nicht?« fragte Schönbrecher dawider. »Er hat uns doch alle Vollmacht gegeben.«

Dibian lachte: »Na also: er gibt's Geld her. Das bedeut't immer und allzeit: ich behalt's letzte Wort.«

Schönbrecher zupfte an seiner Krawatte und versuchte sein Bild in der Glaswand zu erhaschen: »Aber die Kunst hat ihre eigenen Gesetze. Und auch die Künstler haben ihre eigenen Gesetze. So soll es wenigstens überall sein. Und hier gibt sich zum erstenmal Gelegenheit, zu zeigen, wie unsere Leistungsfähigkeit gesteigert wird, wenn wir frei vom Zwang der Bestie Publikum – vollkommen frei, verstehen Sie mich ...« Er unterbrach sich mit einem feindseligen Blick auf Doktor Störner, der eben zu ihnen getreten war.

Doktor Störner gehörte nicht eigentlich zum Ausschuß der »Minerva«. Aber er bummelte gelegentlich so mit, aus Neugierde, um zu sehen, welche Entwicklung die ganze Angelegenheit nehmen würde. Und da man ihn fürchtete und sein Blatt für jene Berichte brauchte, die dem Publikum die ungemeine Bedeutung der Künstlerrepublik vor Augen rücken sollten, wagte man nicht, ihn zurückzuweisen.

»Sagen Sie einmal, verehrter Sophokles,« begann er, »haben Sie denn schon auch über die Liebe nachgedacht? Wie haben Sie denn die Liebe in Ihren sozialen Organismus hineinreglementiert?«

»Die freie Liebe«, wollte Harthausen dozierend anfangen.

Aber Schönbrecher fiel ihm geärgert ins Wort: »Sehen Sie denn nicht, daß uns der Herr Doktor Störner nur aufziehen will. Wie kann man denn so was reglementieren! Die freie Liebe, das ist ein Unsinn. Ein Unsinn, wie jedes Schlagwort. Schlagworte sind etwas für die großen Massen. Aber nichts für freie Geister. Es ist selbstverständlich, daß im Belang der Liebe alle Vorurteile abgeschafft werden ...«

»Hören S', Schönbrecher, da wird meine Frau schon dagegen sein«, sagte Dibian.

Schönbrecher zuckte geringschätzig die Achseln und wandte sich ab. Dieser Ochsenmaler war auch von einer Schwerfälligkeit, die ihresgleichen suchte. Die Frauen?

»Die Frauen werden sich immer jeder Genialisierung des Mannes widersetzen. Je höher wir uns erheben, desto erbärmlicher fühlen sie sich. Die Überwindung des Weibes! Ein Ziel aufs innigste zu wünschen! Aber es ist in der Praxis schwer durchführbar ...«

Störner war ein arger Heide, der nicht einmal vor Schönbrechers antikem Schönheitsideal Ehrfurcht hatte. Er lächelte ihn immer an, so oft er mit ihm sprach. Und lächelnd sagte er, indem er den Kopf auf die Schulter neigte: »Mein lieber Sophokles ...!«

»Sagen Sie zu mir doch nicht immer Sophokles!« fuhr Schönbrecher auf.

»Also, mein lieber Äschylos oder Euripides, wie Sie wünschen. Ich hatte eigentlich vor, das Problem von einer anderen Seite anzuschneiden. Nämlich, wie steht es mit dem Geld, das zur Liebe so im allgemeinen gehört?«

Dibian lachte und nickte Störner zu. Aber der fuhr ernsthaft fort: »Muß da jeder in die eigene Tasche greifen? ... oder kommt da der berühmte gemeinsame Fonds daran? ... oder wird Ihnen die Liebe sozusagen – in Naturalien geliefert werden?«

Schönbrecher pflanzte sich vor Störner auf, sah ihn mit überirdischer Hoheit von oben herab an und sagte: »Wir sind eine ›neue Gemeinschaft‹, verstehen Sie mich. Unsere Ethik muß sich erst bilden. Nach eigenen Gesetzen, wie ich bereits gesagt habe.«

»Aber Sie haben eine radikale Gruppe unter sich. Die sozialistischen Dichter und Künstler werden verlangen, daß es nach ihren Grundsätzen geht. Sie werden die Honorare, die Sie verdienen, für die Allgemeinheit in Anspruch nehmen.«

Da fiel aber Harthausen ein. Eine solche Aussicht konnte ihn außer sich bringen. »Das ist selbstverständlich ausgeschlossen«, eiferte er.

Störner schüttelte den Kopf: »Ich fürchte, meine Herren, der Leim für Ihre ›neue Gemeinschaft‹ ist ein wässriger Klebstoff.«

»Wenn's ausanandergeht«, sagte Dibian, »ich mach mir nix draus. Meine Ochsen kann ich immer anbringen. Ich mach ja kane antiken Dramen.«

Bezug trat in diesem Augenblick in die Halle, und sogleich verstummte das Summen. Man begrüßte den edlen Spender mit schweigenden Verbeugungen. Mit ein paar raschen Schritten kam Bezug bis in die Mitte des Raumes und dankte mit Kopfnicken nach allen Seiten.

»Was hat er denn?« flüsterte Dibian Harthausen zu, »schaun S', was er für a G'sicht macht.«

Bezugs Ernst war auffallend. Seine Stirn schien von schweren Sorgen gefurcht, und um den Mund lag ein unbestimmter Zug, etwas wie Teilnahme oder wie Angst. »Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich Sie heute vormittags nicht empfangen konnte. Sie werden mich entschuldigen, wenn Sie hören ... Ich habe Sie also gebeten, mit Ihren Vorschlägen zu kommen ...«

Die Pause, die Bezug eintreten ließ, hielt Harthausen, der sich zum Sprecher aufgeworfen hatte, für eine Aufforderung zu beginnen. Er verbeugte sich also und zog mit einiger Anstrengung ein Kuvert aus der Tasche.

»Wir haben uns erlaubt, Herr Baron, hier alles aufzuzeichnen, was wir sozusagen als Basis unserer – Ihrer Gründung ansehen ... angesehen wünschen ... bitten! Einem Unternehmen, dem Ihr Name auf die Stirne geschrieben werden soll, konnten wir nichts Kleinliches, nichts Bedeutungsloses zumuten. Deshalb haben wir uns immer vor Augen gehalten, daß es wohl Ihrer Großmut entsprechen dürfte, wenn wir den gewaltigsten Maßstab an alles legen, wenn wir es im größten Stil entwerfen. In diesem Sinn haben wir –«

Da streckte Bezug die Hand gegen den Sprecher aus, daß dieser erschreckt verstummte. Und nun bedeckte Bezug die Augen mit der anderen Hand und stand lange so, bis er an dem Flüstern der Gäste merkte, daß man den Eindruck seiner Gebärde voll erfaßt habe. »Ja, meine Herren,« sagte er endlich, »ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie meinen Intentionen so vollkommen gefolgt sind. Ich hätte wirklich gewünscht, meinen Plan im größten Stile durchgeführt zu sehen. Kein sehnlicherer Wunsch, als der Kunstgeschichte aller Zukunft meinen

Namen zu lehren. Aber ... ich muß Ihnen sagen ... ich muß Ihnen sagen, aus diesem schönen Plan kann nichts werden.«

Er schwieg wieder, wie vom Schmerz überwältigt. Die Abgesandten schauten einander an, bestürzt, fassungslos, sie sahen ein scheinbar fest begründetes Gebäude wanken und stürzen. »Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?« murmelte Störner. »Wenn Zeus auf seinem Throne wackelt ...!«

»Aber ... Herr Baron ...« begann Harthausen noch einmal mit unsicherem Einsatz, »es liegt uns selbstverständlich fern, in Ihre ... Motive eindringen zu wollen. Das können wir nicht. Und wollen wir nicht. Wir hoffen nur, daß nicht irgendein Unglücksfall in Ihrer Familie, Sie so ... ja, wir hatten ein stattliches Haus gebaut. Tausende der Besten haben ihre Blicke auf diese neue Gemeinschaft gerichtet, welcher Segen für die Zukunft ...«

»Ja ... die Zukunft,« fiel ihm Bezug ins Wort, »sehen Sie, eben die Zukunft! Gerade das ist es. Wir haben keine Zukunft mehr.«

»Keine Zukunft? Wir hätten ...«

»Es ist schwer zu begreifen, nicht wahr? Aber Sie können mir es glauben, wir nicht, ich nicht. Die ganze Menschheit treibt dem Abgrund des Nichts zu. Sie haben den Entwicklungsgedanken hochgehalten, meine Herren, Sie haben von Übermenschlichen der fernen Zeiten geträumt. Unsere Entwicklung ist zu Ende. Ein paar Wochen noch, dann ... Sie sind Männer, meine Herren, Sie werden wie Männer zu tragen wissen, was ich Ihnen sagen muß. Es sind keine kleinlichen Bedenken ... aber wozu an die Gründung einer Künstlerstadt gehen, wenn dieser ganze Ball, auf dem wir stehen, in kurzer Zeit verödet sein wird, alles Leben ausgelöscht, alle Herrlichkeit und Größe der Menschheit dahin ...«

Da trat ein Lächeln auf Harthausens Gesicht. Und er versuchte Bezug verständnisvoll anzusehen: »Herr Baron, Sie sprechen wie ein Prophet. Sie wollen uns den Weltuntergang verkünden. Und die Propheten, das wissen wir ja ... sie haben immer die Läuterung ihres Geschlechtes gewollt. Sie wollen uns ... es ist ein Scherz.«

Aber Bezugs Gesicht veränderte sich nicht, der drückende Ernst wich nicht von ihm: »Ich wollte jetzt lachen können und Ihnen sagen: ja, meine Herren, ich habe Sie auf die Probe gestellt, ich wollte sehen, wie Sie eine Nachricht aufnehmen, die geeignet ist, den Tapfersten zu erschüttern, den Ruhigsten aus seinem Gleichgewicht zu bringen ... ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß ich unter den Künstlern, die ich um mich versammelt habe, lauter Helden finde. Sie müssen sich aber nun auch mit dem Gedanken vertraut machen: es ist so, wie ich es Ihnen sage. Es ist uns und unserer alten Erde eine kurze Frist gegeben. Bis zum Juli etwa – dann – kommt die Vernichtung.«

Etwas minder zuversichtlich als vorhin fuhr sich Harthausen über die Stirn. Und Schönbrecher nahm an seiner Stelle das Wort, indem er den Kopf senkte, daß die tadellose Scheitellinie bis zum Wirbel sichtbar wurde. Dabei spielte seine rechte Hand mit der aus der Westentasche herabhängenden kurzen Uhrkette, an der einige Kameen bammelten. »Nun,« sagte er, »Herr Baron, wir werden unser Haus bestellen und unsere Arbeit beenden. Aber man soll nicht sagen, daß wir Künstler aus Angst vor dem Untergang irgend etwas beschleunigt hätten, das sich nicht beschleunigen läßt.«

»Also«, setzte Störner, gegen Schönbrecher gewandt, hinzu: »... Motto: in Schönheit sterben.«

Bezug sah von einem zum andern: »Sie scheinen es mir noch immer nicht zu glauben, meine Herren! Ich wiederhole Ihnen, es ist so, wie es ich Ihnen sage. Auf meiner Sternwarte hat Professor Zugmeyer einen aus seiner Bahn geratenen kleinen Planeten entdeckt. Und der kommt geradenwegs auf unsere alte Erde zu. Das wird einen schönen Krach geben ... Ich muß mich vor Ihnen legitimieren, wie es scheint ...«

Bezugs Ernst war jetzt so zwingend und wuchtig, daß sich niemand mehr zu lächeln getraute. Es kam eine seltsame Bewegung in die Versammlung, ein Schwanken und Zittern, und als jetzt mit einemmal das Aufspringen des elektrischen Lichts die Dämmerung beendete, wagten sie es kaum, einander anzusehen. Indessen hatte Bezug einen Brief

hervorgezogen und hielt ihn Dibian hin, der von seinen Hintermännern ganz in die Nähe Bezugs geschoben worden war.

»Bitte,« sagte Bezug, »lesen Sie. Sie werden sehen, daß, ich nicht scherze. Lesen Sie nur ...«

Die andern drängten heran, von einem unwiderstehlichen Zwang überwältigt. Dibian entnahm den Briefbogen dem Kuvert und entfaltete ihn mit seinen dicken klobigen Fingern. Seine Lippen bewegten sich.

»Teixel, Teixel,« sagte er nach einer Weile, »Sapperment. Die G'schicht is schiefg'wickelt!«

»Also, was steht denn drin?«

»So geben Sie doch her!«

»Lesen Sie vor!«

»Regen Sie uns nicht auf!«

Sie riefen und schrien durcheinander, fielen über Dibian her und rissen ihm den Brief aus der Hand. Aber es konnte keiner dazu kommen, ihn zu lesen, denn er wanderte von einem zum andern, bis er an Störner gelangte. Der befreite sich mit einem Satz aus dem Getümmel und wick, den Brief in der hochgehaltenen Hand, bis zur Glaswand zurück. Dort hielt er mit ausgestrecktem Arm die Nachdrängenden zurück. »Einen Augenblick,« rief er, »sogleich ... Sie werden es sogleich alle hören. Der Brief ist von Professor Zugmeyer ...: ›Ich beschwöre Sie nochmals, die Nachricht von der Vernichtung unserer Erde nicht laut werden zu lassen. Das furchtbarste Entsetzen müßte die Folge sein ... schweigen Sie darüber, bewahren Sie die schreckliche Entdeckung bei sich ... wenn andere Astronomen den Terror entdecken, werden sie gewiß ebenso schweigen, wie ich wünschte, geschwiegen zu haben – auch Ihnen gegenüber« – und Sie haben doch nicht geschwiegen,« unterbrach sich Störner, »Sie haben nicht geschwiegen, Herr Bezug.«

Bezugs Gesicht lag fahl, seine Salzseeaugen glommen: »Zugmeyer ist ein Gelehrter. Ein Büchermensch. Er kennt die Unendlichkeit der Himmelsräume und die Entfernungen der Gestirne voneinander. Die Größe des Himmels hat ihn verhindert, seine Aufmerksamkeit einer noch erhabeneren Größe zuzuwenden, der Größe der menschlichen Seele. Und

der Mensch, meine Herren, der Mensch war seit jeher der Gegenstand meines Studiums. Ich kenne seine Schwächen und seine Kräfte und habe eine unbegrenzte Ehrfurcht vor der Schönheit und der Stärke seiner Seele. Ich vertraue auf sie. Und sehen Sie, meine Herren, kann es ein erhabeneres Schauspiel geben, als wenn diese ganze Menschheit in ihrer vollen Kraft, auf der Höhe des Könnens, wissend und doch gefaßt und heldenkühn dem Tod entgegengeht? Die ganze Menschheit, so gefaßt und kühn, wie ich Sie vor mir sehe. Es wird niemand übrigbleiben, um dieses Schauspiel zu besingen oder im Bild festzuhalten und es der Nachwelt zu überliefern. Aber das wird nichts von seiner Schönheit nehmen. Es wird ein würdiges Gegenstück sein zu unserem Empортаuchen aus der Nacht der Tierheit. – Gehen Sie jetzt, meine Herren, Sie werden das Bedürfnis haben, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Und auch ich ... ich möchte allein sein!«

Mit scharfem Blick beobachtete Bezug, wie sich die Männer, die er als Helden gepriesen hatte, ansahen, wie sie sich mit ängstlichen und scheuen Augen abtasteten, wie sie sich ratlos durcheinander schoben. Langsam zogen sie sich zurück.

Dibian, der neben Störner ging, murmelte: »Schad is, 's Ochsenmalen war mir noch lang nicht z'wider.«

Und Störner legte die Hand auf seinen Arm: »Dieser Bezug ... er ist wahnsinnig. Man sollte ihn über den Haufen schießen ...«

Als alle gegangen waren, zögernd, als erwarteten sie doch noch ein Wort der Erklärung, ein Lachen, das sie zurückrief, ging Bezug mit raschen Schritten einige Male die ganze Länge der Halle ab. Dann wandte er sich zu Hainx, der aus einem Nebenraum getreten war: »Na ... also ... Hainx, was sagen Sie dazu?«

»Es ist ... es ist ...«

»Ich konnte nichts Besseres tun, um den Schrecken recht rasch und grimmig unter die Menschheit zu jagen, als indem ich es diesen sagte ... da werden sie reden und schreiben und reden und schreiben ... bis sie einander vor Angst zerfleischen.«

Am Gnadenort

Inhaltsverzeichnis

Die Wallfahrtskirche von Schönau lag auf einem Basaltkegel, der unvermittelt aus der Ebene aufstieg. Um den Fuß des Berges war das freundliche Dorf im Halbkreis gelagert. Man sah den Häusern bäuerlichen Wohlstand und Behagen an, und der große Maierhof, der den rechten Flügel des Dorfes abschloß, gab das Muster eines gut geleiteten landwirtschaftlichen Besitzes. Er gehörte mit vielen Äckern und Waldparzellen dem reichen Stift oben auf der Höhe, das durch sein wundertätiges Gnadenbild Ströme von Betern und Gnadenwerbern anzog.

Seitdem Polydor Schleimkugel sich um den Ruf des Ortes bemühte, stieg die Zahl der Besucher von Monat zu Monat. Man hatte einige neue Termine festsetzen müssen, an denen die Gnade besonders wirksam war. Schleimkugel hatte die Christenheit mit Bildern, Broschüren und Andenken aus Schönau überschwemmt, so daß alle gläubigen Gemüter in Aufregung gerieten und vor Ungeduld außer sich waren, der hohen Wunder teilhaftig zu werden, die da verheißen wurden.

Seit zwei Wochen war der Zudrang ganz außergewöhnlich groß.

Zum Teil mochte das damit zusammenhängen, daß man sich den Osterfeiertagen näherte, auf die Schleimkugels Broschüren und fliegende Blätter mit sonderlicher Bedeutung hinwiesen. Aber dann war auch noch etwas anderes, was die Menschen in den geheiligten Bezirk trieb. Es war eine große Unruhe unter die Leute gekommen.

Ein Gerücht war aufgetaucht.

Zuerst nur fernhin, schattenhaften Fluges, langsam über den Horizont ziehend. Dann wieder jäher hervorbrechend, näher schon und schärfer und lange verharrend. Es schwoll heran, drohte eine Weile über den Häuptern und zog grollend ab.

Man sprach davon, daß der Untergang der Welt bevorstehe.

Die Zeitungen hatten sich der Sache bemächtigt und versuchten die öffentliche Meinung zu bestimmen. Dem allgemeinen Chore war zunächst nicht wenig Spott beigemischt. Zugmeyers Name wurde mit einem Schlage populär. Es gehörte zu den Erfordernissen der Bildung, über seine Weltuntergangsphantasien zu lächeln. Man nannte ihn in einem Atem zusammen mit einigen anderen Entdeckern, die ihren Ruf demselben spöttischen Lächeln verdankten. Die Redaktionsastronomen bewiesen dem Forum der Abonnenten auf das bestimmteste, daß man es hier nur mit einem Irrtum, einer Art von gelehrtem Aberglauben zu tun habe. Nur selten nahm man die Entdeckung Zugmeyers ernster und erwog die Folgen, um am Schlusse doch immer wieder zu dem Ergebnis zu kommen, daß man keine Ursache habe, sich irgendwie beängstigt zu fühlen.

Dadurch war in den Oberflächenschichten wirklich wieder Beruhigung eingetreten, und man behandelte den Weltuntergang als eines der Themen unter den vielen, wie sie der Tag bringt und nimmt. Selbst die Helden, denen Bezug damals die Eröffnung gemacht hatte, schöpften aus dem allgemeinen Zweifel wieder Mut und Kräfte und dachten daran, aus der Stimmung der Zeitgenossen Gewinn für ihre Kunst zu ziehen. Die Witzblattzeichner brachten Reihen von Karikaturen, in denen die Schrecken der Vernichtung ins Groteske gewendet waren. Ein junger talentvoller Maler, der sich auf Aktualitäten verstand, brachte in vierzehn Tagen ein Kolossalgemälde zustande, das »der letzte Tag« benannt war. Es nahm die breiteste Auslage eines Warenhauses ein und zeigte eine weite Moorlandschaft, die im Vordergrund zu Hügeln anstieg. Über die Ebene flüchteten Menschen in endlosen Zügen, oder in sinnloser Hast, wirr durcheinander, einer den andern überrennend, ohne Rücksicht, nur auf seine eigene Rettung bedacht. Sie sahen mit verzerrten Gesichtern nach rückwärts, wo ein ungeheures, glühendes Gestirn schrecklich drohend über den Horizont stieg. Flammen spielten wütend über den ganzen Ball, ein Getümmel von rasenden Gewittern, und vor der Glut des zerstörenden Sternes standen deutlich und schwarz die Türme einer fernen Stadt, so armselig und winzig wie Menschenwerk vor dem Zorn des Himmels. Die Staubwirbel, die über die Ebene jagten und die Fliehenden einhüllten und

hemmten, die Windsbraut, die Äste und Steine mitriß, schienen schon die unmittelbaren Boten des Untergangs zu sein. Im Vordergrund aber, auf den mählich ansteigenden Hügeln, war eine Anzahl von Gruppen dargestellt, in denen die sieben Todsünden zu einer gräßlichen Symphonie der Verzweiflung vereinigt waren. Geizige saßen mit verzerrten Gesichtern inmitten ihrer Schätze, mit Waffen in Bereitschaft, mit denen sie die Habgierigen abzuwehren versuchten, die selbst in diesen letzten Stunden den Neid nicht zu unterdrücken vermochten. Fraß und Völlerei beherrschte in wahnsinnigem Taumel die andern, während Männer und Weiber übereinander herfielen, sich die Kleider vom Leib rissen und in schamloser Nacktheit die letzten Orgien der Wollust feierten.

Vor diesem Bilde war immer ein großer Andrang, und während die einen rein artistisch die Farbenwerte abwogen und das Talent des Malers selbst in dieser raschen und auf den Effekt berechneten Arbeit anerkannten, versuchten die andern durch Scherze über den Eindruck, dem sie sich nicht zu entziehen vermochten, hinwegzukommen.

Am dritten Tage nach der Ausstellung des Bildes wurde dessen Maler eingeladen, sich bei Bezug einzufinden. Er wußte, wie jedermann, daß der verderbliche Planet auf der Sternwarte des Barons entdeckt worden war und daß dieser selbst die Entdeckung in die Öffentlichkeit gebracht hatte, und war gänzlich darüber im Ungewissen, wie Bezug sich zu dem Bilde stellen würde. Dem Maler selbst schien sein Bild eher geeignet, die Gemüter zu ängstigen und zu verwirren. Es gehörte zu seinem Plan, es derzeit als unverkäuflich auszugeben und erst nach dem Weltuntergang, an den er nicht zu glauben vermochte, zu gesteigertem Preis an jemanden zu verkaufen, der eine Erinnerung an diese Zeit des Lebens zu bewahren wünschte. Von Bezug aber wußte er, daß er die Künstler, denen er zuerst seine Mitteilung gemacht hatte, zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt und alle guten Kräfte in ihnen aufgerufen hatte. Zu seinem Erstaunen wurde der Maler von Bezug ungemein freundlich empfangen. Kein Wort der Mißbilligung über ein Bild, das, den Absichten Bezugs entgegen, doch eher Schrecken zu verbreiten geeignet war. Nachdem sich der Baron eingehend über die Vorzüge des Bildes ausgelassen hatte, lud er den Maler ein, noch ein zweites Bild zu

beginnen, das denselben Gegenstand, aber in einer schrecklichen Steigerung, behandelte. Und als der Künstler noch zögerte, bestellte er das Bild bei ihm, fest und bindend, und setzte selbst einen so ungeheuerlichen Preis aus, daß dem Maler zu schwindeln anfing.

Von alledem, was in den oberen Schichten ein halb verzagtes, halb ironisches Kräuseln hervorrief, drang nur ein dumpfes Gerücht in die Tiefen des Volkes. Ab und zu ein Wort, das sie aufwühlte und für das sich irgendein Deuter eine sonderbare Erklärung ausklügelte.

Die Welt sollte also untergehen! Es war am Himmel eine blutige Faust aufgetaucht, die drohte nach der Erde hinüber! Und die Reichen hatten sich vorgesezt, den Armen noch das Letzte wegzunehmen, um ihre letzten Tage noch in toller Hast durchjubeln zu können.

Hier unten fehlte die Ehrfurcht vor den Zeitungen. Man war nicht gewohnt, seine Meinung ausschließlich von ihnen bestimmen zu lassen. Und man wußte die ironischen Mienen, die spöttischen Winke, die Scherze nicht so zu nehmen, wie sie gemeint waren. Aus allen Artikeln, die dem Weltuntergangsaberglauben zu Leibe gingen, nahm man nur die Überzeugung, daß man jene Entdeckung wirklich gemacht hatte, daß man davon sprach und sich damit beschäftigte. Die Karikaturen der Witzblätter, die Bilder, die rein artistisch genommen sein wollten, wurden hier auf dem Grunde mit düsterem Ernst betrachtet.

»Sö reden nur so ...« sagte der Dreifaltigkeitsschuster, »damit wir ihnen net dahinter kommen, was sö eigentlich woll'n. Sö woll'n uns bis zum letzten Augenblick nix merken lassen. Sö wollen uns um unsern letzten Tag betrügen.«

Die Gerüchte, die in den dunkeln Höfen, auf den Stiegen und in den Waschküchen verbreitet wurden, gewannen täglich an Macht und schwollen bedrohlich an. Noch wagten sie sich nicht hervor, noch beherrschten sie nur die namenlosen Massen, aber es speicherte sich in ihnen schon die Kraft schlagender Wetter auf. Die alten Weiber trugen eine immerwährende Angst in sich und steigerten ihre Besorgnisse in stundenlangen Gesprächen, indem sie die Schrecken des Untergangs in wilden Phantasien voraus durchlebten. Noch widerstand die leichtsinnige Jugend und ergab sich nicht

dem Strom. Aber es kam vor, daß die schon geweckte Angst der Weiber sie bestimmte, zu gewähren, was sie sonst noch versagt hätten. Worauf noch warten? Wozu sich noch weigern, wenn doch ohnehin vielleicht alles schon bald vorbei war? Und nun war es den Leuten sicher, daß der Antichrist in die Welt gekommen war. Er zeigte sich als Vorbote des Untergangs. Unzucht und Hurerei kamen in seinem Gefolge.

Man drängte in die Kirchen und an die besonders geweihten Orte, um Trost zu erlangen.

In Schönau war ein neuer Prediger aufgetreten, der den Leuten mit allen Künsten der Beredsamkeit das jüngste Gericht schilderte. Erst nach längerem Zögern hatte der Prior dem jungen Priester die Erlaubnis erteilt, auf die Kanzel zu treten. Er war eigens zum Bischof gefahren, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen, und unterwarf sich, wenn auch ungern, dessen Entscheidung, daß Pater Methuds Predigten zugelassen seien.

»Die Kirche hat die Verpflichtung,« hatte der Bischof gesagt, »sich um alles zu kümmern, was in der Gemeinde vorgeht. Wir müssen mit unserem Rat, unserer Hilfe, unserem Trost immer bei der Hand sein. Wir dürfen nicht tun, als wüßten wir nicht, was die Leute quält und ängstigt. Sie verlangen ein erlösendes Wort von uns. Wir müssen herausheben und klar vor sie hinstellen, was sie nur dumpf in sich fühlen. Wir müssen sie davon befreien, indem wir es in Worte kleiden. Und wir werden sie zugleich auf Gottes Gnade und Erbarmung verweisen, als auf das einzige, was unser aller Hoffnung ist. Lassen Sie Ihren Prediger nur in diesem Sinn sprechen. Er soll es vermeiden, auffällig auf die Gerüchte von dem Untergang der Erde hinzudeuten. Es bleibe den Leuten überlassen, sich selbst alle Verbindungen und Beziehungen zu suchen.«

Nachdem der Prior gegangen war, teilte der Bischof Bezug mit, daß der Prior von Schönau ihn wegen der Predigten Pater Methuds befragt habe, und daß er nach den Wünschen des Barons beschieden worden sei.

Der Erfolg dieser Predigten war ungeheuer. Aus den Dörfern der Umgebung kam die Bevölkerung fast vollzählig, und aus den entferntesten Orten trafen täglich ganze Pilgerzüge ein. Nicht einmal die Kranken blieben

zu Hause. Die Kirche, ein weiter, für Tausende von Gläubigen berechneter Bau fürsorglicher Väter Jesu, war zu klein, um alle Beter zu fassen.

Vor dem wundertätigen Muttergottesbild mußten Priester die Ordnung erhalten. Sie regelten den Zugang und Abgang und duldeten nicht, daß jemand länger als zehn Minuten vor dem Gnadenbild verweile.

Als der Frühzug, mit dem Frau Agathe Sonntags nach Schönau fuhr, hinter den langgestreckten Ausläufer des Waldgebirges kam, der den Ausblick in die Ebene verdeckte, trat sie ans Fenster ihres Wagenabteils. Von hier sah man schon den Basaltkegel von Schönau ganz scharf und blau in der Ferne. Sonst hatte Agathe mit freudiger Ungeduld hinübergesehen, heute war ein schweres Bangen in ihr. Welchen Trost würde der Bischof für sie haben? Grünende Felder links und rechts von der Bahn, endlose, kraftstrotzende Äcker bis an den Horizont gebreitet. Nie hatte Agathe dem Keimen der Erde mit solcher Rührung zugesehen, das große Drama des Jahres war ihrem Leben kein Ereignis gewesen. Und nun trat es in seiner ganzen Schönheit und Macht vor sie, da es vielleicht zum letztenmal war, da sie nicht mehr Gelegenheit haben würde, sich aller seiner Wunder ungetrübten Gemütes zu bemächtigen. Mit einem jähen Erschrecken trat sie vom Fenster zurück: das war unmöglich, das konnte nicht sein ... das war alles nur ein Märchen, eine Erfindung allzu ängstlicher Gelehrter, so würde er es auslegen, gewiß ... und die Zeitungsschreiber, die darüber spotteten, hatten neunmal recht.

Auf dem Bahnhof von Schönau wurde Agathe vom Wagen des Bischofs erwartet. Es war ein großes Gedränge von Pilgern auf dem Bahnsteig, ein Schieben und Stoßen, Rufen und Winken, Weinen kleiner Kinder und Gemurmel von Betern, die es nicht erwarten konnten, mit ihren Werbungen um die Gunst des Himmels zu beginnen. Die bunten Farben der Bauertrachten brannten in der Sonne, die dunklere Kleidung der Städter trennte die lebhaften Gruppen und umschloß sie wie Inseln, bunt überblühte Inseln, zwischen denen ein trübes Wasser fließt.

Die beiden Diener des Bischofs bahnten Agathe den Weg durch das Gedränge, an dem artig salutierenden Stationschef vorbei, zu dem eleganten Landauer, der vor dem Ausgang hielt. Dann ging es die staubige Straße

entlang, die von singenden, in weißliche Wolken gehüllten Prozessionen belebt war, dem Ort zu. Vor dem Gemeindegewirtshaus war der Veteranenverein von Schönau aufgestellt. Es war ein gemeinsamer Besuch der Wallfahrtskirche beschlossen worden, denn im Schoß des Ausschusses dieser tapferen gedienten Krieger war eine gewisse Bedenklichkeit wegen des bevorstehenden Weltuntergangs nicht unbemerkt geblieben. Nun versammelte man sich auf dem kleinen Dorfplatz, stärkte sich noch rasch im Gemeindegewirtshaus zu dem Aufstieg und trat dann in Doppelreihen zusammen. Eben als man so weit war, daß der Kommandant mit seinem Adjutanten beriet, ob man schon ausrücken solle, bemerkte der Fahnenträger den Wagen des Bischofs.

»Franzel,« rief er dem Hauptmann zu, »paß auf, der Bischof kommt«. Und nachdem sich der Kommandant überzeugt hatte, daß der Wagen, der da die Dorfstraße herankam, wirklich das Gefährt des Bischofs war, riß er sich mit der Geistesgegenwart, die seine Truppen stets an ihm bewundert hatten, herum und schrie weithallend über die Reihen hin: »Also ... achtgeben! Ich wer' glei' habt Acht kommandieren!« Und dann zur Musik gewendet: »Banda! Radetzkymarsch!«

Durch die Glieder ging ein Rucken und Zucken, sie strafften und spannten sich, nahmen Fühlung und richteten sich aus, so gut es möglich war.

Und jetzt war der Wagen herangekommen.

Der Hauptmann sah die Reihen entlang. Er war ganz rot im Gesicht. Und jetzt hob er die weißbehandschuhte Rechte: »Bataillon! Haaabt – Acht!«

Die Musik setzte mit einem gellenden Getöse ein. Sie hatte neben dem Trauermarsch, der bei Begräbnissen der Mitglieder zur Anwendung kam, nur noch den Radetzkymarsch für festliche Anlässe in Vorbereitung. Mit um so größerer Eingebung spielten sie ihn und mit einem Lärm, der ihre Zahl verdreifachte.

Die Sonne schien auf die grünen Federbüsche und die verschossenen Blusen.

Und die Frau Baronin fuhr mit einem kühlen Dank an dem Bataillon vorbei.

Frau Agathe fuhr das langgedehnte Dorf entlang, dem mächtigen Meierhof zu, der wie ein Bollwerk seine rechte Flanke verteidigte. Der Bischof pflegte bei seinem Aufenthalt in Schönau hier unten zu verweilen. Er liebte es nicht, wenn er seine Residenz verließ, sich in Abhängigkeit von dem Zeremoniell des Klosters zu begeben. Das ganze erste Stockwerk des Gebäudes war für ihn eingerichtet worden, eine Flucht von Zimmern, die im Sommer angenehme Kühlung bot. Helle Möbel und leichte Stoffe waren eine freundliche Abwechslung gegen die schwere Pracht der Gemächer in seinem städtischen Palais. Ein paar auserlesene Bilder schmückten die Wände, eine kleine, sorgsam gewählte Bibliothek gab den ruhigen Stunden des behaglichen Genießers Gehalt und Farbe.

Als Frau Agathe das Zimmer betrat, in dem er eben ein Werk des Astronomen Flammarion vorgenommen hatte, erhob er sich und ging ihr entgegen, mit dem freundlichen und freundschaftlichen Lächeln, das er wichtigen Besuchern gegenüber stets bereit hatte.

Aber Agathe war heute nicht imstande, die Steigerung einzuhalten, die ihrem Beisammensein einen stets erneuten Reiz gab, jenes Fortschreiten von Zuständen von liebenswürdiger Vertraulichkeit bis zu den Verzückungen der Liebe, das so weise eingerichtet war, daß es schien, als müsse man die Hindernisse jedesmal immer erst wieder überwinden. Sie nahm heute alle Barrikaden auf einmal, stürzte auf den Bischof los und schlang die Arme um seinen Hals: »Liebster!« keuchte sie: »ich bin außer mir. Ich weiß nicht, was ich tun soll ... Ich fliehe zu dir ...«

Am Ohr des Bischofs war das feine Rauschen ihres seidenen Kleides. Und jenes gleichsam kochende Parfüm umhüllte ihn, das ihn so seltsam erregte. Frau Agathe war noch immer schön, und wenn sie die Schläffheit und Müdigkeit ihres Zustandes überwand, dann belebten sich ihre Augen mit schwärmerischer Glut. Der Bischof hielt sie fest umschlungen und fühlte ihr wildes Atmen. »Sei doch ruhig,« sagte er, »laß dich doch nicht so verschüchtern. Sei tapfer ... Und er löste sich von ihr und ging zur Tür des Vorzimmers, die er öffnete, um nachzusehen, ob niemand draußen war.

Dann kehrte er zu ihr zurück, die regungslos mit hängenden Armen mitten im Zimmer stehengeblieben war, nahm sie sacht um die Schultern und führte sie zum Fenster, das auf den weiten Garten hinaussah. Er stieß das Fenster auf, und mit der frischen, sonnengewärmten Luft kam der Hall der Glocken herein, die oben die Beter zusammenriefen. Unten in den lustig übergrünten Büschen tobten die Spatzen, und der Sonnenschein lag golden und gut auf allen den Beeten. Jenseits der Gartenmauer waren Felder, dann eine Doppelreihe von Pappeln, die eine ferne Landstraße begleiteten, und dann ganz fern das blaue Grenzgebirge.

Agathe hatte sich in den weichen Lederfauteuil drücken lassen, in dem sie tief einsank. Der Bischof war vor ihr stehengeblieben, so nahe, daß seine Knie die ihren berührten. Beunruhigt, aber schon nicht mehr verzweifelt, sah sie zu ihm auf und hielt seine Hände gefaßt. »Also, was hältst du davon,« fragte sie, »ich bitte dich? So sprich doch. Du schaust mich immer nur an und sagst mir nichts. Glaubst du an dieses Gerücht ...?«

Er wies auf das Buch, das auf dem kleinen Fenstertisch lag. »Du siehst, ich suche mich über diese Frage zu unterrichten. Ich bin leider kein Fachastronom, und ich kann also Zugmeyers Berechnungen und Hypothesen nicht nachprüfen. Ich kann mir nur nach meinem gesunden Menschenverstand mein Urteil bilden. Aber der gesunde Menschenverstand ist in solchen schlimmen Zeiten Anfechtungen ausgesetzt. Kurz, ich weiß nicht, was ich denken soll ...«

»Du willst es mir nur nicht sagen. Du bist sonst so ruhig und sicher ... und solltest gerade diesmal kein Urteil haben ...? Aber du fürchtest selbst, es könnte zu Ende sein.«

»Nein! Nein! Es ist davon keine Rede ... Ich glaube nicht daran. Die Vorsehung ...«

Da fuhr Agathe von ihrem Sitz auf und warf sich wieder dem Bischof ungestüm an die Brust: »Nein ... nein, es darf nicht zu Ende sein ... Es darf nicht. Jetzt, wo ich dich endlich kennengelernt habe! Wo du mich liebst! Ich will leben ... mit dir. Nach langen Jahren der Einsamkeit und der Qual endlich – du! Und nun soll mein Glück zerschlagen werden. Ja – ist denn das auch nur möglich? Ich weiß nicht ... ich glaube, ich bin wahnsinnig, ich

bilde mir das ganze wohl nur ein ... das ist wohl gar nicht ... so sprich doch, Franz! sprich doch!«

Der Bischof erschrak vor diesem Sturm. Seine Neigung liebte die glatten Fahrten vor gutem Wind, unter einem heiteren Himmel. Er selbst, der seine Weltanschauung an den Lehren der Stoa gebildet hatte, sah der Möglichkeit eines Unterganges gefaßt entgegen. Aber diese Frau, die ihn hier in ihrer Angst umklammerte, war unfähig, in den kühlen Bereich seiner Philosophie zu treten. Vorsichtig begann er ihr zuzureden, daß man noch gar nichts Bestimmtes wisse, daß sich das ganze Gerücht vorläufig nur auf die sagenhafte Entdeckung Zugmeyers aufbaue. Zugmeyer selbst habe ja noch gar nichts über seinen »Terror« veröffentlicht. Und auch andere Astronomen hätten sich noch nicht geäußert. Die Wissenschaft habe sich also noch keineswegs in irgendeiner Weise endgültig entschieden. Er selbst glaube nicht daran, denn er könne sich durchaus nicht denken, daß Gottes Hand die Uhr dieser Erde schon jetzt zum Stillstand bringen wolle. Es seien Dinge da, die allzu kräftig in die Zukunft hinauswiesen. Und bei der großen allgemeinen Vernünftigkeit in Gottes Plänen sei nicht einzusehen, warum er solche Keime hätte zulassen sollen, wenn ihre Entwicklung nicht in seiner Absicht gelegen wäre.

Der Bischof besaß große Macht über Agathe. Er hatte sie wieder zum Sitzen gebracht und sich selbst neben sie gesetzt, indem er ihre Hände in den seinen behielt.

»Du glaubst also nicht daran?« fragte sie, indem sie ihn dankbar feuchten Auges ansah.

»Nein, ich kann nicht daran glauben!«

Erschöpft und glücklich lehnte sie sich zurück. Nun war die Welt wieder strahlend und heiter. Dann schwand der Glanz aus ihren Augen, und während sie mit zitternden Fingern seine Hände betastete, fragte sie, von einer neuen Besorgnis ergriffen: »Und du ... wirst du mich nicht verlassen? ... Wirst du dich nicht von mir wenden? – Wenn das geschieht, dann wäre es mir lieber, wenn die Erde in Trümmer ginge, hörst du? Das könnte ich nicht ertragen ... das wäre mir bitterer als der Tod.«

Der Basaltkegel von Schönau war bis zur Hälfte seiner Höhe mit dichtem Wald bestanden. Die Fahrstraße, die man vor kurzer Zeit angelegt hatte, durchschnitt ihn in gleichmäßigen Spiralen, die um den ganzen Berg herumgingen. Wenn man aus seinem Schatten auf die steinige, überbuschte Halde kam, dann öffnete sich im Weiterfahren das wunderweite Panorama, das dem Berg seinen Ruhm in den Reisebüchern verschafft hatte, auch in den Büchern der Protestanten, denen das Gnadenwunder des Muttergottesbildes nichts galt. Man sah auf die endlose Ebene hinaus, auf den blauen Mäander des breiten Flusses, und das Grenzgebirge war an hellen Tagen so nahe gerückt, daß man die Waldblößen zwischen den Urwäldern unterscheiden konnte und die Warte, die auf dem höchsten Gipfel der Kette errichtet war.

Außer der Fahrstraße führte noch ein Fußweg hinan, ein steiniger, beschwerlicher Pfad, an dem eine Menge von kleinen Kapellen Bilder aus der Leidensgeschichte Christi bewahrte. Ein Kreuzweg, den die Frommen unter eifrigem Gebet zurücklegten, vor jeder der Kapellen verweilend und unter Seufzern der Reue bemüht, würdig oben anzukommen und vor das Gnadenbild zu treten. Es war für die Augustiner des Stiftes Schönau ein Anzeichen der allgemeinen Stimmung, ob der Kreuzweg oder die Fahrstraße mehr benützt wurde. Wem eine dringliche und wichtige Sache am Herzen lag, der nahm den beschwerlichen Weg, wer sich nicht ganz in die Hände der himmlischen Gnade gab und noch ein wenig Vertrauen zu sich selbst behalten hatte, der wählte die Fahrstraße. In der letzten Zeit aber wurde fast ausschließlich der Kreuzweg benützt, und das deutete darauf hin, daß die Angst der Menge groß und ihr Anliegen dringlich sei.

Langsam fuhr der Wagen des Bischofs die Spiralen empor. Wo der Kreuzweg die Straße schnitt, mußte der Kutscher oft für einige Minuten haltmachen, so dicht war die Masse der Andächtigen; und so sehr waren sie ganz von ihrer Andacht erfüllt, daß sie den Rufen des Kutschers keine Beachtung schenkten.

Oben auf dem abgeflachten Gipfel des Berges war die Menge dicht zusammengedrängt. Es bedurfte der ganzen Vorsicht eines geschickten Wagenlenkers, um ein Unglück zu verhüten, und erst als die Laienbrüder,

die den Bischof schon erwarteten, dem Kutscher zu Hilfe kamen, konnte der Wagen in den Hof des Stiftes einfahren. Hier empfing der Prior den hohen Gast, erhielt den Bruderkuß und geleitete ihn, von den Brüdern gefolgt, durch das Kloster in die Kirche.

In der Sakristei fand der Bischof einen alten Bekannten: Polydor Schleimkugel stand vor einem Haufen von Meßgewändern und unterhielt sich mit einigen Fratres über den Wert dieser Stücke und die Gediegenheit der Arbeit. Er gab sachverständige Urteile ab, die er durch Beispiele aus allen Kirchenschätzen der Christenheit unterstützte.

Als der Bischof eintrat, wandte ihm Schleimkugel den ungeheuren Körper zu und schnaufte auf ihn los: »Ich habe die Ehre, Euer bischöfliche Gnaden ergebenst meine Ehrfurcht auszusprechen.«

»Ich freue mich, mein lieber Freund, Sie wieder einmal zu sehen. Wie geht es Ihnen?«

»Wenn Euer bischöfliche Gnaden mit meinen geringen Diensten zufrieden sind, dann ist mein Befinden über alles gut.«

»Ich bin mit Ihnen zufrieden, Schleimkugel! Sie haben sich in allen Stücken als einen braven Christen und treuen Sohn der Kirche erwiesen. Wenn ich nicht irre, so kommen Sie eben erst von einer Reise aus dem Orient zurück. Sie waren dort für uns tätig?«

»Ich habe etwas mitgebracht, bischöfliche Gnaden ...« und Schleimkugel trat auf den Bischof zu, daß sein warmer Atem, der ein wenig nach Wein roch, dessen Gesicht traf. Geheimnisvoll flüsternd wiederholte er: »Ich habe etwas mitgebracht ... Ein Heiligtum, so etwas war noch nicht da! Es ist das Großartigste, was man sich denken kann. In Rom haben sie nichts solches.«

»Wirklich?«

»Wirklich und wahrhaftig. Bei weitem nichts solches. Sie würden es mit Gold bedecken, wenn sie es haben könnten. Aber ich gebe es Ihnen, bischöfliche Gnaden ...«

Schleimkugel wurde durch den Prior unterbrochen, der, nachdem er einige Zeit mit einem jungen Priester abseits gestanden hatte, nun diesen an den Bischof heranführte.

»Euer Gnaden gestatten, daß ich Sie um Ihren Segen für diesen jungen Bruder bitte.«

»Ist es Pater Methud?«

Der Prior bejahte, und der Bruder neigte sein Haupt, daß ihm der Bischof auf die kahle, fettig glänzende Tonsur sah.

»Wie kommt es, daß ich Sie noch nie hier im Stift gesehen habe?«

»Ich bin erst vor kurzem aus der böhmischen Provinz hierher versetzt worden.« Die Stimme des Priesters war trocken und knatterte wie brechendes Holz. Der Bischof sah den Mann genau an. Eine lederfarbene Haut spannte sich über vorstehende Backenknochen. Die Kinnladen waren hart und eckig und schienen durch den dünnlippigen, schmalgeschlitzten Mund wie durch ein Schnappschloß zusammengehalten zu werden. Die Stirn war hügelig und voller Beulen, als habe er mit den Fäusten gegen seinen Kopf gehämmert. In den weit auseinander stehenden Augen, deren Achsen etwas schief gestellt waren, lag jetzt, als er den Blick des Bischofs erwiderte, eine kalte, graue Ruhe, ein Erwarten ohne Ungeduld, der Ausdruck eines Mannes, der seiner Kraft bewußt ist und der sich immer vorsagt, er habe Zeit, sie anzuwenden.

Als nun der Bischof die Hand gegen ihn hob, senkte er wieder den Kopf wie vorhin.

»Ich segne Sie, mein Sohn«, sagte der Gast, »Gott gebe Ihnen Weihe und wahrhafte Demut, daß Sie nicht hoffärtig werden, wenn Sie sehen, wie das Volk Ihnen lauscht. Und der Allmächtige lasse Sie alles das beachten, was ich durch Ihren hochwürdigen Herrn Prior als die Grenzen Ihrer Rede vorgezeichnet habe.«

Die dienenden Laienbrüder hielten schon den Ornat bereit, in dem der Bischof dem Amt beizuwohnen hatte. Während sich auch die anderen ankleideten, wobei sie bestrebt waren, langsam und würdevoll in Haltung und Bewegung zu erscheinen, so daß man ihnen ansah, daß sie sich der Feierlichkeit der Vorbereitungen wohl bewußt seien, fuhr der Bischof mit raschen, kräftigen Rucken in das Chorhemd, nahm die Stola um und legte den goldstarrenden Mantel an. Er zog sich noch immer an wie ein Offizier,

der frühmorgens in die Kaserne muß, und nachdem er als erster fertig war, wartete er mit einiger Ungeduld, bis die anderen nachkamen.

Dann ging die breite Tür der Sakristei auf, und unter Vorantritt von vier Ordensbrüdern schritt der Bischof in die Kirche hinaus, in einen breiten Sonnenstreifen, der wie ein Teppich vor ihm auf den Steinen lag. Das staubige, dunkelrote Tuch, mit dem die Altarstufen belegt waren, gewann im Licht eine starke Farbe, wie Blut kurz vor dem Erstarren, wenn es noch nicht alle Kraft des Lebens verloren hat. Die Orgel, ein Wunderbau musikalischer Architektur; erzitterte unter der Melodie eines alten Psalmes, mit dem der *Regens chori* den Bischof begrüßte. Mit einem flüchtigen Blick überschaute Franz Salesius die Kirche. Kopf an Kopf starnte die Menge. Auf seinem Hochsitz angelangt, der seitwärts vom Altar an einer sonst kahlen Wand angebracht war, wandte er sein Gesicht dem Allerheiligsten zu und gestattete seinen Augen keine Abweichung mehr.

Links und rechts von ihm saßen auf niedrigen Stühlen die Würdenträger des Stiftes. Der Prior selbst zelebrierte das Amt.

Obzwar der Bischof nicht ins Schiff der Kirche hinblickte, fühlte er die ungeheure Spannung, mit der jede der feierlichen Bewegungen und jedes Wort des Priors verfolgt wurde. Sie wurden ihm von den Gliedern und vom Mund gelöst und glitten in die Seele der Menge hinüber, die dort betend und in uneingestandener Angst vor dem Altar stand. Der Sonnenschein rückte langsam näher über den Boden vor, indem er die Spuren der unzähligen Fußstritte auf den alten, abgenützten Steinplatten enthüllte. Da glomm der Glanz des Goldes auf dem Mantel des Bischofs auf, und endlich traf das Licht sein Gesicht. Er drückte nur die Augen zusammen und rührte sich nicht. Es tat ihm wohl, die durch die farbigen Gläser der Kirchenfenster bunte und gemilderte Wärme der Sonne zu fühlen. Ein lange nicht gespürtes Behagen wurde ihm zuteil, das von keinem Denken gestört war.

Das Hochamt war zu Ende. Aber der Prior und sein Gefolge verließen den Chorraum nicht, sondern gesellten sich zu ihrem Oberhirten. Der Prior nahm den Stuhl rechts vom Bischof ein, den ihm der Subprior mit einer tiefen Verbeugung einräumte.

Oben auf der Kanzel war Pater Methud erschienen. Er war rasch aus den Falten des dunklen Vorhangs getreten, der das Ende der gewundenen Treppe abschloß. Dann war er an die Brüstung gekommen und niedergesunken, indem er den Kopf hart gegen den Band schlagen ließ. Über ihm schwebte an dem Baldachin die Taube des heiligen Geistes, inmitten eines sternförmig geordneten Strahlenbündels. Um die Brüstung der Kanzel liefen Reliefs mit Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers, unterbrochen durch die Körper vergnügter Putten, die aus dem Gefüge ihrer Rahmen hervorzuspringen schienen.

Ein großes Schweigen lag über der ganzen Kirche.

Jetzt hob der Prediger sein bleiches, drohendes Gesicht und begann ein murmelndes Gebet, dem er die Vorlesung einer Bibelstelle anschloß. Und im selben Ton fuhr er fort zu sprechen, ohne die Stimme zu erheben, ohne sich zu bemühen, seinen Zuhörern zu bedeuten, daß nun er mit eigenen Worten und Gedanken vor sie getreten sei.

Es war kaum verständlich, und der Bischof staunte, daß von diesem schlechten Redner so gewaltige Wirkungen ausgehen sollten.

Aber da zwang ihn etwas, den Blick, der von der Kanzel schon auf die lauschende Menge geglitten war, wieder zum Gesicht des Predigers zu erheben. Dessen Stimme klang jetzt wie vorhin in der Sakristei, wie das Knattern trockenen Holzes.

»Denn seit Anbeginn ist die Vernichtung in die Welt gesetzt. Sie steht neben allem Leben als sein Schatten. Und der Schatten wächst und wächst und breitet sich aus als ein wütender Nebel, der allen Glanz und alles Licht verhüllt. Da wird nichts sein, was stärker wäre als er. Er steigt als Wolke zum Himmel hinauf und überzieht ihn ganz von Osten nach Westen, von Mittag nach Mitternacht. Und im Schoß der Wolke ist das Grauen daheim. Es schläft noch wie ein Funken, der erst entfacht werden muß. Aber der Atem des Vernichters bläst ihn zum Brand an, zu einem Sturm von Feuer, der aus der berstenden Wolke bricht und auf die Erde regnet, wie Pech und Schwefel über die verfluchten Stätten von Sodom und Gomorrha. Denn wahrlich: ein Sodom und Gomorrha ist diese Erde. Eine scheußliche Unflätere und ein Abgrund aller Sünden. Und wie Sodom und Gomorrha

muß sie vertilgt werden von dem brausenden Atem des Vernichters, der aus der Wolke bricht.«

Der Prediger machte eine Pause und sah seine Zuhörer an, mit starren, bannenden Blicken, die nichts von ihrer kalten Ruhe verloren hatten. Nur seine Stimme war gesteigert und machtvoll geworden wie dröhnendes Erz. So stand er auf der Kanzel und schien die Angst der Menge, die zu ihm emporschlug, wie ein heißes Getränk zu schlürfen. Er berauschte sich an dieser Angst, er wühlte sie immer mehr auf, indem er in immer gräßlicheren Bildern die Schrecken eines Unterganges vor die Menge stellte. Wie ein weiser Genießer wußte er sich selbst dabei ruhig zu halten, in einer Zwiespältigkeit seines Ichs, in einer zweifachen Wesenheit, deren eine dazu diente, in immer wilderem Andrängen die Seelen der Menschen zu bedrohen, während die andere gelassen die Wirkungen beobachtete.

»Und da kommen auch schon die Reiter von den vier Enden der Welt heran, die fürchterlichen Boten des Rächers. Sie kommen aus dem Lager der Dämonen, aus den Schlünden der Nacht, aus den Höhlen der Schrecken. Unter dem Getrappel der Hufe entzündet sich der ganze Himmel, und die Gestirne beginnen aus ihren glühenden Lagern zu fallen. Der große Wagen zersplittert an dem Felsen des Nichtseins. Und dann tönt mit einemmal die Posaune, deren Schall die Toten erweckt. Die Gräber öffnen sich krachend, und heulend fliehen die Leichname der Verbrecher vor den Peitschen der Engel, denen das Werk der Vernichtung übertragen ist. Das ist ein Zug, in dem Mütter ihre Söhne und Kinder ihre Eltern und die Braut den Bräutigam sehen wird, gehetzt und mit den Brandmalen der Geißelhiebe überdeckt.«

Die Menge, die in der Kirche gepreßt war, hatte eine Stimme bekommen, ein winselndes Keuchen, ein unterdrücktes Wehklagen und ein weinendes Wimmern. Aber der Prediger fuhr unerbittlich fort, mit wilden und triumphierenden kalten Augen, haßerfüllt und von einer unersättlichen Gier getrieben, die armen Seelen vor sich zu quälen und verzweifeln zu sehen. Er stand lang und hager vor dem roten Vorhang, der die Kanzel abschloß, und seine lederfarbene Haut hatte auf den Stellen, wo sie die Backenknochen überspannte, zwei rote, kreisrunde und scharf begrenzte Flecken bekommen.

Besorgt sah der Prior den Bischof an. Aber der erwiderte den Blick nicht, sondern schaute in die Kirche hinaus, wo das Volk in eine wirbelnde Bewegung geraten war. Ein Geschrei unterbrach den Prediger. Irgend jemand schrie inmitten der Menge, laut und gellend, und die vordersten, die eng an das Gitter des Chorraumes gepreßt waren, versuchten sich umzuwenden.

Pater Methud hatte sich vorgebeugt und sah hinunter. Die Arme hatte er auf die Brüstung gestützt und wandte keinen Blick von dem Getümmel. Der Taumel des einen Menschen schien die anderen anzustecken und mit sich fortzureißen. Man sah emporgeworfene Arme, hörte ein Schluchzen, Schreien und lautes Beten. Die Männer vor dem kunstreichen, schmiedeeisernen Gitter des Chorraumes faßten in seine Stäbe und Ranken und rüttelten an ihm, als wollten sie nicht dulden, daß man ihnen verwehre, zum Allerheiligsten hinstürzen und es zu umklammern. Der Bischof sah, daß jeden Augenblick eine Panik losbrechen konnte.

Er wandte sich zum Prior, der ihn ganz blaß und fassungslos anstarrte. »Lassen Sie die Glocken läuten ... rasch ... und schicken Sie jemand auf die Kanzel ... er soll das Schlußgebet sprechen ... augenblicklich.«

Die Aufregung der Menge hatte sich gesteigert. Die Masse war in ein Kochen und Schäumen geraten. Mütter hoben ihre Kinder über die Köpfe der Leute auf. Männer schlugen mit den Fäusten drein, um sich den Weg zu der Kapelle zu bahnen, wo das Gnadenbild hing. Dort entstand ein grimmiger Kampf. Die wachhabenden Priester wurden beiseite geschleudert und fortgerissen. Die Menschen versuchten einander wegzuzerren, schlugen mit den Fäusten drein, brüllten und kreischten. Mitten im Gedränge waren einzelne auf die Knie gesunken und hatten zu beten begonnen. Sie wurden mit Füßen getreten und vermochten sich nicht mehr zu erheben. Die wenigen Besonnenen konnten gegen die Rasenden nicht ankämpfen.

Plötzlich setzte die große Glocke mit breiten, hochgewölbten Tönen ein. Sie sanken wie von der Decke der Kirche nieder und umhüllten den Lärm der Menge. Sie faßten ihn wie in einen Rahmen ein und verhinderten ihn dadurch sich auszubreiten. Und je mächtiger der Schall wurde, desto

zaghafter wurde das Geschrei der Menschen. Sie kamen zur Besinnung, sahen einander an und ihre Seelen, die von der Angst fortgerissen worden waren, fanden sich zurück. Nach einer brutalen Empörung aller Triebe des Ich begann man wieder Rücksicht auf die anderen zu nehmen, erstaunt und beschämt, daß man sich so vergessen konnte.

Der Bruder, den der Prior abgesandt hatte, trat auf der Kanzel aus den Falten des Vorhanges hervor und berührte Pater Methud an der Schulter. Aber dieser rührte sich erst, als ihn der Bote abermals und stärker rüttelte. Er hatte bis jetzt, mit dem halben Oberkörper vorgeneigt, den Szenen des Aufruhrs zugesehen, den er hervorgerufen hatte. Jetzt fuhr er auf, sah den Bruder verstört an und ließ sich seine Botschaft noch ein drittes Mal wiederholen. Dann nickte er demütig, sank sofort in die Knie und begann mit lauter Stimme das Schlußgebet zu sprechen.

Die Menge sah zur Kanzel hinauf und folgte willig ihrem Führer. Ein Murmeln begann, überwölbt von dem Schall der großen Glocke, ein Summen, wie das Verwehen eines Sturmes. Und als Pater Methud mit dem Gebet zu Ende war, da setzte der Organist, der sich inzwischen gefaßt hatte, mit einer Fuge ein, die alle Lagen und Register des mächtigen Instrumentes in Anspruch nahm.

Langsam schlugen die breiten Flügel des großen Tores zurück, und ein Strom von Sonnenlicht kam in die Kirche. Und in voller Ordnung, nur ein wenig ermattet und bemüht, die Spuren des Kampfes zu verbergen, verließ die Menge das Haus.

Der Bischof wartete, bis er gewiß war, daß keine Verwirrung mehr zu befürchten sei. Dann schritt er den Brüdern voran, durch die Sakristei und die gewölbten Gänge des Stiftes in das Refektorium, wo eine festliche Tafel bereit war. Der Prior, der an seiner linken Seite ging, wagte nicht, das Schweigen zu unterbrechen. Der Bischof dachte nach. Welche Gründe mochte wohl Bezug gehabt haben, darauf zu dringen, daß Pater Methud die Menschen in solche Aufregung und Angst versetzen dürfe? Dieser Bezug, dessen Pläne immer unergründlich waren, aber niemals ohne geheimen Sinn. Endlich hielt es der Prior nicht länger aus: »Es war sehr peinlich,

bischöfliche Gnaden ... sehr schrecklich. Es war aber das erstemal so ... freilich, ohne Eindruck sind diese Predigten niemals geblieben ...«

»Ich gebe Ihnen keine Schuld, mein Lieber«, sagte der Bischof, indem er die Brüder, deren Blicke voll ungeduldiger Erwartung an seinem Gesicht hingen, ansah. Da stand ganz hinten, bescheiden neben der Tür, der Pater Method. Er war der einzige, der zu Boden blickte.

»Lassen Sie die Brüder ihre Plätze einnehmen«, sagte der Bischof. Und während sich alle hinter ihren Stühlen aufstellten, ging der Bischof auf Method zu, der mit hängenden Achseln und gesenktem Kopf vor ihm stand. »Sie dürfen Ihre Predigten vorläufig nicht fortsetzen,« sagte er, »in einigen Tagen wird Ihnen meine Entscheidung zugehen.«

Der Prediger senkte den Kopf noch tiefer, daß die mit Hügeln und Beulen überdeckte Stirne hervortrat.

Man sprach das Tischgebet und setzte sich zur Mahlzeit. Neben dem Ehrenplatz des Bischofs hatte Schleimkugel seinen Sitz erhalten. Zur Linken des hohen Gastes saß der Prior. Er war übergelukkig, daß die Sache so glimpflich abgelaufen war, und bemühte sich, sie durch andere Themen des Gespräches vollkommen vergessen zu machen. Dabei wirkte ihm aber Schleimkugel entgegen, der nicht genug Takt besaß, um die Wünsche des Priors zu erraten, und immer wieder Einzelheiten berichtete, deren Zeuge er gewesen war. Am anderen Ende der langen Tafel saßen die Brüder, denen heute die Wache vor dem Gnadenbild übertragen gewesen war. Sie saßen ganz still und stumm, als könnten sie sich von dem überstandenen Schrecken noch immer nicht erholen. Sie wurden von Schleimkugel aufgefordert, ihre Erlebnisse zu erzählen, und sie taten es, mit stockenden Worten und einem Widerschein der Angst auf dem Gesicht.

Der Bischof aber, der mit sich noch nicht ins Reine gekommen war, wie die Angelegenheit zu behandeln und abzuschließen sei, neigte eher zur Taktik des Priors. Er unterbrach Schleimkugels Erörterungen mit der Frage, was er mit jenem so ganz besonderem Heiligtum gemeint habe, das ihm aufzufinden gelungen sei.

Da ließ Schleimkugel sogleich das Gespräch in die neue Richtung bringen, als ob er auf die Frage schon längst gewartet habe. Er sah den

Bischof und dann den Prior mit seinen kleinen, zwischen Fettwülsten vergrabenen Augen an und sagte: »Es ist vorläufig noch ein Geheimnis, und ich möchte bitten, die ehrwürdigen Brüder noch vorher ganz besonders an das Gelübde der Schweigsamkeit zu erinnern, wenn ich davon sprechen soll.«

»Das ist nicht nötig,« antwortete der Prior, der dem Gast seine Taktlosigkeit noch nachtrug, »was in diesen Mauern gesprochen wird, das bleibt auch hier – außer, wenn es das Interesse der heiligen Kirche und unseres Stiftes gebietet, es in die Welt zu bringen.«

»Gut also ... ich bin nämlich noch damit beschäftigt, durch einen der größten Kirchengelehrten die historischen Nachweise für die Echtheit meines Fundes sammeln zu lassen. Und ich werde mein Heiligtum erst zeigen, wenn ich zugleich auch alle Urkunden beisammen habe. Man soll nicht wieder über uns herfallen und ein Geschrei über den neuen Schwindel erheben ...«

»Sie machen uns sehr neugierig, lieber Schleimkugel ...«

»Ich sage Ihnen, bischöfliche Gnaden, so etwas war noch nicht da ... es ist ein Wunder, die Auffindung selbst ist ein Wunder ...« und als Schleimkugel die Spannung auf den Gesichtern aller Zuhörer zur Genüge genossen hatte, fuhr er fort: »Es ist nichts Geringeres, als das Leichentuch Christi.«

»Das Leichentuch Christi?«

»Ja – jenes Tuch, in das man den hochheiligen Leichnam hüllte, als er vom Kreuz herabgenommen worden war.«

»Warten Sie,« sagte der Bischof nachdenklich, »ich glaube, daß man dieses Tuch schon einmal besaß. Aber es ist später wieder verschwunden.«

»Ganz richtig, bischöfliche Gnaden, und ich habe es wieder gefunden.«

»Und wo haben Sie es entdeckt?«

»In der großen Moschee in Damaskus. Ich weiß noch nicht, wie es dorthin gekommen ist. Aber sicher ist seine Echtheit. Es war in einer kostbaren Truhe verschlossen, von byzantinischer Arbeit ... ein Wunderwerk schon diese Truhe allein. Und ich habe drei Tage gebraucht,

um die äußerst sinnreichen Schlösser zu öffnen, ohne die Truhe zu beschädigen.«

»Sie verstehen also auch etwas vom Handwerk – der Schlosser?« lächelte der Bischof.

»Selbstverständlich, bischöfliche Gnaden, das muß ich wohl verstehen. – Im Hof der Moschee steht ein zierliches, kleines Bauwerk auf schlanken Füßen. Es sieht aus wie ein großer Ofen von der Art, wie sie unser sechzehntes Jahrhundert gehabt hat. Nur arabisch in seinen Formen natürlich. In diesem kleinen Kuppelbau ist das Archiv der Moschee untergebracht. Die seltensten und merkwürdigsten Handschriften. Von ungeheurem Wert, wie ich mir habe sagen lassen. Aber davon verstehe ich nichts. Ich habe mir jedoch die Erlaubnis verschafft, diese Schätze zu Studienzwecken durchzusehen. Man kommt unter solchen Handschriften und Büchern auf vergessene Dinge. Von einer Ordnung in diesem sonderbaren Archiv ist keine Rede. Alles liegt bunt und wirr durcheinander. Und nach mehrtägiger Arbeit kam ich in diesem Wirrwarr auf meine Truhe. Sie ist mir augenblicklich aufgefallen. Als ich sie endlich aufgebracht hatte, fand ich eine Art von Bettuch darin und ein paar Urkunden in lateinischer Sprache, die ich ja verstehe. Ich habe sofort geahnt, was ich da vor mir habe, denn ich habe ja auch von jenem Heiligtum gewußt, das der Christenheit verlorengegangen war. Und die Urkunden haben mir meine Vermutung bestätigt.«

Eine lautlose Bewegung lief durch die Reihen der Brüder am Tisch. Alle hatten zu essen aufgehört und sahen Schleimkugel an.

»Es ist nicht unmöglich«, sagte der Bischof gedämpft.

Schleimkugel schnaufte tief und gurgelnd. Dann trank er sein Glas weißen Bordeaux aus. »Sie können sich vorstellen, welche Mühe es gekostet hat, dieses kostbare Heiligtum zu erwerben.«

»Ich wundere mich nur, daß die Ulemas ihre Erlaubnis gegeben haben ...«

»Die Ulemas wissen nichts davon, daß ich die Kiste weggebracht habe. Sie haben ja auch kaum gewußt, welchen Schatz sie da hatten. Wozu sie also erst darauf aufmerksam machen. Wenn ich es ihnen gesagt hätte – wer

weiß, ob sie es uns gestattet hätten, dieses Heiligtum der Christenheit wieder zurückzugeben. Ich habe es also vorgezogen, es auf anderem Wege zu erlangen. Wir haben es uns bei Nacht geholt. Ein gefährliches Stück ... und es hat ein kleines Vermögen gekostet, denn um ein paar Franken setzt niemand seinen Hals auf das Spiel.« Und nach einer Pause setzte er hinzu: »Ich hoffe für diese Sünde Absolution zu bekommen, denn ich habe sie ja ...«

»Sagen Sie mir, lieber Freund,« unterbrach ihn der Bischof, indem er ihn fest ansah, »warum eigentlich haben Sie dieses Heiligtum nicht nach Rom gebracht? Dort hat man Geld genug, um Ihnen alle Gefahr und Mühe zu vergüten. Warum bieten Sie es mir an? Ich bin ein armer Mann ...«

»Ich will mich lieber mit wenigem begnügen, als es nach Rom bringen. Sie wissen doch, daß mir die Kurie seit einiger Zeit nicht besonders gewogen ist. Gewisse Umtriebe ... wie es eben in Rom vorzukommen pflegt. Seine Heiligkeit weiß sicher nichts davon. Seine Heiligkeit ist zu gerecht, um mich ungehört zu verdammen. Aber da ist dieser Kardinal Braganza. Er liegt auf dem Weg zum heiligen Vater. Wie eine große Dogge und fletscht die Zähne, wenn einer über ihn hinwegsteigen will ...«

Das fand den Beifall der Brüder. Weiß Gott, dafür war Seine Eminenz Braganza bekannt, daß er immer auf dem Weg lag. »Das ist die Wahrheit,« seufzte der Prior, »man kann an ihm nicht vorbei.«

»Und seit der päpstliche Stuhl die Gnade hatte, mich in Anerkennung meiner geringen Dienste auszuzeichnen ... seither knurrt er noch einmal so grimmig, wenn er mich sieht. Er hat allerlei angezettelt ... kurz, man scheint mir nicht mehr so entgegenzukommen wie früher. Aber ich bin nicht der Mann, dem man so etwas bieten darf. – Und ich werde zeigen, was ich zu leisten imstande bin. Jetzt erst recht. Sie können das Leichentuch Christi von mir haben, bischöfliche Gnaden. Über den Preis werden wir schon einig werden.«

Der Bischof lächelte. Er wußte jetzt recht gut, was der eigentliche Grund des Zwistes zwischen Braganza und Schleimkugel war. Sie war blond und hatte üppige Hüften und hieß die schöne Fiumanerin. Und Braganza, der schlanke, elegante, finstere Weltmann hatte sie dem dicken

und behäbigen Schleimkugel abgenommen. Jetzt eben war es ihm eingefallen. Und lächelnd sah er, daß auch ihm in dem Schauspiel von Schleimkugels Rache eine Rolle zugedacht war. Er war gerne bereit, sie zu übernehmen, denn er gewann dadurch einen kostbaren Schatz; und es stand dafür, ihn zu erwerben, wenn es auch nur für jene kurze Spanne gewesen wäre, die Zugmeyers Prophezeiung noch der Erde gab. Schon deshalb, weil Braganza darüber außer sich geraten würde. Der Bischof erinnerte sich einer Szene, in der er selbst dem Italiener gegenübergestanden hatte. Der hatte aus seiner Geringschätzung der Deutschen kein Geheimnis gemacht. Und es hatte der ganzen Gewandtheit und Fechterkunst des Bischofs bedurft, um in diesem Kampf nicht zu unterliegen.

Er reichte Schleimkugel die beringte Rechte: »Sie sind einer der besten und verlässlichsten Freunde meines bischöflichen Stuhles, lieber Schleimkugel! Ich nehme Ihr Anerbieten an. Und ich danke Ihnen dafür, von Herzen danke ich Ihnen. Und ich hoffe, daß wir recht bald auch über den Preis einig werden. Denn Ihre Mühe soll nicht umsonst gewesen sein.«

Schleimkugel legte die rechte Hand auf die Brust und blies die Backen auf, laut schnaufend, als tauche er nach langem Anhalten des Atems aus Wassertiefen auf. »Gewiß, gewiß!« sagte er.

»Trachten Sie nur auch mir bald alles Material an Dokumenten und Nachweisen verarbeitet zu übergeben. Sie haben recht, wir dürfen uns nicht der Gefahr aussetzen, daß man gegen dieses Leintuch Christi eine journalistische Hetze beginnt wie gegen den heiligen Rock von Trier.«

Mit hochgehobenem Ellbogen grub Schleimkugel seinen Arm in eine seiner inneren Brusttaschen ein. Eifrig wühlend schnaufte er immer heftiger, und sein Gesicht bekam jenes tiefe, echtfarbige Violett. Endlich brachte er ein Papier zum Vorschein, daß er dem Bischof übergab: »Ich kann Ihnen schon jetzt eine kurze Skizze mitgeben, eine sehr gedrängte Darstellung der Vorgeschichte nur ... das wird später alles bis ins Detail ausgearbeitet werden.«

Der Bischof nickte Schleimkugel zu und erhob sich, indem er die Hände zum Gebet faltete. Langsam und mit Ausdruck sprach er den Dank an den Herrn, und die Brüder sprachen ihn mit gesenkten Stimmen nach. Dann

folgte eine halbe Stunde vertraulichen Plaudern mit dem Prior und den anderen Würdenträgern des Stiftes, und als gemeldet wurde, daß der Wagen angespannt sei, geleitete man den Bischof in den Hof hinab. Von Pater Methud und der Panik in der Kirche war auch jetzt nicht die Sprache gewesen.

Das Plateau vor der Kirche war nicht weniger belebt als in den Vormittagsstunden. Neue Pilgerzüge waren gekommen und schoben sich ungeduldig durch die Menge. Als der Kutscher den Wagen aus dem Getümmel herausgebracht hatte und auf die Straße lenkte, lehnte sich der Bischof in den blauen Polstern zurück, nahm das Papier Schleimkugels hervor und begann zu lesen.

»Das heilige Grabtuch Christi ist bereits im 11. Jahrhundert in Konstantinopel verehrt worden. Aus jener Zeit stammt auch allem Anschein nach die kostbare Truhe, in der es noch gegenwärtig aufbewahrt wird. Wo es vor dem 11. Jahrhundert gewesen ist, konnte bisher nicht ermittelt werden. Doch weisen gewisse Spuren nach Afrika, wo es sich in einer der arianischen Hauptkirchen befunden haben mag. Im Jahre 1205 verschwand das Grabtuch aus Konstantinopel, und für einen Zeitraum von fast 150 Jahren fehlen alle Anhaltspunkte für den Aufbewahrungsort der Reliquie. Erst im Jahre 1353 kommt es wieder zum Vorschein. In diesem Jahre übergibt es der Graf von Charny der Abtei von Lirey. Es wandert nun in den Klöstern Frankreichs. Beim Brand des Klosters von Tour im Jahre 1523 gerät es in Gefahr, vernichtet zu werden. Ein unbekannter Mann rettet es aus den Flammen und verschwindet. Die Brüder wollen in diesem Mann den Erzengel Michael von einem ihrer Altargemälde erkannt haben. Später kommt das Grabtuch nach Turin. Von dort verschwindet es abermals im Jahre 1661. Wie es in die große Moschee nach Damaskus gekommen, ist bis jetzt noch unaufgeklärt. Das Heiligtum ist eine Art Bettuch, 4,10 Meter lang und 1,40 Meter breit. Das schon etwas brüchige Gewebe ist von gelblicher Farbe und weist eine Menge von Flecken auf. Punkte und Striche, in denen das Bild eines menschlichen Körpers zu erkennen ist. Verwischt, verzerrt, unvollständig und verunstaltet, wie bei einem solchen Abdruck nicht anders möglich. Das Bild besteht aus zwei Teilen: einer

Vorder- und einer Rückansicht. Zwei Pariser Gelehrte sind dabei, die wissenschaftliche Erklärung für dieses Phänomen zu finden, ein hervorragender Kirchenhistoriker sammelt das historische Material über die Reliquie.«

Der Bischof überlas Schleimkugels Manuskript nochmals, ehe er es einsteckte. Es war streng sachlich abgefaßt, man konnte dem Entdecker keine Schwärmerei und Blindheit vorwerfen. Dann beugte sich der Bischof vor, um zu sehen, warum der Wagen schon wieder hielt. Es war an einer der Schnittstellen des Kreuzweges mit der Spiralstraße, und das Gedränge war hier fast noch ärger als in den Vormittagstunden. Der Kutscher schrie auf die Leute ein, aber da kroch etwa ein Dutzend Menschen auf den Knien gerade vor dem Wagen über die Straße. Sie erhoben sich nicht und setzten ihren Weg fort, unbekümmert um das Geschrei des Kutschers, indem sie ihre Köpfe tief zur Erde beugten, als wollten sie den Staub des Bodens einatmen. »Herr erbarme dich unser«, wiederholten sie immer wieder und bewegten sich mit langsamen Rucken vorwärts.

Plötzlich sprang eine Welle aus dem Strome gegen den Wagen des Bischofs an. Ein alter Mann mit wirrem weißen Haar, barhaupt und mit offenem Hemd. Die langen mageren Arme waren emporgeworfen und fochten in der Luft.

»Nikolaus Zenzinger!« schrie er. »Nikolaus Zenzinger! Ich habe die Offenbarung des Johannes geschrieben! Ich! Ich!« Und er schleuderte ein kleines Paket in den Wagen.

Der Kutscher, der sich entsetzt umgewandt hatte und seinen Herrn bedroht glaubte, schlug jetzt in die Pferde ein, daß sie den Wagen mit einem Satz vorwärts rissen, mitten in die Menge der Andächtigen. Es war zu verwundern, daß nichts geschah. Die Knienden warfen sich noch im letzten Augenblick zur Seite, die anderen prallten zurück. Ein Geschrei erhob sich.

Aus der Menge, in deren Zug sich die Lücke sogleich wieder schloß, brach eine Frau hervor und humpelte auf den Mann zu, der noch immer auf seinem Platz stand, mit langsam herabsinkenden Armen, während er dem Wagen nachsah. Seine Lippen bewegten sich, als habe er nicht alles sagen können, was er sich vorgenommen hatte, und als ströme es noch aus ihnen

hervor, wie der gurgelnde Rest des Wassers aus einer Röhre, die man abgesperrt hat.

»Nikolaus! Nikolaus!« rief sie und faßte seinen rechten Arm.

Er sah sie wild an, stieß sie zurück und setzte sich in einen seltsamen, schaukelnden Trab. So lief er neben dem Kreuzweg durch den Wald hinauf, ohne sich nach der Frau umzusehen, die ihm humpelnd und mit ängstlichen Rufen folgte. Dann bog er ab in dichtes Gebüsch und entschwand ihren Augen. Sie blieb keuchend stehen und griff sich an den schmerzenden Kopf. Der Stumpf ihres Beines war wund von der hastigen Bewegung, und sie legte das ganze Gewicht ihres Körpers auf das gesunde Bein.

Da faßte jemand ihre Hand.

Sie schrak zusammen: »Eleagabal Kuperus,« flüsterte sie, »Sie sind es?« Und da begann es auch schon vor ihren Augen zu wirbeln, das Gesicht des Alten zog sich breit auseinander, und Eleagabal fing die Taumelnde auf und legte sie sanft in das feuchte Moos.

Als sie erwachte, standen die Föhren ringsum in brennendem Rot mit blauschwarzen Wipfeln, und ihre Hand lag noch in der des Alten.

»Ich habe Sie lange nicht gesehen, Frau Emma Rößler!« sagte er.

Sie nickte, und ein lang entbehrtes Behagen machte sie matt und glücklich: »Ich bin nicht gekommen! Ich konnte nicht kommen – ich habe es nicht über mich gebracht ... denn ...«

»Wenn Sie auch nicht zu mir gekommen sind, ich habe Sie nicht aus den Augen verloren. Ich weiß, wie es Ihnen ergangen ist. Und sehen Sie – ich darf nur kommen, wenn ich gerufen werde.«

»So wissen Sie alles?« fragte Emma zögernd.

»Alles? – Ich weiß, warum Sie mich gemieden haben.«

Sie schauerte zusammen und verbarg den Kopf auf den emporgezogenen Knien. So saß sie eine Weile zusammengekauert mit krummem Rücken; die mageren Schulterblätter waren unter der abgetragenen Bluse angedeutet und die Sehnenstränge des Halses ließen eine tiefe Furche zwischen sich. So saß sie, bis Eleagabal ihre Schulter berührte.

»Kommen Sie,« sagte er, »gehen wir. Es ist kühl hier oben. Ich führe Sie hinunter.«

Sie erhob sich mit seiner Unterstützung und hielt sich fest an seinen Arm, denn der wunde Stumpf schmerzte sie noch immer. Sie sprach ein Wort zu ihrer Entschuldigung: »Seine Macht ist groß ...«

»Ja, seine Macht ist groß!« sagte Eleagabal.

Plötzlich blieb sie stehen. »Ich kann nicht ohne Nikolaus heimkehren. Ich muß immer fürchten, daß er etwas anrichtet.«

Eleagabal Kuperus wußte, daß sie nun von dem Manne sprach, der vor ihr geflohen war. »Es ist Nikolaus Zenzinger?« fragte er.

»Er ist es. Er ist jetzt immer so aufgeregter ... ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist. Seitdem die Leute alle vom Untergang der Welt reden, ist es ganz besonders arg geworden.«

Der Alte zog Emma sachte am Arm: »Kommen Sie nur,« sagte er, »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Es wird bald finster werden, und da wird er von selbst zum Bahnhof kommen. Erwarten Sie ihn dort, und bringen Sie ihn nach Haus. Sagen Sie mir, was war das, was er in den Wagen des Bischofs geworfen hat?«

»Ich weiß nicht, warum er das getan hat. Er ist seit einiger Zeit so verwirrt. Was es war? Ja – es waren diese Korrespondenzkarten, etwa fünf ... mehr nicht, auf die er die ganze Offenbarung Johannes geschrieben hat ... die ganze Apokalypse. Das sind jetzt seine Arbeiten. Es ist ungemein mühsam und quält seine alten schwachen Augen ... Sie können sich denken, wie er da mit der Lupe sitzt und schreibt ... es tut mir das Herz weh. Und zu andern Dingen ist er nicht zu bewegen. Zuerst war mir das eine willkommene Ablenkung von seinen Grübeleien ... ich habe es gerne zugelassen. Aber jetzt will er nichts anderes tun. Und in dieser Beschäftigung liegt eine Gefahr für ihn. Nicht nur für seine Augen, sondern auch für seinen Geist.«

Der Alte streichelte im Weitergehen ihren Arm, der auf dem seinen lag. Er hatte sie aus dem dichten Wald, wo es schon anfang dunkel zu werden, glücklich herausgebracht und führte sie jetzt auf einem Wiesenweg gerade auf den Bahnhof zu, der mit seinen farbigen Lichtern in einiger Entfernung

lag. Auf diesem Weg brauchten sie das Dorf nicht zu berühren; der starke Atem der frühlingsfeuchten Erde umhüllte sie. So sorglich er die Frau führte, die Schmerzen in ihrem Beinstumpf nahmen doch immer zu, und immer langsamer humpelte sie an seiner Seite.

Da lag der Bahnhof schon nahe vor ihnen. Sie hatten nur noch über einen kurzen Damm zu gehen, der einen jetzt entwässerten Teich abgeschlossen hatte. Hinter dem Bahnhof war das Spätrot der längst untergegangenen Sonne in einem Halbkreis über den Himmel ausgeflossen. Um das Stationsgebäude wimmelte es schwarz von Menschen.

»Sie haben also auch bei ihm kein Asyl gefunden,« sagte Kuperus, »Sie sollen nicht zur Ruhe kommen.«

Sie lächelte: »Eben darum fürchte ich die Vernichtung nicht. Übrigens – manchmal hat er Zeiten, in denen er ganz sanft und lenksam ist. Da schließt er sich wieder an mich an und ist voll Zärtlichkeit und Sorgfalt. Aber dann packt es ihn wieder, und er rafft alles Geld, das im Haus ist, zusammen und geht fort. Oft auf mehrere Tage und Nächte. Ich weiß nicht, wo er sich herumtreibt. Er trinkt während dieser ganzen Zeit. Er muß ganz furchtbar trinken. Und dabei gerät er immer tiefer in seinen Wahn, ein Prophet zu sein, einer der großen Propheten.«

»Sie leiden durch ihn.«

»Aber ich werde ihn nicht verlassen,« sagte Emma entschlossen, »ich denke nicht daran. Ich bleibe bei ihm. Denn ich sehe, daß er ohne mich ganz verloren wäre. Und er hat mir eine Stütze geboten zu einer Zeit, in der ich ganz verlassen und elend war. Wenn er nach seiner Flucht wiederkommt, ist er immer ganz zerschlagen und krank. Dann braucht er mich. Ich werde ihn nicht verlassen.«

Sie tauchten zwischen die ersten Gruppen der Wartenden, die hier außerhalb des Stationsgebäudes herumstanden. Bruchstücke von Gesprächen flatterten ihnen von links und rechts zu. Sie zeigten, daß die Menschen wenig Trost gefunden hatten und aufgeregter gingen, als sie gekommen waren.

Und als sich Frau Emma nach Eleagabal umwandte, der hinter ihr zurückgeblieben war, sah sie sich inmitten des Gedränges allein.

Aber drinnen im Wartesaal fand sie Nikolaus Zenzinger, der mit an die Wand zurückgelehntem Kopf dasaß, in einer Menge von Passagieren eingekellt, und die Augen geschlossen hielt, als ob er schlief. Er fühlte Emma kommen und öffnete die welken Lider. Mit einem demütigen und scheuen Blick erhob er sich langsam und räumte ihr seinen Platz ein.

Der Taumel beginnt

Inhaltsverzeichnis

Die zünftige Astronomie hatte zu Zugmeyers Entdeckung lange geschwiegen. Die Berichte der Zeitungen waren zu unklar und zu sehr von kleinen persönlichen Eitelkeiten ihrer Verfasser durchsetzt, die mit ihren Meinungen und Scherzen zu glänzen wünschten. Und Zugmeyer selbst hatte noch immer keine authentische Darstellung gegeben.

Endlich äußerte sich der amerikanische Astronom Mister Wall aus Philadelphia. Die erste Stimme, die ein sachliches Urteil abgab, fand allgemeine Aufmerksamkeit. Er stellte zunächst fest, daß ein Untergang der Erde oder doch des organischen Lebens auf ihr durch einen aus seiner Bahn gerissenen kleinen Planeten keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehöre. Dann untersuchte er das Material, das in Bruchstücken durch die Zeitungsberichte geliefert worden war, mit Scharfsinn und analytischem Talent und gab seine Resultate in einer spannenden Weise wieder, die an die Detektivromane seiner Landsleute erinnerte. Er glaubte nachweisen zu können, daß Zugmeyer bei seinen Berechnungen Fehler unterlaufen waren, und forderte den Entdecker des »Terror« auf, endlich einen wissenschaftlichen und ausführlichen Bericht zu geben. Zum Schluß teilte er mit, daß er selbst genaue Beobachtungen anzustellen begonnen habe. Er werde nicht zögern, seine Forschungen zu veröffentlichen, sobald er zu einem wenigstens vorläufigen Abschluß gelangt sei.

Dieser Bericht wurde von den Zeitungen mannigfach glossiert. Manche Blätter hielten auch jetzt noch den spöttischen Ton fest. Andere aber beschäftigten sich eingehend mit den Ausführungen Mister Walls, und es war kein Zweifel, daß in der Physiognomie der öffentlichen Meinung Züge des Ernstes aufzutauchen begannen. Zudem war es unmöglich, von der Aufregung der unteren Schichten länger keine Notiz mehr zu nehmen. Die Panik in der Schönauer Wallfahrtskirche war nur der erste einer Reihe von Ausbrüchen der Angst, die jetzt bald da, bald dort aufflammten. Mit

grimmigen Mienen bekämpften die Freisinnigen in geschlossener Phalanx den »Unfug«, der nach dem Beispiel von Schönau auch an anderen Gnadenorten immer üppiger zu wuchern begann. Man rief nach der staatlichen Gewalt, die nicht dulden dürfe, daß man dem Volk mit solchen Mitteln zusetze. Und dabei war in diesen Artikeln schon mit voller Deutlichkeit zu lesen, daß man auch in den Kreisen der vernünftigen und Besonnenen allerlei zu fürchten begann.

Konnte sich die Verzweiflung des Volkes nicht bis zur Wut steigern? War es so ganz unmöglich, daß die Massen in ihrer blinden Angst den Führern aus der Hand gerieten und ein Werk der Vernichtung begannen? Das in Zürich erscheinende Anarchistenblatt »Die Lunte« wies hohnlachend auf diese Besorgnisse der Bourgeoisie hin. Endlich waren die Satten und Zufriedenen so weit, daß man das Vergnügen hatte, sie vor den dunkeln Kräften der Menge zittern zu sehen. Und mit harten Worten forderte das Blatt alle anarchistischen Elemente auf, endlich aus ihren Verhüllungen hervorzubrechen. Der günstige Augenblick war gekommen, man konnte zur Tat schreiten.

Diesen wilden Drohungen begegneten die Regierungen aller Länder mit Verhaftungen und Massenausweisungen. Aber sie konnten nicht verhindern, daß sich die Terroristen, die in dem neuen Planeten ihr himmlisches Symbol sahen, in entlegenen Winkeln sammelten und daß sich, fern von der Kontrolle der Staatsgewalt, schreckliche Energien anhäuften.

Doktor Störner schrieb in seiner Zeitung ein Feuilleton über »Gewitterstimmung«. Er warnte vor einer allgemeinen Kopflosigkeit und stellte, falls die Überlegenen nicht mit allen Kräften entgegenwirken würden, eine geistige Epidemie in Aussicht.

In diese Schwüle brach am 15. Mai die Nachricht von der Auffindung des »Terror« durch den italienischen Kometenentdecker Alfons Chiari. Er hatte seine Beobachtungen in einen Bericht zusammengefaßt und der Mailänder Akademie vorgelegt, nachdem er diese vorher hatte Stillschweigen geloben lassen. Aber das Schweigen wurde gebrochen, das Geheimnis war durchgesickert und fand seinen Weg vor die Öffentlichkeit.

Ein paar Tage später bestätigte auch Mister Wall die Richtigkeit der Bestimmungen Chiaris. Und nun kamen alle Astronomen von Rang und Namen, um sich auch zu dieser Frage zu äußern. Der größte Teil stellte sich auf die Seite der Forscher, die dem neuen Planeten seinen Namen mit Recht zuschrieben. Nur wenige versuchten es, darauf hinzuweisen, daß die Bestimmung der Bahnelemente eines so merkwürdigen Himmelskörpers keine völlige Sicherheit gewähre. Der Planet stand außerhalb aller astronomischen Gesetze, seine Beobachtung war außerordentlich schwierig. Die Macht, die ihn seiner Sphäre entführt hatte, konnte ihn auch wieder zurückreißen.

Aber ihre Stimmen drangen nicht durch den Sturm, der sich nach dem Bekanntwerden von Chiaris Bericht erhoben hatte.

Der Staat stand der Bewegung vorläufig noch fassungslos gegenüber. Man hatte zuerst hastig hin und her experimentiert, mit halben Maßregeln und wenig überlegten Verordnungen. Und so hatte man im Publikum nur die Überzeugung befestigt, daß niemand wisse, was zu tun sei. Selbst bei den sanftesten Bürgern schwand die Überzeugung von der Vertrauenswürdigkeit der staatlichen Vorsehung. Man war auf sich selbst angewiesen. Und wer seinen Trost und seine Beruhigung nicht aus den Händen der Kirche empfangen wollte, der nahm seine Zuflucht zu jener Weisheitslehre, die schon einmal in einer Zeit des Niederganges den Schwankenden Haltung gegeben hatte. Daneben ging eine Renaissance Kants vor sich, dessen strenge Ethik aber der weitaus größeren Menge zu klar und durchsichtig war. Die meisten zogen es vor, sich in die manchmal etwas phantastischen Vorstellungen der stoischen Naturphilosophie zu verkriechen. Der »Urstoff« und die »Urkraft« wurden zu Schlagworten, die »leitende Materie« und die »wirkende Weltseele« gaben den verworrenen Gesprächen der Adepten die Leitmotive ab.

Am 28. Mai fand in den Amorsälen, die sonst nur von den tollen Wirbeln des Faschings ganz erfüllt wurden, wieder eine der großen Versammlungen statt, in denen die Wogen der Aufregung durch das Öl der Philosophie besänftigt werden sollten. Störner, der in der letzten Zeit rastlos tätig gewesen war, um einem Überhandnehmen der allgemeinen

Mutlosigkeit durch kluge Artikel vorzubeugen, wollte dieser Versammlung beiwohnen. Er hatte sein eigentliches Fach ganz aufgegeben. Jetzt war nicht die Zeit dazu, belanglose literarische Ereignisse zu besprechen oder über die mühsam weitergeführten Theater kritisch zu berichten. Jetzt standen wichtigere Dinge auf dem Spiel, Lebensfragen der Menschheit.

»Ich weiß nicht,« sagte er zu Professor Schreier, den er oben auf der Galerie des Mittelsaales getroffen hatte, »was die Leute wollen? Wir müssen so leben, als wüßten wir nichts von dem, was diesem ollen Lehmkloß bevorstehen soll. Das ist doch selbstverständlich. Wir müssen so leben, als ob hinter dem angeblich letzten Tag noch eine unendliche Reihe von anderen Tagen kommen müßte. Dazu braucht's doch keiner Philosophie und keiner künstlichen Mittel, um unseren Mut zu beleben. Stellen wir uns einmal vor ...«

Aber da begann der kleine Mann unten auf der Rednertribüne zu sprechen, und die Nachbarn wiesen Störner sogleich mit einem Zischen zur Ruhe, als sei jedes Wort Adam Gästners ein kostbares Gut. Gästner war ein Naturphilosoph, dessen System auf höchst seltsame Weise in Theosophie hinüberspielte. Die Basis des Ganzen waren gewisse Lehrmeinungen der Stoiker. Mit seinem wirren Haargelock, den eingefallenen Wangen, den Sandalen an den Füßen und dem sackartigen Rock, der aus einem groben Stoff gefertigt war, machte Gästner den Eindruck einer neuen Ausgabe Johannes des Täufers.

Er war ungemein beweglich und sprang auf seiner Tribüne herum, als brenne der Boden. Seine Rede begann mit der Weltschöpfung. Wie das All durch Verdickung und Verdünnung des Urstoffes entstanden sei und nach seiner Durchdringung mit der Weltseele die Gottheit völlig in sich aufgenommen habe. So könne von einer Vernichtung der ganzen Welt keineswegs gesprochen werden. Aber allerdings müsse man einen Weltbrand annehmen, durch den alles Geschaffene in das Urfeuer zurückkehre. Dann aber fange die Weltbildung von vorne an. Die Seele des Menschen sei allerdings nicht vollkommen unsterblich. Sie dauere wohl über das körperliche Leben hinaus und steige in immer ätherischere Regionen an, aber mit jenem Weltbrand sei auch ihrem Fortleben ein Ziel

gesetzt. Als Adam Gästner an dieser Stelle seiner Ausführungen angekommen war, machte er einen Satz auf die entgegengesetzte Seite der Tribüne und verkündete, daß er persönlich davon überzeugt sei, daß die Seelen aber nicht verlorengehen, sondern zweifellos das Material für die künftigen Seelen einer nächsten Weltbildung abgeben würden. Die Vernichtung der Erde sei mit dem Weltbrand nicht als identisch anzusehen. Man müsse auch dieses Verhängnis als Äußerung desselben göttlichen Gesetzes ansehen lernen, dem die Naturnotwendigkeiten entspringen. Naturnotwendigkeit und Verhängnis seien zwei verschiedene Ausflüsse derselben Kraft. Um das aber einzusehen, müsse man die Natur verstehen lernen. Und um die Natur zu verstehen, müsse man der Natur gemäß leben und sich als vernünftiges Wesen betätigen. Und dazu wieder sei vor allem nötig, dem verderblichen Genuß des Alkohols zu entsagen.

Den Schluß dieser langen Rede bildete die Aufforderung, sich zu vereinigen und die letzten Tage noch auszunützen, um Körper und Geist zu läutern und gereinigt in den Schoß des Alls zurückkehren zu können.

Adam Gästner fand vielen Beifall. Und es gab viele unter seinen Zuhörern, die sich bereit fanden, ihre Namen in die am Saaleingang aufliegenden Listen der Enthaltssamen einzutragen.

Als Störner mit Professor Schreier über die ihm aus fröhlichen Redoutennächten wohlbekanntes Seitentreppe in die Hintergasse hinabgelangt war, wo sonst die geschlossenen Wagen zu warten pflegten, sah er Dibian und Schönbrecher. Die beiden bogen eben um die Ecke und wandten sich auf Störners Anruf um.

Dibian befand sich auf dem Weg zum »Mehrfach beinzichtigen Aasgeier«, seinem Stammlokal, wo man ein vorzügliches Pilsener Bier bekam, und ließ sich von Schönbrecher begleiten.

»Der Kerl hat mir Durst g'macht mit seiner Rederei über den Alkohol«, sagte er. »Solchen Lumpen sollt' man das Maul stopfen,« fügte er dann ingrimmig hinzu, »die nehmen der Menschheit allen Saft und alle Kraft zum Umkommen. Das wird a schöne Zucht wer'n, die der jüngste Tag find't.«

»Wissen Sie schon,« fragte Professor Schreier, »daß wir jetzt sogar eine neue Zeitschrift für den Untergang der Erde bekommen. Ich war unlängst mit dem Tintler und dem Statthaltereirat Pensinger in einer Gesellschaft beisammen. Und der Pensinger ... er ist im Preßbureau ... hat erzählt, daß eine neue Zeitung gegründet werden soll. Sie heißt ›Der jüngste Tag‹, und ihre letzte Nummer soll an dem Tag erscheinen, an dem die Erde zertrümmert wird.«

Doktor Störners Verdruß über die heutige Versammlung zerschmolz: »Die Menschheit bewahrt sich doch immer ihren Humor ... selbst in ernstesten Lagen. Wann wird denn dieses köstliche Blatt uns zuerst erheitern?«

»Sie wissen sich im Preßbureau nicht zu helfen. Sie beraten hin und her, was sie machen sollen, wenn das Blatt am Ende etwa in der Art der Anarchisten ...«

»Es kann nichts Ärgeres tun, als was unter den Augen der staatlichen Autorität täglich vor sich geht und geduldet wird. Dieser Pater Method, der das Volk verrückt macht, predigt seit einiger Zeit wieder.«

»Er hat einen mächtigen Protektor«, sagte Schreier behutsam.

»Bezug?«

»Ja – woher wissen Sie es?«

»Ich konnte es mir denken.«

»Das habe ich auch von Pensinger. Der Statthaltereirat ... na, ich kann es Ihnen ja sagen. Er ist mit meiner Tochter so gut wie verlobt. Endlich bringt man das Mädels an – krach: geht die Welt unter.«

»So was is a Malör,« sagte Dibian tiefsinnig, »na – auf jeden Fall gratulieren wir. Besonders für den Fall, daß die Welt net unter geht.«

Schönbrecher sah mit umflorten Augen drein. Es war ihm eingefallen, daß er einmal Frieda Schreier ganz hübsch gefunden hatte. Da war ein netter kleiner Schmerz für ein paar Sonette gefunden.

Aber Störner war ein niederträchtiger Gedankenleser. Er sah Schönbrecher nur an und erriet ihn: »Machen Sie es wie Dante Gabriel Rossetti.«

»Was denn?« fragte der Dichter mißtrauisch.

»Ich schenke Ihnen eine leere Sardinenbüchse dazu. Oder wenn die zu klein sein sollte – ich habe auch eine Büchse von Seeforellen zu Haus.«

Unruhig nahm Schönbrecher eine Verteidigungsstellung ein: »Wollen Sie mir nicht sagen ...?«

»Ich rate Ihnen, verschließen Sie Ihre besten Gedichte in eine Sardinenbüchse und versenken Sie diesen Sarg in ein Grab, vielleicht überdauert er die allgemeine Zerstörung und Sie erwachen in ein paar hunderttausend Jahren inmitten eines neuen Menschengeschlechtes zu einer Unsterblichkeit.«

»Herr!« Schönbrecher zerrte an dem dicken Knoten seiner Krawatte und blieb stehen. Schönbrecher wollte etwas sagen. Aber er besann sich, nahm den Hut gegen Dibian und Schreier mit stummem Gruß ab und bog in eine Seitengasse ein.

»Sapperment,« sagte Dibian, »der war jetzt wild.«

»Ach was. Ich kann ihn nicht leiden. Wenn der den jüngsten Tag überlebt, der wäre imstande und machte ein Drama darauf. In fünf Akten und fünffüßigen Jamben und Weinlaub im Haar. Stilisiert wie der Apollo von Tenea. Aber jetzt, meine Herren, jetzt wird das Bier schmecken.«

Der »Mehrfach beinzichtige Aasgeier« – diesen Namen hatte Dibian anstatt des harmlosen »Schwarzer Adler« aufgebracht – lag in dem Häusergewirr um den Fuß des Domberges, in einer Zone, die von Bezugs Schematisierungsgelüsten noch nicht erreicht worden war. Man mußte sich durch viele kleine Gäßchen schlagen und stand dann am Eingang eines Kellers. Dort unten traf man sonst häufig eine kleine Stammgesellschaft von Künstlern und Professoren. Aber die Ereignisse der letzten Zeit hatten auch in diesen Kreis Unruhe und Verwirrung getragen und ihn zersprengt. Nur die Unerschrockensten unter ihnen harrten aus.

Heute saßen nur Hauser und Adamowicz an dem Tisch in der Ecke gleich neben der hölzernen Stiege. Die Gespräche dieser Nacht wuchsen aus einem bedrückenden Bangen in die Freiheit. Hier waren Männer, die den Tod nicht fürchteten und sich über die Angst erhoben. Und ihr Lachen ließ die Angst der Massen weit zurück.

Man hielt sich dabei durchaus nicht an die Mahnungen des Apostels, der die Enthaltbarkeit so warm empfohlen hatte. Als man aufbrach und etwas schwer unter Benutzung des Treppengeländers die Oberwelt erreichte, lag die Asche der Morgendämmerung über dem kleinen Platz vor dem Keller. Der Himmel über den Häusern war gelblich und mit langgestreckten Wolken überzogen. Aus der Wand des Hauses gegenüber spie ein altertümliches Löwenmaul einen Wasserstrahl in ein breites Steinbecken. Die Bänder des Beckens waren von den vielen Kannen und Krügen, die im Laufe der Jahrhunderte hier geruht hatten, um das Wasser aufzufangen, glatt und abgeschliffen. Hauser, der hier hinaufgesprungen war, mußte sich an einem eisernen Haken in der Wand anhalten, um nicht herabzufallen.

»Reden!« schrien die andern, »Rede halten!«

»Brüder!« begann er, »Brüder im Zeichen des Terror! Drohend hängt über uns das Schwert der Vernichtung. Schon hören wir das Donnergeroll –«

Da erhob sich irgendwo in der schlafenden Stadt ein Gemurmel. Es war, als bekämen die Häusermassen eine Stimme, rauh und verdrossen wie die eines, der aus dem Schlafe gestört wird.

»Bravo! Chorus!« johlten die Unverzagten, »Weiterreden ... mit Chorus!«

Aber Hauser war von dem fernen Lärm eingeschüchtert. Er sprang herab. Und sie waren alle gezwungen, dem Gemurmel zu lauschen, das anschwellend und mit dem Grau der Dämmerung vermischt zwischen den Häusern zu brodeln schien.

»Was ist das? Sie kommen näher!« sagte Störner.

Die Männer sahen einander an.

Der Lärm schien wirklich näher zu kommen. Er hatte einen bedrohlichen Klang erhalten und war heiser wie das verhaltene Brüllen eines Raubtieres. Im lichter werdenden Grau schienen sich die niederen Häuser zu strecken, um zu sehen, was da herangrollte.

Ein Fenster klirrte. Jemand sah hinaus, die Straße hinauf und hinab und starrte dann die kleine Gruppe beim Löwenmaul gegenüber an. Der

verschlafene Kellner, der eben dabei gewesen war, die Türe des Kellers zu verschließen, lief zurück und holte den Wirt heraus. Der sah nicht sehr klug aus und gesellte sich zu den Gästen, um sich von ihnen Rat zu holen. Aber die wußten selbst keine Erklärung.

Inzwischen war es entschieden, daß die Menge hierherkam. In einer Seitengasse schrillte die Alarmpfeife eines Polizisten. Zwei, drei Pfeifen antworteten. Ein ausgesperrter Hund kam längs der Hausmauern heran, scheu, mit eingekniffenem Schweif. Er wendete den Kopf bisweilen rückwärts. Als er den kleinen Platz vor dem Keller erreichte, zögerte er. Dann schlug der Lärm hinter ihm laut empor. Er machte einen Satz und lief gehetzt vorbei.

Jetzt war zu vernehmen, daß der Grundstrom des Lärmes eine Art von Geheul war, über dem ein lautes Hu – hu – hu! sich aufbäumte.

Aus der Gegend des Domes näherte sich ein wohlbeleibter Wachmann.

»Herr Patry,« rief der Wirt, der von den Überschreitungen der Sperrstunde her alle Wachleute seines Reviers kannte, »was ist denn los?«

Der Wachmann zeigte nicht übel Lust, sich neben dem Wirt aufzupflanzen und sich mit ihm in ein gemütliches Gespräch über die Ursache des Lärmes einzulassen. Aber da riß er sich zusammen, denn mit eifrigem Gesicht kam ein Wacheführer mit zwei Mann aus der Antonsgasse und rief ihn zu sich. Eilig schritten sie dem Lärm entgegen.

Und nun geschah eine Weile gar nichts, was die Aufmerksamkeit von dem Anwachsen des Lärmes abgelenkt hätte.

Plötzlich sah Störner unten am Ende der absteigenden Gasse eine dunkle Masse um die Ecke biegen.

»Hu – hu – hu!«

Professor Schreier fing an besorgt zu werden. »Gehen wir aus dem Weg«, sagte er und zog die anderen nach sich in den gewölbten Kellerschlund.

Es war eine seltsame Prozession, die da heulend vorbeikam. Voran sprang ein alter Mann mit dünnen Armen und Beinen. Er machte unter widrigen Verrenkungen des Beckens immer ein paar Sätze nach vorne und sprang dann wieder zurück.

»Eine Andernacher Springprozession in neuer Auflage«, flüsterte Störner Dibian zu. Auf dem Kopf trug der Anführer eine enganschließende Lederhaube, von der hinten ein Fuchsschwanz herabbaumelte. Auf dem Kragen des Rockes war ein Streifen roten Tuches angenäht, und zwei breite Streifen liefen längs den Hosennähten bis zu den ausgefransten Rändern.

»Hu – hu – hu!« brüllte sein Gefolge.

Es bestand aus Männern und Weibern, armseligen, zerarbeiteten Geschöpfen, von denen einige ihre Kinder mitschleppten, die ihnen als matte Bündel schlafend am Rücken hingen. Die Männer waren finster und bleich; man sah ihnen an, daß sie eine Nacht hinter sich hatten, in der ihre Seelen ratlos umhergeirrt waren. Jetzt waren sie entschlossen, jetzt hatten sie sich aufgerafft, gleichgültig zu was. Sie hatten einen Führer und folgten ihm ohne Bedenken. Eine Art militärischer Organisation hielt sie zusammen. Einige von ihnen hatten kreisrunde Tuchflecken, rot wie die Abzeichen des Führers, vorne auf der Brust. Sie gingen zu beiden Seiten des Zuges und gaben mit den Händen den Takt zu dem immer wiederholten Hu – hu – hu!

Bisweilen blieb der Führer stehen, warf die Arme empor und begann ein Gezeter, das durch eine Bewegung des Unterkiefers hervorgebracht wurde. Ein andauerndes We – we – we – we – we, wie ein stilisiertes Zähneklappern. Dann blieben die andern ebenfalls stehen, hoben die Arme auf und stimmten in das Gezeter ein.

Der Vorbeizug dauerte lange. Es mochten ein paar hundert Menschen sein. Niemand bemerkte die Gruppe im Kellerhals. Denn keiner warf einen Blick links oder rechts, aller Aufmerksamkeit war nach vorne gerichtet, ein Strom, den kein noch so starker Einfluß aus seiner Bahn abzuleiten vermöchte.

Die Wachleute, die vorhin dem Lärm so mutig entgegengezogen waren, blieben unsichtbar.

Erst nachdem die letzten Nachzügler um die Ecke gebogen waren, kam der kleine Trupp, der inzwischen durch drei Mann verstärkt worden war.

Ein frischer Wind schien die Asche der Dämmerung weggefegt zu haben. Ein kaltes, ruhiges Licht rieselte aus dem Himmel. Der Tag blitzte

auf. Und die Helme der Polizisten blitzten. Herr Patry, der schnaufend als letzter vorbeikam, wurde von dem Wirt angerufen.

»Herr Patry, was is denn?«

Er legte wichtig den Finger auf den Mund, einen Finger, der wie ein Würstchen aussah. Störner fand die Gebärde so komisch, daß er fast gelacht hätte. »Es muß irgendeine neue Sekte sein,« flüsterte der Wachmann geheimnisvoll, »wir haben den Auftrag, religiöse Aufzüge ... vastehngen S' ...« unterbrach er sich im Volkston, »also religiöse Aufzüge! Da müß' ma weitestgehende Dultung ... Na ja ... selbstverständlich!« Und dann sah er, daß die anderen bereits weit voraus waren, und setzte sich in Trab, um sie einzuholen.

»Kinder,« sagte Störner, »ich habe Lust, zu sehen, wohin diese Gesellschaft zieht. Was machen wir mit dem angebrochenen Abend? Also vorwärts ... ihnen nach! Die Kerle sahen ja ganz unheimlich aus. Wer weiß, was die noch alles anstellen wollen.«

Die anderen waren bereit, Störner zu begleiten. Nur Professor Schreier schloß sich aus und empfahl sich: »Es hat mich aufgeregt ... so eine fanatisierte Menge ist immer etwas Aufregendes. Ich bin nicht mehr jung genug für solche Sachen ... Ich bin müde!«

Es war nicht schwer, dem Zuge zu folgen. Das Geschrei klomm immer den Domberg hinan, und als die kleine Gesellschaft hinaufgelangt war, sahen sie den Platz vor dem Dom von der Menge dicht besetzt. Es schien, als habe sie inzwischen Zuzug bekommen, durch allerlei Frühaufsteher und Neugierige, die es sich nicht versagen konnten, zu beobachten, was da vor sich ging. Die Unterführer hatten die ganze Masse in Haufen abgeteilt, zwischen denen sie umhergingen, mit leisen Worten bald zu dem, bald zu jenem gewendet. Das Gezeter und Geheul hatte aufgehört.

Störner bemerkte, daß die Gesichter der Leute starr und maskenhaft waren. Als warteten sie auf einen Ruf, um sich zu beleben. Ein paar Kinder weinten. Aber ihre Mütter bemühten sich nicht einmal, sie zu beruhigen.

Der Anführer war nicht zu sehen.

Plötzlich erhob er sich auf den Schultern von einigen seiner Offiziere über die Köpfe der Menge, nahe dem Portal des Domes. Grau und kalt

strebte die riesenhafte, steinerne Kulisse hinter ihm empor, mit unzähligen Schnörkel- und Spitzenwerk, das weiter oben immer feiner zu werden schien. Auf dem Knauf des höheren Turmes lag ein blutroter Schein.

Der Anführer schwankte ein wenig auf seinem lebendigen Thron. Dann stand er still. Ein Murmeln floß über die Menge hin.

Alle Gesichter waren ihm zugewandt.

»Ich,« rief der Mann mit einer heiseren Stimme über den Domplatz hin, »ich sage euch, ich, Nikolaus Zenzinger, ich habe die Offenbarung niedergeschrieben. Gott ist mir im Traum erschienen und hat mir Gesichte gezeigt. Die vier Gesichte des Abgrundes. Gehenna, Mischkotin, Aphradot und Erebar.« Dann warf er die Arme empor und begann wieder jenes Zetergeschrei, bei dem sein Unterkiefer bebte.

»We – we – we – we – we«, heulte die Menge. Es war wie das Lallen eines Blödsinnigen. »Geh, rotte aus! rief er mir zu. Seine Stimme war stark wie Donner, wie der Donner, der die Häupter der Berge beugt. Aber ich war stark und beugte das Haupt nicht. Ich sah ihm ins Gesicht. Er donnerte, und da sah ich das Zeichen des roten Todes in seinem Gesicht. Das Zeichen des roten Todes. Geh, rotte aus! donnerte er und sagte es zum andernmal und zum drittenmal. Rotte aus meine Widersacher! denn ich will sie nicht vor mir sehen am jüngsten Tage. Sie sollen von der Erde getilgt sein, wenn ich in meiner Herrlichkeit erscheine, strahlend wie ein roter Mantel und auf meinem Thron von Schrecken und Macht. Sie müssen vertilgt sein, denn sie sollen nicht schauen den Glanz meines Gerichtes. Ich mache dich zu meinem Arm, meiner Faust, zu den Fingern meiner Faust. Du wirst die Kraft des Löwen haben und des Tigers, der brüllend durch die Täler geht. Dein Finger wird zeigen, und auf wen du zeigst, der soll vernichtet werden. Mein Blitz liegt in deiner Faust, und du wirst ihn auf meine Widersacher schleudern, denn du bist der letzte der Propheten, größer als Elias und herrlicher als Moses. Meine Widersacher sind dir übergeben. Denn ich habe zu vielen gesprochen und ihnen gesagt von diesen letzten Tagen. Aber sie haben ihre Ohren verstopft und getan, als sei ich die Stimme der Wolken oder die Stimme des Grases, wenn es wächst. Sie haben ihre Ohren mit dem

Wachs des Ungehorsams verklebt und haben getan, als hörten sie nicht, was ich sprach. Diese sind meine Widersacher.«

»Hu – hu – hu – hu!« wie Peitschenhiebe fielen die Rufe, aufstachelnde, anspornende Peitschenhiebe.

»Welches Verbrechen ist größer vor Gott als der Ungehorsam? Sie sind unter uns, an die sein Ruf ergangen ist. Sie haben getan, als hörten sie nichts. Und sie haben geschwiegen und uns nicht gewarnt. Sie haben uns die Majestät des Herrn vorenthalten wollen. Sie haben gewußt, was Gott der Herr über die Erde beschlossen hatte. Und sie haben geschwiegen, obwohl sie es wußten. Es lebt ein Mann nach dem Herzen Gottes. Der hat meinem Finger einen Widersacher des Herrn gewiesen. Thomas Bezug hat mir gewiesen, wer die Stimme aus den Lüften vernommen hat und sein Ohr mit dem Wachs des Ungehorsams verstopft hat.«

Störner sah Dibian an. »Thomas Bezug!« murmelte er, »wieder und immer wieder er.«

»Das ist a böse G'schichte,« antwortete Dibian leise, »schaun S' nur die Leut' an. Die sind ganz außer sich.«

»Dieser Widersacher Gottes hat uns zugrunde gehen lassen wollen, ohne daß wir uns hätten auf Gottes Herrlichkeit bereiten können. Ungewarnt hätten wir dahingehen müssen – unbereitet. Aber jetzt haben wir ihn erkannt, und ich strecke meinen Finger aus und weise auf ihn. Ich habe euch vor sein Haus geführt, vor seine Burg, vor seine Türe, und ich zeige auf ihn.«

Zenzinger erhob einen steifen Arm und hielt ihn gerade ausgestreckt. Sein Finger wies auf ein Haus, das dem Dom schief gegenüber stand. Auf ein Haus mit einem steilen Giebel über dem verwitterten Gesicht. Eine Hand sprang dort über der Türe aus der Wand und hielt einen großen Schlüssel.

Neben Störner schrie ein altes, verschrumpftes Weiblein auf, gellend, so daß es über den ganzen Platz zu hören war: »Eleagabal Kuperus!« Es war Frau Swoboda, in der Zenzingers Worte einen alten Wahn bestätigt hatten. Der Haß und das Mißtrauen gegen den Zauberer waren damals unter dem Eindruck von Palingenius' Tod gewichen, und willig hatte sie sich dem

freundlichen Einfluß des Alten hingegeben. Aber dann war sie allein geblieben. Und in den langen freudlosen Stunden, die jetzt leer von ihrer verjährtten Hoffnung waren, kam es wieder hervorgekrochen. Hatte nicht zuletzt doch nur Kuperus den Tod des Jugendfreundes auf dem Gewissen? Wer anders hatte ihm den Gedanken ans Fliegen eingegeben als der mit seinen verfluchten Künsten. Und sie hatte ihn von neuem zu hassen begonnen, heftiger als je zuvor. Sein Name glitt ihr von den Lippen, in Gift und Galle getaucht. »Eleagabal Kuperus,« schrie sie, »Eleagabal Kuperus!«

Und die Menge wiederholte dumpf und grollend: »Eleagabal Kuperus!«

Nikolaus Zenzinger wuchs auf seinem Thron: »Ja – Eleagabal Kuperus. Er ist es. Er ist der große Widersacher Gottes, der zuerst vertilgt werden muß. Er muß vom Angesichte des Herrn verschwinden. Ich überliefere ihn dem roten Tode!«

Das alte Weiblein neben Störner focht mit den Armen und kreischte: »Er ist ein Zauberer! Er ist Gottes Widersacher! Er ist dem roten Tode verfallen!« Sie drängte durch die Menge, sie schlug um sich, und man sah den Weg, den sie nahm, an dem Strudel, der hinter ihr drein zog. Er führte auf das Haus des Kuperus zu.

»Frau Swoboda, Frau Swoboda!« rief ihr jemand nach. Aber sie hörte nicht.

Alle hatten sich dem alten Haus zugewandt. Aus den Gesichtern war die Starrheit gewichen. Sie war von wilder Entschlossenheit belebt, von einem fürchterlichen Haß; die zu einem einzigen Leib verschmolzene Masse krümmte und wand sich unter den Peitschenhieben des Geschreies: »Hu – hu – hu!«

Und Zenzinger näherte sich auf seinem Thron dem Haus des Verurteilten. Sein Arm war noch immer ausgestreckt, wie im Krampf, steif wie ein Stück Holz, und er wiederholte gellend: »Dem roten Tod! Dem roten Tod!«

Ein Klirren. Ein Stein hatte ein kleines Fenster in dem verwitterten Gesicht des Hauses getroffen und eine der schmutzigen Scheiben zerschlagen. Ein zweiter und dritter Stein folgten und zertrümmerten die

übrigen Scheiben. Die leere Höhle war wie ein ausgeschlagenes Auge in einem alten Gesicht.

Und da begann ein ganzer Regen von Steinen gegen die Front des Hauses zu prasseln. Der Mörtel löste sich an vielen Stellen los und bröckelte herab auf die Köpfe der ersten unter den Angreifern.

In ein paar Minuten war das Haus mit Wunden überdeckt. Unter dem Bewurf waren die Ziegel hervorgekommen, und ihr trübes Rot sah aus wie geschundenes Fleisch.

Und auf einmal schleppten ein paar Burschen einen langen Balken herbei.

»Aufpassen,« schrien sie, »der Schlüssel zu dem Haus kommt!« Sie mochten das ungeheure, schwere Holz von einem Bau geholt haben, der in der Nähe des Domes begonnen worden war, und an dem nun schon seit Wochen nicht mehr gearbeitet wurde. Und nun schleppten sie den Balken gegen Eleagabals Haus, und einer von ihnen zerrte eine lange, rostige Eisenkette hinterdrein, ohne zu wissen, wozu. »Der Schlüssel kommt!« riefen sie immer wieder.

Und die Menge, die ihnen Platz machte, wiederholte triumphierend: »Der Schlüssel, der Schlüssel.«

»Hu – hu – hu!«

Und nach dem gräßlichen Takte des Geschreies schwangen die Burschen den Balken nach rückwärts und ließen ihn dann kurz nach vorne sausen. Es gab einen Krach und dann ein Prasseln. Ein großes Stück des Bewurfes war dem vordersten auf den Kopf gefallen und hatte ihm den Hut heruntergeschlagen.

Da hielt es die Wachmannschaft doch endlich für angezeigt, einzugreifen und das Eigentum des Bedrohten zu schützen. Sie war unterdessen auf fünfzehn Mann angewachsen und brach nun zugleich aus zwei der schmalen Gäßchen hervor. Ein fürchterlicher Tumult entstand.

»Polizei! Polizei!«

»Hu – hu – hu!«

»Schlagt sie nieder! Die wollen den Widersacher beschützen.«

Ein junger Mann hatte die steinernen Zieraten des Domportales erfaßt und war an ihnen hinangeklettert, bis er sich in eine der Nischen schwingen konnte, in denen die steinernen Heiligen wohnten. Da stand er nun auf dem kaum fußbreiten Absatz und holte einen Stein nach dem andern aus seinen Taschen. In weitem Bogen flogen Ziegelstücke und harte Zementbrocken nach den Stellen, wo die Helme der Wachleute sichtbar waren. Sie fielen mitten in die Menge, und die Leute, die sich im Getümmel von Stößen oder Schlägen der Polizisten getroffen glaubten, gerieten in Raserei.

Der Harmonikaspieler Samek hatte den Wacheführer mit beiden Fäusten an der Brust gefaßt und schüttelte ihn, daß ihm der Helm vom Kopfe fiel. »Was willst? Was willst noch? Hund, da san mir die Herrn, vastanden!«

Ein paar mutige Wachleute versuchten es, ihren Führer herauszuhauen. Aber ihre Fäuste wurden gepackt, die Säbel wurden ihnen entrissen, man umklammerte ihre Beine, so daß sie sich nicht mehr rühren konnten.

Irgendwo fiel ein Schuß.

»Sie schießen! Sie schießen auf uns.«

Samek, dem sein Opfer endlich doch entrissen worden war, pfiiff auf zwei Fingern. Die Eideshelfer antworteten von allen Seiten. Mitten in dem Knäuel der Kämpfenden schrie die alte Swoboda unaufhörlich ... gellend: »Der Zauberer ... der Zauberer muß hin werden!« Ihr Freund, der Kirchendiener, der sich zu ihr durchgeschlagen hatte, umklammerte ihre Arme und versuchte sie herabzuziehen.

Und auf einmal zog sich der Leib der Menge elastisch zusammen und stieß die Wachleute von sich ab. Sie taumelten zurück, erschöpft, blutend, mit zerrissenen Uniformen. Der Führer, dessen eines Auge von einem Faustschlag geschwollen war, sammelte sie auf dem kleinen Platz vor dem »Schwarzen-Adler«-Keller und führte sie im Laufschrift zum Rathaus zurück.

Inzwischen hatten die Stürmer wieder den Balken ergriffen und donnerten ihn gegen die Tür. Krachend stieß er gegen das Schnitzwerk, das den Besuch Sauls bei der Hexe von Endor darstellte, gegen die Lindwürmer und feuerspeienden Drachen, gegen den Leviathan, der auf seinem Meere

von spitzen Wellen schwamm. Die eisernen Beschläge knirschten und sprangen aus den Nieten, sie bogen sich und brachen und klirrten zu Boden.

»Hu – hu – hu!« heulte Samek und schlug mit den Händen den Takt zu den Stößen. Aber da geschah etwas Seltsames. Aus der erstarrten Hand über dem Tor, dieser täuschenden Nachbildung einer Menschenhand, löste sich der Schlüssel, den sie durch Jahrhunderte festgehalten hatte, und fiel hart vor Samek nieder.

Und die Finger, die vordem ganz um das Metall geschlossen gewesen waren, diese Finger hatten sich geöffnet und waren in leichter Krümmung verblieben. Ihre Haltung schien ganz anders als vorher.

»Jesus, Maria!« schrie die alte Swoboda.

Samek hob den Schlüssel auf und sah höhnisch nach der Hand. »Wir ham schon an Schlüssel,« schrie er, »wir brauchen kan mehr!« Und er schlug in die Hände und von ihm fortgerissen, griffen die Männer wieder zu ...

Da ging ein trockenes Knacken durch das alte Holz, und ein großer Sprung schnitt das verstümmelte Schnitzwerk in zwei Hälften. Aber ehe der Balken die Tür ganz hatte zertrümmern können, öffnete sie sich von selbst lautlos nach innen. Es war wie die Gebärde eines Opfers, das seinen vergeblichen Widerstand aufgibt und sich dem Henker darbietet. Und etwas von diesem beredten Ausdruck wirkte selbst auf die aufgeregte Menge, daß sie ein wenig zögernd und unschlüssig vor der offenen Tür zurückwich.

Aber Samek ließ sie nicht ganz zur Besinnung kommen. »Hu – hu – hu!« Er heulte wie ein Wolf und stürzte in den Gang. Die anderen hinter ihm drein, von den Eideshelfern, die unter die Menge verteilt waren und nach den Angaben ihres Führers arbeiteten, angestachelt. Der Rahmenmacher, der auf dem Domplatz wohnte, war unter den ersten.

Sie liefen den Gang entlang, an dessen Wänden die leuchtenden Buchstaben Worte ohne Sinn bildeten, sie stießen gegen die Statuen in den Nischen und warfen sie von ihren Postamenten, sie drangen durch das rote Zimmer vor und in den schmalen Stollen zwischen Bücherwänden.

Immer war es, als weiche ein Schatten vor ihnen zurück. Es war hier Dämmerung, und Samek stieß jeden Augenblick gegen ein Hindernis, das

ihn in der Verfolgung aufhielt. Erst beim Eingang in den Kuppelsaal glaubte er zu sehen, daß es Eleagabals Diener war, der Mann mit den spitzen Ohren und dem Wolfsgesicht. Er hatte ihn auf Armlänge vor sich und streckte die Hand aus, aber da erhielt er einen so heftigen Schlag darauf, daß sie ihm sogleich herabsank. Der Schmerz lief krabbelnd bis in die Schulter hinauf und schien sich dort im Gelenk festzusetzen. In diesem Augenblick überfiel ihn eine maßlose Furcht, aber die Nachfolgenden drängten und stießen und schleuderten ihn mitten in den Kuppelsaal, fast bis an den Marmortisch, der dort stand.

Er sah sich um. Da stand er in einem Kreis von Säulen, die aber nicht den Dienst von Säulen versahen, denn keine von ihnen hatte die Aufgabe das Gebälk zu tragen. Hoch oben wölbte sich die Kuppel über dem Raum, ein fest aufgeschraubter Deckel, damit nichts von dem, was hier geschah, nach außen dringen könnte, eine Art von Hornhaut über einem großen zum Himmel gerichteten Auge. Das Glas war matt und bloß durchscheinend. Ein weißliches Licht rann über die Pracht des Marmors, dessen Platten in den seltsamsten Farben leuchteten.

Die Stürmer sahen erstaunt die ruhige Schönheit des Raumes. Sie waren enttäuscht. Denn sie hatten erwartet, eine Art Hexenküche zu finden, allen herkömmlichen Zauberapparat, Skelette und Totenschädel, Schlangen und Kinderleichen in Spiritus und Destillierkolben und große geheimnisvolle Bücher.

Plötzlich bemerkte Samek Eleagabal gerade sich gegenüber. Er sah ihn hinter einer Art von dünnem Vorhang, der aus lauter langen, verzweigten und verfilzten roten Fransen bestand. Einen Teil der Fransen hatte Eleagabal mit der Hand zusammengefaßt und beiseitegeschoben und blickte ruhig auf die Menge.

»Durten is er«, schrie der Führer, der wieder durch die Strömungen der hinter ihm gestauten Menge Mut und Zuversicht bekommen hatte. Und er versuchte die Rechte zu heben, um auf Eleagabal zu zeigen. Aber er vermochte es nicht, und als er hinabsah, da bemerkte er, daß diese Hand blauschwarz und geschwollen war.

Der Rahmenmacher hatte den Alten schon erblickt und stürzte auf ihn los, mit einem schweren Winkeleisen, das er irgend jemandem aus der Hand gerissen hatte.

»Er muß vertilgt werden«, heulte die alte Swoboda.

Fünf, sechs, sieben Männer folgten dem Rahmenmacher. Aber da sahen sie, wie Eleagabal die Fransen des Vorhanges fallen ließ. Seine Gestalt war nur noch in ganz leichten Umrissen sichtbar. Ein letzter Eindruck blieb: ein Lächeln, bei dem die großen gelben Eckzähne wie krumme Messer aus dem welken Mund krochen. Mit einem Schrei der Wut griff der Rahmenmacher in den Vorhang.

Seine Finger zerstiessen sich an dem Stein.

Eleagabal Kuperus war verschwunden.

Sie sahen, daß sie vor einer Marmorplatte standen, von der die Wand glatt und ohne Fugen bedeckt war. Was sie für Fransen gehalten hatten, war das rote Geäder des Steines.

Da wandten sie sich wütend und stürzten auf die wenigen Geräte des Saales, um sie zu zertrümmern. Sie verteilten sich in den Gängen und kleinen Nebenräumen, rissen die Bücher herunter und zerstampften sie mit den Füßen, hieben mit den Stücken der zerschlagenen Stühle und der Bücherbretter blindlings gegen die Wände ...

Ein Warnungsruf kam von draußen: Militär!

Sie stutzten, besannen sich ... was war geschehen? Was hatte sie angetrieben, so zu wüten? Nun sahen sie die Folgen vor sich. Noch war die Gewohnheit dieses Gehorsams gegen die Staatsgewalt nicht ganz durch die Raserei der Todesangst ausgelöscht. Sie beeilten sich, das Haus zu verlassen.

Als das Militär unter Trommelwirbel auf dem Domplatz eintraf, fand es diesen geräumt. Den Hauptmann, der mit zehn Mann durch die Verwüstung bis in den Kuppelsaal vordrang, empfing Eleagabal Kuperus mit einem Lächeln und einem etwas ironischen Dank. –

Die Aufzeichnungen des Astronomen

Inhaltsverzeichnis

Aus dem Tagebuch des Professors Zugmeyer:

30. Mai. Gestern sollen sich furchtbare Szenen in der Stadt abgespielt haben. Die Menge hat das Haus des Eleagabal Kuperus, eines harmlosen alten Mannes, gestürmt und zerstört. Er ist eine Art Wundermann, dieser Kuperus, und man weiß nicht, daß er jemals irgend jemandem etwas Böses getan hätte. Warum hat sich die Wut der Leute gerade gegen ihn gerichtet? Das ist das erste Symptom einer Raserei, die bald noch mehr anwachsen wird. Sie werden bald über alle herfallen, die in irgendeiner Weise ihnen entgegenzuwirken versuchen.

1. Juni. Ich bekomme Briefe über Briefe. Wie lange es wohl noch dauern wird, daß die Post arbeitet? Ich sehe diese Briefe gar nicht mehr an. Ich soll antworten, ob es wahr ist, daß die Erde zugrunde gehen wird. Was soll ich da sagen? Warum habe ich nicht geschwiegen? Ich hätte allein alle Angst auf mich nehmen sollen. Das wäre eine Heldentat gewesen, eine wahrhafte Heldentat, gegen die alle andern gepriesenen Taten nichts sind. Aber wenn ein anderer es entdeckt hätte ...? wenigstens ich wäre es dann doch nicht gewesen, der die Menschheit in diesen Abgrund gestürzt hat.

3. Juni. Eleagabal Kuperus, der Wundermann, soll es auch gewußt haben. Wenigstens erzählt man sich, daß dies der Grund für die Wut der Menge gewesen ist. Ein gewisser Nikolaus Zenzinger soll sie angeführt haben. Die Polizei sucht nach ihm. Aber wie wollen sie ihn finden? Nicht die Leute der Besonnenheit und Ordnung haben die Macht, sondern die Wahnsinnigen. Ich sitze die ganzen Nächte hindurch vor meinen Apparaten. Der Terror kommt immer näher, auf der Bahn die ich berechnet habe. Bei Tage finde ich keine Ruhe zum Schlafen. Es ist unmöglich. Ich zermartere mich. Meine Gehilfen haben mich verlassen. Sie haben erklärt, daß sie es für unnötig finden, weiterzuarbeiten. Aber ich kann mich noch nicht ergeben. Ich starre den Himmel an, Nacht für Nacht und hoffe auf die kleine

Änderung in der Bahn des Terror, die mir anzeigen würde, daß die Erde gerettet ist. Wenn das noch lange dauert, so sinke ich um, kraftlos, unfähig, mich zu erheben. Aber die Hoffnung hält mich aufrecht. Vielleicht reißt irgendein unberechenbarer Einfluß den Terror von uns weg. Oder: ich habe mich doch geirrt! Ich wünsche, daß ich mich geirrt habe. Es liegt mir nichts daran, wenn mein Gelehrtenruf hin ist. Ich will mich geirrt haben. Man soll sagen, daß ich Dilettant bin, ein unfähiger Mensch. Es liegt mir nichts daran. Aber diese Qual soll von mir genommen sein, daß ich es war ... ich mache mir nichts daraus, wenn es der allergewöhnlichste Rechenfehler war, der dümmste Schnitzer in der allereinfachsten Formel. Aber Alfonso Chiari und Wall und zwanzig andere sind ja zu demselben Resultat gekommen.

10. Juni. Heute habe ich hohen Besuch erhalten. Bezugs Tochter war bei mir. Sie sieht seltsam aus, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Das Parfüm der Sinnlichkeit, das ihr anhaftet, ist ungemein sublimiert, und sie sieht aus, als ob ... nein, es scheint nicht die Angst zu sein, die sie so verändert hat, sondern eher die Sehnsucht ... Was kann sie noch in dieser kurzen Spanne Zeit ersehnen? Sie ist ganz verstört, aber nur wie jemand, der etwas erreichen möchte, und fürchtet, daß es ihm unmöglich sein wird. Ich habe mich niemals mit Psychologie beschäftigt, ich habe den Menschen um mich zu wenig Beachtung geschenkt ... das rächt sich nun, und ich bin gezwungen, in den Seelen aller Menschen, die mir begegnen, angstvoll zu forschen. Es ist ein Glück, daß ich keine Frau und keine Kinder habe. Niemanden, an dem ich unmittelbaren Anteil nehme. – Sie hat mich natürlich gefragt, ob es wirklich wahr sei. Ich habe versucht, mit Möglichkeiten auszuweichen. Aber sie hat mir nicht glauben wollen. Da habe ich ihr alles gesagt. Und ich muß es gestehn, mit einer Aufwallung von Haß und Genugtuung. Das hat mich später entsetzt. Aber es ist begreiflich. Ist sie nicht die Tochter des Mannes, der recht eigentlich den Schrecken in die Welt gesetzt hat. Warum hat Bezug nicht geschwiegen?

11. Juni. Und warum führe ich eigentlich dieses Tagebuch weiter? Warum drängt es mich immer in den Morgenstunden, die Feder zu ergreifen und mein Buch aufzuschlagen? Was soll das? – Vielleicht darum, weil auf

dem Grund meiner Seele doch noch immer die Hoffnung liegt. Gegen alle Einwände der Vernunft ...

12. Juni. Heute oder vielleicht gestern ... Doktor Störner hat mich aufgesucht! Ich bin in einer Aufregung, die sich nicht ... Ein Verdacht hat sich bestätigt. Er ist beinahe fürchterliche Gewißheit geworden. Was ist das? Ich glaube, einen teuflischen Plan zu durchschauen. Doktor Störner ist ganz feindlich zu mir gekommen. Er hat mich zuerst wie einen Feind behandelt. Er hat mich für einen Mitschuldigen gehalten. Und seine Anklage ist furchtbar. Bezug! Thomas Bezug! Er glaubt, daß Bezug mit voller Berechnung die allgemeine Bestürzung zu vergrößern sucht. Überall sieht er die Hand Bezugs. Bezug hat durch diesen Zenzinger die Menge gegen Kuperus gehetzt. Und er meint, daß Bezug an dem qualvollen Ende der Menschheit sein gräßliches Vergnügen finde. »Er hat die Instinkte eines Inquisitors,« sagte er, »der unaufhörlich neuen Foltern nachsinnt«. An meinem Zustand hat er gesehen, daß er mir unrecht getan hat. Nun verlangt er einen frommen Betrug von mir. Von mir sei die Nachricht vom Untergang der Erde ausgegangen, ich müsse trachten, die Menschen daran glauben zu machen, daß die Erde gerettet sein wird. Ich wollte es ja tun. Aber ich habe nicht die Kraft dazu, wenn ich mich nicht auf die Wahrheit stützen kann. Woher soll ich in meinem Zustand den Ton der Überzeugung nehmen ... Man wird die Lüge auf tausend Schritte erkennen. Ja – wenn ich einen Funken von Wahrscheinlichkeit dafür hätte ... nur einen fernen Schimmer einer Möglichkeit der Rettung ...

15. Juni. Die Angst treibt wunderliche Blüten. Ich verlasse die Sternwarte nicht. Aber Gerüchte dringen noch zu mir. Man erfährt das meiste nur durch Gerüchte. Die Zeitungen erscheinen schon sehr unregelmäßig, die Arbeiter haben die Arbeit niedergelegt. Da sollen sie das Grabtuch Christi aufgefunden haben. Sie haben es im Dom ausgestellt und schlagen sich vor ihm die Köpfe blutig, zertreten sich ... Und dann etwas, an dem ein Gelächter haftet. Es ist von einer schrecklichen Komik. Ein Triumph der technischen Wissenschaft im Dienste des Glaubens. Am »Ende der Welt.« Die Phonographenindustrie hat noch rasch einen schönen Aufschwung genommen, bevor alles vorbei ist. Sie verkaufen

Phonographenzylinder mit dem Segen des Papstes: *urbi et orbi* ... und mit einem *Ave Maria*, das er in den Apparat gesprochen hat. Ein phonographierter Segen! Und die Stimme des Papstes soll sehr gut getroffen sein. Es ist ein gutes Stück und eigentlich schade, daß eine Menschheit, der solche Scherze gefallen, schon untergehen muß. Aber was liegt daran, wenn es arme Teufel gibt, die ihre Angst damit beschwichtigen. Fünfzig Prozent des Ergebnisses bekommt der heilige Vater und fünfzig verbleiben der Fabrik. Was die Agenten bekommen, weiß ich nicht. Aber wenn die Erde ihre Zerstörung überleben sollte, werden sie alle ein gutes Geschäft gemacht haben.

18. Juni. Der Schrecken wächst. Man hört unheimliche Dinge von neuen Sekten, die sich bilden. Die alte Erde wirft giftige Blasen auf. Der Todesschweiß bricht ihr aus allen Poren. Sie stöhnt und röchelt. Die Marianiten sollen sich wieder zeigen. Aber das sind harmlose Menschen im Vergleich zu jener anderen Sekte, die alles in Bestürzung versetzt. Die »Brüder des roten Todes« nennen sie sich. Man spricht nur flüsternd von ihnen. Sie scheinen überall ihre Späher zu haben und erwählen ihre Opfer wie ein Raubvogel seine Beute. Denn sie sollen Menschen opfern – es ist, als kehrten die Menschen noch einmal zu allen Grausamkeiten und Tollheiten des Beginnes ihrer Geschichte zurück ... in einem gleichen Zustand der Rat- und Wehrlosigkeit gegenüber den Mächten, die sie nicht zu erkennen vermögen. Diese »Brüder des roten Todes« sollen ihre Angst in Blut ersticken. Sie hausen irgendwo in verfallenen Fabriksgebäuden und sind für die letzten Hüter des Gesetzes unauffindbar. Es sind wirklich tapfere Leute, diese letzten Hüter der Ordnung. Die Mehrzahl ist auf- und davongelaufen und hat es aufgegeben, sich Gefahren auszusetzen – um nichts. Denn man hört jeden Tag davon, daß Polizisten ermordet worden sind ... da und dort.

20. Juni. Es ist kein Wunder, daß alles drunter und drüber geht. Wer soll noch arbeiten wollen, wenn alles so bald zu Ende ist. Die Leute haben ihre Geräte von sich geworfen, sie haben ihre Werkstätten und Maschinen verlassen. Die Bauern kommen in die Stadt hinein und vermehren das Getümmel der Verzweifelten. Sie wollen sich trösten und aufrichten lassen

und geraten nur in den Wirbel, der sie aller Besinnung beraubt. Und zu allem Gräßlichen erhebt sich noch ein Gespenst mitten unter ihnen: die Not. Die Teuerung der Lebensmittel ist ungeheuer. Jeder will noch schnell verdienen und genießen. Und dabei ziehen Hunderttausende durch die Straßen, die nichts zu essen haben. Ich habe einen neuen Diener, einen rothaarigen Menschen. Er ist ein tapferer Kerl, der nicht von der allgemeinen Verwirrung angesteckt ist. Er besorgt mir, was ich brauche, und berichtet mir getreu, was vorgeht. Raub und Plünderung sind gewöhnliche Vorkommnisse des Tages.

21. Juni. Der Khedive ist ermordet worden. Er soll von seinen eigenen Weibern erdrosselt worden sein.

22. Juni. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist auf der Straße durch Revolverschüsse schwer verletzt worden. Der Taumel hat die ganze Erde erfaßt.

23. Juni. Gestern sollen zwei Regimenter beurlaubt worden sein. Zwei ganze Regimenter. Aufgelöst könnte man vielleicht eher sagen. Die Soldaten waren nicht mehr zu halten. Sie wollten in ihre Heimat zurück, und sie sollen gedroht haben, wenn sie nicht entlassen würden, zuerst ihre Offiziere und dann sich selbst umzubringen. Wenn das Militär nicht mehr gehorcht, wer soll dann den Horden der Rasenden entgentreten?

24. Juni. Der König von Schweden ist tot. Man hat ihn mit dem halben Palais in die Luft gesprengt. In Rumänien wüten die Bauern wie die Tiere. Überall Kämpfe zwischen alten Feinden: Polen und Deutsche, Tschechen und Deutsche, Ungarn und Deutsche – der alte Haß der ganzen Welt gegen die Deutschen ist losgebrochen ... Man tut seinen Gefühlen keinen Zwang mehr an.

25. Juni. ... Mir zittern die Hände ... ich glaube fast ... ich wage es nicht niederzuschreiben ... Heute Nacht! Wäre es Wahrheit ... wäre es Wahrheit ...

26. Juni. Ich habe mich nicht getäuscht. Es ist Wahrheit. Sie sind gerettet. Die Abweichung des Terrors ist deutlich. Meine Berechnung ist nicht falsch. Aber das Wunder ist geschehen. Eine geheime Kraft wirkt auf den Verderber, daß er langsam zur Seite weicht. Sie sollen nicht einen Tag

länger in ihrer Angst leben. Es ist vier Uhr morgens. Ich werde versuchen zu schlafen. Wenn ich es vor Freude kann, nachdem ich es solange aus Sorgen nicht vermochte. Und längstens um neun Uhr morgens bin ich bei Thomas Bezug, um ihm die Nachricht zu überbringen ... ich bin müde ...

26. Juni. Abends 10 Uhr.

Ich muß mich sammeln. Welch ein Tag? Wie sehr hatte Doktor Störner recht. Ich muß überlegen, was zu tun ist. Vor allem, ich darf nicht eine Stunde länger im Dienst dieses Menschen bleiben. Dann kann ich tun, was ich will. Morgen schon bin ich frei und kann ihnen sagen, daß die Erde gerettet ist. Doktor Störner wird mir dabei behilflich sein – gewiß! Er kennt die Wege, auf denen meine frohe Botschaft, mein Evangelium, am raschesten zu ihren Ohren kommt. Und jetzt will ich ruhig aufzeichnen, was mir dieser Tag gebracht hat, denn jetzt weiß ich ja, daß als Schlußvignette meines Tagebuches nicht die Vernichtung stehen wird. – Ich hatte doch geschlafen, und gut geschlafen, viel länger, als ich mir vorgenommen hatte. Weithofer, mein Diener, weckte mich gegen zehn Uhr. Ich stand auf und kleidete mich an. Die wenigen Stunden Schlaf hatten mich ganz ruhig und zuversichtlich gemacht. Alle Aufregung lag weit hinter mir. Als ich fertig war, frühstückte ich reichlich – schon seit langer Zeit hatte ich nicht mit solchem Appetit gegessen – und machte mich auf den Weg in die Stadt. Zum erstenmal seit langen Wochen. Meinem Diener habe ich als dem ersten von allen gesagt, daß wir den Terror nicht mehr zu fürchten haben. Er blieb ganz ruhig, veränderte sein Gesicht nicht im mindesten, als ob ich ihm bloß mitgeteilt hätte, daß ich morgen anstatt Kaffee Schokolade zu frühstücken wünsche. Aber als ich ging, hielt er mir zaghaft die Hand hin – so, als ob er mich zu einem Erfolg in seiner rauhen, naiven Art beglückwünschen wolle. Als ob ich die Gefahr abgewendet hätte. Ich habe mich nicht gescheut, diese Hand zu ergreifen und zu schütteln. Alles Distanzgefühl war von mir genommen, ich fühlte mich durch die Ereignisse der letzten Monate geläutert und wie in einen warmen Strom von Brüderlichkeit getaucht. Ich glaube, daß ich wirklich ein anderer und besserer Mensch geworden bin. Dann sagte ich ihm, daß ich jetzt zu Bezug gehe, um ihm meine Entdeckung mitzuteilen. Da wurde sein Gesicht ganz hart und steinern,

wieder ganz anders als vorher, wo bei aller Beherrschung doch ein anderer Ausdruck in seinen Zügen gewesen war. Ich habe erst später begriffen, was das zu bedeuten hatte, als ich aus der Stadt zurückkam und er mir sagte, daß er längere Zeit in Bezugs Diensten gestanden habe. Er kannte ihn besser als ich. – Während ich der Stadt zuing, im frischen Genuß meiner Kraft, und eine große Freude daran fand, im Sonnenschein auf der Straße zu wandern, legte ich mir zurecht, was ich Bezug zu sagen hatte. Ob nun Störner mit seinem Verdacht recht hatte oder nicht, jedenfalls zwang mich mein Verhältnis zu Bezug, ihm vor allem Bericht zu erstatten. Auf der Straße sah ich ganze Züge von Bauern, die mit Weib und Kind neben den mit ihren Habseligkeiten bepackten Wagen der Stadt zustrebten. Vor den ersten Häusern kam mir ein ganzer Trupp betrunkenener Soldaten entgegen. Sie hatten ihre Uniformen aufgerissen und hieben mit den Bajonetten die Äste von den Bäumen am Straßenrand. Als ich an dem großen Irrenhaus vorbeikam, sah ich das Tor weit offen. Die Fensterladen waren ausgerissen, die Fenster eingeschlagen und der Garten, in den ich hineinsehen konnte, vollkommen verwüstet. Auf den Steinen der Einfahrt lag ein Mann in einer Uniform, mit dem Gesicht mitten in einer Blutlache. Ich erkundigte mich bei einem alten Mann, der teilnahmslos auf dem Brückengeländer saß, was da geschehen war. Es dauerte lange, bis ich eine Antwort aus ihm herausbekam. Die Irren hatten die wenigen Wärter, die sich ihrer Pflicht nicht entzogen hatten, überfallen und niedergemacht und waren ausgebrochen. Jetzt schweiften sie in der Stadt herum. Vor einer Branntweinschenke der Vorstadt sah ich einen Auflauf. Der Pöbel hatte den Laden erbrochen und unter Geschrei, nachdem sich alle bis zur Besinnungslosigkeit betrunken hatten, die Fässer zerschlagen.

Ich sah, daß ich mich beeilen mußte, meine Nachricht unter die Leute zu bringen. Auf Schritt und Tritt begegnete ich den Anzeichen einer vollkommenen Verwilderung. Vor einem großen Schaufenster der Möbelhandlung Bäck war die Straße so voll Menschen, daß ich nicht durchzudringen vermochte. Als ich mich nach einigen vergeblichen Versuchen zurückziehen wollte, um einen anderen Weg einzuschlagen, war ich so eingekeilt, daß ich mich in Geduld fassen mußte und nicht anders

konnte, als dem Zug der Masse zu folgen. Sie drängte gegen das Schaufenster hin und ich sah, daß ihre Aufmerksamkeit dem großen Bild galt, das dort ausgestellt war. Ein ungeheures Bild, von dem das ganze Fenster ausgefüllt war. Ein Stöhnen und Röcheln war um mich herum, ein Keuchen und schreckensvolles Zittern, als ginge von dem Bild dort vorne eine mächtige erschütternde Wirkung aus. Nach einer halben Stunde war ich so weit vorgeschoben, daß ich das Bild betrachten konnte. Es mußte ein Werk desselben Malers sein, der schon ein anderes Gemälde des Weltuntergangs geschaffen hatte. Jenes Gemälde, das mir durch die in Massen verbreiteten Reproduktionen auch bekannt geworden war. Auch dieses neue Werk galt dem Weltuntergang. Eine Tafel unten nannte seinen Titel: »Die letzte Stunde.«

Es war wieder eine weite öde Haide. Aber anstatt des Himmels hing ein Meer von Feuer über ihr. Feuer umloderte den ganzen Horizont, und lange Flammenzungen liefen vor dem Rachen der Glut über die Erde hin. Sie erfaßten das dürre Gras des Bodens und eilten weiter. Gegen den Mittelgrund des Bildes zu standen einige alte Weidenbäume, die mit den verzweifelt emporgeworfenen Ästen aussahen wie brennende Menschen. Nahe bei diesen Bäumen war ein Wagen fahrender Komödianten, dessen Hinterräder bereits von dem Feuer ergriffen waren. Ganz vorne aber war eine Gruppe von Menschen oder vielmehr bloß ein Knäuel von Leibern, deren Haut braun und spröde anzusehen war, wie die knusprige Rinde eines Bratens. Sie hatten einander im Todeskampf umkrallt, die Glieder verschlungen und waren so alle zusammen versengt und von dem fürchterlichen Anhauch der Flammen gebraten worden. Aber unter dem Haufen verzerrter, ineinander geschraubter Leichen war noch ein wenig Leben. Zwei Menschen, ein junger Mann und ein Weib, die wie durch ein Wunder bisher vom Tod verschont geblieben waren. Oder vielmehr nur ein einziger Mensch, denn der junge Mann hatte sich über den noch weichen, blutvollen Körper der Frau geworfen und trank aus einer breiten Wunde gerade zwischen den Brüsten ihr Blut. Die Gestalten waren so groß und diese Gruppe so weit in den Vordergrund gerückt, daß sich der Beschauer dem Gesicht des Mannes gerade gegenüber befand. Die Augen, die aus dem

Bild starrten, waren weit aufgerissen und vorgequollen, stier vor Entsetzen, und in ihnen wiederholte sich noch einmal alles Grauen des ganzen Bildes und steigerte sich zu seinem Gipfel. Und wenn man sich von diesen fürchterlichen Augen wegwandte und Horizont und Himmel des Bildes überblickte, dann sah man von allen Seiten Augen auf sich gerichtet. Es war ein Heer von Flammendämonen, das da heranstürmte, mit menschenähnlichen und tierischen Bildungen, grinsende, gräßliche Häupter mit breiten Mäulern, Polypen aus feurigem Schleim, die mit geschwollenen Fühlern vorwärtsschnellten, geflügelte Schlangen ... und alle mit abscheulichen, gierigen Augen ...

An der Erstarrung der Menschen sah ich, daß dieses Bild mit fürchterlicher Gewalt auf sie wirkte. Und es war bei Gott Zeit, daß sie hörten, daß ihre Angst zu Ende sein dürfte. Einen Augenblick war es mir, als müsse ich mich umwenden und unter sie schreien: Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Ihr seid gerettet! Es war eine große Versuchung, das kann ich sagen. Aber dann siegte die Überzeugung, daß sie es mir nicht glauben würden, und daß sie unter dem Einfluß dieses Bildes imstande wären, über mich herzufallen und mich zu zerreißen. Und ich durfte mich nicht in diese Gefahr begeben, denn ich war ja der Überbringer der rettenden Botschaft.

Mehr als eine halbe Stunde wurde ich vor dem Bild hin und her geschoben, bis mich endlich eine Welle weitertrug. Ich konnte mich endlich befreien und lief so schnell als möglich dem Palais Bezugs zu. Es war fast schon Mittag, als ich ankam. Ich fand keinen der Diener in den Vorräumen und rannte die Treppe hinauf zu Bezugs Arbeitszimmer. Die Tür war verschlossen. Ich also wieder Treppen hinunter und in Bezugs Wohnung. Endlich kommt mir ein Diener entgegen. Der Herr ist nicht hier, sondern draußen vor der Stadt in seiner Villa. Wieder eine Verzögerung. Ich bin außer mir. Jede Stunde steigert die Raserei der Menge. Ich gebe dem Diener den Auftrag, sofort einen Wagen anspannen zu lassen. Er lacht mich frech an und sagt, daß er von mir keinen Befehl entgegenzunehmen habe. Das sei überhaupt aus, das Befehlen und Gehorchen. Ich packe ihn bei der Kehle und halte ihm meinen Revolver vor die Stirn. In diesem Augenblick sehe

ich ein, wie gut ich daran getan habe, Weithofers Rat zu folgen und eine Waffe mitzunehmen.

Da geht er endlich, scheu und mit tückischem Blick. Ich lasse ihn nicht aus den Augen und gehe immer mit ihm, den Revolver in der Hand; ich begleite ihn in den Stall und warte, bis die Pferde angespannt sind. Dann setze ich mich in den Wagen und lasse drauflosfahren, so schnell es gehen will.

Es war halb zwei Uhr, als ich endlich vor Bezugs Villa ankam. Die Zugbrücke war aufgezogen und jemand fragte hinter den Schießscharten hervor, was ich wolle. Ich antwortete, daß ich dringend mit dem Herrn zu sprechen hätte. Dann mußte ich meinen Namen nennen, und man sagte mir, ich müsse warten. Es dauerte eine Stunde, bevor die Zugbrücke herabgelassen wurde. Ich wurde durch einen dunklen Gang geführt, in dem ich Flüstern und das Klirren von Waffen hörte. Der Hof, über den ich kam, war von ein paar Männern bewacht, die mit Gewehren und Revolvern bewaffnet waren. Bezug hatte sich offenbar wohl verwahrt. Man brachte mich in ein Zimmer mit einer Glasdecke und eisernen Wänden und ließ mich dort allein.

Ich mußte wieder eine Stunde warten.

Als ich ungeduldig wurde und den Raum verlassen wollte, fand ich, daß man mich eingeschlossen hatte. Es blieb nichts übrig, als mich der Willkür Bezugs zu überlassen. Aber ich kann sagen, daß ich nie eine ähnliche Nervenqual mitgemacht habe, als während dieser Stunde. Endlich, als ich schon halb wahnsinnig war, holte man mich aus meinem Käfig und führte mich durch einige Gänge in den dicken Mauern dieses festungsartigen Gebäudes. Ich trat in das große Gewächshaus ein und fand Bezug unter einer Gruppe von Palmen. Zwei Männer waren bei ihm. Der eine war unzweifelhaft ein Seemann. Der andere aber steckte in einer höchst sonderbaren Kleidung: eine mittelalterliche Sammetschaube, weite türkische Hosen aus blauem Stoff und spitze Schnabelpantoffeln aus rotem Leder.

Ohne jede Begrüßung fragte Bezug nach meinem Begehren. Was ich denn so dringendes mit ihm zu sprechen habe? Und als ich noch ein wenig

zögerte, weil ich von einer begreiflichen Aufregung fast um alle Worte gebracht war, mochte er glauben, daß ich wegen seiner Begleiter nicht sprechen wolle, und sagte: »Lassen Sie nur alle Geheimnistuerei, Professor, die da dürfen alles hören. Es ist der Kapitän Dallago von meiner *Regina maris* und der brave Kastellan meines Schlosses auf Antothrake.«

»Es liegt mir nichts daran, Herr Baron,« sagte ich, »wenn diese Herren dabei sind. Das, was ich Ihnen zu sagen habe, soll die ganze Welt hören.«

»Also heraus damit!«

»Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß die Menschheit von ihrem Entsetzen erlöst ist. Die Erde wird nicht untergehen ... wir sind gerettet.«

Da fuhr Bezug auf mich zu: »Sie sind verrückt, Herr, wie können Sie das behaupten? Sie haben doch selbst zuerst ...«

»Ja – aber ich habe mich jetzt überzeugt ... ich habe unzweideutige Beweise ... der Terror hat seine Bahn verlassen, er entfernt sich von der Erde ...«

Und jetzt mußte ich sehen, daß Störner Bezugs Absichten klar durchdrungen hatte. In seinem Gesicht zischte eine rasende Wut auf. Seine Stimme war kreischend und schrill: »Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr! Was wollen Sie damit? Was haben Sie vor?« Es sah aus, als wolle er mit den Händen nach meinem Halse fahren, und der Kapitän und der Kastellan, die sich immer an seiner Seite hielten, schienen bereit, sich sogleich auf mich zu werfen.

Es war nötig, meine ganze Besonnenheit zusammenzuraffen. Und ich begann, um ihn etwas abzulenken, möglichst ruhig und deutlich und weit sachlicher, als es nötig war, eine Darstellung meiner neuen Beobachtung zu geben. Mein Mittel war gut gewählt. Bezugs Zorn ebte zurück, und als ich fertig war, sagte er: »Es ist gut! Es mag meinerwegen so sein! Aber sehen Sie einmal das Volk an! Denken Sie, daß man Ihnen glauben wird? Diese Krankheit muß ihren natürlichen Verlauf nehmen.«

»Nein,« sagte ich, »diese Krankheit ist tödlich, und ehe sie ihr natürliches Ende findet, ehe der Tag des Unterganges vorbei ist, könnte sich die Menschheit so schwer verletzt haben, daß sie sich nicht mehr erholen kann.«

»Also, sagen Sie mir, was wollen Sie tun?«

»Ich komme deshalb zu Ihnen, um Sie aufzufordern, die Menschheit zu beruhigen.« Und in einem Anfall von schmerzlicher Wut, daß dieser Peiniger nicht gesonnen schien, der Qual ein Ende zu machen, setzte ich hinzu: »Sie haben diese schreckliche Verwirrung hervorgerufen, es ist ihre Pflicht, Mittel zu finden, um sie zu lösen.«

»Das werde ich nicht tun. Ich sage Ihnen, diese Krankheit muß ihren natürlichen Verlauf nehmen. Es ist mir selbstverständlich lieb, daß Sie mir die Nachricht überbracht haben. Ich kann jetzt mit noch größerem Behagen zusehen, wie sie sich zerfleischen.«

Da konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: »Sie sind ein Schurke, Bezug, der größte Verbrecher, der je gelebt hat.«

Er nahm es ruhig hin und sah mich kalt an, mit seinen scheußlichen Augen, die jetzt einen unbestimmbaren Ausdruck hatten: »Das wissen Sie erst jetzt? Aber Sie werden jetzt auch einsehen, daß ich nicht gelaunt bin, mich um mein Vergnügen bringen zu lassen. Sehen Sie, ich habe mich wohl verwahrt, um bis zum Ende alles auszukosten. Ich werde hier sorgsam bewacht ... von meinen verlässlichsten Leuten. Ich will nicht vorzeitig abgehen, denn die Sensationen dieser letzten Tage sind zu köstlich. Es soll mir nicht geschehen, wie dem Khedive oder dem König von Schweden, die nicht vorsichtig genug waren. Oder wie meinen Freunden, dem Bankier Rosengarten aus Berlin und Mister Smith aus Philadelphia, deren Häuser man gestürmt, und die man erschlagen hat. Wie gesagt, ich danke Ihnen sehr, daß Sie meinem Genuß mit Ihrer Nachricht eine solide Basis gegeben haben.«

Mein maßloser Zorn und meine Verachtung machten mich unvorsichtig. »Gut,« sagte ich bebend, »dann werde ich selbst versuchen, die Wahnsinnigen zur Vernunft zu bringen.«

Bezug sah mir immer in die Augen: »Das werden Sie nicht tun. Sie werden sich nicht selbst zum Tode verurteilen wollen. Es wird Ihnen so ergehen, wie es diesem Eleagabal Kuperus beinahe ergangen wäre, wenn er nicht durch seine Taschenspielerstückchen die Menge getäuscht hätte.

Bedenken Sie, damals besaß die Wut der Masse noch nicht diese Wucht und Stoßkraft wie jetzt ...«

Es lag eine deutliche Drohung in diesen Worten, und ich mußte an Störner denken und an das, was er mir von Bezugs Anteil an diesem Sturm auf das Haus des Kuperus gesagt hatte. Aber ich konnte mich doch nicht enthalten, zu wiederholen: »Ich werde es selbst versuchen. Ich werde Mittel und Wege finden ... Ich werde mich nach Bundesgenossen umsehen ...«

Bezug schloß die Augen. »Ich verbiete es Ihnen, diese Nachricht unter die Leute zu bringen.«

»Ich lasse es mir nicht verbieten. Ich halte es für meine Pflicht ...«

Da öffnete Bezug die Lider wieder zu einem schmalen Spalt. Seine Finger streckten sich und schlossen sich wie in einem Krampf, und er hielt mir die geballte Faust vor das Gesicht. »Ich zerdrücke Sie,« zischte er, »es bleibt kein Atom von Ihnen übrig.« Und die beiden Begleiter, die mit ihren Blicken an seinem Gesicht hingen, rückten wieder näher an mich heran.

Bezug bot einen schrecklichen Anblick, und ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, mich seinem Willen zu widersetzen. »Sie werden mich nicht verhindern, zu tun, was ich der Menschheit schuldig bin.«

»Gut,« antwortete er, »gehen Sie mir aus den Augen«, und er wandte sich ab.

Ich verließ die Villa durch den Garten. Hinter einem Gebüsch stand Elisabeth. Ich grüßte sie. Aber sie schaute vor sich hin und sah mich nicht. Der Wagen war nicht mehr da. Aber das war mir gleichgültig, denn nun hätte ich Bezugs Wagen doch nicht mehr benützt. Zu Fuß kehrte ich in die Stadt zurück.

Ich habe mir auf dem Weg einen Plan zurechtzulegen versucht, aber ich konnte nichts finden, das mir zu rascher Hilfe geeignet erschienen wäre. Dann ging ich zu Doktor Störner und teilte ihm mit, was ich entdeckt hatte und was zwischen mir und Bezug geschehen war. Er wußte sich zuerst nicht zu fassen. Dann bat er mich, ihn allein zu lassen, damit er die Sache recht überlegen könne. Er will mir in allem zur Seite stehen und morgen schon in seiner Zeitung die Nachricht veröffentlichen.

Dann wollen wir sehen, was weiter zu tun ist ...«

Die Brüder vom roten Tode

Inhaltsverzeichnis

Elisabeth hatte den Professor Zugmeyer erst erblickt, als er schon an ihr vorbei war. Da erst war der Bildeindruck bis zu ihrem Bewußtsein vorgedrungen und hatte sie veranlaßt, sich rasch umzuwenden. Es war ihr, als ob sie ihn etwas hätte fragen wollen. Was denn nur? Sie wußte es nicht mehr ... es war nur einen Augenblick wie eine Frage auf die Oberfläche gekommen und sogleich wieder versunken. Indem sie eine planlose Wanderung durch den Garten fortsetzte, beschäftigte sie sich damit, alle Symptome zusammenzustellen, die ihr eine zunehmende Lähmung ihrer geistigen Fähigkeiten anzeigten. Da war diese merkwürdige Verzögerung der Fortpflanzung der Sinneseindrücke auf den Leitungsbahnen. Dann dieses Auftauchen von Einfällen, die sogleich wieder vergingen, bevor sie noch recht erfaßt werden konnten. Wie vorhin, diese Unentschlossenheit, die nirgends zurechtkam, die Erweichung des Willens. Es machte Elisabeth ein schmerzliches Vergnügen, sich darüber klar zu werden. Liebkosend fast nahm sie den Gedanken auf, daß sie daran war, sich durch die schrecklichen Ausschweifungen der letzten Wochen vollkommen zu vernichten.

Ihr Körper war bis zum Äußersten erschöpft. Die maßlosen und schamlosen unzähligen Abenteuer, deren Stätte der »Klub der babylonischen Jungfrauen« gewesen war, diese durch die Todesangst gewürzten Orgien hatten selbst ihre stolze und geschmeidige Kraft brechen müssen.

Sie blieb schauernd stehen. Es überlief sie kalt, trotzdem es ein warmer, fast schwüler Sommerabend war. Und trotz aller Bemühungen war es ihr nicht gelungen, ihre große Sehnsucht zu vergessen. Sie biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, aber da war es wieder ... dieses Bild, das sie verfolgte, dieses Gespenst, das ihr nachging, leibhafter und beherrschender als alle die Wirklichkeiten, von denen man sonst abhängig ist. Wenn sie an Adalbert dachte, an seine Küsse und Zärtlichkeiten, die sie

genossen hatte, dann brandete es vor ihren Ohren, und ihre Augen waren von einer übergroßen Helle geblendet. Und so schmerzlich dieses Gefühl war, so ungern sie es herankommen ließ – wenn es einmal da war, dann überlieferte sie sich ihm ganz, in einer Wollust, vor der alles andere nichtig war.

Langsam ging sie in ihre Zimmer hinauf und trat auf den Balkon hinaus. Von hier sah sie die weißen Mauern und das Dach von Enzbergers Mühle zwischen den alten Bäumen drüben. Dort wohnte er mit seiner Geliebten, mit dieser Regina, dort widmete er seine Zeit und sein ganzes Wesen einer anderen Frau ...

Aber bald war nun ja alles aus. Für ihn und für sie und für jene dritte. Alles aus. Aber seine letzten Stunden würden diesem Weib gehören, seine Küsse und die letzten Gluten seines Leibes. Und ingrimmig wiederholte sie den Schwur, daß diese Erde nicht zugrunde gehen dürfe, ohne daß sie vorher ihrer Rache genug getan hätte.

Die Hände sanken ihr herab. Nach der Aufregung der letzten Augenblicke fühlte sie wieder, wie schwach sie war und wie sie ihr Körper schmerzte ... wie eine große offene Wunde. Alle ihre Glieder waren von den Verrenkungen der Leidenschaft, von den unzähligen Opfern für Astaroth verzerrt.

»Es ist gut so ... es ist gut so!« murmelte sie, aber sie wußte nicht, was sie damit meinte. Dann ging sie fröstelnd in ihr Zimmer zurück, nach einem letzten Blick in die Abenddämmerung, in der ein Licht aufgeflammt war. Ein Licht in einem der Fenster der Mühle drüben. Als Elisabeth an ihren Schreibtisch trat, fand sie einen der blaßblauen Briefe da liegen. Ein blaßblaues längliches Kuvert mit roten Rändern und Schnittlinien. Auf der Rückseite war das Zeichen: die fliegende Taube inmitten des Drudenfußes. Sie wußte: eine Bestellung zu einer Nacht im »Klub der babylonischen Jungfrauen«. Es war ihr immer ein Geheimnis geblieben, wie man ihr diese Briefe zugestellt hatte. Sie fand sie, mit goldenen feinen Nadeln angespießt, an ihrem Bett, wenn sie morgens erwachte, auf ihrem Schreibtisch, in ihren Schmuckkassetten oder Schränken – immer so, daß sie niemandem anderen in die Hände fallen konnten, als ihr. Das gefiel ihr immer so gut, daß sie

sich in den phantastischen Traum einspann, die Göttin, die große und fürchterliche Astaroth bediene sich besonderer Zaubermittel, um ihr diese Botschaften zuzustellen. Und war es nicht wirklich ein Wunder, daß dieser Brief an sie gelangen konnte, in diese wohlverwahrte Festung ihres Vaters, die von Bewaffneten umstellt war, und in die ein Fremder nur nach endlosen Vorsichtsmaßnahmen eingelassen wurde.

Sie brach den Brief auf und las ihn im letzten Schein der Dämmerung. Man rief nach ihr, die Göttin verlangte nach ihrer Priesterin. Mit langsamen Bewegungen entzündete sie eine Kerze und verbrannte den Brief in der Flamme. Er verging in einer Wolke süßlichen, blauschimmernden Dampfes ...

Elisabeth stand noch lange da und sah in die Flamme, die in dem von dem offenen Balkon herüberstreichenden Luftzug züngelte. Dann sammelte sie die Asche des Briefes in die hohle Hand und trat auf den Balkon. Nachdem sie die Asche vollkommen gerieben hatte, öffnete sie die Hand und streute das schwarze Gekrümel in die Nacht hinaus.

Ihr Kleid streifte den großen Strandkorb, der hier draußen stand. Sie wandte sich um und befühlte ihn, als müsse sie sich erst durch die Berührung darauf bringen, was das für ein Ding war. Endlich setzte sie sich und stützte den Kopf auf die rechte Hand, daß sich die Reste der Asche auf ihrer Wange verrieben. Und so saß sie viele Stunden, den Blick auf das ferne, beleuchtete Fenster in der Mühle gerichtet, bis es dort dunkel wurde. Und neben ihr rann der trübe Schein der flackernden Kerze über den Balkon und rieselte über den Rand in die Finsternis. Dann ging der Mond auf ...

Unter allen Sekten, die in diesen Tagen des Entsetzens entstanden waren, behauptete sich der »Bund des roten Todes« als die mächtigste und schrecklichste. Seine Zusammenkünfte wurden in einem zerfallenen, weitläufigen Fabriksgebäude abgehalten, das draußen vor der Stadt gelegen war. Von allen Mordtaten und Greueln kam der größte Teil auf seine Rechnung. Die Brüder schleppten ihre Opfer in die »Burg« und brachten sie unter allerlei gräßlichen Zeremonien um, aber sie überfielen sie auch auf der Straße oder suchten sie in ihren Häusern auf. Niemand war vor ihnen

sicher. Und niemand konnte voraussagen, was sie demnächst beginnen würden, denn ihr Treiben war vollkommen sinnlos, nichts als eine Ausgeburt der Angst. Zwei Morde ereigneten sich beinahe gleichzeitig, die beide auf Rechnung der »Brüder vom roten Tod« gesetzt wurden. Der eine geschah in aller Stille, der andere aber am hellichten Tage, in der Raserei wütender, wahnsinniger Massen.

Professor Zugmeyer war in seinem Arbeitszimmer erdrosselt worden. Er wurde vor seinem Schreibtisch aufgefunden, und man sah, daß er eben einen Artikel zu schreiben begonnen hatte, in dem er nachwies, daß die Erde gerettet sei und daß man ihren Untergang nicht mehr zu befürchten brauche.

Am selben Morgen wurde Störner auf der Redaktion seines Blattes überfallen. Er hatte die ganze Nacht hindurch gearbeitet, um morgens die Stadt mit einer Menge von Plakaten und Flugblättern zu überschwemmen, in denen die Rettung verkündigt ward. Die Leute hatten ihn aber mitten in der Arbeit verlassen, wütend über den Betrug, den man durch diese Nachricht an der Menschheit verüben wollte. Und so hatte Störner mit den wenigen Getreuen selbst an den Maschinen gestanden und hatte am Morgen selbst seine Plakate und Flugblätter verbreiten geholfen. Eine Stunde nach seiner Rückkehr in die Redaktion war das Haus von einer geifernden, haßerfüllten Bestie von tausend Köpfen gestürmt worden. Störner, der nicht von seinem Platz gewichen war, wurde zerrissen und zerstampft, daß nur ein blutiger Fleischklumpen übrigblieb.

Das Haupt der »Brüder vom roten Tod« war noch immer Nikolaus Zenzinger, der immer mehr das Gehaben eines Propheten angenommen hatte. Nachdem er sich eine Zeitlang versteckt gehalten hatte, wagte er sich, als die Ordnung immer mehr verfiel, wieder hervor und zeigte sich bisweilen in einem langen roten Mantel inmitten seiner Schar. Zumeist aber blieb er doch in der »Burg«, in einem kleinen Raum, der zu einer Art von Allerheiligstem hergerichtet worden war. Hier durften ihn nur seine Offiziere aufsuchen, und hier heckte er in seinem verwirrten Hirn die Pläne für neue Taten seiner Banden aus. Oft stieg er nachts auf das flache Dach des Mitteltraktes hinauf und verbrachte Stunden mit eintönigem Geheul. Er

sprach mit Gott, und seine Anhänger lagen in den Höfen ringsum auf den Knien und lauschten in andachtsvollen Schauern.

Dann aber kam es vor, daß er aus der Mitte seiner Getreuen verschwand. Auf ganze Tage oft; und man flüsterte, daß er entrückt sei. Das waren die Tage einer teilweisen Rückkehr seines Bewußtseins, wenn er wie aus einem bösen Traum erwachte; dann kehrte er in seine frühere Wohnung zurück, in der ihn Emma Rößler noch immer erwartete. Sie wußte, daß man ihn für das Haupt des Bundes des roten Todes hielt, und war davon überzeugt, daß dieses Gerücht der Wahrheit entsprach. Wenn er aber zu ihr kam, dann wuchs das Mitleid so groß und strahlend über den Abscheu empor, daß sie ihn nicht zurückzustoßen vermochte. Sie hätte ihn selbst zur Zeit, als man ihn noch suchte, nicht verraten können. Und immer wenn er kam, hoffte sie auf seine Genesung, sie hoffte ihn endlich zurückhalten zu können, und sie ging mit unendlicher Vorsicht seinen wilden und irren Vorstellungen nach, um ihre Wurzeln zu erkennen und ihre Wiederkehr zu verhindern. Aber nachdem Zenzinger einige Tage lang krank und gebrochen zu Hause gesessen hatte, kam es wieder über ihn. Er begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen, murmelte vor sich hin und warf drohende Blicke um sich.

Emma Rößler fand in ihrer Angst Zuflucht bei dem Andenken ihres Gatten. Sein Kopf war ihr wie ein Amulett, das sie vor allen Übeln schützte. Und sie nahm ihn hervor und sprach mit ihm, wie wenn ihr Mann leibhaftig gegenwärtig wäre. Laut und immer lauter, je aufgeregter sich Zenzinger gebärdete. An den Blicken des Alten sah sie, daß er diesen Kopf haßte. Und eines Tages war er auf sie zugesprungen und hatte versucht, ihn ihr zu entreißen. Aber sie hatte den Kopf verteidigt und Zenzinger vor die Brust gestoßen, und da war er zur Vernunft gekommen und scheu und demütig in einen Winkel geschlichen.

Alle Kämpfe Emmas aber waren umsonst. Nach drei oder vier Tagen brach Zenzinger aus und lief davon, zu seinen Horden, die ihn begrüßten, als komme er aus einem Zwischenreich zwischen Himmel und Erde. –

Nächst dem Bund des roten Todes war die Sekte der Marianiten die bedeutsamste. Während jene in einem unklaren Gemisch der

verschiedenartigsten Vorstellungen ihr Genügen fanden, hingen die Marianiten an einem festen Dogma. Seine Verkünderin war die alte Swoboda. Sie hatte sich ursprünglich den Brüdern des roten Todes angeschlossen, aber bald hatte sie sich von ihnen losgesagt und war ihre eigenen Wege gegangen. Nachdem sie einmal zwei Tage und zwei Nächte in einem Kreis geweihter Kerzen betend zugebracht hatte, war ihr die Mutter Gottes erschienen und hatte ihr verkündet, daß ihr von ihrem Sohn die Herrschaft über diese letzten Tage der Erde übertragen worden sei. Gott Vater und Christus hätten sich aus dem Himmel, der der Erde zunächst sei, in den siebenten der übereinandergetürmten Himmel zurückgezogen. Sie wollten von dieser sündhaften Welt nichts mehr sehen und hören, aber Maria habe sich bei der göttlichen Barmherzigkeit doch ausgewirkt, daß sie der Erde in ihrer Sterbestunde beistehen dürfe, und sie habe sich der Mitwirkung des heiligen Geistes versichert. In der Anrufung Marias läge also jetzt der einzige Trost, und die Göttliche hatte ihrer erwählten Dienerin versprochen, daß sie allen, die im Gebet zu ihr Zuflucht suchen würden, eine gnädige Fürsprecherin und hilfreiche Freundin sein werde.

Um die Verkünderin dieser Heilsnachricht scharte sich auch rasch eine bedeutende Anzahl von Gläubigen. Die Menschen griffen begierig nach allem, was ihnen eine Rettung zu verheißen schien. Der erste und begeistertste Jünger der alten Swoboda war der Kirchendiener, der ihre Überlegenheit seit jeher gefühlt und anerkannt hatte und nun behauptete, er habe schon immer gewußt, daß sie zu besonderen und hohen Dingen berufen sei. Und jedem, der es hören wollte, erzählte er, er habe bisweilen, wenn er und die erwählte Dienerin Marias in der morgendunklen Kirche beschäftigt gewesen seien, einen lichten Schimmer um ihren Kopf bemerkt.

Das ehemalige Kerzenweib nannte sich in seiner neuen Würde Schwester Annunziata, und sie trug ein nonnenartiges Gewand, ein weißes, langwallendes, faltenreiches Hemd und darüber einen schwarzen Überwurf, der auf der Brust und auf dem Rücken ausgeschnitten war. Ihr Wesen hatte sich unter der Einwirkung der himmlischen Gnade vollkommen verändert. Ihre frühere Geschwätzigkeit war fort, sie bewegte sich mit ernster Würde

und sprach nur selten. Und wenn sie sprach, geschah es mit gemessener Feierlichkeit und mit bedeutsamem Ausdruck.

Zur Sekte der Marianiten gehörte eine große Anzahl von Priestern. Zuerst hatte sich der Bischof ihnen entgegengestellt und der Geistlichkeit den Eintritt in die Sekte verwehren wollen. Aber die Macht der alten Frau und ihres Heilsgedankens war so groß, daß ihre Anziehung größer war als die in allen Fugen gelockerte kirchliche Disziplin. Die Priester erwiesen sich überall auch in diesem Stück allem Menschlichen nicht fremd. Sie waren gleich den anderen der furchtbaren Angst vor der Vernichtung unterworfen. Und anderswo fielen sie offen von der Kirche ab, schlugen sich zu den Rotten der Verzweifelten und rasten in einer unbändigen Gier nach Genuß, als wollten sie in diesen letzten Tagen mit schamloser Offenheit alles nachholen, was sie sich früher hatten versagen oder nur im geheimen gestatten dürfen. Es war der eisernen Energie des Bischofs und seiner Klugheit zu verdanken, daß in seiner Diözese die Geistlichkeit wenigstens im ganzen zusammenhielt. Es kamen wohl auch hier Abfälle vor, aber die Mehrzahl harrete auf ihrem Posten aus, wenn auch der Bischof sich nicht verhehlen konnte, daß die Ordnung nur rein äußerlich bestand. Er sah durch die Finger und ließ alles hingehen, wenn nur der Schein gewahrt blieb. Den Anschluß der Priester an die Marianiten konnte er um so eher gestatten, als zu ihren Gelübden das der Keuschheit und Nüchternheit gehörte. Und die seltsame Anziehung des ehemaligen Kerzenweibes auf die Geistlichen erklärte sich aus einem Gedanken, der aus der Marienlegende selbst wieder herübergenommen schien: die Erhebung der Unscheinbaren durch die himmlische Gnade, die Erwählung der letzten Magd ...

Die Marianiten hatten ihren Sitz in dem Dom, und man hatte ihnen stillschweigend die Bewachung des heiligen Grabtuches Christi anvertraut, das dort zur Andacht ausgestellt war. Und es war keine kleine Aufgabe, die Volksmassen, die täglich das Heiligtum sehen wollten, in Ordnung zu halten. Da gab es Ausbrüche, rasende Szenen, in denen Verzückung und Verzweiflung zusammenflossen.

Dieses Heiligtum war aber der letzte Grund des unerbittlichen Kampfes zwischen den Marianiten und den Brüdern des roten Todes. Eines Tages

war Nikolaus Zenzinger nach einem Gespräch mit Gott unter seine Getreuen getreten und hatte verkündet, daß er eben erfahren habe, Gott wünsche diese unschätzbare Reliquie in den Händen seiner treuesten Diener zu sehen. Sie seien zu ihrer Bewahrung und Bewachung berufen. Aber die Marianiten hatten unter keiner Bedingung von ihrem Platz weichen wollen und waren den Brüdern des roten Todes so wohlbewaffnet und drohend entgegengetreten, daß Zenzinger den Befehl erteilen mußte sich zurückzuziehen.

Der Gegensatz zwischen den Marianiten und den Anhängern Zenzingers war in allen Stücken so groß, daß schon daraus eine natürliche Feindschaft entspringen mußte. Nun steigerte die Eifersucht auf den Besitz des Heiligtums diese Feindschaft zum brennenden Haß. Ein schrecklicher Krieg entspann sich zwischen zwei Sekten. Die Brüder des roten Todes lauerten den Marianiten überall auf, verfolgten sie, und wenn einer von diesen in ihre Hände fiel, war er verloren. Der rote Tod war seiner gewiß. Es kam endlich so weit, daß sich die Marianiten außerhalb des Domes nicht mehr sicher fühlten und daß fast alle ihre Wohnung in der Kirche aufschlugen. Sie hatten ein paar Decken bei sich und einige Geräte und kochten ihre Mahlzeiten auf dem Ofen der Sakristei oder auf dem großen Hof zwischen dem Dom und dem Palast des Bischofs.

Tagsüber wechselten sie in der Wache vor dem heiligen Grabtuch ab. Es war in einem gläsernen Schrein aufbewahrt, der auf dem Hochaltar stand. Ein kostbarer Brokatmantel war während der Nacht über den Schrein gebreitet, und es war das Amt der Schwester Annunziata, diesen Mantel morgens abzunehmen. Keine andere Hand durfte ihn berühren. Wenn der Mantel entfernt war, dann sanken die versammelten Marianiten und die anderen Andächtigen, die schon von den frühesten Morgenstunden an die Kirche erfüllten, in die Knie und begannen den großen Lobgesang zu singen.

Auf dem gelblichen Tuch war eine höchst sonderbare Zeichnung zu sehen. Ein Durcheinander von Flecken und Strichen, die wenig Ähnlichkeit mit einem menschlichen Körper hatten. Und doch war der Nachweis gelungen, daß man es hier mit dem Bild eines solchen zu tun hatte. Das

Leinentuch war im Auftrag des Bischofs photographiert worden. Es sollten hunderttausende von Nachbildungen an die Gläubigen verkauft werden. Der Photograph hatte nun beim Entwickeln der Platte eine seltsame Entdeckung gemacht. Die rotbraunen Flecken und Striche hatten sich im Negativ zusammengeschlossen und das Bild eines nackten Mannes ergeben, der ausgestreckt dalag, mit gekreuzten Händen. Es war für diese Erscheinung nur eine einzige Erklärung möglich. Um schon im Negativ auf der photographischen Platte als Positiv herauszukommen, mußte das Bild auf dem Tuch selbst eine Art photographisches Negativ sein.

Man hatte hier also wirklich den Nachweis, daß dieser nackte Leichnam, den man einst in das Tuch gehüllt hatte, der Körper Christi gewesen sei. Indessen zeigte das Bild manche Seltsamkeiten. Es fehlten der Hals und die Ohren, die Schultern waren nur schwach angedeutet. Der Kopf war derb und das Gesicht breit mit vorstehenden Backenknochen, ganz anders, als man sich den Kopf Christi vorzustellen gewöhnt war. Die Nase war zerquetscht und die Wange, wie es schien, geschwollen. Die zwei Ansichten, aus denen das Bild bestand, wiesen merkwürdige und wesentliche Verschiedenheiten auf. Auf der Vorderseite waren keine Nagel Spuren sichtbar. Auf der Rückansicht aber waren sie vollkommen deutlich. Sie befanden sich aber nicht in den Handflächen und in den Füßen, sondern im Handgelenk und in der Fußbeuge. Der Gelehrte, der den Bericht über die Reliquie verfaßt hatte, war für diesen Umstand, der etwas von der Tradition Abweichendes zeigte, zu der Erklärung gekommen, daß die Nägel im Handgelenk hätten angebracht werden müssen, weil sie in der Handfläche den Körper nicht hätten tragen können. Andere Anzeichen aber bestätigten die Angaben der Evangelien. Man sah ganz deutlich die Spuren der Dornenkrone auf der blutüberströmten Stirn.

Zur Zeit, als die Reliquie aufgetaucht war, hatte die Gelehrtenwelt noch genug Interesse an wissenschaftlichen Fragen gehabt, um in ein leidenschaftliches Für und Wider zu geraten. Aber die Sturmflut der Angst, in der jeder nur an sich selbst dachte, hatte bald die ganze Debatte verschlungen. Nur einer hatte mit hartnäckiger Verbissenheit das Problem nicht fallen gelassen. Der Professor der Archäologie Hartl hatte, von Bezug

dazu ermuntert, seine Forschungen fortgesetzt, und eben erst in diesen Tagen hatte er eine Broschüre gegen den Wahnglauben veröffentlicht, daß man es hier mit dem Grabtuch Christi zu tun habe. Sie war in der Druckerei des »Morgenblattes« unter Störners Aufsicht hergestellt worden. Störner hatte Hartl richtig beurteilt. Es war nicht Mut oder flammende Wahrheitsliebe, die den Professor zwang, seine Aufgabe zu lösen, sondern eben jene Angst vor der Vernichtung, die ihn antrieb, etwas zu tun, sich irgendwie selbst davon zu überzeugen, daß man den Kampf nicht aufgeben dürfe. Aber was auch Hartls Motive gewesen sein mochten, seine Broschüre war Störner willkommen, denn sie schien ihm ein gutes Mittel zur Unterstützung seiner Arbeit, die der Beruhigung der Massen gegolten hatte. –

Die große Fabrik, in der die »Brüder des roten Todes« ihre Burg hatten, lag dunkel unter einem regnerischen Nachthimmel. Bisweilen fegte der Sturm in heftigeren Stößen über sie hin und brachte einen Regenschauer mit, den er prasselnd gegen die Mauern und zerbrochenen Fenster warf. Der Mann, der die Torwache hatte, wickelte sich dann fester in seine grobe Decke und drückte sich in die Nische, wo er ein wenig gegen den Regen geschützt war.

Manchmal schlurfte jemand über den Hof und wechselte im Vorbeigehen ein paar Worte mit dem Wächter.

Mühsam gegen den Wind ankämpfend, kamen elf Schläge von dem größeren Turm des Domes. Dort war die einzige Turmuhr, die noch die Zeit richtig anzeigte. Es war, als habe sie noch etwas vom Geiste und dem Pflichtgefühl ihres früheren Pflegers, des Türmers Palingenius bewahrt.

Ein paar Minuten später klopfte es im anapästischen Rhythmus gegen das Tor. Der Wächter wickelte sich aus seiner Decke und öffnete den Schieber in der Tür. Es war aber so finster, daß er nichts sehen konnte. »Wer ist da?« fragte er.

»Der Herr und der Prophet«, gab man ihm das Losungswort.

Da schob er den großen Querbalken zurück, der wie ein Sturmbock an zwei Ketten befestigt war, und ließ die Wartenden ein. Es waren vier Männer mit schwarzen Masken vor dem Gesicht. Der Regen schien nur auf

den Augenblick gewartet zu haben, bis das Tor geöffnet würde, und warf sich jetzt mit aller Wucht hinein, daß alle fünf Männer für einen Moment von den stürzenden, schäumenden Wasserschleiern eingehüllt waren. Dann fegte der Sturm weiter, über die Dächer und um die Kanten, mit einem schrillen Gelächter und boshaften Pfeifen. Und als der Sturm schon draußen auf den dunkeln Feldern tanzte, schwoll ein Laut empor, der aus dem wilden Getöse zurückgeblieben zu sein schien und nun zu selbständiger Bedeutung gedieh: ein anhaltendes Heulen, von einem klagenden unheimlichen Klang.

»Der Prophet ist auf dem Dach?« fragte einer der Angekommenen.

»Ja – er spricht mit Gott!«

»Bei diesem abscheulichen Wetter?«

»Wenn Gott ruft, dann darf uns das Wetter nichts kümmern.«

Hainx sah dem Mann ins Gesicht. Es war der Rahmenmacher vom Domplatz; Hainx kannte ihn als einen der treuesten Anhänger Zenzingers und wußte, daß seine Frömmigkeit ungeheuchelt war.

»Sind die andern schon versammelt?«

»Sie sind in der großen Halle. Gehen Sie nur. Den Weg kennen Sie ja.«

Das große Tor fiel zu und die Ketten des Querbalkens klirrten ein wenig. Hainx führte seine Begleiter über den Hof, indem er sich, soweit es in der Dunkelheit möglich war, bemühte, den Wasserlachen auszuweichen. Dann, nachdem sie in einem argen Winkelwerk herumgetappt hatten, kamen sie an eine Tür, über der eine Kerze in einer Laterne brannte. Das Licht zuckte plötzlich auf, als sie eintraten, als wollte es nachsehen, wer da komme. Es ging eine Treppe hinan, an deren Wänden hie und da wieder eine Kerze befestigt war. Dann durch ein paar öde Zimmer, die einmal als Schreibstuben gedient haben mochten. In einem der folgenden Räume schien das Arsenal des Bundes untergebracht zu sein. Alle Arten von Waffen hingen und standen herum. Zuweilen begegneten die vier Männer einem der Bewohner der Burg.

Dann hoben sie die rechte Hand mit der Schnittfläche nach vorne bis zur Höhe der Stirne zu stummem Gruß.

Als sie über einen zugigen kahlen Korridor kamen, schritten sie in ein Gemurmel hinein, das über dem dunkeln Ende des Ganges zu lagern schien. Hainx öffnete eine Tür, und sie betraten die Versammlungshalle der »Brüder des roten Todes«. Sie mochte einst der Maschinensaal der Fabrik gewesen sein, denn große Löcher in den Wänden schienen den Platz anzuzeigen, wo früher die Maschinen eingemauert gewesen waren. Oben, nahe der Decke, wiesen kleinere Löcher die Stellen, wo die Übersetzungsriemen durchgelaufen waren. Als hätte eine Art von Fäulnis von diesen Löchern aus um sich gefressen, waren ihre Ränder abgebröckelt und Mörtel und Ziegel lagen wie abgeschälter Schorf auf dem Boden. Dieser Raum hatte keine Fenster in den Wänden, sondern nur in der Mitte der Decke ein rotes Auge aus Glas.

Das Heulen des Propheten war hier deutlich vernehmbar. Er saß gerade über den Köpfen der Versammelten auf der gläsernen Decke und sprach mit Gott. Die Jünger und Jüngerinnen, eine Schar von Auserwählten aus der großen Masse, saßen in zwei Reihen längs den Wänden auf dem Boden, mit gekreuzten Beinen wie die Orientalen, und murmelten vor sich hin. Drei Faßreifen, die, mit Kerzen besteckt, von der Decke herabhingen, und eine Anzahl armselig brennender Petroleumlampen an den Wänden gaben ein aschfahles, manchmal ins Gelbliche schwankendes Licht. In diesem Licht gewann ein seltsames Mäanderband, das drei Wände der Halle umzog, zuckendes Leben. Es war ein Mäanderband aus menschlichen Händen; lauter rechten Händen, die mit großen Nägeln an der Mauer befestigt waren. Dort, wo das Band begann, in der Ecke neben der Eingangstür, waren die Hände eingedorrt, mumienartig vertrocknet und schienen sich mit gekrümmten dünnen Fingern in die Wand einzukrallen. Am Ende des Bandes aber waren die Hände noch frisch, mit blutigen Schnittflächen und bläulich angelaufen. Wenn die Lichter unter einem Windstoß, der durch die Löcher in den Mauern Eingang fand, zusammenfuhren, so sah es aus, als ob eine Schar großer, häßlicher Spinnen im Begriff sei, die Wände hinanzuklettern.

Als die vier maskierten Männer eintraten, wandte sich ihnen ein Teil der Versammelten zu.

»Das sind sie wieder, die vier«, flüsterte einer.

»Die kommen immer zur Stunde des Opfers.«

»Niemand weiß, wer sie sind.«

»Der Prophet weiß es. Er hat sie unter uns gebracht. Er kennt sie.«

»Stille. Er schweigt. Er hat aufgehört mit Gott zu sprechen. Er wird gleich bei uns sein.«

Über den Versammelten knirschten Schritte auf dem Glasdach. Das Gemurmel der Betenden wurde leiser in der Erwartung des Propheten. Aber es dauerte noch eine Viertelstunde, ehe er eintrat, in seinem roten Mantel, der mit einem derben Strick umgürtet war. Da warfen sich alle zu Boden, auch die vier Fremden, die schweigend hinter den andern Platz genommen hatten, und blieben wenige Minuten in dieser Lage der Demut und Zerknirschung.

Dann begann eine Stimme, die heiser war vom Heulen: »Der Engel der Vernichtung hat schon sein Schwert gezückt und die Fackel angezündet. Er steht auf einem rollenden Rad, das über den Abhang der Himmel gleitet, auf einem Rad, das keinen Aufenthalt kennt. In zehn Tagen wird er mitten unter uns sein, und der Herr wird seine Auserwählten zu sich rufen.«

»Hu! – hu! – hu!« fielen die Jünger ein, indem sie sich erhoben.

Zenzinger stand unter ihnen, inmitten der Halle und hatte die Arme hoch aufgereckt. Von seinem Gesicht ging ein kaltes Grauen aus; seine Augäpfel waren starr und so verdreht, daß man nur das Weiße sah, aus seiner Nase flossen zwei dünne Fäden Blut in den grauen Bart.

»Das Zeichen!« flüsterten einige, »er hat das Zeichen der Gnade.«

Lange stand der Prophet so mit aufgereckten Armen, länger als es in der Kraft eines Menschen ist, in dieser Stellung zu verharren. Endlich sanken die Arme herab, die Augen bewegten sich und die Blutfäden versickerten.

»Wir sind zum Opfer versammelt, das Gott wohlgefällig ist.« Er klatschte in die Hände. In der Wand dem Propheten gegenüber öffnete sich eine Tür, und ein paar Männer in roten Hemdenblusen traten ein, die ein nacktes Mädchen zwischen sich führten. Es war ein schlankes junges Ding mit kleinen spitzen Brüsten und wenig gewölbten Hüften. Die Arme und Beine waren lang und schmal, das Haar hing ihr aufgelöst herab. Sie zitterte

so, daß sie nicht zu gehen vermochte und von den Männern geführt werden mußte. Ihre Hände waren fest auf den Rücken geschnürt und im Mund stak ein Knebel, der die Zähne weit auseinanderpreßte.

Die Männer führten sie vor Zenzinger und hielten etwa fünf Schritte vor ihm an. Die Augen des Mädchens waren weit aufgerissen, in einem Entsetzen, das so groß war, daß es ihr selbst die Milderung der Bewußtlosigkeit raubte.

»Das Opfer ist bereit,« sagte der Prophet, »ich frage: ist sie reif für das Opfer des roten Todes?«

Da erhob sich der Rahmenmacher, der inzwischen von seinem Posten am Tor abgelöst worden war: »Sie ist reif für den roten Tod«, sagte er, indem er die Arme über der Brust kreuzte.

»Warum ist sie reif für den roten Tod?«

»Sie gehört zu den Marianiten, die von Gott verflucht sind.«

»Was sind ihre Verbrechen?«

»Sie haben sich das Heiligtum der letzten Tage angeeignet und wollen es nicht herausgeben, uns, denen es von dem Herrn anvertraut worden ist.«

»Was sind ihre anderen Verbrechen?«

Da sprachen sie von verschiedenen Seiten zugleich:

»Sie sagen, daß Gott die Welt verlassen habe.« – »Sie lügen, daß Gott nur das Gebet wohlgefällig sei, und verabscheuen die Tat.« – »Sie lügen, daß die Vereinigung von Mann und Weib Gott nicht wohlgefällig sei.« – »Sie lügen, daß die Menschheit nur durch sie erlöst werden kann.« – »Sie lügen, daß sie allein zum Kampf gegen den Antichrist berufen sind.«

Der Prophet winkte mit dem Arm: »Es ist genug! Dann ist sie reif für den roten Tod. Wir geben ihr Gelegenheit, zu sprechen, damit sie zum letztenmal ihre Stimme hört und sie drüben im Tal der Verdammten wiedererkennt.«

Einer der Wächter zerrte der Verurteilten den Knebel aus dem Mund. Aber es kam nur ein Wimmern zwischen ihren Zähnen hervor, ein gräßliches, gequältes Wimmern, ein ungeformter Ton, weich und schlammig wie eine verwesende Qualle.

Inzwischen war der Prophet auf die kleine Tür zugegangen, durch die man das Opfer gebracht hatte. An der Tür wandte er sich um: »Ich rufe meine zwölf Apostel zu mir!«

Zwölf der Offiziere des Propheten erhoben sich und folgten ihm. Auch die vier maskierten Männer waren aufgestanden und schlossen sich an. Es ging wieder durch einige kleinere Räume bis in ein Zimmer, an dessen Tür die Wächter zurückblieben, nachdem sie das Mädchen hineingestoßen hatten. Sie brach sogleich zusammen, krümmte sich wie ein Wurm und blieb wimmernd liegen.

Das Allerheiligste war ganz mit rotem Stoff überzogen, und als die Tür mit dem Dröhnen von Eisen zugefallen war, schien es, als sei man in einer großen gefütterten Kiste eingeschlossen. In der Mitte des Raumes lagen zwei rote Kissen auf dem Boden, neben denen eiserne Klammern, eine Art von Fangeisen, angebracht waren. Die Apostel und die Fremden hockten wieder längs der Wände nieder, nur zwei der Offiziere blieben neben dem Mädchen stehen.

Wie vorhin hatte der Prophet die Arme erhoben und betete mit weit zurückgeworfenem Kopf. Es war ein schweres Keuchen in dem Raum. Das Mädchen hatte zu wimmern aufgehört und gab keinen Laut von sich. Nur ihre Haut hatte eine seltsame Beweglichkeit gewonnen, wie die Haut von Tieren, von Hunden oder Pferden, und war von Zeit zu Zeit von einem Beben überflogen.

Dann gab der Prophet den beiden Offizieren einen Wink. Sie packten den Körper und trugen ihn in die Mitte des Raumes. Den Kopf betteten sie auf einem der roten Kissen, dann streckten sie die Beine lang aus und ließen die im Boden befestigten Fangeisen um die Knöchel zuschnappen. Sie lösten die Fesseln der Arme und zwangen die Handgelenke in das andere Paar der Fangeisen. Es gab einen knirschenden Laut, wie das Reiben der Eisenzähne eines Riesen.

Der Prophet hatte das zweite rotsamtene Kissen aufgenommen und näherte sich der Gefesselten. Er bückte sich über sie und sah ihr in die Augen. Da brach ihre Todesangst in einem einzigen langen Schrei los. Schnell warf der Prophet das Kissen über ihr Gesicht und setzte sich darauf.

Der Schrei brach ab und ein Gurgeln und Röcheln folgte ihm. Der lange rote Mantel des Propheten bauschte sich in reiche Falten über dem Körper des Mädchens und verhüllte ihn zur Hälfte. Und dieser Körper bäumte sich in den eisernen Klammern, unter den Füßen des Propheten, die er auf den weißen Leib gestellt hatte.

Hainx sah immer auf diese Füße hin. Sie staken in roten Samtpantoffeln und wurden von den schrecklichen Zuckungen der Erstickenden emporgeworfen. Aber Zenzinger bewahrte seinen Sitz, und sein Gesicht verlor nichts von seiner Starrheit, bis die Bewegungen immer schwächer wurden und endlich ganz aufhörten.

Diese Füße in den roten Samtpantoffeln ... diese Füße standen noch immer auf dem weißen Leib, der jetzt glatt und still unter den roten Falten des Mantels hervorfloß ... Nur um den Rand der Fangeisen an den Knöcheln und Handgelenken hatten sich rote blutige Spuren des entsetzlichen Todeskampfes gebildet, aus denen einzelne Tropfen langsam hervorsickerten. –

In der Halle erwartete die Versammlung der Jünger die Rückkehr des Propheten im Gebet.

Ein triumphierendes Geschrei scholl ihm entgegen, als er eintrat, von seinen Aposteln begleitet, die mit brennenden Pechfackeln zu beiden Seiten gingen. Auf einem roten Kissen trug er eine frisch vom Körper geschnittene Menschenhand, die auf dem dunkeln Stoff aussah wie eine seltsame Frucht von blassem, bläulich überlaufenem Fleisch.

Sein Schritt war steif und gespreizt, als er jetzt die Hand unter die Genossen trug; die Beine schienen in den Kniekehlen aller Biagsamkeit beraubt.

»Hu – hu – hu!« heulten die Brüder und Schwestern der Gemeinde und umarmten sich in verzücktem Jubel. Sie drückten sich enge aneinander, begannen einander zu befühlen, küßten und bissen sich.

Mit grotesken Froschsprüngen kam der Dreifaltigkeitsschuster heran, der so hieß, weil auf seinem Haus ein Bild der göttlichen Dreifaltigkeit zu sehen gewesen war. Er hatte dieses Haus in einer Nacht niedergebrannt, weil er allem irdischen Gut entsagen wollte, und durch die von diesem

Brand ausgehende Feuersbrunst war ein bedeutender Teil des Armeleutenviertels unterhalb des Domberges eingäschert worden. Bei den Brüdern des roten Todes hatte er dann bald einen hohen Rang erreicht. Er sprang jetzt hockend vorwärts, indem er mit den Armen heftig um sich schlug. Vor dem Propheten richtete er sich auf und nahm das Kissen mit der Hand in Empfang. Zwei Gehilfen trugen Hammer und Nägel hinter ihm bis zum Ende des Mäanderornaments, als dessen Fortsetzung die Hand befestigt wurde.

Die große Zeremonie war zu Ende.

Mit der üblichen Frage wandte sich der Prophet an die Versammlung: »Ich frage: wer hat zu klagen gegen irgendwen ... sei es Mann oder Weib, sei es hoch oder niedrig, sei es Bruder oder Schwester oder ein Fremder.«

Ein leises Murmeln ging durch die Reihen:

»Der Prophet ... der Prophet ... er ist mächtig und groß.«

»Wie seine Augen leuchten ...«

»Nie noch war er so von Gott erfüllt ... je weiter zum Ende, desto sichtbarer ist die Hand des Herrn über ihm.«

Ein Mann erhob sich in einer Ecke der Halle und streckte den Arm empor.

»Der Bruder, der zu klagen hat, er rede ...«, sagte Zenzinger, und es war seltsam, daß er nach einer ganz anderen Richtung sah und doch wußte, daß jemand zu reden wünschte. »Ich klage«, begann der Mann, »gegen einen Lästler des Heiligtums der letzten Tage. Er hat ein Buch geschrieben gegen das heilige Grabtuch Christi ...«

Die vier maskierten Männer steckten die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander: »Wer ist denn das? Ist das nicht ...«

»Ja, es ist dieser Adam Gästner ... Der Chemiker! Der Verkünder der Enthaltbarkeit ...«

»Auch ein Prophet. Aber er ist vor dem größeren Propheten gewichen ...«

»Sehen Sie den Mann an. Er hat sich bekehrt. Er ist schwer betrunken.«

Der Kläger schwankte wirklich auf seinem Platz hin und her. Sein Gesicht war aufgedunsen, und seine Worte kamen ihm nur verquollen und

von Speichel triefend aus dem Mund. Aber er hatte jene hartnäckige Beredsamkeit der Trunkenen, die sie ihr Thema festzuhalten zwingt, und die ihnen eine besondere Art von Eindringlichkeit gibt: »Er hat gelästert. Er hat ein Buch geschrieben ... ein Buch. In dem ist zu lesen ... der Mann ist ein Professor, ein gelehrter Mann, und er heißt Hartl ... und er hat geschrieben, daß ein Maler das Bild auf ... auf dem Tuch gemalt haben muß. Ein Maler, der einen Abdruck nachgeahmt hat ...«

»We – we – we – we!« zeterte die Versammlung.

»Und das ist sündhaft und lästerlich. Denn es ist wirklich der Abdruck ... der Abdruck eines Körpers ... das ließe sich beweisen. Beweisen! Beweisen!! Ich bin Chemiker gewesen! Es ist gleichgültig, was ich war ... denn vor dem Atem der Vernichtung sind wir alle gleich ... alle ... ich könnte auch ein König gewesen sein ... ich wäre nicht mehr, als ich jetzt bin. Aber ich war kein König, ich habe alle Stoffe untersucht ... alle Stoffe, die es gibt. Und ich weiß: wenn ein Mensch gekreuzigt wird, gekreuzigt wird, jawohl, so kommt ein fürchterliches Fieber über ihn ... und Ammoniak ... hup ... Ammoniakdämpfe ... strömen von ihm aus. Ammoniakdämpfe ... hup! Und diese Ammoniakdämpfe ... Da ist ein Tuch ... mit Aloe überstrichen, mit Aloe, verstanden, und wenn diese Dämpfe auf ein solches Tuch ... verstanden ... auf ein solches Tuch ... kommen, so entstehen solche Flecken ... wie ... gesagt ... also solche Flecken ... der Körper, der in ein solches Tuch gewickelt wird, muß einen Abdruck ...«

Der Redner taumelte gegen die Wand, fuhr mit der Hand über sein schweißüberdecktes Gesicht und stammelte weiter: »Der Körper eines Gekreuzigten ... selbstverständlich ... also muß das Tuch ... denn es war ... wie berichtet wird ... mit Aloe ...«

Da brach er zusammen, aber noch einmal hob er sich auf die Hände und lallte: »Das läßt sich beweisen ... es läßt sich beweisen ... wie gesagt ...«

Der Prophet hatte während der Rede nicht ein einziges Mal nach dem Kläger hingesehen. Jetzt sagte er: »Es ist gut ... es ist gut ...« und wie unter einem Gedanken, der ihm von einem starken Willen eingeprägt worden war, wiederholte er: »Es läßt sich beweisen ... es läßt sich beweisen ... wenn man den Körper eines Gekreuzigten hätte ...«

Da sprangen zehn, zwanzig der Brüder und Schwestern zugleich auf. »Ich ... ich ... ich will mich ... nimm mich, Prophet ... nimm mich ... ich will es sein.«

Aber der Prophet hob die Hand und schüttelte den Kopf. »Gott hat gewählt ... es ist jemand, der schon lange gezeichnet ist, gezeichnet ... und jetzt hat Gott mit dem Finger auf ihn gewiesen ... es ist gewählt.«

Und die Zurückgewiesenen warfen sich zur Erde und schrien und weinten, daß nicht sie ihren Leib der Kreuzigung darbringen durften, in einer ungeheuchelten Verzweiflung, die sie in Krämpfen schüttelte.

Ein paar dumpfe Trommeln schlugen einen Rhythmus an und dazwischen hüpfte hoch und schrill eine Flöte. Es war, als tanze jemand auf einem Bein, ganz verrückt, während die Zuschauer im Kreise saßen, regungslos und stumm glotzend.

Und dann begann der Wirbel der Orgie, in der sie übereinander herfielen, sich zu einem wilden Knäuel von Leibern verschlangen, einem stöhnenden, keuchenden, kochenden Klumpen von Menschen, während Zenzinger mitten unter ihnen stand, unbeweglich, wie eine Säule in dem Getümmel der Rasenden, das sich zu seinen Füßen wälzte.

Gegen Morgen verließen die vier Fremden, die der Orgie aus einer Ecke zugesehen hatten, die Fabrik. Die Höfe lagen still und öde, selbst der Wächter am Tor war fort. In einem Winkel, unter allerlei Kram, Gerätschaften aus der Zeit, wo die Fabrik noch in Betrieb gewesen war, und Abfällen aus den Küchen der jetzigen Bewohner, fanden sie Adam Gästner liegen, halbnackt, im Zustand vollkommener Trunkenheit ...

»Es scheint, daß dieser Herr seinen Grundsätzen recht von Herzen untreu geworden ist«, sagte einer von den Vieren. »Es ist ein guter Prüfstein, dieser Untergang.«

Hainx schob den Torbalken zurück und öffnete, und indem sie hinaustraten, wandte er sich zu dem Sprecher: »Ja,« sagte er, »Sie dürfen wahrhaftig zufrieden sein. Dieses Stück ist Ihnen überaus gut gelungen.«

Der andere lachte: »Ich bin auch zufrieden, mein lieber Hainx, recht zufrieden.« Und er nahm endlich die Maske ab, um sein rotes, verquollenes Gesicht der Morgenkühle darzubieten. – Es war Thomas Bezug ...

Emma Rößler stand stets frühzeitig auf. Es litt sie morgens nicht lang im Bett, und da sie gleich allen andern an ein baldiges Ende der Erde glaubte, wollte sie das bißchen Sonnenschein und Morgenglück, das ihr noch beschieden war, recht ausnützen. Sie war durch eine Wandlung, die ohne ihr Bewußtsein in ihr vorgegangen war, überrascht worden. Langsam war es geschehen, so langsam, daß sie es erst spät bemerkt hatte. Die Unruhe über Zenzingers Verhalten war endlich durch ein tiefes Gefühl, das sie zuerst noch nicht Glück zu nennen wagte und dann doch so empfand, verdrängt worden. Was ging sie im Grunde dieser Mensch an? Sie hatte lange mit ihm gelebt und einen Teil seiner Sorgen auf sich genommen. Aber inzwischen war er ein ganz anderer Mensch geworden. Jedes Atom seines Körpers und jedes Teilchen seiner Seele war durch ein anderes ersetzt. Es war schrecklich, daß so etwas geschehen konnte, aber ihre tiefsten Tiefen durfte das nicht berühren. Sie wuchs ja auf einem ganz anderen Boden.

Während sie in ihrem kleinen hellen Zimmer auf und ab ging und abstaubte, rief sie die Erinnerung an Zenzingers letzte Rückkehr zu ihr ins Gedächtnis. Sie hatte gesehen, daß die dunkeln Dämonen ihn nur auf kurze Zeit freigelassen hatten, daß er sich nur auf Stunden losgerungen hatte, vielleicht zum letztenmal. Und sie wünschte, daß es das letztemal gewesen sein möchte. Noch immer war sie von tiefem Mitleid bewegt, aber sie sah sich doch so weit von ihm getrennt, daß sie ihm nicht zu helfen vermochte. Und nun war ihr Sinn ganz dem Ende zugewendet, mit dem doch jeder allein fertig zu werden hatte.

Sie goß aus ihrer kleinen grünen Gießkanne einen Staubregen über die Blumen im Fenster. Wie lange noch? Wie viele Tage noch? Das war die erste Frage, mit der ihr Glück ihr bewußt geworden war. Nur ein paar Stunden und dann war sie bei ihrem Gatten. Wie es auch drüben aussah, sie wußte, daß er sie erwartete. Sie hatte nichts für ihn tun können, für seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit. Aber nun sah sie, noch diesseits des großen Vorhangs, schon einen Schimmer der Weisheit der Vorsehung. Die Unsterblichkeit durch eine Welt, der schon das Zeichen der Vernichtung aufgedrückt war?

Wenn sie während des Arbeitens durch das Zimmer ging, dann unterließ sie es nie, einen Blick auf den Kopf zu werfen, der nun unter seiner Glasglocke immer auf der alten Kommode stand. Sie kannte nun seine Züge weit besser als zu seinen Lebzeiten. Und sie würde ihn wiedererkennen unter den Legionen von Seelen, kraft jener untrüglichen Anziehung, deren Vorahnung sie schon jetzt wirksam fühlte.

Sie ging zu dem kleinen Kachelofen neben der Tür, um den Milchtopf auf das Feuer zu setzen. Da fiel ihr wieder Nikolaus Zenzinger ein, der seine Banden in einer verfallenen Fabrik um sich versammelte und von dem man die gräßlichsten Dinge erzählte.

Und als habe sie ihn gerufen, stand er plötzlich in der Tür, mit bloßem Kopf, in einem alten, zerschissenen Havelock, durch dessen Risse etwas Rotes vorschien. Er trug ein Paket unter dem Arm und kam auf roten Pantoffeln heran. Sie sah ihm erschreckt ins Gesicht. Es war ihr, als sei es mit einer Art von starrer Schichte überzogen, die seine Mienen zur Unbeweglichkeit zwang.

»Kommst du wieder einmal zu mir?« fragte sie.

»Ja,« sagte er, indem er mitten im Zimmer seinen Havelock von sich warf, »ich komme heute im Ornat.« Er stand in einem roten Talar vor ihr, der in der Mitte durch einen derben Strick zusammengehalten war. »So hast du mich noch nicht gesehen.«

»Und ich wünsche dich auch nicht so zu sehen, Nikolaus! Du solltest mich nicht an die schrecklichen Dinge mahnen, von denen ich nichts wissen will. Was da in deiner Burg unter euch vorgeht, das will ich nicht wissen, hörst du. Ich habe dich liebgewonnen und ich bedaure dich. Du bist krank ... aber wenn du zu mir kommst, dann mußt du das alles ablegen ...«

Sein Gesicht blieb unbeweglich: »Ich weiß es, Weib ... ich weiß es schon lange ... aus dir redet der Antichrist. Er macht in diesen letzten Tagen noch alle Anstrengungen, um sein Reich zu behaupten. Aber Christus ist auf dem Wege mit einer Legion Engel.«

Mit schlurfenden Schritten ging er auf den Tisch zu und legte sein Paket ab.

»Was bringst du da?«

»Ich bringe, was ich brauche.« Und er riß die Papierhülle ab. Da war ein großes weißes Tuch darinnen, und in dieses eingewickelt eine Anzahl langer Nägel mit breiten Köpfen und ein Hammer. Während er mit diesen Dingen beschäftigt war, betrachtete ihn Emma von hinten und sah, daß sein großer Kopf mit den verwirrten Haaren einem Zug zu unterliegen schien, der ihn auf die rechte Schulter beugte. Trotz seiner steten Bemühungen, ihn aufzurichten und gerade zu halten, sank er ihm immer wieder zur Seite.

Zenzinger war fertig, glättete das Papier und legte es sorgfältig zusammen.

»Sag' mir doch endlich, was du mit alledem willst ...?« Emma sah, daß Nikolaus für sie unerreichbar war, und in ihrem Beinstumpf begann ein schmerzhaftes Zucken, das sie als eine körperliche Begleiterscheinung großer Aufregungen an sich schon kannte.

Ohne ihr zu antworten, ging Zenzinger durch das Zimmer und besah sich die Wände, als ob er sie messen wollte. Dann blieb er vor der Wand stehen, an die das Bett gerückt war, und nickte. Mit den großen hageren Händen faßte er an und zog es mit einem Ruck zur Seite. Eine fürchterliche Kraft war in diesem alten Mann; Emma erschrak, denn sie wußte, wie schwach und hilflos Nikolaus in seinen lichten Stunden war. Und mit einemmal kam ihr der Gedanke, sie müsse entfliehen, den schrecklichen Dingen, die er vorzubereiten schien, entfliehen. Leise näherte sie sich der Tür, und schon wollte sie die Klinke erfassen, als die Milch, die auf dem Feuer stand, plötzlich aufkochte und zischend überfloß.

Zenzinger wandte sich um ... er sah Emma an der Tür und war mit einem Sprung bei ihr, indem er sie am Arm faßte und zu Boden riß. Dann drehte er den Schlüssel um und steckte ihn in eine der Taschen seines roten Talars.

»Was willst du? Du bist wahnsinnig!« keuchte Emma und erhob sich mühsam vom Boden. Ihr Stelzfuß hatte im Sturz hart gegen den Knöchel des anderen Beines geschlagen und sie konnte jetzt kaum gehen.

»Du bist erwählt! Du bist erwählt! Du wirst dein sündhaftes Leben büßen ... durch einen Tod, der Gott wohlgefällig ist ...«

»Nikolaus, vergißt du denn alles ... denke dran, wie ich dich ...«

»Wir sollen die erhobene Hand Gottes nicht zurückhalten. Gott hat die Hand gegen dich erhoben. Ich, dem er seine letzte große Offenbarung getan hat, ich bin sein Werkzeug ... ich habe Gott gesprochen. Er streckt die Hand nach dir.«

Noch einmal ließ Emma alle Möglichkeiten der Rettung an sich vorbeigleiten. Sollte sie hier durch einen Wahnsinnigen ermordet werden, anstatt die Wiederkunft des Gatten in der Wolke der Zerstörung zu erwarten? Das Ende der Erde stand ja nahe bevor. Aber sie wollte nicht sterben, so nicht ... Die letzten Tage des Glücks der Erwartung sollte sie verlieren? Sie war entschlossen, sich zu verteidigen. In dem ganzen, durch den Brand von neulich halbzerstörten Haus wohnte niemand mehr außer ihr. Es nützte ihr nichts, wenn sie um Hilfe schrie; hier konnte sie niemand hören. Wie, wenn sie aber ... hier war ein letzter Weg ... wenn sie ins Nebenzimmer lief und die Tür rasch von innen versperrte und aus dem Fenster hinausrief? Irgend jemand würde da vorbeigehen und sie hören und vielleicht soviel Erbarmen besitzen, ihr zu helfen ... das, ja das ...

Indessen hatte Zenzinger den Tisch an die Wand gerückt und einen der Nägel hoch oben, nahe der Decke, in die Wand eingetrieben. Als er sah, daß Emma sich der Nebenkammer nähern wollte, sprang er, den Hammer in der Hand, herab und trieb sie mit erhobenem Arm zurück. Sie taumelte mit hartem Aufstoßen des Holzfußes in die Mitte des Zimmers, verwickelte sich in den Havelock, der dort auf dem Boden lag und fiel hin. Da beugte sich Nikolaus zu ihr, holte mit dem Hammer weit aus und traf ihre Schläfe.

Emma stöhnte einmal, dann schloß sie die Augen und rührte sich nicht mehr. Zenzinger stand vor ihr und beobachtete sie lange: »Der Antichrist,« murmelte er, »... er hat zehntausend Listen und heimliche Wege ...« Als er aber sah, daß das Weib wirklich bewußtlos war, legte er den Hammer auf die Kommode. Leise klirrte der Glassturz über dem Haupt des Dichters.

Zenzinger grub in seinen Taschen und holte einen langen starken Strick hervor, den er in eine Schlinge legte. Dann hob er den Oberkörper Emmas auf und befestigte die Schlinge unter ihren Armen. Er zog den Körper hinter sich her, hob ihn auf den Tisch und stieg selbst hinauf. Seine Bewegungen waren leicht, und die Last der Bewußtlosen machte ihm keine Mühe. Mit

Hilfe des Strickes, den er über den Nagel in der Wand legte, holte er jetzt den Körper auf und befestigte ihn, indem er das Ende des Seiles an die Schlinge knüpfte.

Nun war er so weit, daß er mit der Kreuzigung beginnen konnte.

Emmas Bewußtlosigkeit war so tief gewesen, daß sie erst erwachte, als Zenzinger den zweiten Nagel einschlug. Sie öffnete langsam die Augen und sah den Wahnsinnigen vor sich, mit dem Hammer in der Hand ... Die erste irre Bewegung, zu der sie ihr Instinkt trieb, war, den Mann mit den gräßlichen Augen zurückzustoßen. Aber ihre Hände waren irgendwie festgehalten, und der Ruck, den sie ihnen gab, ließ einen wütenden Schmerz zurück. Und zugleich mit diesem Schmerz kam das Gefühl eines unangenehmen Schwebens ... was war das nur? –

Was war das nur? –

Der Schmerz in ihren Händen war von einer Wärme begleitet oder eingerahmt, und Emma hätte gerne hingesehen, aber sie wagte es nicht, den Blick von den blutunterlaufenen Augen des Mannes zu wenden, die den ihren so dicht gegenüber waren; es war ihr, als müßte einer solchen Unvorsichtigkeit sogleich ein heftigerer Ausbruch des Wahnsinns folgen. Aber langsam machte sich Nikolaus von ihrem Blick los und stieg vom Tisch herab ... da sah Emma, daß sie ihre Herrschaft über den Mann verloren hatte ...

Nur sein seltsames Beginnen ...

Und jetzt zog er plötzlich den Tisch fort. Ein heftiger Ruck fuhr durch ihren Körper, als er jetzt mit einemmal herabsank, nur durch das Seil und die Nägel in den Handgelenken gehalten. Der Schmerz wurde so heftig, daß sie einen lauten Schrei ausstieß. Sie wandte den Kopf und sah, daß ihre Arme an die Wand genagelt waren.

Da fühlte sie eine Berührung an ihrem Bein, ein Ziehen ... sie wollte es befreien, in einer verzweifelten Abwehr ... aber Zenzinger hatte ihren Fuß schon in einer Schlinge gefangen und zog ihn straff nach abwärts, indem er in eine andere Schlinge am Ende des Strickes seinen Fuß setzte. Dann trieb er durch Strumpf und Gelenk wieder einen seiner großen Nägel ...

Emma schrie wieder auf ... die Qual war unerträglich. Und die Todesangst wurde zu einem blindwütenden Haß gegen ihren Peiniger. Sie hob das andere Bein, das, an dessen Stumpf der hölzerne Fuß befestigt war, und stieß Zenzinger vor die Brust. Er taumelte zurück, griff nach seinem Hals, würgte etwas hinunter und warf sich dann auf sie ... er hielt ihren Fuß fest und begann die Riemen zu lösen, mit denen das Holzbein an dem Stumpf befestigt war. Dabei zerrte er so an ihrem Körper, daß sich das Fleisch um die Nägel zu lockern anfang und das Blut reichlicher herabrieselte.

Mit zufriedenen Gesicht trat er zurück und ließ das hölzerne Bein zu Boden fallen. Es tat einen dumpfen Schlag, der in dem ganzen öden Haus umherzulaufen schien, um wieder zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren.

Emmas Körper hing zuckend an der Wand. Sie schrie nicht mehr ... ihr Kopf war vornüber gesunken ... Noch einmal trat Zenziger an sie heran und tat das letzte, was noch zu tun war. Er löste die Schlinge um die Brust der gekreuzigten Frau und entfernte den Strick. Der Körper sank noch ein wenig tiefer, daß sich das Knie des festgenagelten Beines bog, die ganze Last hing nun an den beiden Nägeln in den blutigen, angeschwollenen Handgelenken.

Die Frau stöhnte nur leise und versuchte den Kopf zu heben ... ihr Blick suchte die Richtung nach der Kommode zu finden, wo das Haupt ihres Mannes stand. Aber schon sah sie nichts mehr ... ihr Gesicht war grünlich, und nur auf den Wangen brannten zwei rote Flecken. Langsam klappte der Mund auf und von den Lippen floß in zwei langen Fäden klebriger Geifer.

»Das Fieber, das Fieber ist da«, murmelte Zenzinger, der sie aufmerksam betrachtet hatte. Und er machte sich daran, das mitgebrachte Leintuch auf den Boden auszubreiten. –

Da hörte er eine Stimme hinter sich, eine deutlich vernehmbare Männerstimme. Und diese Stimme sagte: »Mörder!«

Zenzinger fuhr auf: außer ihm und der Gekreuzigten war niemand im Zimmer. Und die Frau an der Wand, die sprach wohl kaum mehr ...

Er wandte sich um.

Aber der Kopf war da, der Kopf auf der Kommode, hatte der eine Stimme bekommen? Der alte Haß gegen diesen Kopf riß Zenzinger vom Boden auf. Er packte seinen Hammer und stürzte zur Kommode, um den Glassturz und diesen Fetisch in Trümmer zu schlagen. Aber da sah er, wie der Kopf die Augen bewegte und emporrichtete, damit er in die seinen sehen könne ... und er sah, wie der Kopf den Mund öffnete, und hörte, wie er zum andernmal sagte, deutlich und langsam: »Mörder!«

Aus Zenzingers Hand glitt der Hammer ... es gab wieder einen Schlag, der durch das ganze öde Haus zu laufen schien. Dann sprang der Mann mit einem Satz zurück. Er stürzte über seinen Havelock zu Boden, so wie vorhin Emma gestürzt war, raffte sich auf und warf sich gegen die Tür ... Sie war verschlossen, und Zenzinger hatte vergessen, daß er selbst den Schlüssel in seinem Sack trug. Mit aller Kraft versuchte er sie aufzureißen ... er heulte wie ein Tier, von seinen Fingern brachen die Nägel ...

Da hörte er zum dritten Male hinter sich, deutlich und langsam: »Mörder!«

Und das Grauen, dessen Herr er gewesen war, empörte sich gegen ihn und fiel über ihn her ... er warf die Arme empor und rannte in die Nebenkammer – riß das Fenster auf ... Und stürzte sich hinaus ...

Am Abend dieses Tages betrat Eleagabal Kuperus die Wohnung Emma Rößlers. Die verschlossene Tür öffnete sich lautlos, und von der Schwelle aus überblickte er das Zimmer. Auf dem Boden lag das Leintuch ausgebreitet, und die Spuren von Zenzingers Schuhen gingen drüber hin. Und an der Wand hing der Leichnam der Gekreuzigten.

Ein Sonnenstrahl fiel breit in das Zimmer, traf den Glassturz über dem Kopf des Dichters, und ein schwacher, lichtgoldner Reflex glitt von dort nach dem auf die Brust gesunkenen Haupt der Frau hinüber. Die wirren Strähnen des grauen Haares hatten einen Schimmer ihrer einstigen Schönheit wiedererhalten ... und wie eine Verklärung ging es von diesem Sonnenkuß aus, daß die Verzerrung des Körpers, die aufgequollenen, blutrünstigen Hände, der vorgetriebene Leib nicht den Eindruck des Friedens zu stören vermochten.

Eleagabal Kuperus sah den Leichnam an. Dann sprach er vor sich hin: »Es ist vollbracht.« Und er schritt auf die Gekreuzigte zu und zog den Nagel mit leichter Mühe aus dem Fußgelenk. Dann schob er den Tisch heran und nahm auch die Nägel aus den Händen, als zöge er sie aus weichem Teig. Die ausgebreiteten Arme fielen herab und blieben auf seinen Schultern liegen. Es war wie eine Umarmung, mit der ihm die Tote dankte. Dann glitt der Leichnam zur Erde, und Eleagabal Kuperus legte ihn auf das rasch bereitete Bett.

Und er sah sich in dem Zimmer um.

»Noch eins,« sagte er lächelnd, »noch eins ...« er hob den Glassturz auf und berührte mit sanfter Hand das Haupt des Dichters. Da verwandelten sich die Züge, löschten aus, als ob ein Nebel über sie ziehe, und langsam, langsam schrumpfte dieser der Verwesung entrissene Kopf ein und wurde zu einem Häufchen Staub ...

Adalbert und Regina. Der Kampf um die Ordnung

Inhaltsverzeichnis

An dem Lärm, den die Spatzen in dem großen Birnbaum vor dem Fenster vollführten, erkannte Adalbert, daß der Morgen da war. Mit einem Lichtzeichen vermochte der Tag sich in Reginas Zimmer nicht anzukündigen, denn die Laden waren ganz fest verschlossen und außerdem noch die Vorhänge vorgezogen. Aber das wichtige Getue der Spatzen war zu Adalberts Wecker geworden.

Er erhob sich und kleidete sich an. Dann stand er eine Weile ganz still und horchte auf Reginas Atemzüge. Sie waren fest und regelmäßig, tönende Wellen, die im Dunkeln sachte an ein weiches Ufer kamen. Das tat Adalbert immer so gern: so im Finstern stehen und auf Reginas Atem horchen. Da kam aus diesem gleichmäßigen Heben und Senken ein festes Vertrauen über ihn, eine Lichtgläubigkeit und Zukunftsfreude, aus der er immer neue Kräfte schöpfte. Und nun öffnete er vorsichtig die Laden, zog die Vorhänge zurück und machte das Fenster auf. Die Sonne war schon richtig herauf, und es war das gute Recht der Spatzen, in dem alten Birnbaum ihren Morgenspektakel zu vollführen.

Mit einem tiefen Aufatmen legte sich Adalbert ins Fenster. Da waren unten im Garten zwei Wächter, die gegen die Mauer gelehnt dastanden und leise miteinander sprachen, indem sie dabei an Grashalmen sogten. Aus den Ställen kam das Brüllen der Kühe, und die Müllerin ging eben mit dem Milcheimer über den Hof. Hier lebten sie wie auf einer Insel, mitten im Tumult und dem Entsetzen der Todesangst, auf einem Felsen, den das Meer des Grauens nicht zu erreichen vermochte. Die Knechte und Mägde waren nicht zu halten gewesen, sie waren geflohen, trotz aller Warnungen des Müllers. Aber Enzberger und seine Frau besorgten selbst die Wirtschaft, sie nahmen die dreifache Arbeit auf sich, und Adalbert und Regina und die Rumänen halfen ihnen redlich dabei. Freilich auch mit allerbestem

Bemühen konnte nur das Wichtigste vollbracht werden, nur das Unumgängliche – aber immerhin: man hatte sich nicht ergeben und aus der fortgesetzten Tätigkeit ein großes Vertrauen auf Rettung gewonnen ...

Diesen Dingen dachte Adalbert nach und der glücklichen Botschaft, die vor einigen Tagen auch zu ihnen gedrungen war. Und das alles schien ihm so in den sonnigen Morgen hineinzupassen, daß er leise vor sich hinzusummen begann.

»Guten Morgen«, sagte Regina hinter ihm und legte die Arme auf seine Schultern. Adalbert wandte sich um, und da stand sie vor ihm, im Hemd, mit bloßen Füßen, wie sie eben aus dem Bett gesprungen war. Er faßte sie um die Hüften, zog sie an sich und küßte sie innig und lang. Ihr schlanker Körper war kühl und hart wie Bronze.

Aber da sah sie die zwei Rumänen unten an der Mauer stehen. Sie entwand sich dem Geliebten: »Warte doch, wenn die hinaufschauen ...«

»Zieh dir schnell etwas an und komm zu mir ... der Morgen ist ganz wunderbar.«

»Ja – gleich ... aber nicht umdrehen! Hörst du ... wenn du dich umdrehst, dauert's noch einmal so lang.«

Lächelnd legte sich Adalbert wieder ins Fenster, recht behaglich, mit breiten Armen und hörte, wie hinter ihm Röcke raschelten und Schnüre gebunden wurden. Dann klappte ein Gummiband. »Au«, sagte Regina und ließ ein paar helle, kichernde Laute folgen. Und schon war sie bei ihm, ganz ehrbar in Röcken und Bluse und Strümpfen. Nur die Schuhe waren nicht zu finden gewesen. Die hatte ihr Adalbert gestern abend abgezogen und Gott weiß wohin verschleppt.

»Guten Morgen«, sagte sie noch einmal, als sie sich neben ihn lehnte. Und dabei sah sie ihn mit einem glücklichen Lächeln von der Seite an.

»War's schön heute nacht?« fragte er kühn und drängte seinen Arm ganz nahe an den ihren, indem er gleichzeitig ihre Hand ergriff.

»Aber geh ... frag' doch nicht so!« Sie wurde ganz rot und tat, als ob sie erzürnt wäre. Aber gleich machte sie es wieder gut. »Wie kannst du so fragen?« sagte sie ganz leise und zärtlich.

Enzberger rief etwas unten über den Hof seiner Frau zu, die eben in die Tür getreten war. Zwei der Rumänen kamen mit großen Strohbindeln beladen aus der Scheune und gingen in den Pferdestall.

»Weißt du,« sagte Regina nach einer Weile nachdenklich, »manchmal fällt es mir doch so ein bißchen schwer aufs Herz.«

»Was denn?«

»Na ... daß ... dieses ... daß es nun doch zwischen uns geschehen ist. Daß wir uns ...«

»Aber geh ... das darf dir keine bösen Gedanken machen.«

»Ja – es ist mir, als ob Eleagabal Kuperus ... er hat es doch von uns verlangt, daß wir uns nicht ... Und wir waren ihm ungehorsam. Wir haben ihm soviel zu verdanken und waren ihm doch ungehorsam. Und seitdem ist er auch nicht mehr in die Mühle gekommen. Ist dir das nicht aufgefallen? Als ob er es wüßte ...«

»Er hat mir das Versprechen zu einer Zeit abgenommen, wo noch kein Mensch etwas von den schrecklichen Dingen geahnt hat, die nachher eingetreten sind. Aber ... dann ist das gekommen ... Die Erde wird untergehen! haben wir das nicht alle fest geglaubt?«

»Wir haben es doch glauben müssen! Aber ich habe mich gar nicht gefürchtet, Adalbert, mit dir ... ich habe vielleicht gar nicht das richtige Gefühl dafür gehabt, weil ich dich so sehr liebe ...«

»Gefürchtet? Nein, ich habe mich auch gar nicht gefürchtet. Das kann ich nicht sagen. Aber eine Unruhe war doch in mir. Das hast du doch empfunden, nicht wahr? Wäre das nicht gekommen, so hätte ich mich bemüht, mein Versprechen zu halten. Aber nun – sollten wir auch da noch einander fern bleiben, wenn der Untergang bevorstand? Das war etwas Unvorhergesehenes, wie die ersten Nachrichten von draußen gekommen sind – Enzberger hat sich ja sehr bemüht, uns alles zu verheimlichen, aber schließlich war es doch nicht zu verbergen ... ja, wie das Gerücht auch uns erreicht hat, da war ich sehr niedergeschlagen. Und dann – dann ist jener Abend gekommen, an dem wir alle Bedenken abgeschüttelt haben. Weißt du noch? Es war doch so selbstverständlich, nicht wahr ... Das war über alle menschlichen Kräfte. Den Untergang vor Augen ... bedauerst du es?«

Regina schüttelte den Kopf, ohne Adalbert anzusehen. Ihre Finger spielten auf dem Fenstersims mit den Überresten des Futters, das sie den Vögeln hinzustreuen pflegte.

»Und von da an,« fuhr Adalbert fort, »von dieser Nacht an wußte ich, daß die Erde nicht untergehen könne. Es stand in mir geschrieben, eingegraben, eingepägt: es kann nicht sein. Ich war davon überzeugt, daß diese Erde nicht zertrümmert werde. Es ist vielleicht ein Wunder ...«

»Es ist ein Wunder,« wiederholte Regina, »ein Wunder! Und dein Vertrauen ... sie alle haben begonnen, dir zu glauben ... sie alle haben zu dir aufgesehen. Und wenn sie nicht in Verwirrung und Raserei verfallen sind, wie alle andern, so hast du das bewirkt, du allein ...«

»Du hast mich lieb, Regina, und darum siehst du darin etwas Besonderes. Enzberger ist ein Mann, und ich glaube, daß er bis zum letzten Augenblick ausgehalten hätte, auch wenn er vom Untergang überzeugt gewesen wäre. Aber wenn ich diesen großen Glauben gewonnen habe ... wem ist im letzten Grund dafür zu danken? ... Dir ... und dem Wunder ...«

»Schau,« lenkte Regina ab, »da unten kommt Johanna.«

Die Alte kam eben auf den Hof, durch das kleine Tor, das ihr einer der Wächter auf ihr Klopfen geöffnet hatte. Sie schleppte sich ein paar Schritte und sank dann müde auf den Hackstock, der neben dem großen Holzstoß stand. Enzberger trat zu ihr und begann ein Gespräch.

»Er war wieder die ganze Nacht draußen«, sagte Adalbert, »und ist um Bezugs Haus geschlichen. Er belauert ihn ... ich möchte Johann nicht zu meinem Feind haben. Er ist unheimlich in seinem Haß. Vielleicht deshalb, weil er nicht an Bezug heran kann ...«

Regina sann eine Weile vor sich hin: »Nein ... es ist eigentlich zu komisch, nicht? Nun ist unsere alte Johanna gar kein Weib, sondern ein Mann. Und die ganzen Jahre habe ich immer daran geglaubt, daß er ein Weib ist. Aber der Vater hat es doch gewußt ... nicht wahr?«

»Ja – dein Vater hat es gewußt. Es muß etwas Fürchterliches in dem Leben dieses Mannes liegen. Ein schreckliches Erlebnis.«

»Ich kann mich noch gar nicht daran gewöhnen, ihm Johann zu sagen und von ihm zu sprechen, als von einem ›Er‹. Und als er damals davon

begann ... es war mir, als ob er ein Testament machen wollte vor dem Untergang. Ich konnte es zuerst gar nicht fassen! Jetzt freilich, wo ich eigentlich erst recht weiß, worin –« sie brach ab und wurde wieder sehr rot. Dann schlug sie eine andere Richtung ein: »Ich glaube immer, wenn dieses Gerücht nicht gekommen wäre ... er hätte uns bis ans Ende seiner Tage dabei gelassen ... daß er die alte Johanna ist.«

Adalbert richtete sich auf: »In drei Tagen ...«, sagte er.

»In drei Tagen? Was ist in drei Tagen?«

»Hast du es vergessen? Weiß Gott, sie denkt nicht einmal dran. Oder eigentlich schon übermorgen ... Wahrhaftig, übermorgen ... also: ich weiß es ja selbst nicht ganz genau ... für übermorgen ist doch der Weltuntergang angesagt ...«

»Ach so ... ja, daran habe ich nicht gedacht.«

»Der Tag wird kommen,« sagte Adalbert und streckte die Hand mit übertriebener Heimlichkeit aus, »der Tag wird kommen. Und dann wird noch ein Tag kommen. Und noch ein Tag ... und noch viele Tage ... unzählige Tage ... und Nächte!« fügte er leise hinzu und zog Regina vom Fenster zurück, um sie zu küssen.

Sie sagte nichts, schmiegte sich an ihn und zitterte ein wenig.

»Aber man sollte nicht darüber scherzen,« fuhr er ernsthaft fort, »man sollte nicht scherzen. Denn draußen sind Millionen von Unglücklichen, die noch nicht an ihre Rettung glauben können ... sie toben in ihrer Verzweiflung gegen sich und die Welt ... das ist eine traurige Geschichte.«

»Du glaubst, daß sie sich noch immer nicht beruhigt haben?«

»Ich habe einen Sturm auf dem Meer mitgemacht. Wenn das Wasser einmal recht in Bewegung ist, dann beruhigen sich die Wellen auch nicht sofort in dem Augenblick, in dem der Wind aufhört. Sie müssen ihre Kraft erst ausschwingen ... die armen Teufel, die so um ihr Leben fürchten, können nicht begreifen, daß sie nichts mehr zu befürchten haben.«

Eine halbe Stunde später gingen sie nebeneinander durch den Garten. Und da begann Adalbert von Kuperus zu sprechen. Er konnte es doch nicht glauben, daß der Alte in eine andere Stadt gezogen sein könnte, also geflohen sozusagen. Das sah dem Wesen Eleagabals so gar nicht ähnlich.

Aber immerhin blieb es doch höchst seltsam, daß der Alte dem Taumel der Menge nirgends und niemals entgegengetreten war.

Der eine der Rumänen, der sich die deutsche Sprache einigermaßen angeeignet hatte, vermittelte den Verkehr zwischen der Mühle und der Stadt. Er war auch heute nacht fort gewesen und brachte nun Nachricht heim. Da waren vor allem einige Flugblätter, die neue Beobachtungen der Astronomen aller Weltteile meldeten, Bestätigungen der guten Botschaften. Der Terror wandte sich ganz deutlich von der Erde ab, und es war unzweifelhaft, daß diese gerettet sei. Man hätte die Beobachtung schon weit früher machen müssen, wenn nicht der bewölkte Himmel eine Zeitlang alle astronomische Arbeit unmöglich gemacht hätte. Und es war ganz heiter anzusehen, wie – kaum daß man die Angst vor der Vernichtung abwerfen durfte – schon unter den Gelehrten ein Streit um die Priorität der Entdeckung ausgebrochen war. Aus den bestimmten Versicherungen der Astronomen hatten die staatlichen Organe neuen Mut gewonnen und machten Versuche, die Ordnung wiederherzustellen. Sie hatten sich an alle besonnenen Elemente um Beistand gewandt und einen Aufruf zur Bildung von Bürgergarden erlassen. Aber noch immer wagte das Volk nicht an die Rettung zu glauben und setzte seine blinden Rasereien fort. Noch immer zogen die bewaffneten Horden durch die Straßen, plündernd und mordend, von den aus Abgründen hervorgebrochenen Gelüsten beherrscht, während ihnen die neuen Kämpfer für den Bestand der Gesellschaft nur zaghaft und nicht mit genügender Macht entgegentraten. Der Taumel hatte sich sogar noch ausgebreitet, auch auf dem Land begann man mit Raub und Brandstiftung. Die Bauern, die in der Stadt keinen Trost gefunden hatten und unter der allgemeinen Not am meisten litten, kehrten jetzt in ihre Dörfer zurück, vom Wahnsinn des städtischen Pöbels angesteckt, halb verhungert und aller Zuversicht beraubt.

Der Bericht Marconianus und gewisse seltsame Äußerungen Johans gaben Adalbert den ganzen Tag keine Ruhe. Er tat die Arbeit, die ihm Enzberger in Hof und Garten zuteilte, aber dabei ließen seine Gedanken nicht ab, alledem nachzuhängen, was er gehört hatte. Da rafften sie sich endlich in der Stadt auf, sammelten sich und versuchten, die Massen zur

Vernunft zu bringen. Alle Besonnenen waren zum Beistand aufgerufen, und er sollte auch jetzt nicht daran teilnehmen? Es war ihm unmöglich, untätig zu bleiben. Er fühlte den Ruf auch an sich gerichtet. Und noch ein anderes kam dazu. Wenn Johann damit recht hatte, daß Bezug irgendwie an der Erregung dieser schrecklichen Krankheit der ganzen Menschheit seinen Anteil hatte? Daß er ihr das Gift auf teuflische Weise eingimpft oder die Keime zur Entfaltung gebracht hatte? War es dann nicht um so mehr seine Pflicht, sich an der Wiederherstellung der Ordnung zu beteiligen? Gerade weil er selbst zu denen gehört hatte, denen Bezug einmal ein unerbittlicher Herr gewesen war, und weil er diese Schmach noch immer auf sich fühlte?

In der Dämmerung suchte er Johann in seiner Kammer auf. Der Alte lag angekleidet auf dem Bett und fuhr aus seinem leichten Schlaf auf, als Adalbert eintrat. Zwischen zwei Nächten, die er dazu verwendete, um Bezugs Villa zu umlauern, genügten ihm ein paar Stunden eines stets des Erweckens gewärtigen Schlummers. Während Johann auf dem Bettrand blieb, zog Adalbert einen Stuhl heran und setzte sich dem Alten gegenüber. Dann begann er, indem er seine Hand vertraulich auf das Knie Johans legte: »Du hast vorhin ein Wort gesagt, das mir im Kopf herumgeht. Ich möchte dich fragen ... warum glaubst du eigentlich, daß Bezug in dem allen seine Hand hat ...?«

Und als der Alte schwieg, fuhr Adalbert fort: »Ich glaube, du kennst mich jetzt schon lange genug ... du kannst jetzt schon wissen, daß man mir vertrauen darf.«

Da räusperte sich der Alte gewaltig und klopfte die Pfeife, die er vor dem Einschlafen ausgeraucht hatte, an seinem Holzbein aus: »Ich weiß es eigentlich nicht ... ich kann es dir nicht sagen. Aber sieht es ihm nicht ähnlich? Ist es nicht ganz aus seinem Wesen: alles in Angst und Schrecken zu versetzen ... alles durcheinander zu hetzen, bis die Menschen zu Bestien werden? ... wer kann es sonst gewesen sein, der ihre Furcht so schrecklich aufgewühlt hat? Wenn ich in der Nacht um seine Villa gehe, da wird es mir so gewiß, wie die Hoffnung, daß ich mich rächen werde. Ich brauche keine Beweise. Übrigens – ich habe gesehen, daß er bisweilen nachts seine Villa verläßt und in die Stadt fährt. Was macht er dort, wenn er nicht deshalb

hinfährt? ... es macht ihm Vergnügen zu sehen, wie sie in dem Abgrund, in den er sie gestürzt hat, miteinander ringen.«

»Und warum lauerst du immer nachts vor seinem Haus?«

»Warum? Weil ich mich an ihm rächen will. Ich weiß, daß es mir gelingen wird. So gut er auch bewacht ist ... er hat eine Menge Leute rings um das Haus gestellt ... und er geht keinen Schritt ohne zwei Begleiter, die wie große, bissige Hunde sind. Aber ich werde ihn mir fangen ... trotz seiner Begleiter und Wachen ... er wird mir nicht entgehen ... nicht entgehen ...«

Johann war aufgestanden und zum Fenster getreten, indem er Adalbert den Rücken wandte. Und der wußte jetzt, daß es vergebens sein würde, ihn noch weiter zum Sprechen bringen zu wollen.

Die ganze Nacht wälzte Adalbert Pläne in seinem Hirn, während Regina ruhig neben ihm atmete. Dieses regelmäßig leichte Geräusch, das an ein dunkles Ufer herankam, und dem er sich sonst mit Rührung und Entzücken hingab, hatte in dieser Nacht gar keine Macht über ihn. Er hörte es nicht einmal. Immer drängender empfand er es als seine Pflicht, sich zum Kampf gegen die Feinde der Ordnung einzufinden und sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Und als die Spatzen zu lärmern begannen, war er zu einem Entschluß gekommen. Jetzt war die Entscheidung da, heute und morgen mußten alle Kräfte eingesetzt werden. Es war ihm unmöglich, sich länger hier verborgen zu halten. Wenn er an Regina dachte und an die Angst, die sie um seinetwillen ausstehen würde, dann wollte ein Zagen über ihn kommen. Aber es mußte eben ertragen werden, und er war gewiß, daß alles gut ausgehen würde.

Vorsichtig stand er auf, öffnete den Fensterladen nur ein wenig und schrieb ein paar herzliche und scherzhafte Abschiedsworte auf ein Blatt Papier. Dann kleidete er sich an und schlich auf den Hof hinunter. Er hatte ganz seine Wächter vergessen und erschrak fast, als er Marconianu an das Tor gelehnt fand.

»Ich will auf ein paar Stunden in die Stadt,« sagte er, »mir selbst ansehen, wie es zugeht.«

Marconianu stieß zwischen den Zähnen ein eigentümliches Zischen hervor, auf das sogleich zwei der Rumänen aus ihren Winkeln kamen. »Wir begleiten Sie, Herr«, sagte Marconianu.

Adalbert versuchte abzuwehren: »Es ist nicht nötig. Gebt euch keine Mühe! Ich bin in ein paar Stunden wieder zurück.«

»Nein, Herr, es ist unser Schwur, über Sie zu wachen, Herr! Wie können wir Sie denn allein lassen? Das darf nicht sein.«

»Es ist mir lieber, wenn ihr bleibt. Ich lasse euch als Wache für Regina zurück, versprecht mir, gut über sie zu wachen.«

Aber die Rumänen ließen sich von ihrem Amt nicht abbringen, und Marconianu bestand darauf, mit Adalbert in die Stadt zu gehen. Inzwischen waren auch die beiden anderen Wächter aus der Schlafkammer gekommen, und um die Leute in der Mühle nicht aufzuwecken, mußte es Adalbert geschehen lassen, daß ihm alle fünf folgten.

Er ging mit Marconianu voran und ließ sich noch eingehender über alles berichten, was dieser in der Stadt gesehen hatte.

In der Nacht hatte es geregnet, und ein leichter Nebel schwamm über der großen Wiesenfläche der Mulde. Die Weiden längs des Flusses standen mit dicken nassen Köpfen da, und wo der Nebel von einer Strömung ergriffen und umhergewirbelt wurde, kam in dem Trichterloch ein Stück der dunkelgrünen Grasfläche zum Vorschein. Die Sträucher am Weg hingen voll grauer Tropfen, die wie erloschene, stumpf gewordene Perlen waren. Und der Himmel ließ wenig Hoffnung auf Besserung des Wetters zu. Er war von einer öden, fast gleichförmigen, trüben Verschwommenheit, in der einzelne dunkler gefärbte Stellen trieben. Die Dinge, an denen Adalbert vorbeikam, schienen zu atmen, und jedes von ihnen hatte seine eigene Dunsthülle um sich.

Die Straße war vollkommen menschenleer und auch das Dorf, durch das sie jetzt kamen, schien ganz verödet. Ein paar Häuser waren niedergebrannt, und der Rauch der Trümmer mischte sich mit dem Nebel und gab ihm einen scharfen, ätzenden Geruch und Geschmack. Zwischen den verkohlten Balken und den zusammengebrochenen Mauern lagen zwei Tote. Auf einen der spitzen Zaunpfähle des Gartens hatte man eine Gans

gespießt. Sie ließ den Kopf hängen, und die Flügel waren weit ausgebreitet, als hätte sie zu fliegen versucht, um sich zu befreien. Die dem Feuer zugekehrt gewesene Hinterseite war versengt und halb gebraten.

Das waren böse Vorzeichen dessen, was Adalbert in der Stadt erwartete. Aber wenn es so zuging, dann war es um so notwendiger, sich gegen die Zerstörer zu wenden.

Als sie an das Ende des Dorfes kamen, hörten sie vor sich im Nebel das Rollen eines Wagens. Und in diesem Augenblick kam eine furchtbare Aufregung über Adalbert, die Ahnung einer Begegnung. Und ehe er sich zur Besonnenheit zurückzuführen vermocht hatte, war der Wagen schon heran. Es war ein elegantes, leichtes, mit einem Pferd bespanntes Gefährt ... und seine Lenkerin war Elisabeth. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid und eine kurze Jacke, und die Zügel lagen straff in ihren mit gelben Handschuhen bekleideten Händen.

Zwei Schritte vor Adalbert stand der Wagen still und Elisabeth beugte sich vor, um ihm ins Gesicht zu sehen. Er fühlte sich wie in einem Wirbel von hochgespannten elektrischen Strömen. Es waren Bezugs Augen, die er auf sich gerichtet sah, und er wußte, daß er sich zur Wehr zu setzen habe, wie gegen Bezug selbst.

»Wir haben uns lange nicht gesehen, Adalbert«, sagte Elisabeth.

Jetzt sah er auch ihr blasses, müdes, verfallenes Gesicht ... und um zwischen sich und ihr eine Schranke aufzurichten, trat er einen Schritt zurück und zog förmlich den Hut ab.

Sie lachte: »Es ist nicht nötig ... ich weiß schon. Man hat ein kleines Weibchen zu Haus. Ich wünsche einen fröhlichen Ehestand!« Dann sah sie die Rumänen an, die neben Adalbert getreten waren. »Und eine ganze Leibgarde hast du auch. Die kleine Frau ist wohl besorgt? Ja ... so kostbare Güter müssen wohl behütet werden ... Addio, Liebster! Und grüß' mir die kleine Frau.« Und lachend riß sie an den Zügeln. In gutem Trab rollte der Wagen an Adalbert vorbei, in den Nebel hinein.

Er setzte seinen Weg fort, und es war ihm, als habe er eine Vision gehabt. Seine Vergangenheit war wieder lebendig geworden, und so sehr er auch durch Reginas Liebe gefestigt war, diese Erscheinung hatte wieder

Unruhe über ihn gebracht. Aber es war nicht die Unruhe eines Wunsches, sondern die Unruhe der Reue, als ob er jene verderbliche Leidenschaft noch nicht gesühnt hätte, und als ob sein neues Glück unverdient und darum von Gefahren umstellt sei. Erst als sie in die Vorstadt kamen, wichen diese lähmenden Gefühle vor den Schrecken der Verwüstung, die er zu sehen bekam. Er wollte vor allem Eleagabal Kuperus aufsuchen und schlug den Weg zum Domberg ein. Sie mußten einige Male aufgeregten Horden von Plünderern ausweichen, und da Adalbert unnötige Kämpfe vermeiden wollte, durch Seitengassen vordringen. Von den Bemühungen der Staatsgewalt zur Wiederherstellung der Ordnung war bis jetzt noch wenig zu sehen. Nur auf dem Domberg fanden sie etwa zwanzig Mann einer in der Eile aufgestellten Polizeitruppe, die das Palais des Bischofs hinter dem Chor des Domes zu beschützen hatte.

Eleagabals Haus zeigte noch alle Spuren des Sturmes. Die großen Wunden in dem faltigen Gesicht, die zerschlagenen Fenster, die zerspaltene und geschändete Tür. Von dem Nachtregen waren die Fresken der Wand hervorgerufen worden. Und als Adalbert vor dem Haus stand, fand er die Ähnlichkeit der beiden Frauen in dem Urteil Salomos mit Elisabeth und Regina noch deutlicher als jemals. Er wußte nicht, ob er inzwischen seinen damaligen Eindruck so sehr verarbeitet hatte oder ob mit den Bildern eine Veränderung vorgegangen war, ein leiser Verfall, eine Zermürbung der Linien und Farben, so daß sie noch mehr in jene Ähnlichkeit hineingewachsen waren. Es war ihm fast schmerzlich, daß die gute Mutter auf dem Bild, die Reginas Züge hatte, von einem Stein getroffen worden war, mitten auf die Brust, so daß die Ziegel unter dem Bewurf wie blutiges Fleisch hervorsahen.

Zaghaft wie vor einer großen Entscheidung berührte Adalbert die Klingel an Eleagabals Tür. Nun sollte er erfahren, ob der Alte die Stadt verlassen hatte oder, wenn er geblieben war, ob er von dem Bruch des Versprechens wußte, kraft jenes eigentümlichen Scharfblickes, der Kuperus auch das Verhüllte zu offenbaren schien.

Die Tür öffnete sich ... Eleagabal war also da ...; Adalbert bedeutete den Begleitern, ihn zu erwarten, und trat ein. Als er von dem

wolfsgesichtigen Diener erkannt worden war, ging er durch die bekannten Korridore und Räume. Es fiel Adalbert auf, daß sie ganz kahl und schmucklos waren, aber als er sich mit einer Frage an den Diener wandte, schüttelte dieser nur stumm den Kopf.

Eleagabal Kuperus kam Adalbert entgegen, faßte seine beiden Hände und drückte sie. Seine Augen waren so gut und freundlich, und sein groteskes Lächeln zeigte an, daß er entweder von der Übertretung seines Gebotes nichts wußte oder doch nicht böse war.

»Endlich, endlich findet einer den Weg zu mir!« sagte er.

»Wir haben von Tag zu Tag gewartet, Vater, wir konnten nicht denken, daß du uns ganz vergessen haben solltest. Warum bist du nicht gekommen? Eine Zeitlang waren wir sehr in Sorgen um dich ...«

»Ihr hättet ruhig sein dürfen. Das hätte mir nur Spaß gemacht, wenn mir die Menschen nicht leid getan hätten.«

»Wir kennen dich und deine Macht, und es gelang uns schließlich auch allen, wieder ruhig zu werden.«

»Und hat euch der Untergang der Erde keine schlaflosen Nächte gemacht?«

»Ich muß sagen, das hat uns ein wenig an den Nerven gekitzelt. Und manchmal war wohl so ein bißchen Fieber dabei. Aber – wir haben uns schließlich alle zu der Zuversicht erhoben, daß es unmöglich sei, daß dies geschehen könne ... und: wir haben recht behalten.«

Eleagabal strich den Patriarchenbart und kratzte sich dann ganz würdelos hinterm Ohr: »Ja – ihr seid also unzufrieden mit mir, ihr draußen in Enzbergers Mühle. Das ist ein Vorwurf für mich ...«

Da wurde Adalbert ganz verlegen und versuchte, sich wieder zurecht zu rücken: »Nein – was denn? – das fällt uns ja nicht ein! Gar nicht ... wie werden wir Eleagabal einen Vorwurf machen wollen ...«

»Laß nur. Es wäre ja eigentlich die Sache des alten Kuperus gewesen, etwas dagegen zu tun ... wenn ich auch sonst nur eingreifen darf, sobald ich darum angegangen werde. Ich hätte es eben drangesetzt – was ich noch dranzusetzen habe. Aber ...«, und nun wurde die Miene des Alten tiefernt, die Runzeln des Gesichtes schienen sich nach einem geheimen Gesetz zu

ordnen, so daß er mit einmal doppelt so alt aussah als sonst ... »ich bin inzwischen zu einer Erkenntnis gekommen. Und soweit ich sie in Worte fassen kann, will ich sie dir mitteilen. Ja, es ist eine böse Krankheit über die Welt gekommen. Aber es ist eine Krankheit, die auf lange hinaus alle üblen Säfte aufzehrt, die alle Abfallstoffe im Körper der Menschheit in Fiebergluten verbrennt und den Organismus reinigt und befreit. Und bei einer solchen Krankheit ist es die Sache des verständigen Arztes, ruhig abzuwarten, ob der Patient kräftig genug ist, die Krisis zu überstehen. Hat er sie einmal überstanden, so wird er besser und stärker dastehen, als je zuvor. Man muß solchen Prozessen den Weg freimachen. Sie wirken, wie alles Böse in dieser Welt, schließlich zum Guten. Und so ist es vielleicht die höchste Weisheit des Weisen, dem Schlimmen nicht entgegenzutreten und es in seinen Retorten unter Schäumen und Zischen endlich zur Klärung gelangen zu sehen. Wer kann wissen, ob die aufgespeicherten Giftstoffe nicht in einer anderen Weise in dem Blutumlauf der Menschheit einmal wirklich zersetzend und zerstörend gewirkt hätten.«

Adalberts Kriegslust war gedämpft: »So rätst du mir also umzukehren? Soll ich untätig bleiben? Ich bin gekommen, um mich unter die Kämpfer für die Ordnung zu stellen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, in die Bürgergarden, oder wie sie sonst heißen mögen, einzutreten ...«

»Nein, so meine ich es nicht,« sagte Eleagabal, und sein Lächeln war wieder da, »du sollst an dem großen chemischen Prozeß teilnehmen. Als Ferment, als chemische Kraft in den Retorten. Du hast das rechte Gefühl gehabt. Und ein feines Ohr für deine Pflicht. Es gibt Augenblicke, in denen wir aus uns heraustreten müssen, in denen wir nicht hinten bleiben dürfen. Selbst wenn wir uns eigentlich sagen könnten, daß es auf uns nicht ankommt. Geh nur – aber komm uns gesund zurück.« –

Adalbert fragte bei dem Führer der Wachmannschaft vor dem bischöflichen Palais an, wo er sich mit seinen Begleitern als Freiwilliger zu melden habe, und wurde in das Rathaus gewiesen. Dort ging es etwas kopflos und bunt durcheinander. Es war eine Menge von Leuten da, die Befehle erteilten, und nur wenige, die es über sich brachten, sie auszuführen. Jeder war von ehrgeizigen Plänen besessen, von dem Wunsch,

sich auszuzeichnen, Beachtung zu finden und später vielleicht für besondere Verdienste belohnt zu werden. Man hat alle Uniformstücke hervorgeholt, die in den Magazinen als Reserve aufbewahrt wurden, und sie in großen Stößen auf dem Hof aufgestapelt und stritt nun darüber, wie eine Art von gleichmäßiger Bekleidung für die Bürgergarden herzustellen sei und welche Abzeichen man ihnen am besten geben könne. Die Militärbehörden hielten seit dem frühen Morgen mit den Häuptionern der Stadt Beratungen über die Abgrenzung der Wirkungskreise der Zivil- und Militärverwaltung ab. Bisweilen kam eine Abteilung Soldaten, winzige Reste der Garnison, in das Rathaus marschiert, um sich Verhaltensmaßregeln zu holen, denn die telephonische Verbindung zwischen den Amtsgebäuden der Stadt und den Kasernen war vom Pöbel zerstört worden. Einzelne Führer von besonderer Tatkraft hatten kleine Truppen von Freiwilligen um sich zu versammeln gewußt und zogen, wenn sie mühsam ein wenig Ordnung in die Reihen gebracht und die Bewaffnung durchgeführt hatten, nach den bedrohtesten Punkten ab.

Adalbert und seine fünf Rumänen schlossen sich einem solchen Häuflein an und halfen das Postgebäude besetzen und gegen den Pöbel verteidigen. Das Haus war am Tag vorher gestürmt und zum Teil zerstört worden, und eine Anzahl von Mechanikern war dabei, so rasch als möglich die Apparate wieder instand zu setzen. Man war seit vierundzwanzig Stunden von der Außenwelt abgeschnitten, empfing keine Telegramme mehr und konnte keine abgehen lassen, da auch das Bahnpostamt zerstört worden war. Mit Bewunderung erfüllte Adalbert der Mut der braven Telephonistinnen und Telegraphistinnen, die sich zum größten Teil wieder zum Dienst eingefunden hatten, sobald sie hörten, daß das Direktionsgebäude wieder in den Händen der Ordnungspartei sei. Sie konnten freilich vorläufig noch keinen Dienst machen und mußten sich darauf beschränken, zuzusehen wie die Angriffe des Pöbels abgewiesen wurden. Adalbert hatte ein Jagdgewehr und einen Revolver als Waffen erhalten und verteidigte mit seinen Rumänen eines der Fenster des großen, zu ebener Erde gelegenen Packraumes.

Bis Mittag hatte man die Stürmenden dreimal zurückgeschlagen. Sie kamen mit wildem Geschrei angelaufen, ohne sich nach Deckung umzusehen, fanatisiert durch die Todesangst und den Haß gegen die Männer, die sich ihnen entgegenzustellen wagten. Und sie fielen haufenweise in den engen Straßen in die Pfützen, die sich nach einem neuerlichen heftigen Regenguß gebildet hatten.

Im Laufe des Nachmittags waren die Verteidiger auf etwa tausend Mann angewachsen, und der Kommandant, ein pensionierter Major mit einer etwas brüchig gewordenen Löwenstimme, konnte etwa die Hälfte seiner Mannschaft abgeben, die gemeinsam mit verschiedenen anderen Abteilungen zur Eroberung des Bahnhofes vorgehen sollte. Der Bahnhof befand sich noch immer in den Händen der Brüder des roten Todes und war von ihnen zu einer starken Festung umgewandelt worden. Nach dem Tod des Nikolaus Zenzinger hatte der Dreifaltigkeitsschuster die Führung des Bundes übernommen und hatte eine noch blutigere und grausigere Herrschaft auszuüben begonnen.

Der Kampf um das Bahnhofsgebäude war heftig und lange unentschieden. Erst gegen Abend gelang es in den Frachtenbahnhof einzudringen und eines der wenigen Geschütze, die von den Artilleristen bei ihrer Desertion nicht unbrauchbar gemacht worden waren, günstig aufzustellen. Mit Einbruch der Dämmerung war die Stellung in den Händen der Ordnungspartei. Über achthundert Tote und Verwundete aus den Reihen der Brüder lagen auf den Schienen, in den Wartesälen und den Restaurationen des weitläufigen Baues. Es war zum Schluß mit furchtbarer Erbitterung gekämpft worden, in den rücksichtsvollsten Seelen war ein geiler Blutdurst erwacht. Und die sanftmütigsten Vertreter bewährter Humanitätsideale, Professoren, Lehrer, Beamte, zeigten im Siegesjubel nicht übel Lust, den verwundeten Feinden einfach die Hälse abzuschneiden.

An Adalberts Seite waren zwei seiner Begleiter gefallen. Die anderen drei hatten leichte Wunden, nur er selbst war unverletzt geblieben und verbrachte die Nacht auf einer Bank im Wartesaal dritter Klasse, den Kopf auf dem zusammengerollten Mantel eines gefallenen Lokomotivführers. –

Nach der Begegnung mit Adalbert war Elisabeth weitergefahren, zuerst in schnellem Trab, dann, als sie genügend weit entfernt zu sein glaubte, in langsamem Tempo.

Sie versuchte sich zu sammeln; nach diesem wirbelnden und sprühenden Ausbruch einer Leidenschaft, der sie sich noch immer nicht entwunden hatte.

Müde hatte sie die Heimkehr nach der Villa angetreten. Eine Nacht voll entsetzlicher Wollüste lag hinter ihr. Der Klub der babylonischen Jungfrauen hatte ein Fest gefeiert. Er war in diesen Tagen des Schreckens so angewachsen, daß sich die Gruppe in der Stadt selbständig gemacht und von der Hauptstadt losgetrennt hatte. Und die Intensität der Lüste war so grauenhaft geworden, daß sie mit der Grausamkeit zu einer lodernen Flamme verschmolzen war. Die Gräfin, der die Leitung der Orgien zustand, hatte eine Steigerung zu ersinnen gewußt, die alle bisherigen Künste hinter sich ließ. Man hatte das große Heiligtum aus dem Dom gestohlen, das Grabtuch Christi, und es hatte dazu dienen müssen, die Ruchlosigkeit der Opfer für Astaroth durch die besondere Wollust der Gotteslästerung zu erhöhen. Man hatte das Tuch auf den Boden gebreitet und sich darauf gewälzt, in den Verzückungen des Dienstes der babylonischen Göttin, nackt, in den schamlosesten Verschlingungen, unter wüstem Gekreisch und atemlosen Krämpfen. Man hatte sich darein gehüllt, um widrige Enthüllungen vorzubereiten. Man hatte es sich zugeworfen und zu Tänzen verwendet, die sich im Bannkreis der widrigsten Symbole bewegten.

Die Gräfin war allen andern darin voran gewesen. Sie war unerschöpflich in Einfällen, die auf die Schändung des Heiligtums und auf den Triumph des Fleisches abzielten. Und sie hatte eigenmächtig etwas getan, was bisher noch niemals geschehen war, sie hatte die Dirnen der Stadt zu dem Feste zugezogen. Und als ihr deshalb jemand Vorstellungen gemacht hatte, hatte sie mit einem Lachen geantwortet, daß im Dienste der Astaroth alle Frauen gleich seien. Und wenn es ihr Zweck gewesen war, in dieser Erniedrigung und Gleichstellung mit den verachtetsten Frauen die Gier und die Schamlosigkeit aller bis zum äußersten zu treiben, so war es ihr gelungen.

Die Männer, die diesem Fest zugezogen worden waren, hatten gegen Morgen die Marter der Lust nicht länger ertragen. Sie waren zusammengesunken, entkräftet, unfähig, dem Schläfe länger zu widerstehen. Einen hatte man tot hinausgetragen. Es war ein hübscher junger Bursche gewesen, ein herzkranker Mensch, der den Aufregungen dieser Nacht nicht gewachsen war.

Elisabeth hatte in der Morgendämmerung das Fest verlassen, nach einem ernstlichen Kampf mit der Gräfin, die sich das Recht angemäßt hatte, sie zurückhalten zu wollen. Mit wahnsinnigem Geschrei hatte sie sich in die Arme Elisabeths festgekrallt und behauptet, es sei niemandem gestattet, gegen ihren Willen zu gehen. Ihre Augen hatten gefunktelt, und ihr Atem war heiß und erstickend gewesen. Der Zwang der Masken war in dieser Nacht gefallen, man hatte sie einander abgerissen, um die Verzerrungen der Wollust auch in den Gesichtern der Dienerinnen Astaroths zu lesen. Und so hatte Elisabeth erkennen müssen, wie sie von der Gräfin gehaßt war.

Und nach dieser Nacht der Abscheulichkeiten hatte Elisabeth Adalbert begegnen müssen. Gerade jetzt war alles das noch einmal überwältigend vor sie getreten, was sie an Neuem und Entzückendem durch ihn kennengelernt hatte. Wer trug die Schuld an ihrem seelischen Zusammenbruch, dem der körperliche Verfall nicht mehr fern sein konnte, als er? Oder vielmehr: nicht er, sondern dieses Weib, dieses armselige Geschöpf, das ihn an sich gezogen hatte. Es war eine Art von Liebeszauber dabei wirksam, es konnte nicht anders sein. Denn keiner der Männer, die je nach ihrem Besitz gestrebt hatten, war wieder aus ihrem Bann gekommen. Hecht? Er hatte sein Wort gehalten und sich getötet. Und wer sie einmal besessen hatte wie Hainx, der war für alle Zeit an sie verloren. – Sie wirkte wie ein Naturgesetz, unerbittlich, ohne daß es eine Gegenwehr gab. Es war nicht anders möglich, als daß hier eine Art von Zauber gegen sie angerufen worden war, ein mächtigerer Zauberer als alle Geheimmittel, über welche die alte Thumas verfügte.

Und wie, wenn Regina aus der Welt geschafft würde, wenn sie nicht mehr war – würde dann nicht Adalbert ihr wieder zufallen, wie man einer Naturkraft folgen muß, wenn die Hemmungen ihrer Wirkung beseitigt sind?

Sie fühlte, daß dieser Gedanke schon lang in dämmernden Tiefen in ihr gewesen war, aber jetzt, als er so unverhüllt vor ihr stand, durchfuhr es sie mit einem starken Strahl. Sie hielt ihr Pferd an und schaute um sich.

Durch den lichter werdenden Nebel sah sie das Wirtshaus zum »General Laudon« und auf der anderen Seite der Straße die burgartige Mühle Enzbergers. Langsam fuhr sie weiter, und während sie an den hohen Mauern mit den Schießscharten vorbeikam, begann sie ihren Plan auszubauen, der ihr Adalbert wiedergeben sollte.

Er war in die Stadt gegangen, mit den fünf Leuten, die immer um ihn waren. Regina war nun mit den Müllersleuten in der Mühle allein. Es kam darauf an, sie herauszulocken und in ihre Gewalt zu bringen. Wie konnte das sicherer geschehen, als indem Elisabeth die Angst um den Geliebten wirksam werden ließ? Mußte Regina nicht in Angst um Adalbert sein, der sich in die Gefahr begeben hatte, in diesen Kessel voll Verwirrung und Grauen? Es galt Regina eine Nachricht zukommen zu lassen, die ihre Furcht ganz groß und wild werden ließ und sie dazu brachte, den Schutz der Mühle zu verlassen.

In diesem Augenblick entsann sie sich der geschickten Boten des Klubs der babylonischen Jungfrauen, die in der Bestellung geheimer Nachrichten das Unmögliche zu leisten imstande schienen. Und es stand sogleich in ihr fest, daß sie sich ihrer bedienen müsse ... dies war der Weg ...

Dies war der Weg ...

Sie wandte ihr Pferd und fuhr zur Stadt zurück, die mit verworrenem Getöse von Schüssen und wildem Geschrei kochend im Nebel lag.

Als sie an den Festungsmauern von Enzbergers Mühle vorüberkam, sah sie nach den Blumentöpfen an den Fenstern hinauf und lächelte mit einem grausamen und harten Mund.

Gemetzel. Das Wunder

Inhaltsverzeichnis

Adalbert hatte auf seiner Bank im Wartesaal dritter Klasse wenig Ruhe gefunden. Die ganze Nacht war ein Kommen und Gehen, ein Türenschnallen und Lärmen. Dazu auf dem Geleise draußen die gellenden Signalpfeife des zu seiner Arbeit zurückgekehrten Bahnpersonals, das bemüht war, die zu Barrikaden ineinander gefahrenen Wagen wieder frei zu bekommen.

Wenn Adalbert nach einem kurzen, minutenlangen Schlummer wieder durch irgend etwas erweckt wurde und die Augen öffnete, sah er die drei Rumänen vor sich auf der Erde sitzen. Sie sahen in dem gelben Licht der Petroleumlampen, die anstatt der elektrischen Lichter hier brannten, ganz fahl aus und sprachen leise und traurig miteinander. Das Gemurmel dieses Gespräches hüllte endlich Adalbert immer dichter ein, wuchs um ihn empor und wölbte sich über ihm, bis er einschlief.

Im Morgengrauen erwachte er, rüttelte sich zusammen und ging auf den Bahnsteig hinaus. Während der Nacht hatten ein paar unternehmende und vorsichtige Leute einer Lokomotive einen Viehwagen angehängt und waren ein Stück hinausgefahren, um die Stadt zu verproviantieren. Die Kämpfe der letzten Tage hatten zur Folge gehabt, daß die Zufuhr von Lebensmitteln fast gänzlich unterblieben war. Die nächtliche Fahrt hatte einen guten Erfolg gehabt. Man hatte irgendwo ein paar Ochsen aufgetrieben, und die Tiere standen nun, nachdem sie ausgeladen worden waren, stumpfsinnig glotzend und wiederkäuend auf den Schienen.

Auf einer zerbrochenen Kiste neben Adalbert saß ein Mann, der hatte ein Skizzenbuch hervorgezogen und malte mit Wasserfarben heftig drauflos, um das Bild der Ochsen festzuhalten, diese gleichgültigen Mienen, diese breiten Rücken und Flanken, deren Farben in der Dämmerung ineinanderflossen.

»Morgen, Dibian«, sagte ein junger Mann, der, in einen Plaid gehüllt, aus der Restauration gekommen war.

Der Maler sah flüchtig auf: »Morgen, Hauser.«

»Dibian oder man muß die Gelegenheit bei der Stirnlocke fassen.«

»Gewiß, so was kommt net so bald wieder. Ich hab' noch kane Ochsen in solcher Situation g'sehen. Der zerschossene Bahnhof, die umgestürzten Wagen, dort draußen das Feuer auf dem G'leis ... die reinste malerische Unordnung.«

»Schade, daß man die Geschichte nicht in Marmor hauen kann. Aber ich habe eine Idee, ich mache eine symbolische Gruppe ... die wird den Staat und die Gesellschaft in den letzten Tagen darstellen. Und heißen wird sie ›Ochsen am Berge‹.«

»Na, was willst du?« fragte Dibian, indem er ein paar Klexe von Karmin in die Nebel aus Neutraltinte hineindrehte. »Sie hab'n sich doch aufg'rafft ... endlich ... und so weit man die Ereignisse überblicken kann ... hab'n wir gesiegt, glaub' ich.«

»Noch nicht ganz, mein Bester. Heute ist doch erst der Tag des Unterganges. Wenn er vorbei sein wird, werden wir es hoffentlich sagen können.«

»Du bist ja im Hauptquartier ... so eine Art von Adjutant, was? Du mußst's ja wissen. Ich beug' mich deiner höheren Einsicht.«

»Ich kann dir nur raten, daß du dich mit deiner Skizze beeilst. Es wird bald wieder losgehen. Die Brüder des roten Todes sind noch lange nicht niedergeworfen. Dieser Kerl, der Dreifaltigkeitsschuster ist entkommen. Und unsere Boten melden, daß er seine Truppen zusammenzieht. Aber es geht nicht gegen uns. Warte einmal ...« Er hatte die Hand auf die Schulter Dibians gelegt und reckte sie horchend hoch auf.

Aus der Richtung des Domberges kamen gedämpftes Geschrei und Schüsse.

»Da haben sie richtig schon wieder angefangen. Kaum daß sie ›Büchsenlicht‹ haben. Nämlich ...«

»Mit nämlich fängt man kan Satz an, da kannst d' jed'n Deutschprofessor frag'n.«

»Das ist die Grammatik des jüngsten Tages. Ich glaube nicht, daß der Terror nach den Deutschprofessoren gefragt hätte. Also nämlich, da haben sie so ein altes Tuch, von dem sie behaupten, daß es das Leintuch Christi ist. Und das ist so ein Talisman für den Untergang der Welt. Dem erweisen sie göttliche Verehrung. Und jetzt ist dieses Heiligtum aus dem Dom verschwunden. Jetzt muß also die Erde in ihren Sünden ohne Talisman dahinfahren.«

»Schrecklich!«

»Ja, nicht wahr – das sag' ich auch. Und die Brüder vom roten Tod behaupten, die Marianiten, die das heilige Grabtuch zu bewahren haben, die sollen es gestohlen haben und versteckt halten ... aus lauter Bosheit, damit die anderen nichts davon haben. Und jetzt sind die roten Brüder außer sich. Und in der Nacht haben sie ihre versprengten Streitkräfte gesammelt und wollen über die armen Teufel, die sich im Dom verschanzt haben, herfallen ... Wie allhier man hören tut«, fügte er im Ton eines Ausrufers hinzu, indem er mit der Hand nach dem Dom wies, dessen ungleiche Türme schon aus der Dämmerung in helleres Licht tauchten.

»Na, ich bin gleich fertig, und dann kann's meinetwegen wieder angeh'n«, sagte Dibian und setzte mit Deckweiß einen schmutzigen Fleck auf die breite Stirn eines Ochsen.

Adalbert kehrte in den Wartesaal zurück, nahm sein Jagdgewehr vor und den Patronengürtel um und hielt sich bereit, dem Befehl zum Aufbruch zu folgen. Die Rumänen hatten auf geheimnisvolle Weise für ihn und sich eine Art von Kaffee zu verschaffen gewußt, ein bräunliches Getränk, dessen beste Eigenschaft die Wärme war. Aber Adalbert hatte kaum die Hälfte hinuntergebracht, als draußen auf dem Bahnsteig ein Hornsignal zum Sammeln rief. Er war froh, der Qual enthoben zu sein, den braunen Lederabsud trinken zu müssen und dabei doch den guten Willen seiner Begleiter nicht zu kränken.

Der militärische Geist, den die gemeinsame Gefahr der verflossenen Kämpfe geweckt hatte, erwies sich in einem festeren Zusammenhalt der Glieder und Rotten. Lautlos und in recht guter Ordnung rückte die Truppe

ab und in zwei Kolonnen den Domberg hinan, um den Feind zugleich von zwei Seiten zu fassen.

Die Brüder des roten Todes hatten gegen die Marianiten noch keine Erfolge erzielen können. Von ihren Führern, dem Rahmenmacher und dem Dreifaltigkeitsschuster, angefeuert, stürmten sie immer wieder vergeblich gegen das Portal des Domes und das bischöfliche Palais, das auch von Marianiten und einigen Abteilungen Militär und Bürgergarden besetzt war. Die Ereignisse hatten die Marianiten auf die Seite der Ordnungspartei gedrängt, und sie wehrten sich gegen die Stürmer, als hätten sie sich schon davon überzeugen lassen, daß für heute der Untergang der Erde noch nicht zu befürchten sei.

Der Rahmenmacher, dem jeder Winkel und jeder Hof hier oben bekannt war, hatte endlich den Ansturm der Massen eingestellt und einen anderen Kriegsplan bei dem Nachfolger des Propheten durchgesetzt. Es war ziemlich schwer, den Dreifaltigkeitsschuster von der Nutzlosigkeit weiterer Angriffe zu überzeugen. In dem durch den Anblick des Blutes und der Greuel des Kampfes entfachten Fanatismus wollte dieser nichts von Vorsicht und Schonung hören. Er war in einem Zustand von Besessenheit und lallte wie ein Trunkener immer nur gräßliche Flüche und Verwünschungen. Und ein Teil seiner Truppen war auch nicht zu einer Änderung der Taktik zu bewegen gewesen. Sie rannten immer wieder sinnlos gegen das Portal des Domes und die Front des bischöflichen Palastes an, immer wieder zurückgeworfen und immer wieder auf der blutigen Spur vordringend, bis der letzte Mann weggeschossen war.

Die übrigen Mannschaften aber hatte der Rahmenmacher in die Häuser um den Domplatz verteilt. Er selbst hatte mit den verwegensten Leuten sein eigenes Häuschen besetzt und wollte versuchen, über die Dächer hin zum Palais des Bischofs vorzudringen. Die Passionsblumen in den Fenstern, die trotz aller Verwehrung wieder zu blühen begonnen hatten, waren von Kugeln zerfetzt, die Blumentöpfe zertrümmert, und die Brüder vom roten Tode trugen die schwarze, fette Erde an den Sohlen durch alle Räume.

Als die Truppen vom Bahnhof auf den Domplatz rückten, wurden sie von einem heftigen Feuer aus allen Fenstern empfangen. Sie verteilten sich

sogleich in die Häuser zu einem Kampf Mann gegen Mann, wurden aufgerieben und hinausgedrängt, aber sie kehrten wieder, verstärkt durch immer neue Kämpfer, die auf dem Domberg eintrafen. Zum erstenmal trat hier reguläres Militär in größerer Anzahl in das Ringen ein. Ein paar Kompagnien Infanterie, die mit dem blanken Bajonett in kurzer Zeit einige Häuser räumten.

Inzwischen hatte der Rahmenmacher mit einer Anzahl seiner Leute über die Dächer hin das Palais des Bischofs erreicht. Sie sahen, wie unten die Brüder aus den Häusern hinausgeworfen und auf dem Domplatz niedergemacht wurden. Eine Abteilung wurde in die enge Gasse zwischen dem Thor des Domes und der Front des Palais gedrängt, eingeschlossen und vollständig aufgerieben. Es war ein schrecklicher Kampf, an dem sich auch die Weiber beteiligten. Sie fielen die Soldaten und Freiwilligen mit Nägeln und Zähnen an, faßten die Bajonette und Gewehrläufe, umklammerten die Füße der Feinde und rissen sie nieder. Auch Adalbert wurde von einem großen Weib mit verwirrtem Haar und rotgeränderten Augen umklammert und, indem sie ihn gegen einen Leichnam drängte, zu Fall gebracht. Er sah, wie sich einer der roten Brüder mit einem Messer über ihn beugte ... dann sah er ein anderes Messer in der Hand Marconianus und sah, wie es in die Kehle des Bedrängers fuhr. Er erhob sich, noch von seinem Fall betäubt, wischte das Blut von seinem Gesicht mit dem Handrücken ab und rannte weiter vorwärts, einem Knäuel von Kämpfenden zu, in dem er den Maler von heute morgen in Gefahr sah.

Auf dem Dachboden des Palais hatten sich dem Rahmenmacher und seinen Leuten ein paar beherzte Marianiten entgegengestellt. Aber die roten Brüder, die angesehen hatten, wie ihre Kämpfer unten niedergemetzelt wurden, schäumten vor Wut, rannten die Feinde nieder, schnitten ihnen die Hälse ab und warfen die Körper durch die Dachfenster auf die Köpfe der Soldaten vor dem Palais. Sie wußten, daß sie verloren waren, und wollten noch vor dem Ende die Vernichtung so weit als möglich tragen.

Auf den Treppen, in den Zimmern des Palais zog sich der Kampf hin, in hundert Szenen aufgelöst, ein schauriges Gemetzel, in dem alles zur Waffe wurde, Leuchter, Vasen, Stühle und alle Geräte der bischöflichen Küche.

Der Bischof hatte sich mit Frau Agathe in seinem Studierzimmer eingeschlossen. Sie war am Tage vorher zu ihm gekommen, nach einem schrecklichen Auftritt mit Bezug, fast besinnungslos vor Angst und dabei von einer siedenden Zärtlichkeit für den Geliebten erfüllt.

»Ich habe es ihm gesagt,« rief sie, kaum daß der Bischof sie begrüßt hatte, »ich habe es ihm gesagt. Meinen ganzen Haß ... meinen Abscheu vor ihm ... das hat er alles hören müssen. Er hat mir gar nichts geantwortet. Ach – er hat mich die ganzen Jahre her nur getreten und mich gequält. Und ich habe mir das alles gefallen lassen ... ich war schwach und willenlos. Aber durch dich bin ich stark geworden ... ich habe ihm gesagt, daß ich dich liebe. Ich habe es ihm gesagt ... warum sollte ich es ihm nicht sagen? Wenn doch morgen ohnehin alles vorbei ist ... Er soll es wissen. Er soll sehen, daß ihm sein Plan nicht gelungen ist, daß er mich nicht ganz unglücklich gemacht hat. Daß ich mir mein Glück doch noch erobert habe.«

Sie fiel außer sich mit Küssen über den Geliebten her und klammerte sich an ihn. »Du läßt es dir nicht nehmen, Agathe?« sagte er, »du hältst immer noch daran fest, daß morgen das Ende kommt? Ich habe es dir doch schon erklärt: es ist keine Rede davon. Die Astronomen haben das haarklein nachgewiesen ... die Erde wird sich ruhig weiterbewegen, die Sonne wird aufgehen wie immer ...«

»Ja ... ja ... ich glaube es dir ja ... wenn ich bei dir bin, weiß ich es.«

»Und? Denkst du nicht daran, was daraus folgen wird ... jetzt, da dein Mann davon weiß, daß wir ...«

»Nein ... ich denke nicht daran. Es ist mir alles eins, was geschieht. Und ich bin meinem Zweifel und meiner Angst dankbar ... Er weiß es jetzt wenigstens ... ich habe es ihm ins Gesicht werfen können ... Wort um Wort ... ich habe ihn nicht geschont, du kannst es dir denken. Ich bereue nichts, ich bedauere nichts. Ich bin glücklich, daß ich endlich – endlich den Mut gefunden habe, ihm das zu sagen ... so heiß, wie es mir nur aus dem Herzen heraus wollte. Und jetzt ist mir wohl ... ich bin bei dir ... und ob morgen die Welt untergeht oder nicht ... das ist etwas, das mich gleichgültig läßt ... ich bin bei dir.«

»Ja ... auch ich bin glücklich«, sagte er und machte sich von ihr los, um mit sich zu Rate zu gehen. Das war eine recht fatale Geschichte. Frau Agathe, die arme, stets um Mitleid werbende Kranke war zu mänadenhafter Wildheit verwandelt. Er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen würde, sie, wenn erst der Tag des Unterganges vorbei war, zur Vernunft zu bringen und zur Rückkehr zu bewegen. Aber darüber war nicht hinweg zu kommen, daß Bezug jetzt um alles wußte, und es blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten, was er beginnen würde. Übrigens, wenn der Bischof allen Zusammenhängen nachdachte, so wollte es ihm scheinen, als sei hier eine Art von Vergeltung sichtbar geworden. Die Strafe dafür, daß Bezug das Volk in diese maßlose Angst gehetzt hatte.

Frau Agathe hatte sich indessen zu längerem Aufenthalt bei ihrem Geliebten eingerichtet ... ganz rücksichtslos, als müsse ihm genau so wie ihr das Urteil der Leute gleichgültig sein. Der Bischof mußte es geschehen lassen, und während rings in der Stadt der Kampf entbrannt war, zog sie ihn in ihre Umarmungen, bemächtigte sich seiner und überströmte ihn mit einer sengenden Leidenschaft.

Er war durch die Nachricht von dem Anrücken der Brüder des roten Todes erweckt worden, und eine Viertelstunde später war er schon auf dem Platze, um den Befehl über die Verteidiger zu übernehmen. Alle militärischen Erinnerungen waren lebendig geworden. Und seinen raschen und besonnenen Maßregeln war es zu verdanken, daß die Angriffe der Stürmer abgewiesen worden waren. Agathe hatte ihn auf allen Gängen begleitet, durch seinen überlegenen Willen wie gestählt und von aller Angst befreit.

Sie war nicht einmal erschrocken, als durch das Fenster, von dem aus sie neben dem Bischof dem Kampf zusah, zwei Kugeln einschlugen und einer der Glassplitter sie leicht an der Wange ritzte. Dann hatte sich der Bischof mit ihr in das Studierzimmer eingeschlossen. Auf den Treppen und in den Zimmern des Palais war das Getöse des Gefechtes. Sie saß in einem der breiten Armstühle, hatte ein Knie heraufgezogen und die Hände darüber gefaltet und sah dem Bischof zu, wie er die schwere Eichentür verschloß

und dann aus einem Schrank zwei schöne mit Gold tauschierte Pistolen und einen Browning holte, die er vor sich auf ein kleines Tischchen legte.

Alles glitt traumhaft an ihr vorüber. Sie hatte das Gefühl, als sähe sie von einer Brücke in einen raschen Fluß hinunter, bis die Empfindung des Schwimmens über sie kam. Das leichte Bewußtsein der Gefahr war ihr nur wie ein angenehmer Reiz. Sie lebte in nichts anderem als in dem Anblick des Geliebten, dessen entschlossene und ruhige Bewegungen sie mit Behagen genoß.

Das Geschrei draußen war näher gekommen und vor der Tür ein Getümmel entstanden, aus dem sich ein paar Stöße gegen das Getäfel wie plötzliche Verdichtungen des Lärmes richteten. Dann fielen einige Schüsse, und sie wurden von einem wütenden Gebrüll beantwortet. Der Vorsaal vor dem Studierzimmer war zum Kampfplatz geworden.

Noch immer hatte Frau Agathe das Gefühl des Schwimmens. Es summt ihr in den Ohren, und sie sah nichts als die Gestalt des Geliebten, der hochaufgerichtet, eine Pistole in jeder Hand, gespannt nach der Tür blickte.

Dann schien es, als lasse das Summen in den Ohren nach. Der Lärm des Kampfes wich von der Tür zurück, jemand rief draußen: »Bischöfliche Gnaden ... sie sind fort ...« Und der Bischof ging zur Tür und öffnete. Irgend jemand sah hinein. »Er lebt,« rief er zurück, »er ist da!« Ein paar Menschen drängten sich in den Türrahmen. Es war Agathe, als sähe sie ein bekanntes Gesicht.

Dann ging alles in einem angenehmen Rausche unter ... und ganz zuletzt fiel es ihr noch ein, daß der Mann, den sie da gesehen hatte, Adalbert Semilasso gewesen war ...

Adalbert war wirklich unter der Abteilung, die den Verteidigern des Palais zu Hilfe gekommen war und die Stürmer zurückgeworfen hatte. Der Rahmenmacher war vor der Tür des bischöflichen Studierzimmers gefallen, und die letzten seiner Schar zogen sich zurück, auf demselben Weg, auf dem sie gekommen waren. Sie wurden auf den Dachboden verfolgt, der Kampf spann sich auf den Dächern weiter fort, bis die letzten der roten

Brüder durch die Nachbarhäuser zu fliehen versuchten, um den Truppen, die schon diesen Teil des Domplatzes besetzt hatten, in die Hände zu laufen.

Auch Adalbert war auf das Dach des Palastes gestiegen. Marconianu und die zwei anderen Rumänen hielten sich immer hinter ihm. Ein frischer Ostwind brachte ihm nach dem Taumel des Kampfes Kühlung. Adalbert sah zum Himmel auf. Der Wind hatte die Regenwolken zerrissen und zog sie langsam von einem strahlend blauen Schild zurück.

Längs der Dachrinnen drang Adalbert bis zur nächsten Gasse vor, ohne ein Gefühl des Schwindels mit vollkommener Sicherheit im Gebrauch seiner Glieder. Er beugte sich vor, um auf den Domplatz hinunterzusehen.

Der Kampf war entschieden, nur ein Trupp von etwa fünfzig der roten Brüder machten eben den Versuch, sich durchzuschlagen. Sie hatten sich fest zusammengeschlossen, feuerten sich durch ihr gellendes »Hu – hu – hu!« an und waren schon bis zu der Gasse gekommen, deren Schacht unter Adalbert war. Die Weiber rissen ihre Blusen auf und warfen sich den Soldaten entgegen, während die Männer hinter ihnen Deckung suchten und auf die Feinde schossen.

Die Freiwilligen beteiligten sich nicht mehr am Gefecht. Sie standen in Gruppen auf dem Domplatz oder waren um die Verwundeten bemüht, die man nach einem von der Rettungsgesellschaft vor dem Portal des Domes errichteten Verbandplatz brachte.

Ein seltsames Geschrei am anderen Ende der Gasse ließ Adalbert dorthin sehen. Da kam eine Anzahl von Weibern heran, halbnackte Weiber, in Tanzschritten ... mit aufgereckten Armen und bloßen Brüsten, die Kleider bis zu den Knien aufgeschürzt. Was war das? Griff der Wahnsinn noch immer weiter um sich?

Die Frau, die den anderen vortanzte, trug ein zerfetztes schwarzes Kleid, ihre blonden Haare wurden vom Wind verwirrt und wehten um ihre Schultern, flossen über ihre Brust ... wer war das nur? Wer war das? An einer Stange trug sie ein großes Tuch mit braunroten Flecken. Es war mit großen Knoten an zwei Zipfeln an die Stange geknüpft und blähte sich wie ein Segel, flopfte dann wieder schlaff gegen das Gesicht der Trägerin und dämpfte das Gelächter, mit dem sie dem Zug voransprang.

Jetzt war sie so nahe heran, daß Adalbert die Gräfin erkennen mußte. Er beugte sich so weit vor, daß ihn seine Begleiter zurückrissen. Die Frau war ihm in der letzten Zeit ganz aus dem Gedächtnis gekommen, sie hatte an keinem seiner Gedanken teil, und er baute seine Zukunft ganz ohne sie auf. Jetzt aber sah er sie da unter sich in einem Zustand von Trunkenheit und Raserei, und die Gewißheit war in ihm, daß sie geradenwegs von einer schrecklichen Orgie kam, in Begleitung dieser Weiber, die daran teilgenommen hatten. Und er erinnerte sich einer Stunde, in der er bei ihrer Freundschaft Trost gesucht hatte, einer Stunde, die ihm mehr von ihrem guten und verstehenden Herzen gezeigt hatte, als sie einem anderen jemals hätte zeigen können. Diese Erinnerung war ihm ein Vorwurf und eine Beschämung. Er wollte hinuntereilen und sie aus ihrem Taumel erwecken ... sie würde ihm gehorchen, ihm als dem einzigen ...

Aber in diesem Augenblick erhob sich in der Gasse ein fanatisches Gebrüll. Die letzten der roten Brüder hatten die Reihen der Feinde durchbrochen und stürzten sich in einem dichtgedrängten Haufen die Straße hinab, gerade dem Zuge der Weiber entgegen. Als die vordersten die seltsame Fahne der Anführerin erblickten, fuhren sie zurück. Dann schrien sie auf.

»Das Grabtuch! Das Grabtuch! Sie hat das heilige Tuch!«

Und wie wilde Tiere fielen sie über die Frauen her. Die Gräfin tanzte dem Tod entgegen. Sie hörte nicht auf zu lachen und ihre Fahne zu schwingen, bis ihr das Beil eines Zimmermanns in den Kopf fuhr und ihr einer der Brüder das heilige Tuch entriß. Heulend wollten die Weiber entfliehen, aber die roten Brüder setzten ihnen in der engen Gasse nach, rissen ihnen die letzten Fetzen vom Leib und schlugen auf die nackten Körper los, unbekümmert darum, daß sie selbst von den Feinden verfolgt und niedergehauen wurden. Adalbert hatte von seinem Dache aus den Blick in eine Hölle, auf einen Haufen von Toten und Sterbenden, aus dem jetzt ein paar bewaffnete Priester das heilige Tuch entwirrten, um es in den Dom zurückzubringen. Aber die Zeichnung eines blutigen Körpers, der vor Jahrhunderten in dieses Tuch gehüllt worden sein mochte, war verwischt

und unkenntlich geworden durch große hellrote Flecken ganz frisch vergossenen Blutes.

Wankend stieg Adalbert die Treppe hinab. Er hatte das Bild eines offenen, geifernden Rachens vor sich, mit einem fürchterlichen Gebiß, zwischen dem Fleischfetzen und Fettbrocken hingen. Und im Hintergrunde des Rachens bewegte sich wie ein dickes Tier in einer dämmerigen Höhle eine angeschwollene blutrote Zunge.

Er war krank, das fühlte er. Und er mußte zu Eleagabal Kuperus, um durch dessen Einfluß wieder zur Besinnung zu kommen. Indem er den Blick fest auf das Haustor und die mit Fresken geschmückte Wand von Eleagabals Haus geheftet hielt, schritt er über den von Blut glitschigen Domplatz, wich den Haufen von Leichen aus, die man da und dort zusammengetragen hatte, und streckte wie im Traum die Hand nach der Klingel aus. Dabei sah er nach den Bildern über der Tür empor. Da war die Opferung Isaaks zwischen allerlei Rankenwerk und unleserlichen Sprüchen und der Durchzug der Juden durch das Rote Meer und auch das Urteil Salomos mit den beiden Frauen, die Elisabeth und Regina ...

Adalbert taumelte ein paar Schritte zurück und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach dem Bild. Die Frau, die Elisabeth glich, stand da, mit erhobener Hand und einem Gesicht, dessen Ausdruck ganz verändert und zu einem höhnischen Triumph verzerrt war. Und der Platz, auf dem ihr Regina gegenüber gestanden hatte, war leer. Regina war wie aus dem Bild gelöscht, sie war verschwunden ... und die anderen Personen der Darstellung schienen mit den Mienen des Entsetzens nach diesem leeren Platz inmitten des Bildes zu schauen.

»Sie ist weg ... sie ist weg«, keuchte Adalbert und ergriff den Arm Marconianus, der neben ihm stand.

Eine fürchterliche Angst hatte ihn befallen, wie eine plötzliche Finsternis, in der gräßliche Stimmen einander zurufen und weiche, schwammige Körper vorbeitappen. Dann kam ein Schimmer in diese Finsternis, ein phosphoreszierender Schein, und in diesem Licht der Verwesung sah Adalbert ein anderes Bild, in undeutlichen Umrissen, halb zu erraten, aber doch durch die ahnende Angst schrecklich bestimmt: die

Vision von Antothrake. Jenes Bild, das er damals in dem öden, heiß überzitterten Hexenkessel der Insel gesehen hatte. Die beiden Frauen ... an einem Ufer ... er sah Regina ihrer Feindin den Rücken zukehren, sah einen Dolch in Elisabeths Hand ... zwei Stöße und zwei rote Flecken auf dem Nacken Reginas.

Etwas schrie in ihm. Und er stürzte wieder auf die Klingel an Eleagabals Tür los. Dann, als sich der Eingang geöffnet hatte, durch die Gänge und Zimmer, an dem Diener vorbei in die große Halle.

Eleagabal schien in einem blauen Nebel auf ihn zuzuschwimmen.

Adalbert umklammerte zwei dürre, knochige Knie: »Sie ist fort! ... sie ist fort! ... fort! Fort!«

»Wer ist fort?«

»Sie, die Frau auf dem Bilde ... Regina ... die Frau, die Regina gleicht ... sie ist aus dem Bild verschwunden.«

In dem blauen Nebel schienen sich Eleagabals Züge zu verändern. Ein schwerer, aber besonnener Ernst wirkte auf Adalberts verwirrte Seele. »Du meinst die Frau, die Regina gleicht ...?«

»Ja, sie ist fort ... Elisabeth hat sie ermordet ... es ist so ... oh, es ist fürchterlich. Wo ist sie? Wir müssen sie suchen. Du wirst mich zu ihr führen; komm mit mir ... komm sofort ...«

Da stand schon irgendwie der Diener mit Mantel und Hut Eleagabals neben ihm. »Gehen wir«, sagte der Alte.

Vor der Tür seines Hauses wandte sich Eleagabal um und sah nach dem Bild und dann folgte er kopfschüttelnd dem Drängen Adalberts. Als sie den Domberg hinabstiegen, sahen sie auf dem kleinen Platz vor dem Kellerwirthshaus zum »Schwarzen Adler« einen leeren Einspanner stehen. Die Wände des geschlossenen Coupés waren von einer Kugel durchlöchert, die glatt durch den Wagen durchgefahren war. Das Pferd stand mit gesenktem Kopf da und leckte an dem Eisenbeschlag der Deichsel. Von dem Kutscher war nichts zu sehen. Er mochte sich von den Schrecken des Tages vielleicht unten im Keller erholen. Auf einen Wink Eleagabals sprang Marconianu auf den Kutschbock und ergriff die Zügel. Die vier Männer

zwängten sich in das enge Coupé, und dann fuhr Marconianu los durch die von aufgeregten Menschen belebten und von Truppen besetzten Straßen.

Manchmal mußten sie vor Barrikaden abbiegen, dann gab es wieder Verhandlungen mit den Kommandanten der Patrouillen, die nach dem Ziel der Fahrt fragten. Adalbert hielt während dieser Aufenthalte und Umwege die Hand Eleagabals in der seinen, mit einem festen, schmerzhaften Druck. Und erst als Marconianu vor der Stadt das Pferd zu schnellster Gangart antreiben konnte, ließ er den Alten los.

Mit ungelassenen Sprüngen folgte der Gaul den Zurufen und der Peitsche des Rumänen, daß der Wagen stoßend und klirrend von einer Seite zur anderen schwankte. Da kamen sie über die Höhe in den Schild der Talmulde, und vor ihnen lagen das Wirtshaus »Zum General Laudon« und Enzbergers Mühle und weiter drüben Bezugs Villa.

Adalbert hielt den Griff des Wagenschlages schon lange, ehe Marconianu den Gaul zum Stehen gebracht hatte, in der Hand, sprang dann hinaus und schlug mit beiden Fäusten gegen das verschlossene Tor. Als er Enzbergers verstörtes Gesicht sah, fragte er gar nicht und rannte in den Hof, die Treppe hinauf in Reginas Zimmer. Aber da war nichts, was ihm Aufschluß gegeben hätte, wo er sie zu suchen habe. Er lief durch das ganze Haus, öffnete jede Tür und sah in jede Kammer hinein, raste durch alle Schopfen und Scheuern und durch den Garten und sank endlich schweißbedeckt und atemlos auf den Hackblock mitten im Hof.

Sie standen alle um ihn herum, und niemand wußte ein Wort des Trostes. Nur der alte Johann hielt sich abseits und ging zwischen der Gruppe um den Hackstock und dem Hoftor unablässig hin und her, mit hängendem Kopf und hart stoßendem Stelzfuß, wie immer, wenn er einer Sache angestrengt nachdachte.

Enzberger sagte irgend etwas ... und seine Frau ... Adalbert hörte nichts als einzelne Worte, die sogleich, wie sie gesprochen waren, in einen Abgrund fielen. Dann begann Kuperus zu sprechen, so langsam und nachdrücklich, daß Adalbert aufzumerken gezwungen war. Er fühlte sich wie an Ketten aus einem Schacht gewunden.

»Enzberger sagt uns, daß Regina über dein Fortgehen verzweifelt war. Sie wollte dir sogleich nach und in die Stadt, und es kostete Enzberger alle Mühe, sie zurückzuhalten. Endlich schien sie sich zu beruhigen und Hoffnung zu fassen, daß sie dich wiedersehen würde. Wenn sie nun doch weggegangen ist – und wir haben allen Grund anzunehmen, daß sie doch in die Stadt gegangen ist – so muß irgend etwas auf sie gewirkt haben ...«

»Elisabeth hat sie getötet ... ich weiß es.«

»Enzberger hat niemanden gesehen. Aber ... es bleibt uns nichts anderes übrig, wir müssen in die Stadt zurück und sie suchen ...«

»Suchen,« wiederholte Adalbert, indem er sich erhob, »... sie ist tot ... ich weiß es ...«

Alle gingen mit, auch Enzberger und seine Frau; sie sperrten das große Tor ab und ließen die Mühle allein. Die Rumänen hatten alles noch einmal genau untersucht unter Verwünschungen gegen die Mörder der jungen Frau, die sie alle liebten. Kreuz und quer laufend, wie Hunde auf einer Spur, kamen sie jeder dreimal an dieselbe Stelle. Sie verständigten sich durch kurze Rufe, und als sie vor das Tor getreten waren, setzten sie vor der Mühle ihre Nachforschungen fort. Nachdem sie ein paar Schritte gemacht hatten, bog Marconianu mit seinen Gefährten von der Straße ab, lief ein Stück in die Wiese hinein, kam wieder zurück und ging nun so schnell neben der Straße voran, so daß die anderen weit dahinten blieben. Dann wandten sich alle drei nach links und gingen durch das hohe, schon lange ungemähte Gras den Bäumen am Fluß zu.

Adalbert war stehengeblieben. Er sah den drei Männern nach. In dem hohen Gras schienen sie auf und nieder zu springen, als würden sie an Gummischnüren bewegt. Auch die Bäume dort drüben standen nicht still, sondern hoben und senkten sich ...

Dann sah Adalbert einen winkenden Arm ... er erhob sich zwischen den tanzenden Bäumen aus einer schwarzen Gruppe von Menschen. Und da begann er zu laufen ... und es war ihm, als müsse er durch eine rauschende Brandung vordringen ... irgendwohin ... zu einem Punkt, der sehr fern und sehr schwer zu erreichen war ...

Da lag aber Regina vor ihm, auf dem feuchten Sand des Ufers. Er sah zuerst nur das Gesicht, das mit einer Wange in den Sand gedrückt ... ihr Mund war offen und die Augen nur halb geschlossen. Adalbert zitterte gar nicht mehr, als er sich jetzt zu ihr niederneigte. Dann deutete er auf zwei kleine Wunden in ihrem Nacken, die wie Schlangenbisse waren. Die Ränder klafften nur wenig auseinander, und es war auch nicht viel Blut auf den Kleidern und dem Sand zu sehen.

»Elisabeth,« sagte Adalbert, und alle erschrakten über seine fürchterliche Ruhe, »Elisabeth hat sie getötet. Es ist wie auf Antothrake! So habe ich es auf Antothrake gesehen, Eleagabal, genau so ...«

Mit zärtlichen Händen wendete er die Tote auf den Rücken. Und lange kniete er neben ihr, mit demselben Gesicht, dem jede Möglichkeit des Wechsels im Ausdruck erstorben schien. Dann griff er, wie einer untrüglichen Eingebung folgend, in eine der Taschen von Reginas Kleid und zog einen Zettel hervor, den er, nachdem er ihn gelesen hatte, Eleagabal reichte.

»Es ist Elisabeths Schrift«, sagte er.

Eleagabal las auf dem zerknitterten Papier die drei Zeilen: »Adalbert ist in der Stadt, wenn Sie es nicht wissen sollten. Er befindet sich in großer Gefahr. Eilen Sie, ihn zu retten. Es erwartet Sie eine Freundin, um Sie zu ihm zu führen.«

Adalbert hörte irgend jemanden sagen: »Sie hat sich wenig Mühe gegeben, ihre Spur zu verwischen.«

Dann schien es ihm, daß der Fluß sich vor ihm zu einer Mauer verwandle. Das jenseitige Ufer klippte auf und stieg empor, während das diesseitige Ufer ruhig blieb, als ob hier die Scharniere für die Bewegung des Flusses angebracht seien. Und dann sah Adalbert noch, daß neben der Leiche Reginas, im Sand halb verborgen, eine zerbrochene Flasche lag und eine zerbeulte alte Sardinienbüchse und ein durchnäßtes Stück einer Zeitung ...

Als man den Leichnam nach der Mühle brachte, war es bereits Abend, und die Welt war noch immer nicht untergegangen. Eine Kavalleriepatrouille kam von der Straße her. Die Hufe klangen auf der noch

immer regenweichen Straße gedämpft. Jetzt, da die Ordnung in der Stadt wiederhergestellt war, sandte man Militär aus, um auch in der Umgebung den Unruhestiftern entgegenzutreten. Als die Reiter an der Leiche vorüberkamen, beugte sich der Offizier vor, um der Toten ins Gesicht zu sehen, und wie von einer plötzlichen Rührung ergriffen, hob er die Hand grüßend an den Helm.

Adalbert, der nach einer halben Stunde den Anfall von Schwäche überwunden hatte, folgte den Männern, die sein totes Weib trugen, stieg hinter ihnen die Treppe hinan und ließ sich, als sie den Körper auf das Bett gelegt hatten, in einem Sessel nieder. Er wälzte immer den einen Gedanken: Nun ist alles vorbei ... nun soll es vorbei sein. Sie wird nicht mehr sprechen und lachen, und das Bett, in dem sie jetzt liegt ... es ist dasselbe, das unser Glück getragen hat.

Er hob den Kopf. Es war draußen Nacht geworden, und er sah durch das Fenster einen schwarzblauen, hell übersternten Sommerhimmel. Dieser Himmel sah nur wie ein Vorhang aus, ein kunstreicher, wunderschön gewebter Vorhang, der, so fein er ist, doch alles verhüllt, was sich dahinter befindet.

Außer Eleagabal, der an dem Tisch mit der Petroleumlampe saß, war kein Fremder im Zimmer.

Kuperus hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und die Augen geschlossen, so daß es schien als schlafe er.

Mit einemmal war es Adalbert, als sei das alles nicht wahr, alles nur Täuschung, ein arger Traum. Es waren da gar keine Realitäten, an die man sich halten konnte, nichts Wesenhaftes, und er fühlte sich gegen seinen Willen von einem brodelnden Schlammvulkan langsam eingesogen, ohne daß er etwas Festes hätte ergreifen können; die Stimme eines Menschen ... er wollte die Stimme eines Menschen hören.

»Eleagabal ... schläfst du?«

Eleagabal schlief nicht. Er öffnete sogleich die Augen, wie einer, dem es gar nicht schwer wird.

»Es ist also wahr?«

»Ja, mein armer Kerl – es ist wahr.«

»Was soll ich tun? Ich kann nicht ohne sie leben. Bei Tagesanbruch folge ich ihr. Ich möchte noch einmal das Licht sehen, dann –«

»Das darfst du nicht tun, Adalbert. Du mußt es erst versuchen, das Leben zu tragen. Und nur dann, wenn dich nichts mehr halten kann ...«

Die Worte glitten an Adalbert vorbei und gewannen keine Bedeutung für ihn. Eleagabal war ihm jetzt so fern, daß er sich durch nichts mit ihm verbunden fühlte. Mit Erbitterung stellte Adalbert fest, daß Eleagabal nichts getan hatte, um Regina zu retten. Er hatte sie untersucht und festgestellt, daß sie bereits am Abend vor der Auffindung getötet worden sein mußte. Das war alles gewesen. Und er besaß doch sicher Mittel, die anderen unbekannt waren und die vielleicht geeignet waren, wenigstens einen Versuch zu machen. Freilich ... gegen den Tod war nicht anzukämpfen ...

Plötzlich aber ließ er die Hand der Toten fahren, die er bis jetzt festgehalten hatte, stieß seinen Sessel zurück und stand steil auf. Etwas war ihm eingefallen, so groß, so bedeutend, so schwer, daß er erschrocken war. Er hatte sich einer Unterredung mit dem Alten erinnert und einer seltsamen Mitteilung, die ihm dieser damals gemacht hatte.

»Eleagabal ... ich bitte dich um aller Barmherzigkeit willen ... du darfst mir jetzt nicht ausweichen ... sag' mir die Wahrheit. Bin ich schon wahnsinnig, wenn ich mir dies einfallen lasse, oder ist es wirklich so ...? Du hast einmal gesagt, du könntest das Leben wieder zurückrufen. Du hast ein Mittel, den Tod in Leben zu verwandeln ...«

Auch Eleagabal war aufgestanden und kam nun langsam um den Tisch herum. Er trat zu dem Bett, faßte Reginas Hand und sah ihr ins Gesicht. Dann wandte er sich zu Adalbert: »Es ist so, wie du sagst. Ich habe viele Experimente gemacht. Und sie sind zum Teil gelungen. Freilich habe ich mein Geheimnis noch niemals im Ernst angewendet. Denn du wirst dich erinnern, was ich damals gesagt habe: Der Tod ist noch zu mächtig in dieser Welt. Zu mächtig ... und dann muß ich etwas anderes dagegen fragen, ehe ich daran gehe, mich in einen Kampf einzulassen ... Sie ist dein Weib, Adalbert, nicht wahr?«

Adalbert senkte den Kopf und schwieg.

»Ich habe euch damals mein Gebot auferlegt, nicht euch zur Qual, sondern zu eurer Rettung. Ich ahnte schon, was geschehen werde. Ich wußte nicht, auf welche Weise und durch wen. Das vermochte ich nicht zu sehen. Aber ich ahnte diese Stunde. Ich wußte, daß wir beide an ihrer Leiche stehen würden und daß du mir sagen würdest ... was du mir eben gesagt hast. Und ich war gesonnen, dir zu helfen, aber du selbst solltest auch dazu beitragen ...«

»Es war zu einer Zeit ... wir glaubten damals an den Untergang ... Sollten wir so ...?«

»Ich verstehe, was euch dazu getrieben hat. Und ich mache euch keine Vorwürfe. Es hat wohl so kommen müssen. Aber ihr habt mir's schwer gemacht ... ich sage nicht, daß es unmöglich ist. Jedem Menschen ist eine Lebenskraft gegeben, die in der Regel bis zur Erfüllung der natürlichen Bestimmung vorhält. In der Regel. Und die natürliche Bestimmung des Weibes ist die Liebe. Nun wirst du erfassen, daß die Lebenskraft stärker und brausender sein muß in einer Jungfrau als in einem Weib ... es wäre mir leichter gewesen, euch zu retten, wenn ihr gefolgt hättet. Nun aber ... es ist geschehen und ich muß sehen, daß ich dennoch den Tod besiege. Vielleicht sind andere Kräfte in ihr wach geworden, indem sich für sie das Leben erfüllte. Ich weiß es nicht. Es ist ja da noch vieles dunkel und ungewiß.«

Adalbert war auf den Stuhl Eleagabals gesunken und hatte das Gesicht in den Händen verborgen. Es war ihm ängstlich und beklommen zumut, aber dennoch wollte die Hoffnung sich nicht mehr vertreiben lassen. Es würde Eleagabal gelingen ... es mußte ihm gelingen.

»Er wird sich nicht so leicht betrügen lassen ... der Tod ... er wird ein anderes Opfer für sie fordern. Denn siehst du, Adalbert, ich spreche dir von einem großen Mysterium des Alls. Im ganzen All ist die Summe des Todes und des Lebens immer gleich. Wir können diesen Gedanken schwer erfassen, denn wir sehen ja nur ein winziges Stück der ganzen unermesslichen Welt. Wir sind auf die Erde gebannt oder vielmehr im eigentlichen Sinn in uns selbst eingeschlossen. Was wir Entwicklung nennen, ist ein Gesetz von sehr bedingter Gültigkeit. Es bezieht sich auf uns und auf unser Stückchen Welt. Darüber hinaus? Wer kann darüber hinaus

sehen ... Aber die großen Mysterien werden nicht erschaut, sondern erfüllt. Und so sage ich dir, daß das All in einem unabänderlichen Gleichgewicht von Tod und Leben schwebt. Was hier zugegeben wird, wird dort genommen. Die eine große Kraft ist sich immer gleich. Es findet immer ein Ausgleich statt. Allem Keimenden hier steht ein Absterbendes dort gegenüber. Jedem ersten Atemzug ist ein Todesröcheln entgegengesetzt. Und wenn wir hier auf unserer Erde von Entwicklung sprechen, also von einem Zunehmen an lebendigen Kräften, wer weiß, auf welchem der dunklen Sterne dort, die um die Sonnen anderer Systeme kreisen, zur selben Zeit der Ausgleich stattfindet, die Abwicklung, das Zurücksinken in den Tod, durch das die unveränderliche Summe erhalten wird. Und wenn wir mit unseren plumpen Händen in das wunderbare Gewebe greifen, so wissen wir nicht, was unserer Willkür nachfolgt. Wenn wir Regina ins Leben zurückrufen, so müssen wir gegenwärtig sein, daß der Tod ein anderes Opfer sucht.« Und leise murmelnd fügte er hinzu: »Ich ... ich bin bereit ...«

Ergriffen erhob sich Adalbert und ging auf Eleagabal zu, nahm seine Hände und küßte sie.

»Ich gehe jetzt,« sagte der Alte, »ich muß in die Stadt gehen ... bis zum Morgen bin ich wieder zurück.«

Adalbert hörte ihn über die Treppe gehen, unten mit jemandem sprechen ... Dann knarrte das Hoftor und, während sich alle diese Geräusche wie auf silbernen Gleitbahnen in die Nacht fortzupflanzen schienen, überließ sich Adalbert seiner Müdigkeit. Er war so voller Zuversicht, daß fast alle Unruhe in ihm getilgt war. Die Geräusche schienen wiederzukehren, sich zu wiederholen, bis ein gleichmäßiges Summen vor seinen Ohren entstand, in dem er, neben Reginas Bett sitzend, einschlief.

Als er erwachte, lag schon ein zaghafter Dämmerchein des nahenden Tages im Zimmer. Jemand sprach unten auf dem Hof. Wenn nicht schon ein leises Zirpen und Pipsen in dem großen Birnbaum vor dem Fenster den Morgen bestätigt hätte, so hätte Adalbert glauben mögen, daß erst einige Minuten seit Eleagabals Fortgang verflossen seien. Dann kam wieder jemand die Treppe herauf, mit müden, schleppenden Schritten ...

Eleagabal trat ein, und von seinem Gesicht waren im Grau des Morgens nur die Stirn und der lange Bart sichtbar. Sie glänzten beide silbern, und es war ein beständiges Rieseln über ihnen wie von beleuchteten Wassern. Ohne Adalbert anzusehen, ging er auf das Bett los und ergriff die Hand der Toten.

Adalbert war zurückgewichen, denn er fühlte: bei dem, was da geschehen sollte, war er zu klein und unbedeutend, um in irgendeiner Weise im Vordergrund zu stehen. Aber Eleagabal rief ihn heran und bat ihn, reine Betttücher und Wasser zu besorgen.

Die Müllersleute waren schon auf oder noch auf, Adalbert fragte nicht darnach und auch sie fragten nicht, wozu er diese Dinge brauchte. Und sie boten sich auch nicht an, ihm zu helfen, als verständen sie, daß er keinem andern gestatten könnte, für Regina in dieser Stunde etwas zu tun.

Als Adalbert mit dem Verlangten kam, blieb er einen Augenblick lang unter der Tür stehen. Der Herzschlag setzte aus. Eleagabal hatte inzwischen Regina entkleidet. Sie lag nackt auf ihrem Bett, und ihr Körper schimmerte matt im Morgendämmern. Die Vollkommenheit ihrer Schönheit war erhaben und rührend, und der Alte stand mit gesenkten Armen vor ihr, wie im Gebet.

Dann wies er wortlos mit leisen Winken Adalbert an, was zu tun war. Und als alles bereit stand, machte er sich daran, Reginas Körper zu waschen. Er tat es mit so sanften und zärtlichen Bewegungen, mit so leichten Händen, daß Adalbert, der sich wieder abseits gestellt hatte, durch nichts verletzt wurde. Als er fertig war, rieb er Reginas Brust und Glieder mit einer weißen Salbe ein und hüllte dann den Leichnam fest in die Tücher.

Die Spatzen vor dem Fenster waren alle erwacht und hatten ihren fröhlichen Lärm begonnen.

Adalbert wollte die Laden schließen. »Laß nur,« wehrte ihm Eleagabal, »laß nur ...« und dann setzte er hinzu, indem er Adalbert mit einem großen Blick ins Auge sah: »Wie ich euch liebe ... wie ich euch beide liebe ...«

Der Tag war da. Er reckte sich auf den Hügeln hinter der Villa Bezugs empor und sah nach der Stadt hinüber, noch hatte er graue und rosenrote

Schleier vor dem Gesicht, aber er hob schon lächelnd die Hände, um sie wegzuziehen.

Eleagabal war wieder an das Bett getreten. In seiner Hand sah Adalbert eine winzige, blinkende Spritze mit scharfer, nadelförmiger Spitze, die der Alte jetzt in ein Kristallglas tauchte. Es war jenes Gefäß, das ihm Eleagabal in einer Nacht gezeigt hatte, jenes Gefäß, in dem der Gärungsstoff vorhanden war, das Ferment des Lebens. Hoch aufgerichtet und schwer atmend stand der Alte da, den Blick nach oben, wie in einer Anrufung aller guten Mächte. Dann beugte er sich über Regina und setzte nach kurzem Suchen die Nadelspitze in ihren Hals ein. Langsam ging der Kolben nieder ...

»Jetzt ist der Platz dort dein ...«, sagte er, indem er zurücktrat.

Und Adalbert kniete an ihrem Bett, mit verhaltenem Atem ... sein ganzes Wesen war in einem einzigen Strom an die Rettung der Geliebten hingegeben ... Er wußte nicht, ob er lange so warten mußte oder ob er bloß Sekunden vor Regina gelegen hatte ... Plötzlich wurde er sich einer Veränderung im Gesicht der Geliebten bewußt. Die Haut der Wangen schien sich zu spannen, als würden die Gefäße darunter gefüllt; noch regte sich erst jede Zelle für sich, als hätte sich noch keine in den großen Zusammenhang aller finden können. Hier und dort traten einzelne Partien aus der Erstarrung heraus, belebten sich und gewannen Farbe und den untilgbaren Reiz des im Wechsel des Stoffes beharrenden Organismus. Immer mehr verschwanden die toten Stellen aus dem Gesicht Reginas. Sie wurden von Strömen des Lebendigen umkreist, in den Wirbel hineingezogen und waren von neuen Kräften und Lichtern überflutet. Es war Adalbert, als sei er der Zeuge einer neuerlichen Erschaffung des Menschen aus dem Unbelebten. Ein so erhabenes Schauspiel enthüllte sich vor ihm, daß er fast vergaß, was sein persönlicher Anteil daran war. So vollkommen hingegeben hing er an dem Wunder, so erschüttert war er in seinen Tiefen, daß er zuerst Eleagabals Flüstern nicht hörte.

Eleagabal mußte seine Schulter berühren. »Schneide die Hüllen auf«, sagte er noch einmal, indem er Adalbert ein kleines scharfes Messerchen reichte.

Adalbert trennte die Tücher mit einem raschen Schnitt auf, und es war ihm, als atme ihm nun der ganze Körper mit allen Poren zugleich mächtiger entgegen.

Sein Ohr lag an Reginas Brust und darinnen ... da war ein leiser, warmer, nur noch etwas zaghafter Ton, und dann fühlte er ein leichtes Heben und Senken. Er begann zu schluchzen, hielt mühsam an sich, indem er die Zähne zusammenbiß, um die Geliebte nicht vielleicht vorzeitig zu wecken. Und dann sah er auch wieder ein neues Zeichen der Wiederkehr ins Leben ... die Finger der Hand, die an ihrer Seite lag, zuckten, krümmten sich, und die Nägel waren nicht mehr blau, sondern wurden rosig ... mit weißen Halbmonden an den Wurzeln ... und dann, dann hob sich diese Hand ein wenig müde und schwer und legte sich auf Adalberts Kopf. Er sah auf und schaute in Reginas Augen, die geöffnet waren und strahlenden und freudigen Blick hatten. »Ist der Morgen schon da?« fragte sie nach einer Weile.

Da schob er sich höher, indem er seine Arme um ihre Schultern legte und seinen Mund auf ihre Lippen drückte, die noch etwas kühl waren und ein wenig bebten. So verharrte er, bis das Frösteln aus Reginas Körper gewichen war, bis ihre Lippen warm und fest seinen Kuß erwiderten.

Und dann erinnerte er sich des Retters. Er wollte ihm zu Füßen fallen und seine Hände küssen.

Aber Eleagabal Kuperus war fort. Das Zimmer war leer und schien zum Empfang der Morgensonne bereit, deren erster Strahl eben über die Höhen hinter Bezugs Villa kam.

Bezugs neue Pläne. Johannas Lebensgeschichte. Aktschlüsse

Inhaltsverzeichnis

Mitten in dieser Nacht, die dem Tage des Weltunterganges folgte, wurde an der Tür von Elisabeths Schlafzimmer gepocht. Ein Diener war da, der ihr den Wunsch ihres Vaters überbrachte, sie möchte ihn in seinem Zimmer aufsuchen.

Elisabeth war nicht zu Bett gegangen. Sie saß auf dem Balkon und sah nach dem erleuchteten Fenster in Enzbergers Mühle hinüber. Das Licht brannte dort heute die ganze Nacht. Es war ein Totenlicht. Bisweilen sah man in dem offenen Fenster eine Gestalt, einen Schatten, aber nur selten; es war, als habe der Schmerz die Bewegungen der Menschen dort drüben gehemmt. Manchmal nahm Elisabeth auch den Feldstecher auf, der neben ihr auf der Brüstung lag, und hielt ihn solange auf den viereckigen Ausschnitt aus der Burg der Feinde geheftet, bis jemand in Sein Gesichtsfeld kam. Sie sah Adalbert und den alten Mann, der früher häufig in der Mühle eingekehrt war, und der heute bei der Auffindung des Leichnams dabei gewesen war. Auch das hatte sie sich nicht entgehen lassen: zu sehen, wie man die Tote in die Mühle brachte ...

Nun lag der Weg für sie frei. Es war ein großer Triumph ihres Willens, daß sie das Hindernis für ihr Glück zu beseitigen vermocht hatte. Ihr Dolch hatte zweimal tödlich getroffen. Und daß Regina wirklich tot war, davon hatte sie sich noch einmal am Morgen nach der Tat überzeugt. Sie war noch einmal dort gewesen, wo der Leichnam lag, unbekümmert darum, ob man sie sah. Wenn die Ordnung wiederhergestellt war, so würde sie doch niemand zu beschuldigen wagen, denn sie war ja die Tochter Bezugs.

Nur unwillig folgte sie der Einladung ihres Vaters, denn sie verließ ungern ihren Posten. Aber diese Ladung war so dringend gewesen, daß die sich ihr nicht entziehen konnte.

Bezug saß in einem Stuhl und sah vor sich hin, als Elisabeth bei ihm eintrat. Es fiel ihr sogleich auf, daß eine große Unordnung den bekannten Eindruck dieses Raumes verwirrt hatte. Die Geheimfächer der Tische und Wände waren aufgezogen und nicht wieder geschlossen worden. Es sah aus, als sei Bezug inmitten irgendeiner alles umwühlenden Arbeit müde geworden und könne nicht mehr weiter. Und er schien ganz verfallen und alt, mit einem gelben Gesicht und seltsam weit abstehenden Ohren.

Jetzt hob er den Kopf und nickte seiner Tochter zu. Dann wies er auf einen Stuhl, der neben einem kleinen Tischchen stand.

»Ich habe dich zu mir gebeten,« begann er, »um dir zu sagen, daß wir fort müssen.«

Was war das? Was fiel ihm da ein? Sie legte das Knie über den Stuhl und stützte sich mit den Armen auf die Lehne, indem sie den Vater fest ansah.

»Ja, es ist so«, wiederholte er, »wir müssen fort. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Das große Schauspiel ist zu Ende. Die Narren sind zur Vernunft gekommen. Es ist nichts mehr zu sehen.«

»Ich begreife noch immer nicht, warum wir deshalb fortmüssen«, sagte Elisabeth ruhig.

»Weil sich jetzt der ganze Zorn und die Erbitterung der Menge gegen uns wenden wird,« und auf eine Bewegung Elisabeths setzte er einschränkend hinzu, »gegen mich also ... wenn du willst.«

»Fürchtest du das Volk auf einmal?« fragte sie verächtlich, »nachdem du es aufgestachelt und gequält, in Todesangst gestürzt und dich an alledem vergnügt hast?«

»Du weißt, daß ich Mittel hätte, um mich zu wehren. Ich fürchte mich nicht. Sie werden es nicht wagen, mich hier anzugreifen. Ich bin noch immer der gute Freund der Staatsgewalt. Und schließlich könnte ich mich auch selbst schützen. So wild und zornig sie auch sein mögen. Sie werden sehr stürmisch ankommen, es läßt sich denken; wenn sich die Überzeugung einmal in den dumpfen Köpfen festgesetzt hat, daß ich es war, dem diese lieblichen Vorgänge der letzten Zeit zum Teil zu verdanken sind ...«

»Meinst du, daß sie zu dieser Überzeugung schon gekommen sind?«

»Hainx war in der Stadt und hat ein bißchen herumgehört. Irgendwie ist es unter die Leute gekommen. Sie reden davon und regen sich immer mehr auf, und wenn ich Hainx glauben kann, so wird es eine gefährliche Gärung geben. Jetzt schreiben sie mir alles zu, auch das, wobei ich nicht die Fäden gezogen habe. Es ist die Umkehr ihrer Angst, die Umschaltung der Leidenschaften, die kaum erst beruhigt sind. Die Umschaltung in eine Wut, die sich gegen mich richtet. Du kennst das Volk nicht so wie ich, ich habe es kennengelernt, ich habe es in meinen Händen gesehen. Es war bildsam wie Wachs, und ich habe mit ihm getan, was ich wollte, indem ich seine Instinkte ausgereizt habe. Wenn sie das erkennen, so werden sie mit derselben Raserei über mich herfallen, mit der sie zuerst einander zerfleischt haben. Es ist die letzte Explosion ... bevor die vollkommene Ruhe eintritt. Sie hassen niemanden mehr, als den, dem sie sich zuerst blindlings ergeben haben.«

»Du bist ein alter Mann geworden, Thomas Bezug, ein Schwächling.«

Da richtete sich Bezug in seinem Stuhl aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf.

»Du hast nicht das Recht, so über mich zu denken. Wenn ich von der Wut des Volkes gesprochen habe, so war ich dabei vor allem um dich besorgt!«

»Mir werden sie nichts tun ... ich bin bloß deine Tochter.«

»Eben deshalb ... glaubst du nicht, daß dies ihnen genug ist? Du mußt mit mir kommen.«

Es machte Elisabeth Vergnügen, den Vater, da sie ihn in wirklicher Angst sah, noch mehr zu quälen: »Das sind alles nichts als Ausflüchte vor dir selbst und deiner Kritik, mein Bester. Du bist einfach zusammengeklappt, daran ist nichts zu ändern. Nur dir selbst kannst du etwas vormimen, aber nicht deiner ergebenen Tochter Elisabeth.«

»Ich rede nicht mehr davon. Wenn du also meinen entscheidenden Grund hören willst: ich bin müde ... nichts als müde von alledem hier. Weißt du, wie einem Opiumraucher zumute ist, wenn er erwacht?«

Elisabeth nickte. Ihr war kein Laster fremd.

»So geht es mir. Ich habe einen Opiumtraum genossen, der groß war durch seinen Widerstreit gegen die Vernunft und durch seine künstlichen Verschlingungen. Die ganze Menschheit war mein. Aber jetzt bin ich erwacht, und das ist unangenehm. Die Bestie, die ich gewürgt habe, ist etwas zu zähe. Sie hat sich mir entwunden und bäumt sich von neuem auf. Und ich bin zu müde, um mich gleich wieder in einen neuen Kampf zu stürzen. Zu müde ... Elisabeth! Ich habe meine ganze Kraft an dieses Abenteuer gesetzt. Nun muß ich mich zurückziehen und neue Kraft sammeln. Irgendwohin, wo man mich nicht kennt. Und doch werde ich warten, bis ich gewachsen bin, um noch größer und furchtbarer über die Erde herzufallen.«

Nun hätte Elisabeth dem Vater nicht mehr vorwerfen können, daß er ein Schwächling sei. Seine Augen brannten in ihrem Gesicht.

»Irgendeine Insel der Ladronen oder Marianen dürfte passen. Dort werde ich ganz im geheimen meine Geschäfte leiten ... niemand wird wissen, wo er mich zu suchen hat ... und ich werde nicht ruhen, als bis ich sie alle eingesponnen habe. Fester als diesmal ... das kannst du mir glauben. Und ich werde niemanden mitnehmen als – dich!«

»Mich?«

»Ja ... dich,« seine ausgestreckten Arme zitterten ihr entgegen, »keinen andern. Du wirst mich begleiten, und du wirst erkennen lernen, welch unerhörtes Glück im Gefolge der Macht liegt, wenn man den richtigen Gebrauch von ihr zu machen weiß!«

»Und die anderen ... die Garde, die du da um dich versammelt hast?«

»Sie bleiben zurück.«

»Und Hainx?«

»Der darf nichts von meiner Häutung wissen. Der am wenigsten. Ich brauche ihn nicht mehr.«

»Und wenn das Volk nun wirklich gegen dich losgeht und nur deine Gehilfen findet ... wenn es wahr ist, was du von ihrer Wut gesagt hast, werden sie diese Leute in Stücke reißen.«

Jetzt war Bezug über eine Anwandlung von Schwäche bei Elisabeth verwundert.

»Was geht's dich an, was mit ihnen geschieht? Aber dir kann es gerade so gehen.«

»Ich habe jetzt keine Lust zu sterben, *my dear*; jetzt erst recht nicht. Ich habe aber auch keine Lust, mit dir auf die Marianen oder Ladronen zu gehen. Ich will hier bleiben. Hier! Hier! Ich werde mich schon nicht erwischen lassen. Meine Laufbahn ist noch nicht zu Ende.«

»Was ist mit dir? Du willst nicht mit deinem einsamen Vater gehen?«

»Ich bedauere ... und wenn du noch so schön die Jammerflöte spielst! Ich bin gepanzert. Ich höre nicht einen Ton.«

Bezug fand sich nun weniger als je in Elisabeth zurecht. Es war fast ein Vorwurf in ihren Fragen nach dem Schicksal von Bezugs verlassenen Leuten gewesen, ein Weichmut, der diesem Kenner der menschlichen Seele zu denken gab, um so mehr, als sie sich seinen eigenen Bitten so starr widersetzte. War sie am Ende auch in ihren Grundfesten erschüttert und bemühte sich nur, nichts davon merken zu lassen?

Der Alte kam langsam an Elisabeth heran. Sie zog das Knie vom Stuhl zurück und nahm die Arme von der Lehne, und wie sie nun so aufgerichtet vor dem Vater stand, da war es nicht zu leugnen, daß sie um ein paar Linien größer war als Bezug.

»Denke daran,« sagte er mit einem ehrlichen Klang in seinen Worten, »denke daran ... willst du mich allein ... Arnold ist ertrunken! Der arme Bursch. Und deine Mutter ist mir davongelaufen. Zu diesem heiligen Mann, dem Bischof ...«

»Du hast sie schlecht behandelt, Vater!«

»Hast du sie besser behandelt? Du warst nicht wie ein Kind zu ihr.«

»Ich bin deine Tochter, Vater! Und sie war eine lästige Frau.«

»Aber siehst du nun ein, daß ich fort muß. Mir, dem Thomas Bezug, ist meine Frau davongelaufen ... zu diesem Bischof, der von meinem Geld seine Hexenkünste bezahlt hat. Wie stehe ich da ... was würde das für eine Freude für den lieben Publicus sein. Es ist dem Bischof ganz sicher auch nicht angenehm ... aber was habe ich davon? Welches Gelächter? Ich muß fort und irgendwo darüber nachdenken, wie ich dieses Gelächter unterdrücke. Und du mußt mit mir gehen ...«

»Und ich sage dir, daß ich nicht gehe!«

Bezug kannte seine Tochter zu gut, um nicht zu wissen, daß ihr Wille unbeugsam war.

Aber er hatte sich in einer Art von Raserei in den Gedanken verrannt, so daß er jetzt nicht sogleich auf seinen Wunsch zu verzichten vermochte. Er sprang auf Elisabeth los und erfaßte ihr Handgelenk mit einer heißen, bebenden Faust: »Und du wirst mit mir gehen ... wir fahren miteinander ... Heute morgen noch.«

Es wurde ihr nicht schwer, sich loszumachen. Ohne noch ein Wort zu sagen, schritt sie zur Tür.

Da geschah etwas, dessen sie ihren Vater niemals für fähig gehalten hätte. Er verlor vollkommen die Besinnung, stampfte mit den Füßen, drehte sich mit ausgebreiteten Armen einige Male wie ein Kreisel um sich selbst und fegte alles von Tischen und Schränken herab, was er erreichen konnte. Dazu kreischte er ein paar zusammenhanglose Silben, in denen stumpfe und schrille Laute durcheinander wirbelten. Die kostbaren Bronzen klirrten in den Scherben der Porzellanstatuetten, und vom Schwung seiner Arme wurden Bücher, Papiere und Schatullen weit ins Zimmer geschleudert, aus denen beim Aufgehen Geld und Schmucksachen herausfielen.

Dann rannte er einige Male im Zimmer hin und her, als ob er irgend etwas suchte, eine Waffe, ein Wurfgeschloß. Dabei warf er Stühle um, die ihm im Wege standen, und griff mit gräßlich verkrampften Fingern immer vor sich in die Luft. Plötzlich war es, als sei seinem Körper alle Kraft entzogen worden. Er wurde mit einem Male blaß, lehnte sich taumelnd an die Wand unter der Uhr und schrumpfte ein wie ein Ballon, der einen Riß bekommen hat. Nur die Finger waren noch immer krampfhaft verbogen und suchten in der Luft. Aus dem Gekreisch war ein Stöhnen und Röcheln geworden, bei dem die Stimme sich immer überschlug, so daß etwas vom Gewinsel eines Tieres mitklang.

Dann fuhr er mit der Hand zur Stirne und wischte den Schweiß ab, der in großen Tropfen darauf stand.

»Bestie! ...« murmelte er, »Bestie! ... wie deine Mutter bist du, wie deine Mutter! Was dich hier zurückhält? ... ich weiß es doch ... meinst du,

ich weiß es nicht? Deine Neigungen sind fürstlich. Ein Mensch, den ich hätte vernichten können ... und er war mir zu klein dazu! Adalbert ... ein Nichts, ein Jammermann. Ich weiß alles ... ich wußte alles. Und er hat dich verschmäht ... weggeworfen, ja, ja ... weggeworfen!«

Elisabeth stand in der Tür und entgegnete nichts. Sie sah ihren Vater nur an.

»Geh ... geh ... ich will dich nicht mehr sehen. Ich werde die Einsamkeit zu ertragen wissen ... ich verfluche dich.«

Gedämpft und ruhig sagte sie: »Du kannst mir glauben, es hat keinen Tag gegeben, an dem ich nicht verflucht hätte, deine Tochter zu sein.«

Dann ging sie, während Bezug zurückblieb, schweratmend an die Wand gelehnt, mit stieren Blicken nach der offenen Tür. In seinem Kopf war ein Dröhnen, in das Hammerschläge gegen die Schädelwand in rhythmischer Wiederkehr einfielen.

Nach einer Weile fand er wieder den Weg zu sich selbst zurück. Mühsam löste er sich von der Wand los und ging mit wankenden Beinen im Zimmer hin und her, indem er die herumliegenden Papiere mit der Fußspitze umwandte, um zu sehen, was davon von Wichtigkeit und Wert war; nach kurzer Zeit hatte er die Besonnenheit wieder erlangt. Mit scharfem Blick sonderte er alle Aufzeichnungen, Urkunden und Wertpapiere, die er mitzunehmen gedachte, von jenen, die zurückbleiben konnten. Und jetzt in dieser Stunde gewann er erneuerte Sicherheit und Zuversicht für die Zukunft aus der Freude über den scharfen Blick, mit dem er den ganzen Stand seiner ungeheuerlichen Unternehmungen überschaute. Schließlich war aus allem, was er mitzunehmen hatte, ein nicht zu umfangreiches Paket geworden, das er in einer leichten Blechkassette unterbringen konnte; noch einmal untersuchte er alle die geheimen Fächer und Laden. An Geld und Juwelen blieb genug zurück.

»Das andere den Geiern und Raben«, sagte er lächelnd, indem er zum Fenster schritt. Er öffnete es und beugte sich hinaus. Der Morgen war frisch und kühl. Weiß zog sich die Straße über den Grund der Talmulde. In den weichenden Schleiern der Nacht war schon ein rötliches Schimmern.

»Es wird eine gute Fahrt werden«, sagte er so laut, als wolle er jemanden eine Versicherung geben. Dann nahm er die Blechkassette und ging in den Hof hinab, wo der Chauffeur das Automobil bereit hielt.

»Ich fahre selbst«, sagte er, als der Mann seinen Sitz einnehmen wollte, »und wenn jemand fragen sollte, ich bin noch im Laufe des Vormittages zurück.« Der Chauffeur sprang zum Tor und half der Wache beim Öffnen. Mit einem übermütigen Pusten setzte die Maschine ein und ließ dann ein kräftiges Knattern folgen. Bezug rückte sich zurecht, hob sich auf seinen Sitz wie ein Reiter im Sattel und setzte die Maschine in Gang. Durch das Tor, über den Wiesenweg und dann lenkte er nach rechts auf die Straße ein, in die Richtung, die von der Stadt fortführte. –

Nachdem Johann geholfen hatte, Regina auf ihr Zimmer zu schaffen, und mit den anderen wieder hinuntergegangen war, hatte er sich, ohne zu jemandem noch ein Wort zu sprechen, wieder aus der Mühle entfernt.

Er kehrte erst gegen zwei Uhr morgens zurück und wollte seine Kammer aufsuchen, aber im Wohnzimmer, durch das er hindurch mußte, saßen noch Enzberger und seine Frau wach und teilten ihm mit, daß Eleagabal Kuperus vor einiger Zeit in die Stadt gegangen sei, daß er aber morgens wieder zurückkommen werde. Sie wollten von Johann ein Wort hören, ob sich auch für ihn eine Hoffnung daran knüpfte, ob er imstande sei, in dieser schmerzlichen Finsternis an die Möglichkeit einer Rettung für Adalbert zu glauben. Regina war ja tot, aber ihr Gatte sollte doch nicht auch zum Opfer fallen ...

Johann hörte ihnen eine Weile schweigend zu. Dann schüttelte er den Kopf und ging in seine Kammer. Sie hörten ihn drinnen kramen und murmeln. Als er nach einer Weile mit einem kleinen Paket heraustrat, schien es zuerst, als wolle er wieder wie vorhin an ihnen vorübergehen. Aber er blieb nach einigem Zögern mitten im Zimmer stehen, wandte sich und kam an den Tisch. Ohne sein Paket aus der Hand zu geben, setzte er sich auf den leeren Stuhl, Enzberger gegenüber und saß mit krummem Rücken da, den Blick fest auf die nassen Kreise geheftet, die von einer Bierflasche zurückgeblieben waren. Die Müllerin hatte sie vor kurzem aus dem Keller geholt und ihren Mann bewegen wollen, zu trinken. Aber

Enzberger hatte keinen Durst verspürt, so wie er es seit der Auffindung der Leiche Reginas nicht vermocht hatte, etwas zu essen.

»Bezug will heute morgen fort«, sagte Johann und legte sein Paket auf den Tisch.

Enzberger sah ihn an. Seit ein paar Tagen war der Alte nicht rasiert und die weißgrauen Stoppeln standen ihm stachlig um das Kinn und auf den Wangen. Er war seltsam anzusehen mit seinem Greisenkopf, in der Weiberkleidung, die ihm nun auch noch weiter geworden zu sein schien, als hätte ihn die letzte Zeit noch mehr ausgedorrt.

»Bezug?« fragte die Müllerin.

»Ja ... ich weiß es. Er will heute morgen fort. Mein Tag ist da ... mein Tag ist da ...«

Seine Augen waren ganz verändert. Sie hatten nichts Irres und Gequältes mehr, sondern einen stetigen, entschlossenen und fast heiteren Blick.

»Dein Tag?«

»Ja ... mein Tag.« Johann senkte wieder den Kopf und ließ ihn eine Weile zwischen den Händen ruhen. »Heute wird er in meine Macht gegeben, heute endlich.«

»Was willst du tun?«

»Er wird seine Villa verlassen, heute morgen. Es ist Bezugs ...«, er unterbrach sich und sah sich um, als habe er vergessen, daß er in einer Festung war, über die sein Feind nichts vermochte. »Ich habe noch so viel Zeit, daß ich euch eine kleine Geschichte erzählen kann. Eine alte Geschichte ... von dem Mann, der heute morgen ... von Thomas Bezug ...«

»Es ist vielleicht besser, schlafen zu gehen ...«, sagte die Müllerin besorgt, denn Johanns Wesen war so von Grund auf verändert, daß sie befürchtete, die Vorgänge des gestrigen Tages hätten seinen Verstand verwirrt.

Aber Johann sah auf seine Finger herab, ließ sie auf die Tischplatte klappen und fuhr fort: »Er war nicht immer der große Mann, der er heute ist, der Herrscher über Tod und Leben ... er hat von ganz unten angefangen. Und wenn er auf anderen Wegen heraufgekommen wäre, man müßte ...

was in ihm seit jeher größer war als bei allen andern um ihn herum, das war sein Wille und sein Verstand. Sein Wille, ein geschickter Dieb, Mörder, Heuchler, Lügner und Verleumder ... und sein Verstand – eine Rechenmaschine. Da hat er als ganz kleiner Junge in Paris in einem Juwelierladen Schaukasten gedreht. Damals hat man noch nicht mit elektrischem Antrieb gearbeitet. Der Junge ist morgens in die große Trommel eingesperrt worden, eingesperrt, und man hat einen Riegel vorgeschoben und ein Vorhängeschloß angelegt. Sein Essen hat man ihm durch eine Klappe hineingeschoben. Und er hat den ganzen Tag im Kreis gehen müssen, im Dunkeln, immer im Kreis, und dabei hat er den Schaukasten gedreht. Draußen sind die Leute gestanden und haben die Schmucksachen bewundert ... die Ringe und Armbänder und Uhren und Broschen ... und er ist drin im Finstern immer im Kreis gegangen. Das weiß ich, denn er hat es dem erzählt, der später sein Kamerad war ... und von dem weiß ich es. Und der ... dieser Kamerad hat den armen kleinen Kerl bedauert. Er hat nicht gewußt, daß damals, in diesem Drehen und in dieser Finsternis, alles in Bezug groß geworden ist, was ihn später zum größten Verbrecher gemacht hat. Da ist der Teufel in ihm erwacht, Enzberger ... es muß so sein, denn es ist nicht möglich, daß das aus einem Menschen kommen könnte ... von selbst, so aus ihm heraus ... es ist nicht möglich. Derselbe, dieser Kamerad, hat immer geglaubt: ein Mensch, dem es schon so schlecht gegangen ist im Leben, der muß gut sein gegen alle andern Menschen. Warum? Eben weil er weiß, wie das ist, wenn es einem schlecht geht, und wenn man immer nur die Absätze spürt, mit denen man getreten wird. Das war sehr dumm von dem Kameraden. Denn wenn er nicht so dumm gewesen wäre und sich gedacht hätte: es ist möglich, daß gerade das Elend den Buben schlecht gemacht hat ... dann wäre er vielleicht auch vorsichtiger gewesen ... und er hätte seine geraden Glieder behalten, der Bursch ... Ja, also, der gute Thomas Bezug, der bei seinem Herrn den Schaukasten gedreht hat, immer im Finstern ... und wenn es Abend geworden ist, dann haben sie ihn aus seiner Trommel geholt und in einen anderen Verschlag gesperrt, der war viereckig und auch finster. Ein Bett ist darin gestanden, und da hat er schlafen dürfen. Aber auch hinter

einer versperrten Tür. Und was ihm nicht eingefallen ist, während er im Kreis gegangen ist und die Trommel gedreht hat, das wird ihm der Traum in der Nacht gebracht haben ... Einmal aber, da haben sie vergessen, den Verschlag abzusperrten. Und in der Nacht war auf einmal ein großer Lärm im Haus. Stiegen auf und Stiegen ab Laufen und Schreien, Türeenschlagen und ein schreckliches Weinen irgendwo. Fremde Menschen waren da, und sie haben mit lauten Stimmen gerufen, und Säbelrasseln hat man gehört und immer das schreckliche Weinen. Wenn das der Thomas seinem Kameraden erzählt hat, so war das so lebendig, daß es dem Kameraden war, als ob er damals mit dabei gewesen wäre. Und die Augen haben dem Thomas gefunktelt, und er hat ein so gräßliches Lachen gehabt ... und der dumme Kerl, der Kamerad, hätte sich nach alledem denken können, daß die harte Zeit den Thomas nicht zum Guten verwandelt hat ... denn in dieser Nacht, damals ist der reiche Mann, der Juwelier, ermordet worden, und den halben Laden haben sie ihm ausgeräumt. Und lang, lang, hat der Thomas erzählt, ist er unter der Stiege in der Finsternis gestanden und hat zugehört, wie die Frau und die Kinder so schrecklich weinen. Er hat gar nicht weggehen können, so gut hat es ihm gefallen. Und so lang ist er gestanden und hat zugehört, daß er beinahe die Gelegenheit versäumt hätte, zu entweichen. Aber zuletzt ist es ihm doch noch gelungen, und er hat noch eine goldene Brosche mitgehen lassen, damit er doch etwas zum Leben hat. Und das hat ihm sein Kamerad auch niemals verargt ... denn das ist ein Recht des Menschen zu leben, und so zu leben, wie er zu leben geschaffen ist ... und wer dem andern daran etwas verkürzt, der verdient, daß er doppelt und dreifach gezüchtigt werde ...«!

Johanns Faust war mit einem harten Schlag auf den Tisch gefallen. Enzberger und seine Frau sahen sich an; sie ahnten, daß der Alte im Begriff stand, ihnen das Geheimnis seines Lebens zu enthüllen.

»Er hat sich nicht lange weitergeholfen, der Thomas, mit seiner Brosche. Er hat sie am dritten Tag, als der Hunger zu groß war, einem Trödler angeboten. Der hat sie genommen und ihm gesagt, er soll am Abend wiederkommen ... wenn er Zeit gehabt hat, sie abzuschätzen. Und wie der Thomas dann am Abend gekommen ist, da hat der Trödler von der

Brosche nichts wissen wollen, hat abgeleugnet, daß er eine erhalten hat, und hat mit der Polizei gedroht. Da ist der Thomas davongelaufen ... und dann waren wieder schlechte Zeiten. In einem Bergwerk ... auf einem Schiff, als Arbeiter in fremden Erdteilen ... ich kenne sein ganzes Leben. Ich kenne es ganz ... besser als das meine. Denn das meine, das habe ich vergessen wollen ... aber das seine, das habe ich mir dafür eingebrannt, und da ist nichts, was das jemals wieder auslöschen kann. Ich weiß auch jetzt, wie er immer schlechter und schlechter geworden ist. Und dann war er so weit, daß er das Gesicht eines ehrlichen Burschen gehabt hat und ein Herz wie eine Fallgrube und Mörderhöhle. Und so ist er an einem Abend in der Brettsäge eingestanden, in der der Sägemüller noch einen Arbeiter gebraucht hat. Da ist er gerade recht gekommen, mit seinem ehrlichen Gesicht und seinen starken Armen. Und eine halbe Stunde später ist er schon aufgenommen gewesen und hat sich mit allen Kameraden bekannt gemacht. Die Sägemühle ist vor der Stadt draußen gewesen, und es war eine große und schöne Mühle, der Müller war reich und alles war gut eingerichtet, und wie der Thomas am nächsten Tag durch die Mühle gegangen ist, da war es, nicht als ob sich ein neuer Arbeiter den Ort anschaut, an dem er jetzt arbeiten soll, sondern als ob einer, der etwas kaufen will oder dem etwas gehören soll, zuvor herumgeht und mit den Augen mißt, ob es ihm auch paßt. Und etwas war in seinem Wesen, daß der Sägemüller, der ihm alles gezeigt hat, beinahe stolz war, als er zum Schluß von dem neuen Arbeiter gehört hat, daß alles schön und gut ist. So einer war der Thomas. Es war aber auch wirklich alles schön und gut. Da waren eine Menge neue Maschinen, die von einer großen Dampfmaschine getrieben worden sind, und eine große Zentrifugalsäge, die in einem Tag so viel Bretter geschnitten hat wie so eine armselige gewöhnliche Säge in einem ganzen Monat. Die hat so schön schwirren und sausen können, daß es war wie die schönste Musik, und wenn der Johann den Nachtdienst bei der Säge gehabt hat, dann hat er dabei immer an das Mädchel vom Müller gedacht, an die blonde Agnes, und das war das Beste, was er sich gewünscht hat, wenn er sie schon nicht hat sehen und sprechen können. Und im Hof draußen ist ein halber Wald gelegen, lauter schöne, gerade

Stämme, kerngesund und stark, und so viel neue auch alle Tage gekommen sind, so viele hat die Zentrifuge gepackt, mit Haken in die eisernen Zähne gezogen und zu Brettern zerschnitten. Es war ein weiches Gehen in Hof und Mühle auf dem vielen Sägemehl, das nicht weniger geworden ist, wenn man auch immer gekehrt und weggeführt hat ... Die blonde Agnes hat mich nicht ungern gesehen, und ich war auch ein tüchtiger Bursch, das kann ich sagen, Enzberger. Ich bin damals gerade vom Militär gekommen, und es war ein bißchen Soldat in mir, mit allem, was man dort lernt, Geradhalten und nicht über Arbeit Klagen, wenn's auch bis zum Hals geht. Und dabei war noch etwas: ich habe mir immer gedacht, es wäre gut, wenn der Müller einsehen wollt', daß ich ein tüchtiger Arbeiter bin und imstande, sein Geschäft in gutem Gang zu halten, und vielleicht der beste, dem er sein Mäd'el übergeben kann und die Sägemühle dazu. Denn ein richtiger Müller, der hat seine Mühle lieb und hängt sie nicht jedem ersten besten an den Hals.«

Da fand Johann den Beifall Enzbergers: »A Mühl'n is lebendig wie a Mensch«, sagte er und nickte seiner Frau zu.

»Aber ich hätt' das Mäd'el auch ohne Mühle genommen, so wie sie war, und wenn sie im Unterrock und Strümpfen mit mir gelaufen wär'. Denn ich hab' sie gern gehabt, wie man nur jemand gern haben kann ... und ich hab' sie bis zum heutigen Tag nicht vergessen, und das ist meine Hoffnung, daß auf ein so langes Warten ...« – Johann hatte den Kopf wieder in die Hände gesenkt, und als er ihn erhob, sah er wieder so aus wie vorhin, heiter, entschlossen und zuversichtlich. Und so fuhr er fort: »Sie war wohl ein bißchen wetterwendisch, aber nicht mehr als andere junge Mädchen und hat es gern gesehen, wenn man sie hübsch gefunden hat ... Aber mich hat sie gern gehabt, immer nur mich, das weiß ich ... so wie ich weiß, daß es heut noch so in mir ist wie damals.«

Das Licht brannte trüb, und Johann warf einen Blick nach den Fenstern.

»Der Morgen ist da,« sagte er, »ich muß meine Geschichte ganz kurz erzählen ... Er war also voll Hoffnung, der Johann: das Mäd'el ihm gut und der alte Müller, der selber ganz unten hat anfangen müssen, keiner von denen, die mit ihren Kindern über sich selbst hinaus wollen. Soweit war

alles gut. Und jetzt ist der Thomas ins Haus gekommen, mit seinem Wesen und seiner Geschicklichkeit, sich bei allen einzuschmeicheln. Am dritten Tag ist die Agnes über den Hof gegangen, und wir zwei waren gerade dabei, die Stämme auf die große Rutschen zu bringen. Da richtet er sich auf und schaut das Mädels an, so wie er ein paar Tage vorher das Haus angeschaut hat, so wie der zukünftige Herr. ›Sapperment,‹ sagt er, ›das Mädels ist das Beste an der ganzen Mühle.‹ Aber da hab' ich ihm gleich gesagt, daß zwischen uns zweien alles richtig ist, beinahe ... und daß der Vater auch nicht nein sagen wird, wenn wir einmal einen guten Tag abwarten. Und daß er sich also nur keine Mühe geben soll. Da hat er sich sofort zurückgezogen und sich entschuldigt, daß er es nicht gewußt hat, und war so aufrichtig und lieb und hat so wahrhaftig ausgeschaut, daß ich ihm alles geglaubt und von der Stund' an zu ihm erst Vertrauen gefaßt hab'. ›Man gewöhnt sich's an,‹ hat er gesagt, ›von den Mädelsn so leichtfertig zu reden, weil die meisten so sind, die man in der Welt trifft. Und um so größeren Respekt hat man drum vor allen, die nicht so sind.‹ – Er hat sich wirklich auch nicht mehr einfallen lassen, sie anzuschauen und ihr in den Weg zu gehen. Aber im geheimen hat er seine Schlingen gelegt und seine Wege gemacht und hat's verstanden, den Alten auf seine Seite zu bringen. Und ich hab' noch immer nichts davon gemerkt und hab' ihn gern gesehen, wenn er sich zu mir gesetzt und von seinem Leben erzählt hat. Weil er so aufrichtig und gar nicht hinterhältig war, so hab' ich ihm auch alles gesagt, was zwischen mir und der Agnes vorgeht, was wir so miteinander sprechen und was wir von unserer Zukunft denken. Wie ein Freund hat er mir zugehört, und wie ein Feind hat er dabei immer nur gesonnen, wie er das alles wenden und drehen könnte, damit es gegen mich ausschlägt. Denn er war fest entschlossen, das Mädels zu kriegen, nicht wegen des Mädels, sondern wegen der Mühle und als erste Stufe auf einer Leiter, die er hat hinaufsteigen wollen. Und wie er beim Alten fest eingebrockt war, da hat er endlich die Zeit für gekommen gehalten, daß er seine Trümpfe ausspielt. Und eines schönen Tages nach der Mittagsrast kommt die Agnes zu mir, ganz rot und verweint und nimmt mich bei der Hand, führt mich fort und sagt mir, daß der Vater gerade jetzt von mir zu sprechen angefangen hat und daß mit mir nichts wär', und sie

müßt' sich mich aus dem Kopf schlagen. Sie müßt' den Thomas nehmen, der hat ein paar Gulden Geld noch außerdem und wär' weiter in der Welt herumgekommen als ich und wüßt' viel mehr als ich und wär' überhaupt geschickter und tüchtiger. Aber sie hat dem Vater gleich gesagt, daß sie sich mir versprochen hätt' und daß daran nichts zu ändern wär', und es wär' keine Rede davon, daß sie mich lassen könnte. Jetzt sind mir endlich die Augen offen gestanden über den sauberen Kameraden, den Thomas, und wie schlau er seine Sache gemacht hat, und ich hab' mich sofort aufgemacht und bin zu ihm hingegangen. ›Du, Thomas,‹ hab' ich gesagt, ›das laß dir nur vergehn, das mit der Agnes. Da ist nichts damit. Da kannst du machen, was du willst, die hält zu mir. Und solange ich leb' und atme, bringst du sie nicht von mir weg, und wenn du noch zehnmal so weit herumgekommen und noch zwanzigmal gescheiter wärst.‹ Aber da lacht er mir höhnisch ins Gesicht, so daß ich endlich seine wahre Meinung erkannt hab': ›Na, lassen wir's drauf ankommen. Ob sie dir lang nachtrauern wird, wenn sie dich nicht alle Tag vor Augen hat. Und, daß du's weißt, am Ersten wird dir der Müller kündigen.‹ – Sie haben's auf alle Weise probiert, haben das Mäd'el eingesperrt, haben sie Gott weiß wie malträtiert, aber es hat nichts geholfen: sie hat nicht von mir gelassen. Freilich haben wir auch nicht recht gewußt, wie es werden soll und wie wir zusammenkommen können ... aber gehofft haben wir und ausgehalten beieinander, so sehr der Vater auch gedroht und der Thomas höhnische Mienen gemacht hat. – Ich war gekündigt, und in ein paar Tagen hätt' ich aus dem Dienst ausstehen sollen. Und da hab' ich meine letzte Nachtwache bei der Zentrifuge gehabt. Es war eine traurige Wache, so gern ich sonst bei der Säge gesessen bin und zugesehen habe, wie sie mit Schwirren und Sausen die langen Stämme in glatte, weiße Bretter zerbeißt. Diesmal hat mir die Musik der Säge nichts Freundliches erzählt. Und wie ich da so sitz' und sinn', da macht sich die Tür auf und herein kommt der Thomas, den ich von allen Menschen am allerwenigstens erwartet hätt'. Und so recht treuherzig kommt er auf mich zu wie früher, und will mir die Hand geben. ›Schau, Johann,‹ sagt er, ›müssen wir zwei uns denn wirklich zerstreiten und im Zorn auseinander gehen. Und wir waren früher doch so gute Kameraden. Und das sollen wir

wegen einem Frauenzimmer. Nein, das wär' doch zu dumm, nicht wahr? Zwei Kerle wie wir. Und sollten uns nicht vertragen? Sollt' sich denn nichts finden lassen, daß wir wieder zusammenkommen?« – »Nein,« sag ich, »da ist nichts zu machen. Denn Tag muß von Nacht geschieden sein und Schwarz von Weiß.« Und ich hab' ihn gar nicht angeschaut, sondern immer nur in die Kreissäge hinein, die mir vor den Augen geflogen ist, und ich hab' die höchste Geschwindigkeit eingestellt, daß das Pfeifen ganz fein und dünn geworden ist. – »Das Mäd'el freilich«, sagte er, »mußt du mir lassen. Das geht nicht anders. Denn am Mäd'el hängt die Mühle, und die muß ich haben. Da kommst du nicht dagegen an. Aber am Mäd'el selbst, da liegt mir gar nicht so viel ... Schau, ich bin gekommen ... ich will dir einen Vorschlag machen. Das Mäd'el hat einen harten Kopf ... Wenn du ihr zureddest, daß sie mich nimmt ... « – »Ich soll ihr selbst zureden, daß sie dich nimmt«, lache ich. »Wart' nur,« sagt er, »ich habe dir doch schon gesagt, daß mir am Mäd'el nichts liegt. Aber heiraten muß ich sie und werd' ich sie, da kannst du dich darauf verlassen. Also hilf mir dabei, daß sie mir weiter keine Umstände macht. Dann mach' ich mir auch gar nichts daraus, sie mit dir zu teilen.« – »Sag,« schrei ich, »so einer bist du, so ein Lügenhund und Schuft. Schau, daß du hinkommst ... ich will mit dir weiter nichts zu tun haben.« – »Du willst also nicht!«, sagt er und beißt die Zähne zusammen und seine Augen bekommen einen merkwürdigen Glanz. – »Nein.« – »Na ja, dann bleibt mir ja nichts anderes übrig ... «, und tut, als ob er gehen wollte, aber auf einmal schreit er: »Eha ... die Säge ...!« Ich erschrecke und drehe mich schnell um, denn ich glaube, es ist an der Zentrifuge etwas passiert. Da bekomme ich von rückwärts einen Stoß, der mich gerade der Säge in die Zähne wirft. Ich weiß nicht, wie es geschehen ist ... ein heißer Wind ist vor meinem Gesicht gewesen und der Geruch von erhitztem Stahl, aber irgendwie muß ich mich noch zurückgerissen haben, nur durch das eine Bein hat's mir einen Ruck gegeben ...«

»Um Gottes willen«, schrie die Müllerin auf. Enzberger saß da, riesenhaft im Morgengrauen und ganz fahl.

»Ja, das Bein ... das da ... war weg. Nach ein paar Stunden haben mich die Burschen gefunden, halbtot, in einer großen Blutlache. Das waren ein

paar böse Wochen im Spital. Ein paar sehr böse Wochen. Die Kommission ist zu mir gekommen und hat erhoben, wie der Unfall geschehen ist. Ich hab' den Thomas nicht angezeigt. Ich weiß noch immer nicht, warum er mich damals nicht ganz tot gemacht hat. Ist er vor Grauen davongelaufen, ohne zu schauen, wie es ausgegangen ist? Hat er gedacht, daß es auch so genug ist und daß ich mich doch verbluten muß? Aber ich bin zäher, als er gedacht hat. Und ich hab' ihn nicht angezeigt. Denn hätt' ich dem Richter die Strafe überlassen sollen? Nein: ich hab' selbst der Richter über ihn sein wollen. Was hätt' ich davon gehabt, wenn sie ihn eingesperrt hätten? Freilich, die Agnes, die hab' ich an ihn verloren. Das war mir gewiß. Sie hat mich nicht im Spital besucht. Sie haben sie wohl eingesperrt und bewacht. Aber wenn sie auch gekommen wär'. Jetzt war ich nichts mehr für sie. Das einzige, was ich für das Leben mitbekommen hab', waren meine gesunden Glieder. Und jetzt ... was wär' das für ein Elend geworden? Welche Arbeit hätt' ich bekommen und nehmen können? Und ich hab' mich so furchtbar geschämt. Ja ... es ist eine Schande, wenn der Mensch nicht seine geraden Glieder hat. Ich hab' es nicht ertragen. Und wie ich aus dem Spital entlassen worden bin, hab' ich Weiberkleider angezogen. Und nicht mehr ausgezogen bis zum heutigen Tag ... man sieht doch weniger vom Stelzfuß ...«

»Und Agnes?« fragte die Müllerin leise.

»Ja, die Agnes! – Die hat noch lange genug auf mich gewartet und hat sich gegen den Bräutigam gewehrt. Aber wie ich gar nichts mehr von mir hab' hören lassen, ist sie müde geworden. Es ist gekommen, wie ich es mir gedacht hab' ... beinahe gewünscht, könnt' ich sagen. Nach einem Jahr ist sie bei der Geburt eines toten Kindes gestorben. Der Thomas Bezug aber hat die Brettsäge als eine Stufe zu seiner Herrlichkeit benützt, hat von da angefangen, mit immer neuen und immer großartigeren Unternehmungen, hat ganze Wälder zu Brettern verschnitten und sich dann auf andere Spekulationen geworfen, ist dann in eine andere Gegend gezogen, dorthin, dahin, immer höher ... und endlich ist er auch hierher gekommen, wo ich schon auf ihn gewartet hab' ... seit Jahren.«

»Beim Palingenius ...«

»Ja ... ich war in dieser Stadt als Soldat ... und einmal, am Sonntag, hab' ich mir vom Turm aus meine Garnison anschauen wollen, da hab' ich ihn kennengelernt, und wir haben Freundschaft geschlossen. Eine gute Freundschaft. Zu ihm bin ich gegangen, wie ich nicht gewußt hab', wohin ich mich wenden soll, und er hat die Johanna aufgenommen, wie früher den Johann. Ich hab' sein Mädels aufwachsen sehen und hab' sie erzogen ... und jetzt ist sie tot ... und auch der Palingenius ist tot ... nur der Bezug lebt noch ...«

Johann stieß seinen Stuhl zurück, nahm sein Paket an sich und stand auf. Mit derselben heiteren und entschlossenen Miene reichte er Enzberger und seiner Frau die Hand: »Ich gehe jetzt ... er lebt noch ... aber nicht mehr lange ... ich gehe jetzt und hole mir seinen Kopf.«

Dann ging er hinaus und ließ seine Wirte in einem Entsetzen zurück, das durch seine letzten Worte ganz kalt und erstarrend geworden war.

Als Johann eben das Tor öffnete, kam Eleagabal Kuperus gerade aus der Stadt und sah ihn im Vorbeigehen an, und es war ihm, als wüßte der Freund von seinem Vorhaben, und da er nicht angesprochen und aufgehalten sein wollte, nickte er ihm bloß zu und ging weiter. Nach ein paar Schritten setzte er sich in einen Hundetrab und lief längs des Straßengrabens immer weiter in die Dämmerung hinein, kam an der Mündung des Weges von Bezugs Villa vorbei und lief, ohne anzuhalten, immer weiter von der Stadt fort. Er hatte bloß erkundschaftet, daß Bezug heute morgen aus seiner Villa kommen würde, aber er wußte mit untrüglicher Gewißheit, daß diese Ausfahrt eine Flucht sei. Sein alter Haß war hellichtig und hellhörig, und er las Bezugs Pläne, als hätte er sie von ihm selbst erfahren. Er war gewiß, daß Bezug sich nicht zur Stadt, sondern von ihr fort wenden würde. Er war gewiß, daß Bezug ohne Begleitung kam.

Nun war Johann weit genug von Bezugs Villa entfernt. Hier würde das Automobil schon die volle Geschwindigkeit eingesetzt haben. Der Alte blieb stehen und sah nach links und rechts, ging dann ein paar Schritte weiter und kam zurück und prüfte die Bäume, die am Wege standen. In ihren Kronen hing noch die Dämmerung, aber der Himmel war schon ganz hell; gelb und rot mit fliehenden blauen Schatten unter der immer höher

gewölbten Kuppel. Endlich, bei einem verfallenen Gehöft, fand Johann zwei Bäume, die seinem Zweck dienlich schienen. Sie standen einander gerade gegenüber, zwei alte, knorrige Birnbäume, die mit den vielverzweigten Wurzeln fest im Boden verankert waren.

Aus dem Paket, das Johann zur Erde geworfen hatte, nahm er eine Rolle eines dünnen, aber außerordentlich festen bläulichen Drahtes, dessen Windungen glatt und geschmeidig aneinander lagen. Nachdem der Alte an beiden Bäumen eine bestimmte Entfernung vom Boden mit Handspannen ausgemessen hatte, befestigte er den Draht an einem der lebenden Pfosten. Er umwand den Stamm unzähligemal mit den bläulichen Schlingen, sicherte die ausgemessene Höhe durch Nägel und Klammern, ging dann zu dem jenseitigen Baum und traf hier durch ein System von Stiften und Haken eine Vorkehrung, daß der Draht mit einem Ruck in seine vorher bestimmte Lage gebracht werden konnte.

Dann zog er den Draht an und trat auf die Straße, um sein Werk zu betrachten. Da zog sich ein ganz dünner, feiner Strich wie zwei Hände breit über seinem Kopf quer über die Straße. Johann ging ein paar Schritte zurück und ... da war der dünne Strich ganz verschwunden, in der Morgenluft unsichtbar. Mit vergnügtem Summen kehrte er zu seinem Platz zurück und nahm den Draht noch einmal ab und ließ ihn in den Straßenstaub sinken. Es konnte sein, daß vor Bezug noch irgendein anderer daherkam, ein Wanderer, ein Bauer mit seinem Wagen ... Das Ende des Drahtes aber behielt er in der Hand, wie ein Fischer die Leine festhält, und er sah so behaglich in den Morgen hinein, wie ein Fischer, der seines Fanges sicher ist. Eine Melodie, die nur aus ein paar Tönen bestand, wiederholte er immer wieder. Sein Behagen war wie eine angenehme Wärme, die ihn ganz erfüllte, und er war vollkommen wunschlos und gar nicht ungeduldig, in der unerschütterlichen Zuversicht, daß ihm Bezug heute nicht entkommen werde. Es war ihm fast, als sei es ihm noch lieber, wenn der Feind länger auf sich warten ließ. Er verlängerte Johann so die Jägerfreuden des Lauerns. Denn diese Stunde war der Höhepunkt seines Lebens, sein geheimer Sinn und Gipfel, seine Rechtfertigung, und Johann genoß in ihr die Summe aller seiner Kräfte, seiner jahrzehntealten

Rachedgedanken, seiner brennenden, wilden Wünsche in voller Ruhe und heiterer Gelassenheit wie eine köstliche Blume oder einen wunderbaren, belebenden, glückspendenden Trank.

Hinter Johann lag ein großer, verwilderter Garten, dessen Zaun zusammengebrochen war, so daß die Hühner gackernd aus- und einspazierten. Ein Hahn krächte irgendwo, Dann bellte, weit, weit entfernt ein Hund. Johann nahm alle diese Geräusche in sich auf und fühlte sich in vollkommenem Einklang mit allem ringsumher. Er war wieder jung geworden, ganz so wie damals, als er morgens seine Kraft nicht zu lassen wußte und an den schwersten Stämmen im Hof der Brettsäge mit allerlei Späßen erprobte.

Er fühlte ein Ziehen an seinen Rockfalten. Langsam wandte er den Kopf und sah ein keckes Huhn, das sich an ihn herangemacht hatte und mit dem Schnabel an seinen Schürzenbändern herumzauste. Lächelnd ließ er es gewähren und nahm sich in acht, es nicht durch eine Bewegung zu verscheuchen.

Plötzlich kam in die Stille ein fernes dumpfes atemloses Knattern.

Da sprang Johann mit einem Ruck auf, als habe er zwei gesunde Beine. Mit einem Zetergeschrei flüchtete die gelbgefleckte Henne durch eine Zaunlücke. Johann sah die Straße hinab. Da kam ein dunkles Ding auf ihn zu, mit lauter werdendem Knattern und Schnaufen. Er zog den Draht durch alle Sicherungen, spannte ihn mit einem Stück Holz, das er vom Zaun gebrochen hatte, in scharfen Drehungen straff an und stand dann, mit dem Baumstamm wie verwachsen, regungslos da. Seine Hände krallten sich in die Rinde, seine Finger fühlten über die Risse und Runsen ...

Ein einzelner Mann saß im Automobil. Wer es war, das konnte Johann nicht sehen ... die Automobilbrille verdeckte das halbe Gesicht. Aber er wußte es auch, ohne das Gesicht zu sehen, es war Thomas Bezug ...

Mit größter Geschwindigkeit kam die Maschine näher ... so eilig hatte es Bezug zu entkommen! ... das Knattern und Knistern wuchs zu einem Getöse, das in Johanns Ohren vervielfältigt zu einem Donner wurde. Es war ein Sturmwind von Lauten, und alles begann unter diesem Ansturm von Tönen zu schwanken ...

Der Baum, an den sich Johann hielt, bebte in seinen Wurzeln ...

Jetzt war das Automobil heran ...

Jetzt schoß es zwischen den beiden Bäumen durch ...

Es gab ein helles Klingeln, den lauten Ton einer straffgespannten Saite, an der plötzlich gerissen wird ...

Ein dunkler, runder Gegenstand ... fiel plump in den Straßenstaub und rollte gegen den Graben hin, den Johann jetzt mit einem Satz übersprang.

Es war ein Kopf, ein Kopf mit Automobilkappe und Brille ... und glatt und sauber von seinem Rumpf geschnitten, der in der rasenden Maschine saß und schon weit draußen auf der endlos geraden Straße in einer Staubwolke verschwunden war.

Johann schlug dem Kopf die Kappe herab und riß ihm die Brille fort – es war der Kopf des Thomas Bezug. Er packte ihn bei den Haaren im Nacken und hob ihn auf ... das waren die Augen des Feindes, die ihn unbeweglich anstarrten, diese Augen, vor denen sich die Menschen gefürchtet hatten.

»Thomas Bezug!« schrie Johann, dicht vor dem Kopf, »Thomas Bezug!«

Die Augenlider zuckten deutlich ... wie bei einem Menschen, der einen Schlag erwartet.

»Erkennst du mich, Thomas Bezug?«

Da kam ein Blick in diese starren Augen, ein Erkennen ... ein entsetzliches letztes Aufflammen der Sinne und des Verstandes ...

»Ja – ich bin es, Thomas Bezug! Ich bin es ... dein Kamerad Johann. Unter denen, die du auf deinem Weg vernichtet hast ... war ich einer der ersten. Aber ich habe alle anderen gerächt, alle ... auch Regina. Jetzt ist es aus mit dir! Ich habe dem Drachen den Kopf abgeschnitten ... du Hund, du Schuft, du Bestie ...!«

Und er beschimpfte den Kopf maßlos, schrie drohend auf ihn ein, spie ihn an und schlug mit den Fäusten auf ihn los, wurde nicht müde, dasselbe Wort und dieselbe Gebärde zu wiederholen, als wolle er noch die letzten Reste eines Bewußtseins in diesem Kopf mit sich erfüllen, mit seinem fürchterlichen und großen Triumph, als wolle er in diese armseligen

Sekunden alles ergießen, was er seinem Feinde während eines ganzen Lebens an Schmähungen zgedacht hatte.

Das Blut aus dem Hals lief über seinen Ärmel und seine Kleider, wurde zu einer weichen, schlüpfrigen Gallerte, die er mit wollüstigem Schauer überall an seinem ganzen Körper zu fühlen glaubte.

Johann kletterte wieder über den Straßengraben, wobei er den Kopf unter dem Arm hielt, und brach sich einen Stock vom Zaun, einen langen, dünnen Stock. Dann setzte er sich auf die Straßenböschung, legte den Kopf Bezugs in seine Schürze und holte sein Taschenmesser hervor, mit dem er das obere Ende des Zaunstockes recht spitzig zuschnitt; er pfiff dabei vor sich hin, wie bei einer lustigen Arbeit. Und als er damit fertig war, rammte er den Stock in den Rasen und spießte den Kopf Bezugs auf die Spitze, indem er ihn mit sorgfältig drehender Bewegung ins Gleichgewicht brachte.

Mit beiden Händen riß er sein Feldzeichen aus dem Boden, kletterte auf den Straßendamm und trat den Rückweg an. Den Spieß mit dem Kopf seines Feindes trug er hoch empor. Das Blut lief längs des Stockes herab und über seine Hände, verklebte seine Finger und verband sie mit dem Holz ...

Er sang und lachte und tänzelte trotz seines hölzernen Beines ...

So zog er der Stadt zu und einer großen Staubwolke entgegen, die von dort auf ihn zu kam und in der Lärm und drohendes Summen war.

Das war die Menge, die sich aufgemacht hatte, um über Bezug herzufallen und ihre Angst an ihm zu rächen. –

Nachdem sich Regina von ihrer Schwäche erholt und den Gebrauch ihrer Glieder wiedergewonnen hatte, machte sie sich mit Adalbert auf, um Eleagabal Kuperus zu besuchen. Nur mit aller Vorsicht hatte ihr Adalbert zu erzählen gewagt, was sich mit ihr zugetragen hatte, und nur ganz allmählich fand sie sich in den letzten Erinnerungen vor ihrem Tod zurecht. Wie sie ausgegangen war, um den Geliebten zu suchen, und wie sie von Elisabeth erwartet worden war. Und wie sie diese unter irgendeinem Vorwand zum Fluß geführt und dann nach einem Wortwechsel niedergestochen hatte. Von dem Zustand, in den sie dann geraten war, wußte sie nichts weiter anzugeben, als daß es ein warmes und keineswegs unangenehmes

Empfinden gewesen war: als schwimme sie in einer dunkeln Flüssigkeit, die ab und zu aufblitzte, als streiften Mondstrahlen über eine Wasserfläche. Es war ein Schwimmen im Kreise, von denen der eine immer tiefer lag als der andere ... wie an der Innenseite eines ungeheuren Trichters, so daß sich zugleich das Gefühl des Gleitens damit verband. Das mochte tagelang gedauert haben oder nur sekundenlang, sie wußte es nicht und hatte während dieses Empfindens auch gar keinen Wunsch oder Drang gehabt, sich darüber Rechenschaft zu geben. Sie nickte Adalbert zu, als er bemerkte, daß sie jenseits der Zeit gewesen war. Dann war dieses Drehen, Schwimmen und Gleiten zum Stillstand gekommen, sie hatte das Gefühl, daß sie sich steil aus der dunkeln Flut erhob, sich aus dem ungeheuren Trichter löste und aufwärts zu schweben begann. Durch eine Zone, in der nichts gewesen war, als eine zunehmende Helligkeit, war sie ins Leben zurückgekehrt.

Ihre Rettung empfand sie nicht als Wunder, wie die andern, die sie da gerührt und ehrfurchtsvoll umstanden, sondern nahm sie, da sie nirgends die Empfindung eines Zwanges gehabt hatte, als durchaus natürliches Ereignis.

Die tiefen Zusammenhänge zwischen Leben und Tod waren nicht ihrem Erkennen, aber ihrem Gefühl erschlossen. Es fehlte ihr an Worten, die das auszudrücken vermocht hätten, was sie erfahren hatte, aber sie vermochte es über die geheimnisvollen Brücken der Zuneigung hin, sich wenigstens Adalbert verständlich zu machen und ihm das ängstliche Empfinden zu nehmen, als sei hier etwas geschehen, was gegen die unverbrüchlichen Gesetze des Alls gewesen sei.

Nun wollten sie Eleagabal Kuperus aufsuchen, um ihm zu danken und um ihm zugleich eine neue Bitte vorzutragen. Er sollte den armen Johann retten helfen, der als Mörder Bezugs gefangensaß und über dessen Geisteszustand die Irrenärzte Untersuchungen anstellten.

Adalbert und Enzberger hatten sich Zutritt zu dem Alten verschafft. Sie hatten ihn ganz ruhig und heiter gefunden, in männlicher Kleidung, die er sich nun ohne Widerspruch hatte anlegen lassen. Als sie ihm von Reginas wunderbarer Wiederbelebung erzählt hatte, war er in ein freudiges Weinen ausgebrochen. »Ja ... jetzt ist seine Macht gebrochen!« hatte er gesagt,

»jetzt wird alles Gute in der Welt wieder frei.« Und er hatte hinzugefügt, daß er erwarte, man werde einsehen, daß er nicht das Gefängnis, sondern Dank und Anerkennung für seine Tat verdiene.

Am Tage, der für den Besuch bei Eleagabal bestimmt war, hatte Marconianu im Namen der Rumänen um Abschied gebeten. Es war Adalbert schwer geworden, Worte des Dankes zu finden, als er die treuen und traurigen Augen seiner Wächter auf sich gerichtet sah. Ergriffen gab er jedem von ihnen die Hand und versprach ihnen, die Gräber ihrer Freunde, die hier im fremden Land gefallen waren, zu pflegen. Von einem anderen Dank, den er ihnen im Namen Eleagabals versprach, wollten sie nichts hören, und als Adalbert Regina geholt hatte und mit ihr auf den Hof hinaustrat, damit auch sie den braven Leuten die Hand reiche, waren sie schon fort und nirgends mehr zu sehen.

Enzberger und seine Frau wollten Adalbert und Regina begleiten. Die Mühle blieb unter der Obhut einiger wieder in den Dienst zurückgekehrter Knechte.

In der Stadt war man eifrig bemüht, die Spuren des Kampfes zu verwischen. Der Schutt war aus den Straßen schon weggeräumt, die Häuser, die nur von Kugeln gestreift oder sonst beim Nahkampf beschädigt worden waren, fielen schon durch frischen Verputz und Anstrich auf. In den Brandruinen wimmelten Hunderte von Arbeitern, beschäftigt, die verkohlten Balken und eingestürzten Wände abzutragen und zugleich aus den noch brauchbaren Grundmauern heraus neue wachsen zu lassen. Alle Geschäfte hatten bereits wieder geöffnet und waren bemüht, die Lücken ihrer Lager möglichst rasch zu schließen. Eine ungemeine Arbeitsfreudigkeit hatte sich der ganzen Stadt bemächtigt, als sei sie in verdreifachter Zirkulation ihres Blutes darauf aus, sich rasch wieder auf den früheren Stand zu erheben und alle verlorenen Säfte zu ersetzen.

Alles war viel frischer und lebendiger.

Und Adalbert erinnerte sich der bedeutsamen Bemerkungen Eleagabals von der Notwendigkeit solcher läuternder und heilsamer Krisen ... »bei einer solchen Krankheit ist es die Sache des verständigen Arztes, ruhig abzuwarten, ob der Patient kräftig genug ist, die Krisis zu überstehen. Hat

er sie einmal überstanden, so wird er besser und stärker dastehen, als je zuvor.«

Und schon hatte auch das Bedürfnis der kaum Geretteten nach Zerstreung und Vergnügen wieder eingesetzt. Adalbert sah die Anschlagssäulen mit ganz frischen Plakaten von allerlei Varietévorstellungen, Gartenkonzerten und Zirkusprogrammen beklebt. Ein ungeheurer bunter Lappen fiel ihm auf: Mister Longfellows Riesenzirkus. Eine Unzahl von Menschen, Tieren und Mißgeburten waren da aufgeführt. Negerbanden und die Brüder Setters, die zehn bengalischen Königstiger des Jim Davids und am Schluß die dramatische Szene: »Die Erstürmung des Bahnhofs«, eine aktuelle Nummer, der ein fieberhaftes Interesse gewiß war.

Lächelnd wies Adalbert auf das Plakat und fühlte einen Nachklang überwundenen Schreckens an dem Druck, mit dem Regina seinen Arm an sich preßte. Dann führte er sie durch alle Straßen, durch die er damals als Kämpfer gekommen war, an dem Postgebäude vorbei und endlich den Domberg hinan.

Als er auf den Platz hinaustrat, konnte er sich eines Grauens nicht erwehren. Er sah das Gemetzel jenes regnerischen Morgens wieder vor sich, die rötlichen Lachen, in denen Schmutz und Blut gemengt waren, die Leichenhaufen, zwischen denen er seinen Weg gesucht hatte, und der ganze Platz schien ihm für immer verseucht und verflucht, so daß er sich beeilte, Regina rasch zur Tür von Eleagabals Haus zu bringen. Mit einem Blick suchten sie beide zugleich die alten Fresken auf der Giebelmauer. Aber es war nichts zu sehen, nur die so seltsam lebendige Hand starrte aus dem Stein, mit leicht gekrümmten Fingern, die nun keinen Schlüssel mehr hielten. Von allen den Spruchbändern und Figuren, dem Tier- und Rankenwerk war nichts sichtbar als über dem Eingang die halberloschenen Worte: Glaube dem Wunder.

Adalbert war sehr erstaunt, die Tür offen zu finden. Es war, als habe jemand das Haus verlassen und nicht für nötig befunden, es zu verschließen. Und als sie den Gang betraten, wehte es ihnen kalt und feindlich entgegen, als kämen sie in ein Grabgewölbe.

»Adalbert!« flüsterte Regina ängstlich und zwängte ihre Finger in seine Hand. Er streichelte diese Finger und führte die Geliebte weiter, durch die Dämmerung. Enzberger und seine Frau folgten ihnen, und Adalbert war es, als habe er ihr hastiges Atmen dicht in seinem Nacken.

Der Springbrunnen in dem roten Raum war versiegt und die Bücherwände in dem folgenden Gang starrten so leblos und ungefüge, wie nur Bücher sind, die keinen Herrn mehr haben und denen die Durchdringung durch den starken Geist ihres Besitzers fehlt.

Die ängstliche Ahnung wurde immer deutlicher und hob ein Medusenhaupt aus dem Chaos des Ungeformten. Zwei große, leere Augen sahen auf Adalbert und Regina, und sie schritten zitternd in diesen schrecklichen blicklosen Blick hinein.

Auch der große Kuppelsaal lag leer vor ihnen. Weder von Eleagabal noch von seinem Diener eine Spur. Während Enzberger und seine Frau an der Tür stehenblieben und keinen Schritt in den Raum hinein zu machen wagten, suchte Adalbert überall nach einem Zeichen der Abwesenheit des Alten. Er hätte rufen können ... aber es wollte sich ihm in dieser dröhnenden Stille unter dem Milchglas der Kuppel, zwischen den freistehenden Säulen, die Eleagabal das Licht geliefert hatten, kein Laut bilden. Als er an dem großen Marmortisch vorüberkam, wischte er mit dem Finger leicht über die Platte. Es war eine ganz dünne, feine Staubspur auf der Spitze geblieben.

Plötzlich rief Regina seinen Namen. Sie stand an der Wand mit dem Geriesel feiner Marmoradern und wies auf einen Spalt im Stein, gerade breit genug, um die Hand hineinstecken zu können. Dahinter lag Eleagabals Laboratorium, sein Museum ... sein Allerheiligstes.

Da griff Adalbert in den Spalt und fühlte, wie die Wand hinwegglitt, als ob sie oben und unten über Rollen liefe. Ein Eingang lag vor ihnen offen ...

Sie traten ein, zaghaft und langsam ...

Und als ihre Blicke über die Dämmerung des Raumes Macht gewannen – sahen sie den Alten zwischen den Postamenten, die seine Präparate trugen, auf der Erde liegen. Er lag ganz still da, als sei er ohne Kampf hingesunken, ergeben in ein Schicksal, das er schon längst erwartet hatte.

Augen und Mund waren geschlossen, aber um beide spielte ein unergründliches Lächeln, wie der Widerschein versunkenen Goldes aus großen Tiefen. Man sah, daß ihn der Tod nicht in Schrecken zu setzen vermocht hatte.

Von dem wolfsköpfigen Diener war nichts zu sehen. Nur ein großer Hund, den niemand je bei Eleagabal gefunden hatte, lag zu den Füßen des Toten, die spitze Schnauze über dessen Beine gestreckt, als ob er ihn behüten wolle. Und war tot wie sein Herr.

Ein tiefer Atemzug hinter Adalbert endete das große Schweigen, das sie alle minutenlang umhüllt hatte. Dann begann jemand leise zu weinen.

Und nun erinnerte sich Adalbert der Worte, die Eleagabal in jener schrecklichen Nacht zu ihm gesprochen hatte. Vom Gleichgewicht des Lebens und des Todes im All. War er vielleicht als Opfer gefallen, weil er Regina dem Tod entrissen hatte? Und je länger er darüber nachdachte, desto gewisser wurden ihm diese wunderbaren Zusammenhänge. In seiner Liebe feierte der Tote eine verklärte Auferstehung.

Und indem er Regina bei der Hand nahm und mit ihr neben der Leiche niederkniete, sagte er leise: »Er ist für uns gestorben ... und wir wollen sein Andenken dankbar bewahren ... wir wollen wundergläubig bleiben und uns lieben ... denn ist die Liebe nicht das Wunder, und kommen nicht alle Wunder aus ihr ...?« –

Mister Longfellow, der Kutschenreiters Nachfolger in dem großen Zirkusgebäude geworden war und der, nachdem ihn die Wochen des Weltuntergangswahnsinns fast zum Bettler gemacht hatten, nun wieder mit gutem Wind schimmernden Erfolgen zutrieb, konnte eine ganz besondere, unerhört sensationelle, noch nie dagewesene Programmnummer anzeigen.

Das Publikum war nach dieser aufreibenden Epidemie der Angst, nach all den blutigen Greueln mehr als je darauf aus, sich von sich selbst zu befreien, sich von sich abzuwenden, und hätte auch ohne besondere Anstrengungen der Direktion das Amphitheater allabendlich bis auf den letzten Platz gefüllt. Und nun ergaben sich Mister Longfellow aus den Ereignissen der letzten Zeit eine Menge dramatischer Szenen, in denen sehr viel geschossen und gemordet wurde; an denen sich das Publikum, das die

Vorbilder dieser Szenen auf den Straßen sich hatte abspielen sehen, mit dem Behagen ergötzte, das es aus dem Bewußtsein seiner Sicherheit gewann. So kam es alltäglich zu einem Sturm auf die Kassen, einem Kampf um die Eintrittskarten, der die Vergnügungssüchtigen und Schaulustigen fast ebenso hart aneinander geraten ließ, wie vor kurzem die Wahnsinnigen und Verbrecher.

Heute aber war das Ringen um den Eintritt besonders hart, denn Mister Longfellow hatte angekündigt, daß eine Dame der Gesellschaft ganz allein, ohne Bändiger, den Käfig der zehn gefährlichen und ungebärdigen bengalischen Königstiger betreten werde. Und das Gerücht, das sich an diese Ankündigung angeschlossen, war so fabelhaft und unglaubwürdig, daß jeder geneigt war, es zu glauben, so unwahrscheinlich, daß jeder wünschte, es möchte wahr sein. Die Plakate hatten keinen Namen genannt, aber die ganze Stadt sprach davon, daß man heute abend Elisabeth Bezug, die Tochter jenes Bezug, der ein so seltsames Ende gefunden hatte, im Tigerkäfig sehen werde.

Außer dem Direktor und der Polizei erfuhr nur ein einziger Mensch Bestimmtes über jenes Gerücht: Rudolf Hainx, der in Bezugs Stadtwohnung zurückgekehrt war, um dort im Namen der Erbin Ordnung in die verwickelten Angelegenheiten des Toten zu bringen. Er erfuhr es durch einen Brief, den er von Elisabeth, die in der Villa geblieben war, am Morgen des Tages erhielt, an dem das Auftreten im Käfig stattfinden sollte. Dieser Brief lautete:

» *My dear!* Du bist ein tapferer Mann, nicht wahr? Ich weiß wenigstens, daß Du Dich stets für einen tapferen Mann gehalten hast und daß es Dir sehr willkommen war, für einen solchen gehalten zu werden. Es gehört zu Deinem Profil, Deinem Relief, Deinem Cachet sozusagen, diese Linie der Entschlossenheit und männlichen Kraft. Und darum, mein Lieber, will ich heute eine Einladung an Dich ergehen lassen, zu deren Annahme Du allerdings ein wenig Mut nötig hast. Du wirst vielleicht schon gehört haben, daß die Dame aus der höchsten Gesellschaft, die heute abend ein wenig die Sensationen eines Tigerkäfigs erproben will, Deine alte Freundin Elisabeth ist. Und da Du mich kennst, wirst Du dieses Gerücht nicht als vollkommen

unwahrscheinlich von der Hand gewiesen haben. Nun – mein Lieber – es hat ganz recht, dieses Gerücht. Die ›Dame aus der höchsten Gesellschaft‹ ist wirklich Deine ergebene Freundin Elisabeth. Und meine Einladung geht dahin, daß Du heute abend mit von der Partie sein möchtest. Ich erlaube Dir, an meiner Seite den Tigerkäfig zu betreten und dem unfreundlichen Chef der ganzen Gesellschaft, dem angeblich sehr griesgrämigen Sultan, ein wenig die Barthaare zu kitzeln. Ich will Dir nichts versprechen, denn das wäre nicht der richtige Mannesmut, der sich erst nach Belohnungen umsieht. Aber es könnte sein, daß ich Dich ... wenn Du Dich bewährst, wieder näher zu mir treten lasse und gewisse freundschaftliche Beziehungen wieder aufnehme ... Die Gründe für mein Auftreten in dieser bisher noch nicht versuchten neuen Eigenschaft? Ich hoffe, Du bist klug genug, Deine alte Freundin nicht nach Gründen zu fragen. – Ich finde, das Leben ... ich war eben im Begriff, einen albernen Aphorismus von mir zu geben. Es könnte sein, daß mich nichts anderes zu diesem Entschluß gebracht hat, als eine gewisse Verwunderung über manche Dinge. Hältst Du es für möglich, daß Tote wieder auferstehn? Das ist ein Märchen ... es ist Wahnsinn, nicht wahr? Und wenn man aber so etwas wirklich erlebt ... ist da nicht einige Verwunderung ganz am Platze. Ich bin sehr neugierig geworden auf einiges, was ich noch nicht erlebt habe. Recht neugierig. Du ahnst nicht, was die Neugierde aus uns Frauen zu machen imstande ist. – Für den Fall, daß Du es vorziehen solltest, Dich nicht an meiner Seite dem Volk zu zeigen, und daß ich gezwungen bin, die nähere Bekanntschaft der gestreiften Herren im Käfig zu machen, überlasse ich Dir natürlich sämtliche Arrangements. Du wirst den Vorteil meiner guten Mama wahrnehmen, die seine bischöfliche Gnaden vorsichtigerweise irgendwohin gebracht hat, wo sie weniger unangenehm für ihn auffällt. Du darfst auch getrost darauf dringen, daß man einige wohltätige und Gedächtnisstiftungen mache. Es handelt sich ja um das Gedächtnis eines so bedeutenden Mannes, wie des Barons Bezug. Wie bedeutend mein Vater war, habe ich erst jetzt wieder gesehen, als es galt, gewisse Bedenken der Polizei zu zerstreuen. Noch immer ist der Name Bezug ein Talisman, wenn man auch versucht hat, den Glauben an seine Kraft zu erschüttern. – Wie gesagt, alle diese

Winke und Wünsche gelten nur für den Fall, als ich nicht das Vergnügen haben sollte, Dich heute abend meiner Einladung folgen zu sehen. Aber ich bin überzeugt, daß Du kommen wirst ... Deine Elisabeth.«

Der Diener, der Hainx diesen Brief überbracht hatte, stand wartend, bis das Schreiben gelesen war.

»Was wollen Sie noch?« fragte Hainx.

»Ich soll dem gnädigen Fräulein die Antwort gleich überbringen.«

»Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, daß ich die Antwort im Laufe des Tages schicken werde.«

Rudolf Hainx sandte aber im Lauf des Tages keinen Boten nach der Villa hinaus. Er war nur bemüht, eine Eintrittskarte für die heutige Vorstellung im Zirkus zu bekommen, und da er ein hübsches Stück Geld daran wandte, brachte ihm endlich der Diener einen guten Platz in einer der ersten Reihen. Als der Abend kam, begab er sich im Smoking, einen hellgelben kurzen Überzieher über dem Arm, zu dem großen Amphitheater, aus dem, so dicht und solid es gefügt war, die Unruhe einer ungeheuren Menge durch jede Ritze des Steines zu quellen schien.

Die ersten Programmnummern waren schon vorüber, als Hainx seinen Platz einnahm. Er setzte sich nieder, sah sich in dem Raum um, ließ die mit roten Glacés überzogenen Hände eine Weile nachlässig über die Brüstung hängen und nahm dann sein Opernglas hervor, mit dem er die Ränge absuchte. Da waren viele Bekannte, und er nickte allen so ruhig und freundlich zu, daß unter allen, die ihn sahen, noch im letzten Augenblick darüber ein Zweifel entstand, ob wirklich Elisabeth jene Dame sei, die den Käfig betreten wolle.

Die zwei Stücke, die noch vor dem Hauptpunkt des heutigen Abends kamen, ließ Hainx unbeachtet und setzte seine Forschungen unter dem Publikum fort.

Jetzt trat eine Pause ein, die durch die Vorbereitungen für die nächste Nummer ausgefüllt wurde. Man schob einen großen leeren Käfig mit starken Gitterstangen mitten in die Manege. Dann folgte ein Wagen, der von drei Paar Pferden gezogen wurde. In diesem auf eisernen Radachsen ruhenden und mit schwerem Segeltuch verhängten Gefährt war Leben, ein

gefährdendes, in sich zusammengekauertes und zum Sprung bereites Leben. Der Wagen wurde mit der Rückseite an den großen Käfig geschoben, dann trat ein Wärter heran und öffnete mit einer Eisenstange zuerst eine Gittertür in dem großen Käfig, dann einen Schieber in der Wagenwand.

Es dauerte eine Weile, bevor der erste Tiger den großen Käfig betrat. Er ging längs des Gitters, einmal, zweimal und begegnete bei seinem dritten Umgang gerade bei der geöffneten Wagentür dem Anführer der Tiger, dem berüchtigten Sultan. Knurrend fuhr er zurück und machte dem Alten Platz, der langsam in die Mitte des Käfigs kam und blinzelnd nach den Menschen in dem Amphitheater sah. Nach zehn Minuten waren alle Tiere in den offenen Käfig gekommen. Es waren zehn mächtige Kerle, prachtvolle, ausgewachsene Exemplare ... Einige von ihnen, die in freundlichem Verhältnis standen, lagerten sich in Gruppen nahe beieinander, andere gingen unruhig auf und ab, nur Sultan stand noch immer unbeweglich inmitten der übrigen und blinzelte nach den Menschen.

Rudolf Hainx genoß das Rauschen und Flüstern der Aufregung ringsum. Und jetzt hob sich dieses Rauschen und Flüstern wie eine Woge mit weißschäumendem Kamm.

Elisabeth hatte an der Hand des Mister Jim Davids die Manege betreten. Sie war in einem Ballkleid aus weißer Seide und Spitzen ... ihre Schultern waren im elektrischen Licht wie aus weißem Stein. Neben ihr nahm sich Mister Davids in seinem roten Stallmeisterfrack, mit dem roten, aufgedunsenen Gesicht und den großen Händen in den weißen Handschuhen recht sonderbar aus. Man wurde den Gedanken nicht los, als sei die Frau mit diesem Menschen da unten eine Verbindung eingegangen, die ihr unmöglich zum Heile ausschlagen könne; und besonders die Frauen unter dem Publikum empfanden jenen eigentümlichen Kitzel, der ihnen das bedauernde Interesse so angenehm machte, das sie beim Anblick eines sehr ungleichen Brautpaares am Altar stets empfanden; jenen Kitzel, der vielleicht seit jeher den größten Teil des Vergnügens an Opferungen ausmachte. Mister Davids hatte einen breiten Ledergurt umgeschnallt, in

dem zwei Revolver staken, und er wollte jetzt eine der Waffen Elisabeth aufdrängen.

Aber Elisabeth wies sein Anerbieten zurück, und lächelnd verneigte sie sich mit einem tiefen Hofknix mitten in der Manege vor dem Publikum, das unruhig dasaß und vor Erregungen unfähig war, seinen Anteil durch ein Zeichen des Beifalls auszudrücken. Es war über die Zone hinaus, in der Händeklatschen und Zurufe zu zeigen vermögen, was es für Gefühle hat.

Hinter Hainx bemerkte jemand, daß er glaube, der Tierbändiger müsse betrunken sein. Und wirklich, Mister Jim Davids schwankte in sehr verdächtiger Weise um Elisabeth herum, während er immer von neuem bemüht war, ihr seinen Revolver aufzudrängen. Sie sah über den aufgeregten Menschen hinweg, ganz vornehme Dame, die sich durch ein Lächeln mit dem Publikum über die Ungeschicklichkeiten eines Nachbarn verständigt und zugleich bittet, man möchte ihm einiges zugute halten.

Die Tiger waren durch den bekannten Anblick des roten Frackes aufmerksam geworden und drängten sich alle an der dem Bändiger zugewandten Seite des Käfigs. Auch Sultan war unter ihnen, rieb den dicken wolligen Kopf an den Eisenstäben und gähnte bisweilen, daß das ganze schreckliche Gebiß sichtbar wurde.

Elisabeth stand an der Holzterrasse, die zum Käfig hingeschoben worden war ... noch einen tiefen Knix und ein Lächeln, an dem jeder der Tausende, die da bebend in dem Rund des Amphitheaters saßen, einen Anteil zu haben glaubte. Die kostbare Brillantenkette um den schönen Hals schien einen Moment ein Geschmeide aus flüssigem Feuer. Als sich Elisabeth von ihrem Knix wieder aufrichtete, fiel ihr Blick auf ein paar roter Glacés, die ein Opernglas hielten und nachlässig über die Brüstung eines Sitzes in einem der ersten Ränge hingen. Sie zuckte zusammen, dann nickte sie Rudolf Hainx zu. Und er erwiderte den Gruß, wie man einer guten Bekannten zuwinkt, die man recht gerne sieht, mit der man sich aber durch kein wärmeres Interesse verbunden fühlt. Sie erkannten einander und begrüßten sich mit einem Augurenlächeln. Hainx wußte, was Elisabeth dachte, und sie empfand eine fast freudige Überraschung, daß er doch wenigstens gekommen war, um zuzusehen, daß jemand im Zirkus war, einer unter

diesen Tausenden, der die freie Größe ihrer Ironie und den grandiosen Zug ihrer Komödie zu würdigen wußte. Dann raffte sie die Schleppe ihres Ballkleides zusammen ... es war ein verworrenes Spiel von Spitzen um die schlanken Beine in den weißen Atlasstrümpfen.

Sie lief die wenigen hölzernen Stufen hinauf.

Der Wärter riß den Schieber zurück, und sie trat ohne zu zögern in den Vorraum, der vom Käfig noch durch ein Gitter geschieden war. Und als der Mann, dem Mister Davids mit heftigen Handbewegungen vor dem Gesicht irgend etwas auseinanderzusetzen schien, bedenklich mit dem Kopf schüttelte, machte sie ihm ungeduldig ein Zeichen ...

Da schob er langsam auch die kleine innere Tür auf und Elisabeth drängte sich durch die schmale und niedere Öffnung ... Mit der Linken hielt sie noch immer die Schleppe des Kleides, in der Rechten hatte sie eine dünne Reitpeitsche.

So stand sie aufrecht unter den Bestien, die scheu an ihr vorbeisahen, als wollten sie sich den Anschein geben, sie nicht zu bemerken.

Die Tiger waren offenbar ganz verwundert, anstatt ihres Bändigers ein fremdes Wesen in ihrem Käfig zu sehen, und ließen sich ganz friedlich an, so daß die Furchtsamen unter dem Publikum Hoffnung zu schöpfen begannen, daß alles einen guten Ausgang nehmen werde. Sultan hatte sich noch gar nicht nach Elisabeth herumgewandt, er stand noch immer vorne, rieb seinen Kopf an dem Gitter und blinzelte Mister Davids an, der vor dem Käfig stand und bemüht schien, die Aufmerksamkeit des gefährlichen Tieres zu bannen.

Elisabeth hatte sich gebückt und lächelnd die Tiger betrachtet, wie man etwa eine Brut junger Katzen ansieht, vertraulich und ohne Gedanken an eine Gefahr, die etwa von ihnen kommen könnte. Und die Tiere wollten noch immer nichts von ihr wissen, machten die Augen zu und drängten sich aneinander, wobei die Sehnen unter dem gestreiften, weichen Fell erzitterten.

Da geschah etwas Schreckliches.

Elisabeth hatte zwei Schritte gemacht und mit der Reitpeitsche rasch den alten Tiger zweimal über den Kopf geschlagen. Sultan schüttelte den

Kopf und knurrte, aber er schien noch immer nicht von dem Anblick seines Feindes im roten Rock ablassen zu können, der da vor dem Gitter stand.

»Sultan! Sultan!« schrie Mister Davids drohend und heiser.

Aber Elisabeth hatte das Tier schon ein drittes und viertes Mal über die Schnauze geschlagen ...

Da warf sich der Tiger herum, der Käfig dröhnte unter einem schweren Anprall. Ein Schuß fiel, noch einer ...

Und da war es, als ob die Wildheit der Tiger mit der Gewalt eines Sprengstoffes losbräche. Es war ein Brüllen und Fauchen, ein Röcheln und Heulen, und die zehn Leiber waren in dem engen Käfig in einen einzigen Knäuel verwirrt, in den der Bändiger einen Schuß nach dem andern abgab, ohne sie von dem Bündel Kleider abbringen zu können, das unter ihren Klauen und von ihren Zähnen hin und her gezerrt wurde. Drei, vier Wärter schlugen mit Eisenstangen drein, rissen an dem Fell der Tiere mit den langen Haken, mit denen sie sonst das Fleisch in den Käfig schoben ...

Das Publikum saß ganz erstarrt, niemand schrie, niemand erhob sich und drängte zum Ausgang, das Übermaß des Gräßlichen hatte ihm Bewegung und Stimme genommen.

Und so konnte Rudolf Hainx bequem das Amphitheater verlassen ... Das letzte, was er sah, war das mächtige Haupt des Sultan, der durch einen Schlag mit der Eisenstange empfindlich getroffen, mit bluttriefendem Rachen wütend in die Manege hinausbrüllte. Von einem seiner Eckzähne hing ein Fetzen eines weißen Kleides herab ...

Erst als sich Rudolf Hainx ein paar Schritte von dem Zirkus entfernt hatte, hörte er den fürchterlichen Schrei des Entsetzens, in dem sich nun endlich die Qual der Menschen dort drinnen befreite.

Er beeilte sich aus dem Bereich der Aufregung zu kommen, die in den nächsten Minuten die ganze Umgebung des Zirkusgebäudes überfluten mußte.

Er war sehr zufrieden mit dem Ausgang, den Elisabeths Abenteuer genommen hatte. Sie hatte es so gewollt, es war nur eine Art von Selbstmord, den sie vor versammeltem Publikum vollzogen hatte, in dem erhebenden Gefühl, noch ein letztesmal ihre Herrschaft über die Menge

erprobt und sie in Angst und Entsetzen sich unterworfen zu haben. Und jetzt erst fühlte er sich gewiß, von einer Leidenschaft befreit zu sein, die er bisher durchaus noch nicht ganz überwunden gewußt hatte.

Er war befreit und sah seine Ziele klar vor sich.

Die Sommernacht rauschte schwül um ihn, mit alten geheimnisvollen Bäumen, denn er hatte einen Weg eingeschlagen, der aus der Stadt ins Freie führte. Er stand an einem Bahndamm still und wartete, bis der Zug, den er herankommen hörte, mit den beleuchteten Wagen und den vielen Menschen an den Fenstern vorbei war.

In der Ferne von Hainx wetterleuchtete es. Und wenn er sich umwandte, sah er den Widerschein der großen Stadt am Nachthimmel.

»Der Weg ist frei,« sprach er leise und langsam vor sich hin ... »mein Weg! Sie müssen einen Thomas Bezug haben. Sie wollen es nicht anders ... es scheint, daß es zu ihrem Behagen nötig ist ... sie wollen eine Faust haben, die sie schlägt und die sie küssen können.«

Da löste sich ein Stern aus der Höhe und sank in einem sanften Bogen leuchtend in die Nacht jenseits der fernen Hügel.

»Er ist gefallen ... ich steige empor.« –

Und zur selben Zeit standen Adalbert und Regina am Fenster des kleinen Zimmers in Enzbergers Mühle.

»Eine Sternschnuppe!« sagte Regina.

»Der Himmel grüßt unsere Liebe«, antwortete Adalbert.

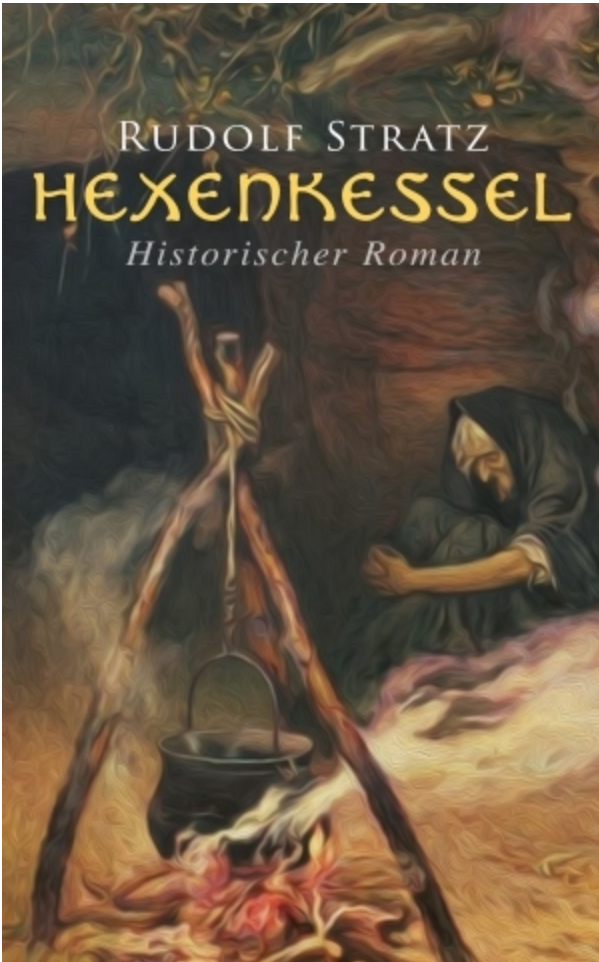
»Er grüßt sie jetzt alle Abende. Ich sehe so viele Sterne ... alle Abende sehe ich sehr viele Sterne fallen.«

»Und es werden doch nicht weniger. Es sind noch immer ebenso viele am Himmel. Es sind unzählige Sterne dort. Es ist wie die Liebe. Sie gibt und gibt immer von ihrem Reichtum ... und der große, goldene Schatz wird doch nicht geringer ...«

»Wie die Liebe, Adalbert!« ...

Ende

RUDOLF STRATZ
HEXENKESSEL
Historischer Roman



Hexenkessel: Historischer Roman

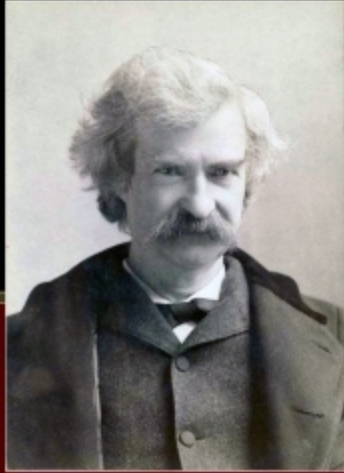
Stratz, Rudolf 9788026870920

250 Seiten [Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Dieses eBook: "Hexenkessel: Historischer Roman" ist mit einem detaillierten und dynamischen Inhaltsverzeichnis versehen und wurde sorgfältig korrekturgelesen. Aus dem Buch: "Der Märzabend dämmerte. Je mehr sich die beiden der Gedachtniskirche näherten, desto farbiger lockten, nach dem Grau des Alltags, die tausend Lichter der Nacht. Die grellen Augenpaare der Autos flitzten, die bunten Fronten der Kinos schrien, feurige Lettern huschten am schwarzen Himmel die Dachsimse entlang. Die zahllosen Läden leuchteten, lichtübergossen standen die Warenhäuser, schwarze Menschenmassen fluteten unten, im Geschrei der Zeitungsverkäufer, dem Blöken der Hupen, dem großen Jahrmarkt des Westens zu – der nächtlichen Amüsierstadt zwischen Joachimsthaler und Uhlandstraße, voll von Dielen und Bars, Kinos und Kabarets, Café- und Likörstuben, Tanzsälen und Spielklubs, Weinkneipen und Bierstätten." Rudolph Stratz (1864-1936) war ein erfolgreicher Romanschriftsteller.

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Mark Twain



*Die Schrecken
der deutschen Sprache*

Vollständige deutsche Ausgabe

Die Schrecken der deutschen Sprache - Vollständige deutsche Ausgabe

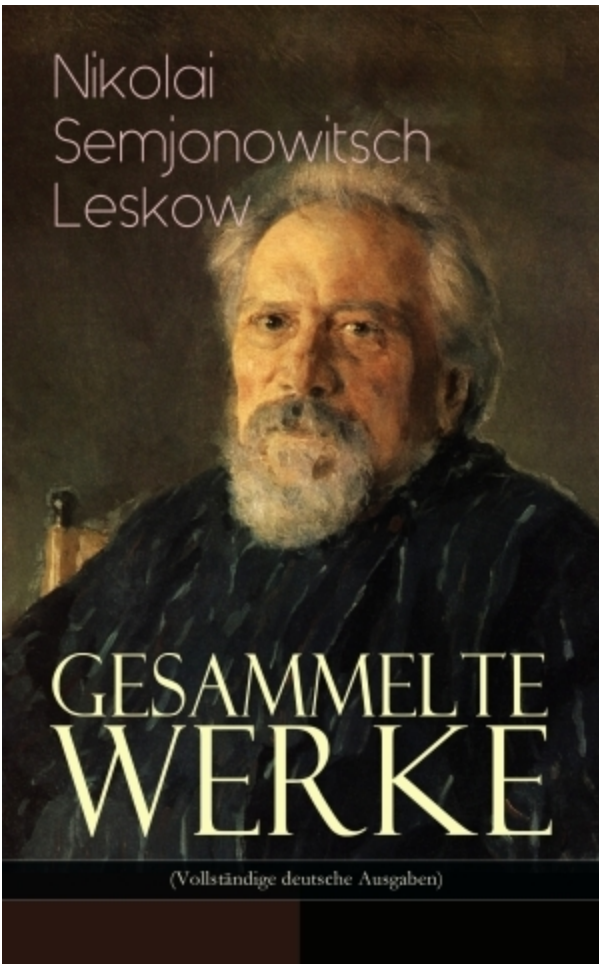
Twain, Mark 9788026824756

96 Seiten [Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Dieses eBook: "Die Schrecken der deutschen Sprache - Vollständige deutsche Ausgabe" ist mit einem detaillierten und dynamischen Inhaltsverzeichnis versehen und wurde sorgfältig korrekturgelesen. In A Tramp Abroad ("Bummel durch Europa", 1880) verarbeitete Twain Erlebnisse und Erfahrungen seiner zweiten Europareise von 1878, die ihn durch Deutschland, die Schweiz und Italien führte. In diesem Buch veröffentlichte er im Anhang auch den berühmten Aufsatz The Awful German Language ("Die schreckliche deutsche Sprache"), in dem er humorvoll die Eigenheiten und Schwierigkeiten der deutschen Sprache erläutert. Samuel Clemens (1835-1910), besser bekannt unter seinem Pseudonym Mark Twain - war ein US-amerikanischer Schriftsteller. Mark Twain ist vor allem als Autor der Bücher über die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn bekannt. Er war ein Vertreter des amerikanischen Realismus und ist besonders wegen seiner humoristischen, von Lokalkolorit und genauen Beobachtungen sozialen Verhaltens geprägten Erzählungen sowie aufgrund seiner scharfzüngigen Kritik an der amerikanischen Gesellschaft berühmt.

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Nikolai
Semjonowitsch
Leskow



GESAMMELTE WERKE

(Vollständige deutsche Ausgaben)

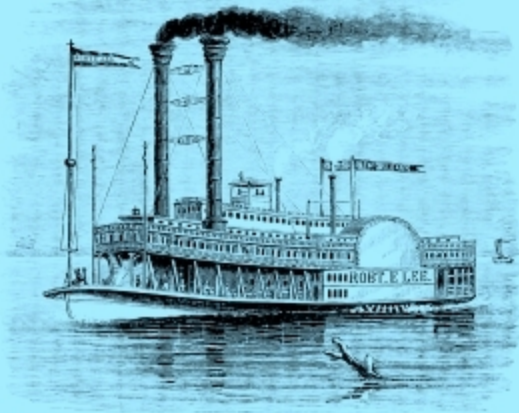
Gesammelte Werke (Vollständige deutsche Ausgaben)

Leskow, Nikolai Semjonowitsch 9788026865322

3600 Seiten [Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Dieses eBook: "Gesammelte Werke (Vollständige deutsche Ausgaben)" ist mit einem detaillierten und dynamischen Inhaltsverzeichnis versehen und wurde sorgfältig korrektur gelesen. Nikolai Semjonowitsch Leskow (1831-1895) war ein russischer Schriftsteller. Durch seine Erzählungen und Novellen erlangte er jedoch schließlich Anerkennung und galt zu Lebzeiten, neben Dostojewski und Tolstoi, als der bedeutendste russische Prosaautor. Inhalt: Die Lady Makbeth des Mzensker Landkreises Der versiegelte Engel Die Epopöe von Wischnewskij und seiner Sippe Anlässlich der Kreuzersonate Pawlin Eine Teufelsaustreibung Der Toupetkünstler Figura Das Tier Interessante Männer Der stählerne Floh Der Waldteufel Der unsterbliche Golowan [Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Das Beste von Mark Twain:



*Tom Sawyer + Huckleberry
Finn + Leben auf dem Mississippi +
Querkopf Wilson*

(Vollständige deutsche Ausgaben mit Illustrationen)

Das Beste von Mark Twain: Tom Sawyer + Huckleberry Finn + Leben auf dem Mississippi + Querkopf Wilson (Vollständige deutsche Ausgaben mit Illustrationen)

Twain, Mark 9788026824725

3100 Seiten [Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Dieses eBook: "Das Beste von Mark Twain: Tom Sawyer + Huckleberry Finn + Leben auf dem Mississippi + Querkopf Wilson (Vollständige deutsche Ausgaben)" ist mit einem detaillierten und dynamischen Inhaltsverzeichnis versehen und wurde sorgfältig korrekturgelesen. Samuel Clemens (1835-1910), besser bekannt unter seinem Pseudonym Mark Twain - war ein US-amerikanischer Schriftsteller. Mark Twain ist vor allem als Autor der Bücher über die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn bekannt. Er war ein Vertreter des amerikanischen Realismus und ist besonders wegen seiner humoristischen, von Lokalkolorit und genauen Beobachtungen sozialen Verhaltens geprägten Erzählungen sowie aufgrund seiner scharfzüngigen Kritik an der amerikanischen Gesellschaft berühmt. Inhalt: Tom Sawyers Abenteuer und Streiche Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten Leben auf dem Mississippi Querkopf Wilson Von Adam bis Vanderbilt (Verrückte Amerika-Geschichten): Adams Tagebuch Der Roman einer Eskimo-

Maid Mein Reisegefährte, der Reformator Ein Tischgespräch Die Geschichte des Hausierers Was mir der Professor erzählte Eine wahre Geschichte (Gerade so wiedererzählt, wie ich sie gehört habe) Wie Hadleyburg verderbt wurde Der große Rindfleisch-Kontrakt Der gestohlene weiße Elefant Tom Sawyer als Detektiv (Von Huck Finn erzählt) Eine Geschichte ohne Ende Eduard Jackson und Vanderbilt Die 1,000,000 Pfundnote Staatswirtschaft Mehr Glück als Verstand Kinderkrankheiten Der selige Benjamin Franklin Ein geheimnisvoller Besuch [Titel jetzt kaufen und lesen](#)



Mark Twain

*Autobiographische Abenteuergeschichten
und Memoiren:*

*Leben auf dem Mississippi +
Im Gold-und Silberland
(Lehr-und Wanderjahre) + Meine Reise
um die Welt + Aus meiner Knabenzeit
und viel mehr*

Autobiographische Abenteuergeschichten und Memoiren: Leben auf dem Mississippi + Im Gold- und Silberland (Lehr-und Wanderjahre) + Meine Reise um die Welt + Aus meiner Knabenzeit und viel mehr

Twain, Mark 9788026824718

1250 Seiten [Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Dieses eBook: "Autobiographische Abenteuergeschichten und Memoiren" ist mit einem detaillierten und dynamischen Inhaltsverzeichnis versehen und wurde sorgfältig korrektur gelesen. Samuel Clemens / Mark Twain (1835-1910) war vor allem als Autor der Bücher über die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn bekannt. Ab 1855 lebte er in St. Louis und plante, Lotse auf einem Mississippidampfer zu werden. Er begann eine entsprechende Ausbildung, erhielt 1859 seine Lizenz und war bis 1861 in dem Beruf tätig. Der Ausbruch des Sezessionskriegs 1861 brachte die Flussschifffahrt auf dem Mississippi und dem Missouri zum Erliegen, und Clemens wurde arbeitslos. Er setzte sich mit seinem Bruder Orion nach Westen ab. Samuel meldete sich in der neu gegründeten Siedlung Virginia City, Nevada, in der Menschen aus verschiedenen Ländern zusammentrafen, als Goldgräber. Doch

war die Arbeit in den Minen beschwerlich und finanziell wenig ertragreich. Daher arbeitete Clemens als Reporter für den Territorial Enterprise in Virginia City. Er berichtete aus den Saloons der Goldgräberstadt und brachte Klatschgeschichten, die manchmal hart an der Grenze zur Verleumdung lagen. 1863 musste er wegen eines Streits fluchtartig die Stadt verlassen. Jedenfalls hatte er mit seinen gut ausgeschmückten Reportagen für den Territorial Enterprise einen Anteil an dem Mythos, der sich rund um den "Wilden Westen" bildete. Seine Reisebücher basieren auf Schiffsreise nach Europa und in den Nahen Osten, die er 1867 unternahm. Twain verarbeitete Erlebnisse und Erfahrungen seiner zweiten Europareise von 1878, die ihn durch Deutschland, die Schweiz und Italien führte. Er veröffentlichte im Anhang auch den berühmten Aufsatz Die schreckliche deutsche Sprache, in dem er humorvoll die Eigenheiten und Schwierigkeiten der deutschen Sprache erläutert. Besonders prägte ihn jedoch laut seiner Reisebeschreibung der dreimonatige Aufenthalt in Heidelberg und dessen kurpfälzischer Umgebung, von der er begeistert schrieb.

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)